

Das ganz alltägliche Elend

Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.)

Unter redaktioneller Mitarbeit von Gerlinde Malli

Das ganz alltägliche Elend

Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus

Löcker

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des BKA, Sektion für Kunstangelegenheiten, des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur, des Magistrats der Stadt Wien, MA 7, Wissenschafts- und Forschungsförderung, des Landes Steiermark, Abteilung für Wissenschaft und Forschung, sowie der Abteilung für Soziales, Stadt Graz, Kulturamt, sowie des Amtes für Soziales, der Kammer für Arbeiter und Angestellte der Steiermark und der Akademie Graz

Projektteam: Johann Verhovsek, Gerlinde Malli, Cecile Huber, Manfred Omahna, Anita Niegelhell, Bettina Messner, Gilles Reckinger, Diana Reiners, Gerald Winter, Bernhard Wolf, Gabriele Skledar, Carmen Höfler

Ethnopschoanalytische Supervision: Florence Weiss (Universität Basel)

Inhaltliche und technische Bearbeitung der Texte: Gerlinde Malli, Gilles Reckinger, Diana Reiners, Barbara Neuwirt, Ulrike Körbitz, Petrisa Neureiter

Fotos: Bernhard Wolf

Inhalt

Elisabeth Katschnig-Fasch

Zur Einleitung	7
Graz: Macht und Ohnmacht	12
Begegnungen	15

Versagte Perspektiven

Johann Verhovsek

Prekäre Arbeitswelten	23
-----------------------	----

Gilles Reckinger

Bevor die Welle bricht	31
------------------------	----

Johann Verhovsek

Ein gewisses Maß von Freiheit – oder die Illusion davon	47
---	----

Gerlinde Malli

Schlussverkauf	61
----------------	----

Seiltanz	67
----------	----

Von der Fachkraft zur Warenaufräumerin	82
--	----

Eine neue Ära	93
---------------	----

Gerlinde Malli, Gabriele Skledar, Carmen Höfler

Please hold the line	96
----------------------	----

Johann Verhovsek

»Frei« wider Willen	106
---------------------	-----

Elisabeth Katschnig-Fasch

Zur Freiheit oder zum sozialen und kulturellen Tod?	118
---	-----

Unlösbar

Elisabeth Katschnig-Fasch

In der Spirale der Auflösung – Zur Krise der Schule	125
---	-----

Vor der Explosion	132
-------------------	-----

Ein Lehrer »zweiter Klasse«	150
-----------------------------	-----

Gerlinde Malli

Angestellt auf Zeit – Marginalisierung im Universitätsbetrieb	166
---	-----

Auf dem Weg ins Innere	171
------------------------	-----

Bettina Messner

Die beherrschte Freiheit Kunstschaffender	182
---	-----

Ohne Netz	187
-----------	-----

Gerald Winter

Betteln, um zu helfen	201
-----------------------	-----

Cécile Huber

Eine Sisyphus-Arbeit	210
----------------------	-----

Elisabeth Katschnig-Fasch

Die gefangene Generation	221
--------------------------	-----

Frauenleben-Männerleben

<i>Johann Verhovsek</i>	
Weg vom Land	227
<i>Cécile Huber</i>	
Der Auftrag	239
<i>Bernhard Wolf, Johann Verhovsek</i>	
Abgedrängt	253
<i>Anita Niegelhell</i>	
Ein eigenes Leben	265
Unklare Verhältnisse	276
<i>Gilles Reckinger</i>	
Zwischen den Welten	281
Ausharren	292
Pendlerdasein	299
Ausgegrenzt	
<i>Diana Reiners</i>	
Geduldete Fremde	303
<i>Cécile Huber</i>	
Jenseits der Schlagzeilen	308
<i>Manfred Omahna</i>	
Ein verlorener Raum	322
Leben an der Peripherie	326
Der Hausmeister	336
<i>Johann Verhovsek</i>	
Von oben gesteuert	345
<i>Elisabeth Katschnig-Fasch</i>	
Um zu verstehen	359
Kurzes Nachwort	363
<i>Bernhard Wolf</i>	
Spurenlos	365
Anmerkungen	373
Literatur	401
Autorinnen und Autoren	415

Zur Einleitung

Elisabeth Katschnig-Fasch

Die gegenwärtigen sozialen und kulturellen Umwälzungen und die rasanten Veränderungen wirtschaftlicher und politischer Strukturen treffen jede Einzelne und jeden Einzelnen, und viele in leidvoller Weise. Ihre weitgreifenden Folgen dringen tief in die alltäglichen Lebenswelten ein. Diese scheinbar unaufhaltsame und unumkehrbare Entwicklung kam gerade in Gang, als die industriellen Gesellschaften eine Art goldenes Zeitalter erreicht hatten, in dem man sich auf sozial geregelte und erworbene Sicherheiten verlassen zu können glaubte. Ihr Erfolg beruht auf der Ignoranz gegenüber lokalen kulturellen Bedingungen und ihren sozialen Gefügen. Angeblich angetreten, um allen Menschen Freiheit und Selbstverantwortung, Moral und Gleichheit zu gewährleisten, drängt die Logik und Struktur der Herrschaft der globalisierenden Ökonomie heute mehr und mehr Menschen aus dem Dabeisein. Zur Durchsetzung ihrer Wertssysteme wird gesellschaftliches Leiden in Kauf genommen und sogar geschaffen.

Die neue Gestaltung hat kein Sensorium für den einzelnen Menschen, für seine Biografie, für seine Gefährdung, für seine Sorgen und die zunehmende Unsicherheit, für sein Leben, das aus vielen Anfängen besteht, die zu keinem Ende mehr führen, in dem nichts mehr für länger ist und das sukzessive seine Eigenständigkeit und seinen Eigenwert verliert. Auf Generationen angelegte Institutionen und Werthaltungen sind in der kurzlebigen Gegenwart instabil geworden, Lebenszusammenhänge zerbrechen. Soziales Dasein muss ständig neu verhandelt werden, seine Regeln sind weder zu durchschauen, noch ist ihnen zu vertrauen. Herkömmliche Bindungen geraten ebenso unter die Räder wie moralische Verantwortlichkeiten. Sich auf nichts mehr zu verlassen, sich marktfähig zu halten, sich als Manager seiner selbst zu organisieren, das wird als Prinzip der Lebensgestaltung ausgegeben. Wer sich selbst nicht sichern kann, der hat verloren. Lebenssinn wird vom Funktionieren abhängig, Bewegung ist Getriebensein, Identität schwer festzuhalten. Die Schatten der neuen Verheißungen etablieren sich wie Naturgesetze und anders als in allen vorhergegangenen Krisen greift bei den gegenwärtigen Prozessen die eingefleischte Vorstellung vom stabilitäts- und ordnungssichernden Fortschritt und Wachstum des Wohlstandes als Hoffnungsträgerin nicht mehr. Das Besondere ist, dass dies alles mit den alltäglichen Praktiken eines fundamentalen Kapitalismus verwoben ist.

Ulrich Beck beschreibt mit der *Risikogesellschaft*¹ schon Mitte der 80er Jahre eindrücklich, dass das Leben des Einzelnen nicht mehr allein als Chance, sondern auch als Gefahr begriffen werden muss. Jener Teil der Gesamtbevölkerung, der mindestens vorübergehend der Arbeitslosigkeit ausgesetzt ist, steigt. Auch bisher als stabil geltende Milieus sind von Abwertung und Unsicherheit bedroht. Die

Spaltung der Gesellschaft läuft nicht mehr zwischen hoch und niedrig Qualifizierten, sondern mitten durch die Bevölkerung. Als Richard Sennett² die unmittelbaren Auswirkungen der neuen Arbeitsbedingungen auf die amerikanische Mittelstandsgesellschaft vor Augen führte, stellte er die Frage, was unter diesen Bedingungen überhaupt noch bewältigt werden kann. Diese Frage stellt sich heute vielen auch in Europa. Die immer lauter werdende Beschwichtigungsformel, es doch »schaffen zu können«, erfüllt sich immer seltener.

Zweifellos, es gibt Gewinner und Gewinnerinnen, diejenigen, die neue Marketing- und Managementstrukturen für sich zu nützen wissen und ruinöse Arbeitsverhältnisse, ein reduziertes Privatleben und brüchige soziale Sicherheiten durch Spitzeneinkommen, durch Erfolgserlebnisse oder durch öffentliche Anerkennung kompensieren können. Gemessen an den Versprechungen sind es wenige, und auch die wissen, dass sie ersetzbar sind. Gebrauchtwerden, die Basis eines befriedigenden Lebens, ist keine Selbstverständlichkeit mehr. Die Zahl derjenigen, die im Schatten leben, ist groß und sie wächst; die Menschen fühlen sich ausgeliefert. Im Wettlauf um die eigene Sicherheit gewinnen Intoleranz und Diskriminierungen nach sozialer Zugehörigkeit, nach Geschlecht und Alter wieder an Gewicht. Dabei sein oder nicht dabei sein, drinnen oder draußen, das ist die alles entscheidende Frage. Gleichzeitig verkümmert im Credo vom funktionierenden, flexiblen und von seiner Geschichte abgekoppelten, mobilen Menschen die Fähigkeit, die wachsenden Ungleichheiten wahrzunehmen. Die Tabuisierung unangenehmer Realitäten und Wahrheiten greift um sich. Jene, denen das »Projekt des eigenen Lebens« nicht gelingen will, klammern sich an den Glauben an ein nur vorübergehendes Dilemma oder geben auf.

Große Aufmerksamkeit hat die von Pierre Bourdieu und seinem Mitarbeiterstab herausgegebene Dokumentation zum *Elend der Welt*³ auf sich gezogen, mit deren einfühlsamen und greifbaren Lebensbildern an- und ausgesprochen wird, was öffentlich weder Wort noch Gehör findet. Diese umfassende Studie gibt ein schonungsloses Bild der französischen Verhältnisse und darüber hinaus der europäischen Gegenwartsgesellschaft. Das, was Menschen hier selbst berichten, wird als Effekt von ökonomischer Lage und den Zwängen, die mit ihrer sozialen Stellung im sozialen Raum einhergehen, erkennbar. Ihre Nöte schulden sich den gesellschaftlichen Widersprüchen der spät- bzw. der nachindustriellen Gesellschaft in ihrer paradoxen Verstrickung mit der ungerechten Verteilungslogik einer Wohlstandsgesellschaft. Diese Form des Leidens, das sich in zunehmendem Konkurrenzdruck, struktureller Arbeitslosigkeit, Sozialabbau, gesellschaftlicher Marginalisierung und immer deutlicherer Ausschließung breiterer Bevölkerungsgruppen etabliert, verstärkt sich mit der schleichenden Verabschiedung des Staates von seiner sozialen Verantwortung und der zunehmenden Deregulierung von Wirtschaft und Gesellschaft. Obwohl die mit diesem Werk ins Bewusstsein gebrachte Misere mit ganz spezifischen historischen und politischen Bedingungen verknüpft ist – etwa mit den problemhaften Lebensbedingungen der Migranten und Migrantinnen aus den ehemaligen Kolonien, mit den dramatischen

Ortseffekten der sozialen Marginalisierung in den Banlieues auf Bildung und Laufbahnen –, ist vieles, was Menschen in Frankreich berichteten, nun auch in Österreich Realität.

Bis in die frühen 90er Jahre war die »neoliberale Heimsuchung« hierzulande noch einigermaßen auszuhalten. Abgesehen davon, dass Österreich nicht unmittelbar mit den globalisierenden Beschleunigungseffekten der Kolonialpolitik konfrontiert war, konnte die Entfesselung der Marktwirtschaft durch das spezifisch österreichische sozialpartnerschaftliche Konsensmodell und durch eine aktive Beschäftigungspolitik zunächst noch gebremst werden. Die verstaatlichte Industrie und die traditionell eingebettete und kleinräumige Wirtschaftsstruktur von breitgefächerten, mittel- und kleinständischen Betrieben stellten bis dahin ausreichend sichere Arbeitsplätze für Angehörige niedriger Statusgruppen bereit; neoliberale Wirtschaftsideologie vorantreibende transnationale Konzerne gab es nicht. Dazu kam, dass die mit der Wirtschaftsliberalisierung einhergehende Individualisierung ihre Wirkung im historisch tief verankerten »Österreichertum« nicht in dem Maße entfalten konnte, wie in westlichen Hochindustriestaaten. Das spezifische Element der österreichischen Mentalität, Abhängigkeit für Sicherheit in Kauf zu nehmen, lag bis dahin im Beamtenwesen und seiner patrimonial-bürokratischen Gebundenheit sowie im konsequenten Ausbau des Sozial- und Wohlfahrtsstaates und in der garantierten sozialen Versorgung gut verankert. Man wähnte sich sicher, vertraute dem Staat und setzte auf seinen eigenen, im Kollektiv eingebetteten, bescheidenen, aber kontinuierlichen Aufstieg.

Das hat sich nun fundamental geändert. Die strukturbestimmenden Betriebe sind unter dem Druck der Weltmärkte unrentabel geworden, verstaatlichte Werke, Organisationen und Banken wurden und werden privatisiert und von überregionalen Konzernen übernommen, politische Entscheidungen haben sich der Diktatur der Wirtschaftseffizienz unterworfen. Damit verschwindet eine Sicherheit des Wohlfahrtsstaates nach der anderen. Sie werden nun als Fehlentwicklungen diskreditiert und abgebaut. Menschen, die darauf gesetzt haben, mit ihrem erworbenen Wissen und im Vertrauen auf einen kontinuierlichen Aufstieg einen entsprechend sicheren Arbeitsplatz und später eine lebenssichernde Pension zu bekommen, erleben die Entwertung ihrer erworbenen Qualifikationen und ihres Lebenswerkes. Ihre Laufbahnen, Gewohnheiten und Gewissheiten sind erschüttert. Die wachsende Gefährdung des Mittelstandes, die immer größer werdende Schere zwischen Arm und Reich, der Rückzug des Staates, die Zunahme informeller und unsicherer Arbeitsbedingungen, die Verschärfung der Konflikte um »Ausländer«, zunehmende Gewaltbereitschaft – das alles ist zugegen. Lokale Kulturen verlieren ihre Identität, Orte und soziale Räume werden an die Peripherie gedrängt. Unter den euphemistischen Begriffen Individualisierung, Flexibilisierung, Mobilität, Privatisierung verkommen tradierte Befindlichkeiten und Ordnungen, soziale Rechte werden ökonomischen Interessen angepasst. Die geringe Erfahrung der Österreicher und Österreicherinnen mit den Bedingungen und den Gesetzen, der Sprache und den Unterwerfungsmodalitäten der vorherr-

schenden anonymen Marktgesellschaft verunsichert und löst in allen Milieus Angst aus.⁴ Das historisch gut trainierte Vertrauen in den Staat ist erschüttert. Der Aufprall in einer neuen Realität geht mit materiellen Unsicherheiten, mit Beschränkungen der Lebensverhältnisse, mit sozialen Verschärfungen, mit einer spürbar gewordenen Bedrohung des Lebensgefühls und mit kulturellen Orientierungsverlusten einher.

Mit welcher Geschwindigkeit, mit welcher Konzentration und Heftigkeit sich die Entwicklung in den unterschiedlichen Ländern ganz bestimmte Problemzonen schafft, liegt an spezifischen historischen, politischen und gesellschaftlichen Bedingungen. Darunter aber haben sich die gesellschaftlichen Brüche und Abgründe in allen Industriestaaten verschärft. Das Verbindende ist, dass die neoliberale Herrschaft und ihre begleitenden dunklen Schatten prinzipiell keine nationalen Grenzen kennen. Das Ringen um ein eigenes Leben und die neoliberale Vorherrschaft im Ringen um ein globales Dabeisein »verbindet« im gleichzeitigen Zerfall nationalstaatlicher Souveränitäten.

Die große französische Gemeinschaftsarbeit *Das Elend der Welt*, die auf komplexer und ausgefeilter theoretischer Komposition beruht, gab uns zwar eine zentrale Orientierung vor, sollte aber als Gesamtkunstwerk nicht als eine Aufforderung zur entsprechenden Nachahmung verstanden werden. Vielmehr ging es darum, mit unseren Ressourcen und auch mit unseren spezifischen methodischen Zugängen das gegenwärtige gesellschaftliche Leiden an einem konkreten Lebensort in Österreich, der Stadt Graz, in Begegnungen mit hier wohnenden und arbeitenden Menschen zu erfahren und zu dokumentieren. Wie die französische Studie liefern die in diesem vorliegenden Buch gesammelten Beiträge weder abstrakte Diagnosen, noch distanzierte Analysen. Stattdessen kommen auch hier Menschen unterschiedlichster sozialer Herkunft und Position zu Wort, die ihre Erfahrungen des Leidens an der Gesellschaft zur Sprache bringen, das, was gesellschaftliches Elend außer materieller Not heute bedeutet: Mangel an Selbstbestimmung, soziale Nichtachtung, Ausgrenzungen, vielfältige Formen der Verletzung der Würde, Verlust von Perspektiven und – sukzessive – von Handlungskompetenzen. Sie berichten vom Niedergang traditioneller Berufswelten, von Verschärfungen der Situation am Arbeitsplatz, von der Degradierung ihrer Wohn- und Lebensräume, von ihrem Leiden an der zunehmenden Ausgrenzung und von ihrem Ringen um Anerkennung, die als menschliches Grundbedürfnis ebenso grundlegend ist wie Ernährung.⁵ Die Befragten geben mit ihren Worten »Zeugnis«⁶ von den Auswirkungen des gegenwärtigen gesellschaftlichen Umbaus auf ihr unmittelbares Leben, von ihrem von der neuen Herrschaftslogik einer globalisierenden Macht bestimmten Hier und Jetzt, und sie schildern, wie sie zurechtkommen, wenn sie auf sich selbst zurückgeworfen werden, und welche Möglichkeiten an Selbstbestimmung und Identität sie in den Netzen der Machenschaften anderer noch finden. Ihre Nöte, Hoffnungen und Enttäuschungen sind nicht nur Effekte der Beschränkungen der Lebensgestaltung, sondern immer auch Effekte ihres Lebensverlaufes und des sozialen Raumes, ihres Ortes,

an dem sie leben und arbeiten.⁷ Die Aussagen der Menschen gewinnen für die Leser und Leserinnen besondere Kontur, weil man sich in den unterschiedlichen Sichtweisen und Standpunkten, Dispositionen und Einstellungen wiederfindet, sich darauf beziehen und so mit den Befragten quasi in einen Austausch der Erfahrungen der Auswirkungen auf das eigene Leben treten kann.

Die gegenwärtige Fortschrittsgeschichte lässt die Menschen wie Gesichter im Sand verschwinden.⁸ Ihre Gefährdung zu benennen und die gleichwohl vorhandene Widerständigkeit der Menschen zu entdecken, das ist das Anliegen, das diesem Buch zu Grunde liegt. In einer Gegenwart der Erfolgsparolen ist über das, was einem das Leben schwer macht, oder über das Scheitern zu sprechen freilich mit Scham und Kränkung verbunden. Die eigene Einbindung in den schleichen- den Prozess der Verschattung nicht abzuwehren fällt nicht leicht und bleibt in der alltäglichen Kommunikation tabuisiert. Gleichzeitig ist das Bedürfnis nach Gehörtwerden auch grundlegender geworden, was erklären mag, dass alle von uns befragten Frauen und Männer auch in der außergewöhnlichen Situation eines Interviews ihre Verletzungen, ihre Einsichten und Erfahrungen mit unglaublicher Ausdruckskraft zur Sprache gebracht haben. Gehört zu werden, sich selbst im Gespräch wahrzunehmen und seine leidvollen Erfahrungen dann auch von gesellschaftlichen Bedingungen verursacht zu erkennen, war den meisten der Befragten ein Anliegen.

Die hier veröffentlichten Beiträge gehen zurück auf ein von der Abteilung Cultural Studies des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur gefördertes Forschungsprojekt, das am Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz unter dem Thema »Was das Leben schwer macht« (von Winter 2001 bis zum Herbst 2002) von einer interdisziplinären Arbeitsgruppe unter meiner Leitung durchgeführt wurde. Im Unterschied zum französischen Team etablierter Sozialwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen setzte sich unsere Gruppe neben erfahrenen Kollegen und Kolleginnen auch aus jüngeren, zum Teil noch in höheren Semestern Studierenden, zusammen. In befristeten und freien Beschäftigungsverhältnissen und in unterschiedlicher zeitlicher wie inhaltlicher Eingebundenheit waren mit dabei die Studierenden Gerald Winter, Gabriele Skledar, Carmen Höfler und die graduierten und diplomierten Kolleginnen und Kollegen – nicht nur aus ethnologischen Fachzugehörigkeiten, sondern auch aus der Soziologie, Geschichte, Kunstgeschichte, Sprachwissenschaft: Johann Verhovsek, Gerlinde Malli, Cécile Huber, Manfred Omahna, Anita Niegelhell, Bettina Messner, Gilles Reckinger, Diana Reiners und Bernhard Wolf. Theoretisch wie methodisch wurden die Einzelfallstudien im Team vorbereitet, in der gegenseitigen Kontrolle bearbeitet und bis hin zur Textualisierung gemeinsam diskutiert.

Zentral für das Gelingen der Projektforschung war die ethnopsychoanalytische Begleitung durch Florence Weiss, Dozentin für Ethnologie an der Universität Basel (Schweiz). Mit ihrer Arbeit konnten die Effekte der spezifischen Methode des sich Einlassens⁹ und der Beziehungsdynamik zwischen den Befragten und den Befragenden bewußt gemacht und die Auswirkungen, die dieses Thema auf jede

und jeden des Teams mit sich brachte, bearbeitet werden. Für diese, in der prekären Budgetlage der Förderungspraxis keineswegs selbstverständliche Unterstützung ist der Abteilung Cultural Studies des Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur zu danken. Mein Dank gilt auch den Institutionen, welche die Veröffentlichung ermöglichten. In erster Linie soll der Dank aber den Interviewpartnern und -partnerinnen gelten, die ihre Zeit und ihr Herzblut einbrachten, von ihren Lebens- und Arbeitsverhältnissen berichteten, uns ihre Lebensgeschichten erzählten und uns das, was ihnen das Leben schwer macht, anvertrauten. Durch sie lernten wir die Auswirkungen der Veränderungen und die Wirkungen der sozialen Position auf Lebenszusammenhänge verstehen. Ihre Erfahrungen, ihr Wissen, ihre Widerständigkeit möchten wir mit diesem Buch weitergeben. Ihnen ist diese Arbeit gewidmet.

Graz: Macht und Ohnmacht

Graz ist mit etwa 230.000 Einwohnern und Einwohnerinnen die zweitgrößte Stadt Österreichs, Landeshauptstadt der Steiermark, Universitätsstadt und gegenwärtig dabei, mehr als ein Jahrzehnt nach dem Fall des eisernen Vorhangs, ihre periphere Positionierung hinter sich zu lassen. Ihr Selbstverständnis bezog diese Stadt stets von innen und aus ihrer eigenen Geschichte. Bis in die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts war der kulturelle und soziale Fluss der Veränderungen gebremst, die beamtenbürgerliche Statik bestimmte die Lebensweise. Die Bürgerschaft formulierte die Rangordnung und beanspruchte die Definitionsmacht, dies umso deutlicher, als das ökonomische Kapital in dieser Stadt weitgehend fehlte. Sie spielte ihr Spiel der distinguierten Präferenz durch ihren Rückzug in eigene Stadträume. Während sich das wohlhabende Besitz- und Bildungsbürgertum in der östlichen Stadthälfte eingerichtet hat, blieb die dicht bewohnte westliche Stadthälfte, die Murvorstadt und die inneren Stadtbezirke, den Kleinbürgern und -bürgerinnen, den Handwerkern, den Armen und Fremden vorbehalten. Zur Wende ins 20. Jahrhundert wuchsen um die neu entstandenen Industrien im westlichen Teil die minderbeleumundeten Quartiere der Arbeiter. Mit dem Ersten Weltkrieg war die wirtschaftliche Prosperität auch schon wieder zu Ende. Tausende Flüchtlinge und Umsiedler kamen, die Wohnungsnot wuchs, die Fremdenfeindlichkeit stieg und provozierte im Rückkoppelungseffekt die deutsch-nationale Bewegung, die in der zweifelhaften Auszeichnung der »Stadt der Volkserhebung« mündete.

Die Eigenart des bürgerlichen Beharrungspotenzials der Stadt offenbart sich in der Abwehr jeglicher Modernität, die anderswo Städte veränderte, hier aber durch eine regelrechte Abschottung nach außen lange jede Öffnung in die Internationalität verhinderte. Erst die »kulturelle Revolution« der 68er Generation, der linksintellektuellen Nachkommen der wertkonservativen Bildungsbürgerschaft, konnte den Traditionalismus stören und mit neuen Ideen den politischen Stil die-

ser Stadt bewegen. Ihr Ruf nach einer menschengerechten Stadt führte zu klaren politischen Konsequenzen. Das politische Engagement der Jungen wurde als »Sonderweg« von der konservativen Partei der Stadtregierung angenommen, Bürgerinitiativen unterschiedlichster Intention wurden unterstützt und ins Leben gerufen: »Leben in der Stadt«, »Was ist uns die Stadt wert«, Initiativen zur umweltverträglichen Verkehrspolitik, gegen Spekulationsbauten, für die Altstadt-erhaltung. Mitbeteiligung an Planungsinitiativen und Abwägen der Meinung – so tönte die Stadtpolitik der 70er Jahre. Zu dieser Zeit entwickelte sich Graz zu einem regelrechten Biotop avantgardistischer Literatur und Architektur, und erlangte damit internationalen Ruf, von dem man heute nur noch träumen kann. Das Selbstbewusstsein der jungen Künstler wie Künstlerinnen und Intellektuellen beeinflusste den kulturellen Haushalt der Bewohnerschaft und die Bandbreite zwischen Anpassung und Widerstand. Der Kampf der Nicht-Mächtigen gegen ökonomische Zwänge und konservative Kräfte war, wenn auch nur für kurze Zeit, jedenfalls nicht vergeblich.

Anfang der 80er begann sich die Geisteshaltung einer menschengerechten Stadtentwicklung, die sich gegen eine Ideologie der wirtschaftlichen Prosperität um jeden Preis wandte, wieder auszudünnen, womit das Kippen des politischen Stils nicht mehr aufzuhalten war. Vordergründig wurde zwar noch ökologisch argumentiert, doch führten von nun an nur noch ökonomische Motive zum Ziel. Soziale und moralische Argumente wurden auf akademische Diskussionsebenen verschoben, Begründungen auf der Basis von wirtschaftlicher Rentabilität rückten in den politischen Vordergrund.

Gegenwärtig rüstet die Stadt zum internationalen Hochtchnologiestandort auf. Parallel dazu erlebt sie restaurative Begeisterungswellen, deren letzte nun in den Events zur »Europäischen Kulturhauptstadt 2003« einen vorläufigen Höhepunkt erreichte. Aus ihrer traditionellen Behäbigkeit drängt sie in die globale Konkurrenz. Politische Entscheidungen änderten sich ebenso wie die ethische Tönung der Bewohnerschaft.¹⁰ Ein Beispiel dieses neuen globalen Selbstverständnisses sozialer Gleichgültigkeit ist in der inzwischen ins Weltkulturerbe aufgenommenen Altstadt zu beobachten. Die Stadtverwaltung bereinigte mit der Renovierung der alten Bausubstanz der Innenstadt zugleich ihre »sozialen Schandflecke«. Um die aus Osteuropa »eingefallenen« Roma und die Obdachlosen tobten jahrelang erbitterte Auseinandersetzungen. Ihr Recht des Aufenthaltes wurde ihnen – dank eines engagierten Bürgermeisters und oppositioneller Widerstände – zwar nicht genommen, aber sie sind aus dem öffentlichen Leben verbannt. »Sie betteln leise und bewegungslos, in die Ornamentik der gottergebenen Demutsgestik verwandelt, ästhetisch integriert und sozial unsichtbar gemacht.«¹¹ Angesichts solcher Phänomene drohen so herzeigbare Auszeichnungen wie die kürzlich verliehene zur »Ersten Weltstadt der Menschenrechte«¹² zu einem Emblem zu verkommen. Nähe erzeugt noch keine soziale Wärme, noch weniger produziert die Umwandlung kultureller Unterschiedlichkeit in ökonomischen Profit eine solche, wenn auch Multi-Kulti-Szenen dies suggerieren.

Die Aufrüstung der Stadt hat eine Reihe gravierender Folgewirkungen nach sich gezogen, deren Konsequenzen deutlich erkennbar sind. So wurde zunächst die Innenstadt, bis in die 80er Wohngebiet vorwiegend älterer, wenig begüterter Menschen, gründlich umstrukturiert. Aus ihr wurde ein Zentrum internationaler Geschäftsketten und teurer Lokale. Alteingesessene Geschäfte weichen, internationale Logos und Fassaden verdrängen vertraute Orientierungen, in mittelalterlichen und barocken Gassen macht sich eine offensive Schanigartenwelt breit. Gesäubert und restauriert erwartet man die potenten Global Players, die Betuchten und die Welterfahrenen. Die in Geschichte und Geschichten gefasste soziale Wirklichkeit wird mit ästhetischen und wirtschaftlichen Signalen über-tüncht, während innerstädtische Einkaufsstraßen sterben und sich riesige Einkaufszentren metastasierend in die Stadtränder fressen.

Dass ausgerechnet in der Zeit, in der das Dasein aus seinen kulturellen Angeln herausgebrochen wird, der Begriff »Kultur« eine unglaubliche Hochkonjunktur erfährt, ist konsequent und hat Logik. Aufwändige Kulturprojekte werden in vom Strukturwandel betroffene Stadtzonen und Regionen gesetzt. Kulturarbeit, Kulturinitiativen und Kulturmanagement werden organisiert, die Kulturstadt ausgerufen. Kultur wird mit höchstem Aufwand inszeniert.¹³ Wenn Kultur aber als die Fähigkeit der Menschen, ihr gesellschaftliches Dasein in materialer, sozialer und ideeller Hinsicht sinnvoll, und das heißt, lebenserhaltend zu gestalten, verstanden sein soll,¹⁴ dann entlarvt sich die marktorientierte Funktionalisierung des Begriffes schnell als Legitimation, als ausgerichtete Krisenbeschönigung, die das Sterben einer intakten kulturellen Befindlichkeit hinter ihren vielfältigen, bunten und spektakulären Kulissen verbirgt.

Die historische Teilung der Stadt in zwei, nach sozialer Zugehörigkeit unterschiedliche Hälften, die »rote« auf der rechten Seite der Mur, die konservativ-bürgerliche auf der anderen, spiegelt sich nicht nur in unterschiedlichen Lebensverhältnissen wider, sondern auch in konträren Lebenswelten, die noch heute das kulturelle und soziale Gefüge dieser Stadt bestimmen. Dies zeigt sich in der Bewertung ihrer Wohngebiete, in der Verkehrsplanung, in stadtplanerischen Initiativen in den Bezirken, in Maßnahmen der Förderungen bestimmter Stadträume und im Vergessen anderer. Die gesellschaftliche Ungleichheit scheint sich gegenwärtig wieder zu verschärfen, nicht nur in der Ungleichheit der Verteilung der materiellen Güter, sondern auch in der ungleichen Verteilung von Etikettierungen, die sich einschließend oder ausschließend unmittelbar auf die Lebensqualität der Bewohnerschaft niederschlagen und ihre Möglichkeiten beeinflussen.

Die Abwärtsbewegung ist trotz der Mobilisierung deutlich spürbar: Steigende Anzahl informeller Arbeitsverhältnisse, sinkende Kaufkraft, Glücksgeschäfte, mehr und mehr Kleinkünstler und akademische Taxichauffeure. Neue Gruppen formieren sich. Zu den Bettlern und Sndlern gesellen sich drogen- und alkoholranke obdachlose Jugendliche. Die Gewaltbereitschaft steigt. Wenn auch von einigen politisch Verantwortlichen die soziale Lage ernst genommen wird,¹⁵ so bleiben konkrete Lösungen meist Hilfsorganisationen überlassen, die wiederum

unter dem politischen Kalkül der ökonomischen Effizienz ausgehungert werden. Wenn sich die Kultur einer Stadt erst einmal als Kultur der Verdrängung etabliert hat, wird auch das Aufrechterhalten moralischer Barrieren immer schwieriger. Graz ist anders, wie ihr Werbeslogan instruiert. Tatsächlich ist Graz aber nicht anders, da die politischen Interessen ebenso wie die wirtschaftlichen durch autonome Kräfte formuliert werden, die hier wie anderswo eine neue Ordnung herstellen. Aber wenn alles in Ordnung ist, hat die Verzweiflung bekanntlich ihre beste Zeit.¹⁶ Dass es dennoch gelingt, den damit einhergehenden Zwangslagen durch eine identitätssichernde, menschengerechte Politik entgegenzusteuern, bleibt als Hoffnung.

Begegnungen

Unsere Begegnungen führten uns in neue wie in alte Milieus, zu Menschen, die in informellen Dienstleistungsbereichen arbeiten oder als »neue« Selbstständige, sie führten zu Industriearbeitern, zu Angestellten, zu Universitätsangehörigen, in die Lehrerschaft, zu Helfenden, Asylanten und Migranten, zu Jungen wie Älteren, Fremden wie Einheimischen. Sie berichten, wie sie aus dem Getriebe der gesellschaftlichen Institutionen hinausgedrängt werden, wie das Eigene zum Fremden wird, aber auch, wie sie ihr Selbstwertgefühl in der profitorientierten Gegenwart noch zu schützen hoffen. In ihren Aussagen wird spürbar, was in der Flut oberflächlicher Benennungsszenarien (den positiven, wie den pessimistischen) verborgen bleibt. Die hier gesammelten 23 Lebensbilder von Frauen und Männern zeigen keine abgeschlossenen Mikrokosmen, sondern die vielfache Wirkung der kulturellen wie sozialen Verschiebung, durch die ihr Leben bewegt wird. Dieses gesellschaftsbedingte Elend muss aus der Perspektive derer verstanden werden, die es erfahren. Angesichts des »großen Elends« dieser Welt werden die Nöte der Menschen gern als unnötiges Jammern abgetan. Dabei wird eine Entwicklung ignoriert, die eben diese kleinen Nöte begünstigt. Für die Betroffenen ist ihr alltägliches Leiden eine Tatsache, das ihr Leben schwer macht und sie zunehmend isoliert. Zwar ist das, was unsere Interviewpartnerinnen und -partner zur Sprache bringen, nur von ihrem spezifischen Lebensort und Erfahrungsraum her zu verstehen, vor dem Hintergrund ihrer Lebensgeschichte, ihrer sozialen Zugehörigkeit und des Zeitflusses, gleichzeitig dokumentieren sie die Unerbittlichkeit eines gesellschaftlichen Elends, dem Menschen ähnlicher sozialer Lage unterworfen sind. Ihre Lebensbilder reichen daher weit über ihr konkretes Leben und verweisen auf eine beunruhigende Entwicklung, die nicht länger ignoriert werden kann. Wie Menschen behandelt werden, was sie erleiden, wie sie sich bewegen und einbringen können, ist ein untrüglicher Spiegel der sozialen Befindlichkeit und der Lebensqualität einer Gesellschaft.

Versagte Perspektiven

Wie wesentlich die Erwerbsarbeit für die Menschen zur Existenz- und Identitätssicherung ist, gerade in der fragilen spätmodernen postindustriellen Gesellschaft,¹⁷ zeigt sich darin, dass in allen Gesprächen die leidvoll erlebten Auswirkungen der veränderten Arbeitssituation auf das eigene Leben zur Sprache kommen. Die in dieser Kategorie gesammelten Interviews von Frauen und Männern – ein Arbeiter, ein Dienstleister, zwei Verkäuferinnen, eine Callerin und schließlich ein Journalist – berichten, wie sie immer mehr gegenüber einem immer kleiner werdenden Kern gesicherter, gut bezahlter und anerkannter Positionen verlieren. Sie geben Einblick, wie sie zurechtzukommen versuchen und ihren mit viel Selbstdisziplin erarbeiteten Status dennoch nicht halten können. Je höher der im sozialen Gefüge angesiedelte, einmal erworbene oder zu erreichen erhoffte Status ist, desto schmerzhafter ist sein Verlust und die Enttäuschung. Alles hängt an Merkmalen, die zu erwerben schwierig und dann auch noch zu behalten, immer unmöglicher wird. Die Befragten sind entweder zu alt oder sie haben das falsche Geschlecht oder sie können wegen der Kinder nicht flexibel genug sein. Mitunter scheint es dann auch nur ein »zufälliges Ereignis« zu sein, das sie zwischen kurzer Beschäftigung und erzwungener Erwerbslosigkeit, zwischen Selbstständigkeit und Abhängigkeit gefangen hält.¹⁸ Selbst bei jenen, die sich noch in relativer Sicherheit wähnen können, wächst die Angst. Sie distanzieren sich, kündigen ihre Loyalität, womit sich ihr Problem, das sie eigentlich abwehren, erst recht beschleunigt.

Nicht nur Frauen thematisieren ihre leidvollen Erfahrungen an der Stigmatisierung des »nutzlosen« Körpers. Der alte, übergewichtige oder kranke Körper wird in einer auf Fitness, Jugend, Mobilität, Flexibilität und Funktionstüchtigkeit eingeschworenen Arbeits- und Mediengesellschaft entwertet, er wird als »überflüssig« regelrecht legitimiert, womit auch der Ausschluss von den Arbeitspositionen, die Anerkennung und damit Identität gesichert haben, besiegelt ist.¹⁹ Von vorneherein verloren haben diejenigen, die hoffnungslos und müde geworden sind. Da fühlt sich nicht nur die 50-jährige Transitarbeiterin ausgesondert, auch ein 35-jähriger Arbeiter glaubt den Anforderungen nicht mehr gewachsen zu sein, um noch eine Zukunft planen zu können. Die auf den Körper konzentrierte junge Generation, deren Wertorientierungen eine Grenze zwischen einem besseren Leben und seiner Vernichtung nicht mehr ausmachen will, distanziert sich von der Eindeutigkeit der Werte älterer Generationen. Dies bedeutet, dass mit der Alleinherrschaft des fitten Körpers auch die Würde des Alters als verbindlicher Wert zur Disposition steht und die Kluft zwischen den Generationen wächst. Die sozialen und kulturellen Veränderungen schaffen auch Veränderungen des Verständnisses von sich selbst, erzeugen belastende oder nicht mehr handhabbare Widersprüche oder lassen die Selbstbestimmbarkeit in rätselhaften Abhängigkeiten, in Zwängen und Süchten der unterschiedlichsten Art erstarren. Damit werden die Selbstverständlichkeiten, die das Verhältnis der Generationen geregelt

haben, obsolet. Zwischen Emanzipation und Abhängigkeit, Hoffnung und Resignation, habituellen Gewohnheiten und universalen Trends schwimmen die Befindlichkeiten unserer Gegenwart und lassen das Leben zur täglichen Zerreißprobe werden.

Unlösbar

Das einzig wesentliche Ziel der staatlichen Verantwortung ist gegenwärtig eine den Vorstellungen des Wirtschaftsliberalismus entsprechend effiziente und moderne staatliche Organisation, welche die Bürger als Kunden und nicht länger als Verantwortete sehen will. Selbst rentable staatliche Betriebe werden privatisiert, der öffentliche Dienst wird ausgelagert, als hoffnungslos erstarrt und ineffizient diffamiert aufgelöst, die staatliche Zuständigkeit für das Fürsorgewesen und für Bildung wird zurückgefahren. Unterstützt von medialen Diskursen erzeugen diese Vorstellungen der Einsparungslogik neue und unerträgliche Wirklichkeiten vor Ort, die den Ruf nach Veränderung erst recht gerechtfertigt erscheinen lassen. Desaströse Zustände werden dann wiederum als Beweis der Ineffektivität angeführt und den hier Beschäftigten angelastet. Die eigentlichen Wirkungszusammenhänge bleiben verkannt, womit die Gründe der Auflösung kultureller und sozialer Sicherheiten in die Institutionen hineinverlagert werden, während die eigentlichen Betreiber dieser Dynamik andernorts zu suchen sind.

Den Rückzug der staatlichen Verantwortlichkeit spüren unweigerlich jene, die als die »linke Hand des Staates«²⁰, von der bürokratischen Gesetzesflut und den Anforderungen angesichts der desolaten Bedingungen, unter denen sie zu arbeiten haben, ausgebrannt und erschöpft sind. Einblick in die Konsequenzen des neoliberalen Umbaus des Staates auf das Schulwesen, auf die eigene Befindlichkeit wie die seiner Kollegenschaft und der Schüler eines Gymnasiums, gibt ein Schuldirektor. Er berichtet von der Aussichtslosigkeit, den Anforderungen gerecht zu werden, vom Wertewandel, vom substanziellen Abbau unter den neuen strukturellen Veränderungen und er erzählt, was aus seinen Berufsvorstellungen und -idealen unter den neuen Sparmaßnahmen und den von oben diktierten Regelungen geworden ist. Dass die Kollegenschaft zerfällt, beklagt ein »Lehrer zweiter Klasse«, der als Nicht-Pragmatist nun durch die strukturellen und inhaltlichen Veränderungen im bislang wertgeschützten Bildungssystem Gefahr läuft aussortiert zu werden, und um die existenzielle Sicherheit seiner Familie bangen muss. Eine junge Assistentin berichtet von ihrem aussichtslosen Kampf in der Arena um Prestige und Anerkennung, der Universität. Jetzt verstärkt sich die Erfahrung des Nicht-Dazugehörens durch die Ambivalenz weiblicher Sozialisation und den zunehmenden ökonomischen Effizienzdruck, der nun auch das akademische Feld beherrscht.

Auch das in der Stadt Graz besonders identitätsstiftende Feld der Kunst ist vom neoliberalen Umbau betroffen. Eine Künstlerin führt die prinzipielle Unvereinbarkeit zwischen dem Freiheitsbegriff des Marktes und dem der Kunst vor

Augen. Zwar ist ihre künstlerische Arbeit immer von potenziellen Subventions-trägern abhängig gewesen, dennoch blieb sie in einer Stadt, die in den 60ern und 70ern internationalen Ruf für ihre Avantgarde erlangen konnte, von der Unterwerfung unter die Marktgängigkeit weitgehend geschützt. Das hat sich seit den 90ern grundlegend geändert. Die Auswirkungen beeinträchtigen ihr Leben wie ihre Arbeit.

Obwohl die Stadt Graz im Vergleich zu anderen Städten Österreichs als »Erste Menschenrechtsstadt Europas« ein dezidiertes Signal setzte, bleibt Betreuungsarbeit und die unmittelbare Zuständigkeit den NGOs oder der Kirche nahestehenden Organisationen überlassen, die mit ihren hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen die Auswirkungen einer unwirksamen, weil nur noch der Marktlogik gehorchenden politischen Subventionsverwaltung kompensieren müssen und sich im Stich gelassen fühlen.

Frauenleben – Männerleben

Was die von uns Befragten in ihrer Lebensgeschichte erfahren haben, mit welchen Rollenbildern und unter welchen geschlechtsspezifischen Bedingungen sie aufgewachsen sind, das prägt und bestimmt in einer Weise auch ihre gegenwärtigen Lebenssituationen und -befindlichkeiten, scheinbar unabhängig davon, dass sich längst neue kulturelle Bilder und soziale Verhältnisse organisieren. Wie eng das Gefühl der eigenen Schuld, oder der Selbstvorwurf ein Versager zu sein, an kulturspezifisch unterschiedliche Geschlechterbilder und Konstruktionen gebunden ist und sich dieser Zusammenhang gerade in einer fragil gewordenen Welt der angeblichen Geschlechterindifferenz aktivieren kann, das führt ein spätmoderner Wanderer zwischen den Kulturen vor Augen. Das Lebensbild einer Putzfrau hingegen dokumentiert den enormen Druck am Arbeitsplatz dieses vorwiegend Frauen, Ausländern und Ausländerinnen zugewiesenen Gewerbes, ihre schlechte Position und schlechte Bezahlung, aber es zeugt auch davon, dass die »List des Handelns«²¹ damit nicht verloren sein muss. Frau Anna H. fühlt sich noch kompetent in dem, was sie gelernt hat und worauf sie von früher Kindheit an eingeübt wurde. Auch wenn die zunehmende Ausbeutung ihres Körpers bereits Beschwerden macht, so hat ihr Selbst noch einen Ort. Trotz ihrer tatsächlichen wie symbolischen Ausschließung von sorgenfreier Existenz konnte sie sich ihre Identität und ihre Selbstzufriedenheit bewahren und nach der Scheidung ihr »eigenes Leben« verwirklichen.

Viele der befragten Frauen brachten das Elend der sukzessiven Auflösung familiärer Verpflichtungen zur Sprache. Der Verlust der vermeintlichen Konstante Familie und der gleichzeitig aktivierten, habituell internalisierten Vorstellungen erzeugen Mangelgefühle, Sinnkrisen und darüber hinaus Bedürfnisse, die nicht mehr zu befriedigen sind. Wie ausweglos der Zusammenhang der erlernten geschlechtsspezifischen Perspektive und der Bedingungen, die die Individualisierung stellt, sein kann, erzählt eine junge Mutter, der die Liebesfrage zur exi-

stenziellen Falle geraten ist. Nicht nur, dass mit dem Tod der Familie die Suche nach einer »ganzheitlichen großen Liebe«²² unlösbare Konflikte produziert. Auf sich alleine gestellt verlieren Frauen mit Kindern schnell die Sicherheit formeller Arbeitsverhältnisse und geraten trotz oder gerade wegen Kindergeldaktionen und Wiedereinstiegsprogrammen in die Abwärtsspirale. Die allgemeine Abwertung der Bildungsqualifikationen bringt auch eine Akademikerin, alleinerziehende Mutter zweier studierender Kinder, in skandalöse Abhängigkeiten. Da traditionelle und institutionelle Formen der Angstbewältigung nicht mehr funktionieren, muss auch sie allein damit fertig werden.

Wie unterschiedlich, ja widersprüchlich, weibliche und männliche Verortungen und Positionen trotz einer gemeinsamen Lebens- und Herkunftsgeschichte auf Erfahrungen und Perspektiven nach wie vor wirken, verdeutlicht sich in einem Gespräch mit einem Grenzpendler-Ehepaar, das nun seit mehr als 30 Jahren in Graz lebt.

Ausgegrenzt

Nicht nur der soziale Ort, an dem Menschen aufgewachsen sind, sondern auch der, an dem sie leben, entspricht einer ganz bestimmten Verortung im sozialen Raum. Menschen, die durch das große Elend aus ihren Heimatländern vertrieben wurden, werden in einer auf kulturelle Lokalisierung trainierten Gesellschaft umso deutlicher an einen klar definierten sozialen Ort, einen von allen kulturellen, ökonomischen und sozialen Kapitalsorten ausgrenzenden, verwiesen. Im Zuhören, was ein jugendlicher Flüchtling aus Kamerun erzählt, wird die ganze Wucht der Mechanismen der Macht der medialen Zuschreibungen, der politischen Diskurse und der Fremdengesetzgebung in ihrer fatalen Wirkung auf sein Leben in Schwebelage deutlich.

Wie mächtig der Einfluss von Ökonomie und Politik auf den unmittelbaren Lebensort und Lebensmöglichkeiten seiner Bewohnerschaft ist, und wie belastend der »Effekt des Ortes« auch in einem bürgerlich dominierten Stadtgefüge werden kann, dokumentiert das Gespräch mit einer Bewohnerin eines Gemeindebaues. Sie berichtet von ihrem zunehmenden Gefühl, an diesem Ort zur Ausgrenzung verdammt zu sein, sie erzählt von ihrer Isolierung und ihrer Resignation. Die Ursachen liegen nicht an diesem »problematischen Ort«, sie liegen vielmehr in politischen und wirtschaftlichen Machtkämpfen, die die Ohnmacht der Bewohnerschaft an diesem verlorenen Ort bereits besiegelt hatten, noch ehe diese in die ehemals gedachte »Vorzeigesiedlung des sozialen Wohnbaues« eingezogen sind. Aus der Sicht des Hausmeisters gewinnen diese Effekte noch zusätzlich Kontur. Er berichtet von psychischen und physischen Aggressionen zwischen den Generationen und einem Klima der Sinnlosigkeit. Von ähnlichen Auswirkungen des Zerfalls städtischer Urbanität berichtet auch eine Kaffeehausbesitzerin, die durch das Sterben der traditionellen Geschäfte und die soziale Veränderung gezwungen wurde, ihr kleines, in der nunmehr als »Kulturhauptstraße« ausge-

zeichneten Gasse gelegenes Lokal zuzusperren. Abgeschnitten von Perspektiven entzündeten sich hinter der Kulisse einer Multi-Kulti-Szene Rassismen und Ausgrenzungsmechanismen und lassen das Zusammenleben von Fremden und Einheimischen nicht gelingen.

Die einzelnen Interviews²³ werden durch einen objektivierenden, von theoretischen Interpretationen weitgehend freigehaltenen Text gerahmt – als ethnografische »dichte Beschreibungen« der Lebenssituation und Lebensgeschichte, der sozialen Bedingungen und der Konditionierungen, der Begegnungssituation und der Gesprächsumstände. So sollen »die Dinge des Lebens« zu greifbaren Lebensbildern, der Mikrokosmos der erzählten Erfahrungen mit dem Makrokosmos der Gesellschaft und Ökonomie verbunden werden. Damit wird die Verwobenheit der sozialen und kulturellen Prägung der Menschen mit ihrer sozialen Position und ihrer Perspektive transparent und letztlich zu einer Einheit von Verstehen und Erklären geführt. Um die Lebenssituationen in einigen Aspekten im Kontext der gesellschaftlichen Entwicklung fassbar machen zu können, geben Zwischentexte den Blick auf die objektiven Veränderungen des Arbeitsmarktes frei, auf die Schulsituation, jene der Universität, der Kunstszene, der Migration, auf die spezifische Situation des Grenzpendelns oder jene des spätmodernen Beziehungsdilemmas. Die Gespräche und Begegnungen sind mit ihren Rahmentexten so verfasst, dass sie jeweils für sich stehen und so gelesen werden können. In der thematischen Zuordnung der einzelnen Kategorien sind sie auch miteinander verbunden und vermitteln damit unterschiedliche Perspektiven und Erfahrungen. Die Ordnung nach Themenfeldern entspricht bestimmten Schwerpunkten. Was den Gesprächspartnern das Leben schwer macht, reicht freilich über diese Kategorien hinaus und findet sich in anderen Lebensbildern wieder, was den komplexen Zusammenhängen und der Mehrdimensionalität des sozialen Kosmos entspricht, der das Leiden und die Nöte verursacht und begünstigt.

Versagte Perspektiven

Johann Verhovsek
Prekäre Arbeitswelten

Gilles Reckinger
Bevor die Welle bricht

Johann Verhovsek
Ein gewisses Maß von Freiheit oder die Illusion davon

Gerlinde Malli
Schlussverkauf
Seiltanz
Von der Fachkraft zur Waren-Aufräumerin
Eine neue Ära

Gerlinde Malli, Gabriele Skledar, Carmen Höfler
Please hold the line

Johann Verhovsek
Frei wider Willen

Elisabeth Katschnig-Fasch
Zur Freiheit oder zum sozialen und kulturellen Tod

Prekäre Arbeitswelten

Johann Verhovsek

Die Verheißung

Wenn der gegenwärtigen Krise der Arbeitsgesellschaft etwas Positives zugesprochen werden könnte, dann die Tatsache, dass ihr Zustand, ihr Sinn und ihre Zukunft in Frage gestellt werden. Allerdings drehen sich die zahlreichen Debatten über die moderne Arbeitswelt im Kreis, weil sie von einem einzigen Menschenbild der Wirtschaftswissenschaften geprägt sind, dem homo oeconomicus. Dieses Idealbild des zweckrational agierenden und denkenden Akteurs, der bereitwillig und bedingungslos als »arbeitender Trabant« um »die Sonne des Kapitals und des Marktes«²⁴ zu kreisen hat, bildet die Grundlage für einen machtvollen Diskurs, der die Menschen endgültig nach den Erfordernissen des kapitalistischen Wirtschaftssystems formen soll. Dafür nehmen es die meisten Ökonomen in Kauf, mit ihren Theorien dem Subjekt fremd oder gleichgültig, ja kalt, gegenüberzustehen.²⁵ Die Leiden der Menschen, ihre Gefühle, ihre historisch bedingten Dispositionen treten zurück hinter die abstrakten Gedankengebäude einer als universell bezeichneten ökonomischen Theorie, die mit der Verheißung des größtmöglichen Glücks lockt.

Auch im Ursprung des in den letzten 20 Jahren rund um den Globus etablierten »Turbokapitalismus«, einem System der Profitmacherei im Hochgeschwindigkeitstempo,²⁶ stand ein solches Versprechen. Es verkündete die totale persönliche Freiheit für alle und eine gesicherte Zukunft mit ungeahnten Möglichkeiten, wenn die Menschheit bereit ist, sich auf eine freie, auf uneingeschränktem Privateigentum basierende Marktwirtschaft einzulassen.²⁷ Im neuen Gemeinwesen – so die Verheißung – sollten sich Individuen und Unternehmen in bedingungsloser Konkurrenz gegenüberreten und, auf den Prinzipien von Selbstbestimmung und Eigenverantwortung aufbauend, ein grenzenloses Wachstum von Wirtschaft und gesellschaftlichem Reichtum hervorbringen. Der im Sinne des Neoliberalismus »freie Bürger«, der seinen Eigeninteressen entsprechende rationale Entscheidungen treffen könne, garantiere demnach individuellen Wohlstand und soziale Stabilität. Befreit von den Zwängen überkommener Lohnarbeit, starren vertraglichen Arbeitsregelungen, gewerkschaftlichen Bindungen und den Bevormundungen des Staates steuere dieser Weg in »eine große Gesellschaft auf dem höchsten Stand ihrer Entwicklung«.²⁸ Diese Botschaft signalisiert Fortschritt, Allgemeininteresse und Wertfreiheit, indem sie Gewinne für alle und völlige Chancengleichheit verspricht.²⁹ Mit Bedacht verschwiegen werden die speziellen Klasseninteressen, die hinter der Durchsetzung dieses rein kapitalistischen Modells stehen. Verschwiegen werden die Warnungen davor,

dass rapides ökonomisches Wachstum gepaart mit einer rasanten technologischen Entwicklung nur wenige begünstigt. Nur wer die veränderten Strukturen in Produktion, Marketing und Management am besten und rücksichtslosesten für sich zu nutzen weiß, profitiert. Die lancierte naive Vorstellung, dass diese neue Elite von sich aus die Verlierer und Verliererinnen voll entschädige und damit das Gemeinwohl sichere, bildet ein weiteres Detail der neoliberalen Vernebelungsstrategie.

Neben diesen fundamentalen Täuschungen verbirgt sie ihren konservativen Kern geschickt hinter einer fortschrittlich und modern klingenden Rhetorik, die sich mit folgenreichen symbolischen Umwertungen verbindet. So galt etwa die Arbeiterbewegung noch in den 60er und 70er Jahren als progressive gesellschaftliche Bewegung, der »das Kapital« mit seinen veralteten Konzepten gegenüberstand. Mittlerweile ist es das Unternehmertum, das in der Öffentlichkeit als die moderne und fortschrittliche Kraft angesehen wird. Ihm gegenüber haben heute die Arbeitnehmerverbände den Ruf, bloß starre und unflexible Organisationen zu sein, die ihren Traditionen folgend, obsolet gewordene Konzepte verteidigen.³⁰ Die reale Grundlage dieses symbolischen Machtwechsels liegt darin, dass sich mit dem dramatischen Anstieg der Arbeitslosigkeit die Machtverteilung zu Ungunsten der Arbeitnehmerschaft verschoben hat. Im Kapitalismus ohne Reservearmee der Nachkriegsjahrzehnte erfuhren die von der Wirtschaft dringend benötigten Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen noch einen offenen Zugang zur Welt der Lohnarbeit, die Schutz, Sicherheit und Aufstiegschancen bereitstellte. Mit der Ölkrise der 70er Jahre begann sich das Blatt zu wenden. Eine stetig steigende Zahl von Arbeitssuchenden konkurriert seither mit den Beschäftigten. Nun diktiert der Markt die Bedingungen, die über den Zugang zur Arbeitswelt entscheiden.

Das Ende der kommunistischen Systeme und der triumphal inszenierte Sieg des Kapitalismus, der seit damals als Gesellschaftsform ohne Alternative gehandelt wird, verstärkte den Effekt der systematischen Umdeutung. Nun konnte plausibel argumentiert werden, dass zentralstaatliche Ordnungs- und Planungsmacht starre und entwicklungsschwache Gesellschaften hervorbringe,³¹ die unweigerlich im Chaos und Elend enden müssen. Die neokapitalistische Revolution erschien ab diesem Zeitpunkt als unabdingbares »Naturereignis«,³² als Sieg der einzigen Vernunft. Der Marktfundamentalismus transportierte seine Logik über Begriffe, die seit diesen Jahren gebetsmühlenartig von Politikern und Politikerinnen beinahe aller Coleurs mit Vehemenz vertreten werden und die Wirtschaftsberichte der Medien dominieren: Freier Markt, Deregulierung, Privatisierung, Entstaatlichung, Ausgliederung, Wettbewerb, Flexibilisierung, Globalisierung.³³ Die Ökonomisierung aller Lebensbereiche hat auf diese Weise auch im alltäglichen Sprachgebrauch der Menschen deutliche Spuren hinterlassen und stützt die Ideologie der herrschenden Macht- und Unterdrückungsverhältnisse. Stehende Sätze, wie »Der Markt diktiert« oder »Angesichts der Globalisierung ist staatliches Handeln unmöglich geworden« oder »Massenarbeitslosigkeit ist heute

unvermeidbar«, rechtfertigen das bestehende System und stellen, solange sie widerstandslos hingenommen werden, Akte der Unterwerfung und Anpassung dar. Die symbolische Herrschaft, die in diesen Begriffen und Sätzen festgelegt ist, wird denjenigen bewusst, die sie in Frage stellen wollen. Sie werden umgehend als »Modernisierungsfeinde« und »Antiliberale« diffamiert.

Zum neusprachlichen Wortschatz der ökonomischen Modernisierer gesellte sich vor kurzem ein bislang bei uns noch völlig unbekannter Ausdruck und verbreitet größte Unruhe. Es ist die Rede von einem möglichen »Double-Dip-Szenario«³⁴ der Wirtschaftsentwicklung in den USA, das allen zweckoptimistischen Prognosen zum Trotz eintreten und die globalisierte Weltwirtschaft lähmen könnte. In den Ländern der europäischen Union stimmen die Marktexperten seither die Menschen via Medien darauf ein, dass der ersehnte wirtschaftliche Aufschwung ausbleiben oder nur minimal ausfallen dürfte. Von der Unabhängigkeit des liberalisierten europäischen Wirtschaftsraumes ist zur Zeit nichts mehr zu hören. Springt der amerikanische Konjunkturmotor nicht an, dann befürchten die Experten auch für die EU-Staaten Schlimmes. Ohne Wirtschaftswachstum sinken die Unternehmensgewinne und mit ihnen die Steuereinnahmen. Um das augenblicklich höchste Ziel der staatlichen Wirtschaftspolitik, den Sparkurs, nicht zu gefährden, werden Maßnahmen der Beschäftigungs- und Sozialpolitik zurückgenommen. Und da gleichzeitig die Unternehmen auf die Krise mit Rationalisierungen, in der Regel mit Stellenabbau, reagieren, gilt ein weiterer verstärkter Anstieg der Arbeitslosigkeit als sicher.

Für jene, die schon jetzt arbeitslos sind oder in prekären Beschäftigungsverhältnissen stehen, verringern sich damit die Chancen, wieder Anschluss zu finden. Ihr Schicksal ist ein denkbar unbestimmtes und unbestimmbares. Sie können ihre Arbeitskraft am wachsenden Markt der Billigjobs anbieten, der für die meisten eine Spirale nach unten bedeutet, weil hier Dequalifizierungs- und Verarmungsprozesse die Regel sind. Sie können sich auf Eigenkosten um Weiterbildung bemühen, mit der Hoffnung, dann doch noch irgendwo gebraucht zu werden. Diese viel gepriesene Strategie einer Berufskarriere durch Höherqualifizierung scheitert häufig daran, dass heute eine Fülle von zusätzlichen Diskriminierungsfaktoren am Arbeitsmarkt wirksam sind. Alter, Geschlecht, Aussehen, Krankheit, zu wenig Praxis und paradoxerweise auch Überqualifizierung können den Zugang in die Arbeitswelt trotz größter Anstrengungen und offensichtlicher Willigkeit versperren. Als letzter Ausweg bleibt der Schritt in die Selbstständigkeit, der, aus einer Situation unsicherer Lebensverhältnisse und fehlender ökonomischer Ressourcen heraus gegangen, oft wieder in einem Dasein am Rande des Existenzminimums endet.

Denjenigen, die sich in der »Zone der Prekarität«³⁵ befinden, bleibt so nur mehr die Wahl zwischen »Armut mit Arbeit und Armut ohne Arbeit«³⁶, wobei der zweite Weg in der Regel mit gesellschaftlichem Ausschluß sanktioniert wird. Das dünner werdende Netz sozialer Sicherheiten ist jenen vorbehalten, die noch einer arbeitsrechtlich geregelten Erwerbsarbeit nachgehen. Für eine immer größere

Bevölkerungsgruppe wird die Koppelung von Arbeit und Absicherung, die den sozialen Kompromiss der 60er und 70er Jahre bestimmte,³⁷ zum unerreichbaren Ziel. So steigt der Druck, Arbeit um jeden Preis anzunehmen und sich den immer höher geschraubten Forderungen nach Flexibilität, Mobilität, Leistung und Unterordnung anzupassen. Gerade zu einem Zeitpunkt, zu dem der gesellschaftliche Reichtum kaum vorstellbare Ausmaße angenommen hat und die modernen Technologien die Grenzen des Möglichen weit hinausgeschoben haben, werden die systematisch vereinzelt und verunsicherten Menschen dazu gezwungen, ihr Selbstverständnis den äußeren, wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten völlig unterzuordnen. Die Chancen auf eine Teilhabe an existenzsichernder Erwerbsarbeit sind von verschiedenen Merkmalen abhängig: Von der sozialen Herkunft, der Geschlechtszugehörigkeit, der Ethnie, den ökonomischen, kulturellen und sozialen Ressourcen. Gemeinsam tragen sie das Schicksal, in einem Klima der Angst und Prekarität leben zu müssen.

Zur Entwicklung in Österreich

Die Zeit nach 1945 war auch in Österreich auf einem neuen Modell gesellschaftlicher Konfliktregelung und Integration aufgebaut. Man hatte damit auf die Fehler der Zwischenkriegszeit reagiert, in der die Klassengegensätze durch die politische Kultur noch verschärft worden waren. Um den nötigen Ausgleich zwischen den Klassengegensätzen zu gewährleisten, wurde auf ein regulierendes System relativ umfassender korporativer und parteipolitischer Repräsentation gesetzt, um damit die Konfliktaushandlung zwischen den sozialen Gruppen zu befrieden.³⁸ Das Kernstück dieser politischen Kultur bildete in Österreich die Sozialpartnerschaft, in der Arbeitnehmer- und Wirtschaftsverbände in interessenausgleichender Kooperation sozial- und wirtschaftspolitische Aufgaben übernahmen, die in anderen Ländern allein von staatlichen Instanzen geregelt wurden. In der Eintracht an sich konfligierender Parteien kam es zu Kompromissen, die die Erträge des Wirtschaftswunders nahezu allen Bevölkerungsgruppen zugänglich machten. Ein weiteres Standbein des Ausgleichs der Klassengegensätze bildete die Verstaatlichte Industrie, in der die Beschäftigtenzahlen trotz der Krisen in der industriellen Produktion bis in die 80er Jahre durch staatliche Regulierungen stabil gehalten wurden.³⁹ Das österreichische Wohlfahrtsstaatsmodell nivellierte auf diese Weise lange Zeit die schroffen Klassenspaltungen aus der Epoche der Industrialisierung, und auch bei den Arbeitern schwanden die Merkmale der »Proletarität«, die in unsicheren Beschäftigungsbedingungen, sozialer Rechtlosigkeit und relativ geringen Qualifizierungschancen bestanden.⁴⁰

Neoliberale Strategien auf regierungspolitischer Ebene setzten in Österreich Mitte der 80er Jahre ein. Die Wirtschaftskrise am Beginn dieses Jahrzehnts und das kontinuierliche Ansteigen der Arbeitslosigkeit ab 1983,⁴¹ aber vor allem auch das Ende der Ära Kreisky waren Anlass, eine zunächst noch sehr behutsame Modernisierung der Wirtschaftspolitik nach neoliberaler Muster einzuleiten. Im

Wirtschaftsbericht der Koalitionsregierung SPÖ/FPÖ im Jahr 1985 erhielt das Modell des Keynesianismus⁴² erstmals eine deutliche Absage, indem man es zu einer kurzfristigen Politik des Durchtauchens degradierte.⁴³ Ab diesem Zeitpunkt erhielt eine restriktive Budgetpolitik Vorrang gegenüber dem alten Ziel der »Vollbeschäftigung um jeden Preis«, das die 70er Jahre geprägt hatte. Insgesamt läuft die staatliche Arbeitsmarktpolitik seither verstärkt darauf hinaus, die steigende Arbeitslosigkeit zu verwalten, anstatt Arbeitslosigkeit durch aktive Beschäftigungspolitik abzubauen.⁴⁴

Stabile und geschützte Arbeitsbedingungen in den Wohlfahrtsstaaten kamen Anfang der 80er Jahre in den Ruf, an den weltwirtschaftlichen Krisen schuld zu sein. Das neokonservative wirtschaftsideologische Paradigma erklärte die Regulierungen durch sozialstaatliche und arbeitsrechtliche Maßnahmen zum Sündenbock, der für das Ende der Hochkonjunkturphase verantwortlich sei. Durch sie werde das freie Spiel der Marktkräfte und die Dynamik der Wirtschaftsentwicklung behindert, behaupten seither die Protagonisten der neuen Ökonomie. In Österreich standen Diskussionen um Privatisierungen und die Liberalisierung des Kapitalmarktes am Beginn der schrittweisen Übernahme dieses Modells. Privatisierungen wurden zuerst im Banken- und Mineralölbereich umgesetzt, sie griffen Ende der 80er Jahre auf den Energie- und Verkehrsbereich über und erfassten 1993 auch die Verstaatlichte Industrie.⁴⁵ Die Steuerreformen der 90er Jahre zeigten bereits deutliche neoliberale Züge. Sie waren darauf ausgerichtet, den Wirtschaftsstandort Österreich zu sichern.

Zugleich wurde der Arbeitsmarkt in Österreich flexibilisiert, die Zahl an Teilzeit- und geringfügig Beschäftigten und Leiharbeitern stieg kontinuierlich⁴⁶ und die Normalarbeitsverhältnisse erodierten.⁴⁷ Befristete Werkverträge, die viele Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen aus den sozialrechtlichen Schutz- und Anspruchsbestimmungen herauslösten und in die Scheinselbstständigkeit zwangen, ersetzten die lange Zeit kollektiv geregelter Arbeitsverträge und unterstützten die Vereinzelung der Lohnabhängigen. Entgegen den Versprechungen konnte die zunehmende Deregulierung und Individualisierung der Arbeitswelt auch hierzulande den Anstieg von Arbeitslosigkeit und Armut nicht verhindern.

Obwohl in der österreichischen Politik die neoliberalen Konzepte erst verspätet zur Anwendung kamen, sind die Auswirkungen gegenwärtig bereits deutlich sichtbar. Der »Austro-Liberalismus« hat in kurzer Zeit zu einer Verschlechterung der Beschäftigungs- und Einkommensverteilung und zu einer Vergrößerung der Differenzen zwischen Arm und Reich geführt. Die Krise der Staatsfinanzen wird unhinterfragt auf die Krise des Sozialstaates reduziert. Dies legitimiert in den Augen der Regierenden den Weg einer stufenweisen Beschneidung der Sozialausgaben. Die Umverteilung von »unten nach oben« ist in Österreich nach außen hin zwar noch nicht so sichtbar wie in den USA oder Großbritannien, den Vorreitern der neoliberalen Revolution, in verarmten städtischen Bezirken und in ländlichen Lebensräumen abseits von Industrie und Fremdenverkehr kann man die Konsequenzen des modernen Pauperismus aber längst beobachten. Die vom

freien Kapitalismus zur Kategorie der »Überflüssigen der Gesellschaft« Erklärten und diejenigen, die sich im »Prozess des Überflüssigwerdens«⁴⁸ befinden, können sich hierzulande noch einige Zeit hinter prekären Bastelexistenzen verbergen. Ihre Existenzen bestehen aus einer Mischung zwischen abgestufter Teilhabe und weitgehendem Ausschluss von den Begünstigungen der Erwerbsarbeitsgesellschaft. Die Verschärfung der sozialen Ungleichverteilung zwischen Männern und Frauen, Inländern und Ausländern, den Bewohnern von Zentren oder peripheren Regionen und die verstärkte Diskriminierung von bestimmten Altersgruppen, von Behinderten, Kranken und denjenigen, die dem geforderten Leistungsdruck nicht gewachsen sind, ist evident.⁴⁹ Sie bleibt, wenn nicht energische wirtschafts- und sozialpolitische Gegenmaßnahmen ergriffen werden, auch in Österreich nicht länger im Verborgenen.

Am Ende der Arbeitsgesellschaft?

Als sich vor etwas mehr als zwei Jahrzehnten abzeichnete, dass durch den verstärkten Einsatz neuer produktivitätssteigernder Technologien und die Auslagerung der Produktion in Billiglohnländer der Bedarf an Arbeitskräften in der westlichen Arbeitsgesellschaft sinken würde, machte das Schlagwort der »Zwei-Drittel-Gesellschaft« Karriere. Demnach werde sich ein Drittel der Gesellschaftsmitglieder in Hinkunft mit der Tatsache abzufinden haben, vom existenzsichernden Arbeitsmarkt und damit vom Wohlstand ausgeschlossen zu sein. Diese »natürliche Rate der Arbeitslosigkeit« und die daraus resultierende gesellschaftliche Spaltung in Eliten und Heloten müsse hingenommen werden. Immerhin profitiere die Mehrheit der Gesellschaft von dieser Entwicklung. Dies sei zwar für die Verlierer hart, für eine gedeihliche Wirtschaftsentwicklung in der modernen Wissensgesellschaft aber insgesamt unerlässlich.

Daneben existierten auch sozialromantische Utopien. Wenn die Arbeit ausgeht, so die Logik dieser Visionen, dann verlieren die Machthaber der Arbeitsgesellschaft auch die Grundlage ihrer Herrschaft. Sie würden ihre Verfügungsmacht über die lebendige Arbeitskraft, die immer weniger gebraucht werde, abgeben. Die Arbeitslosigkeit werde normal und entproblematisiert,⁵⁰ entstigmatisiert und seinen Trägern und Trägerinnen kein Unbehagen mehr bereiten.⁵¹ Die Bedeutung von Erwerbsarbeit werde zurückgehen und die Menschen sollten an die Zeit nach der Arbeitsgesellschaft zu denken beginnen. Diese optimistische Sichtweise auf das Ende der Arbeitsgesellschaft verflög sehr bald angesichts der realen Entwicklung.⁵² Wie vorhergesagt, stieg die Arbeitslosigkeit, was aber keineswegs zu »glücklichen Arbeitslosen« führte. Im Gegenteil, das rarer werdende Gut Arbeit gewann an Gewicht für jeden Einzelnen, weil der Zugang zur Arbeitswelt mehr denn je über die Lebenschancen aller Gesellschaftsmitglieder entschied.⁵³

Diese neue Herrschaftsform profitiert von der unerbittlichen Konkurrenz um Arbeit, die sich zu einem sozialdarwinistischen Kampf aller gegen alle ausgewei-

tet hat. Damit einher geht die Zerschlagung kollektiver Strukturen, die gegen die zerstörerische Logik des freien Marktes noch Widerstand leisten könnten. Die weitgehende Entmachtung der Arbeitnehmerverbände und Gewerkschaften ist eine Folge davon, eine andere die Entsolidarisierung zwischen den Berufsgruppen, die, unterstützt durch einen medial verstärkten Diskurs über die noch vorhandenen »Privilegien« der jeweils anderen, die Verteidigung ihrer eigenen, erworbenen Rechte aus den Augen verlieren. Eine weitere Folge ist der Anstieg von Mobbing innerhalb der Unternehmen, die den Druck des freien Marktes unmittelbar an die Beschäftigten delegieren. Der bewusst eingesetzte »peer-to-peer«-Mechanismus⁵⁴ fördert auf subtile Weise die direkte Konkurrenz zwischen den Arbeitnehmern und führt »zu erstaunlichen Härten und Grausamkeiten im Verhalten«.⁵⁵

Die Verteilungskämpfe, in denen jeder dazu angehalten wird, sich selbst der Nächste zu sein, fördern die Vereinzelung. Dieser Prozess wird verstärkt durch individuelle Arbeitsverträge mit individueller Entlohnung und Bewertung, individuellen Sonderleistungen und Zielvorgaben. Die angestrebte Autonomie, ein an sich positiver Wert, kann aber nur von denen realisiert werden, die bereits zahlreiche Trümpfe in der Hand halten, die sie auf dem kompetitiven Arbeitsmarkt einsetzen können. Meist sind es die Gewinner und Gewinnerinnen, die bereits »in« sind und in den Unternehmen oben stehen. Einzelverträge bieten ihnen die Möglichkeit, ihre Position weiter zu verbessern und sich zusätzliche Handlungsspielräume herauszuschlagen. Für die große Mehrheit bedeutet diese Entwicklung aber die zunehmende Zerstückelung der Arbeit, Statusverlust und soziale Isolierung. Ihnen ist jenes notwendige Minimum an Schutzbestimmungen und Garantien, die die gewerkschaftlich ausgehandelten Kollektivverträge boten, verloren gegangen. Sie erleiden den »negativen Individualismus eines »negativ definierten« Individuums, dem keine Unterstützung«, kein Schutz mehr zuteil wird.⁵⁶ Solange aus ihrer Verletzbarkeit noch Kapital geschlagen werden kann, dürfen sie innerhalb des Produktions- und Verteilungssystems verbleiben. Ein gesicherter Zukunftsentwurf als Voraussetzung für planendes, sinnvolles Handeln wird ihnen aber verwehrt und damit auch jenes Mindestmaß an Glaube und Hoffnung in die Zukunft, das für einen kollektiven Widerstand gegen die unerträglichen Zustände notwendig wäre.

Die forcierte Vereinzelung entspricht dem wirtschaftlichen Kalkül, den »Rohstoff« Mensch uneingeschränkt verfügbar zu machen, ihn voll und ganz, bis hin zu seiner Seele, in Besitz zu nehmen und gewinnbringend zu vermarkten. Die Arbeitswelt der Gegenwart hat Züge einer »totalen Institution«⁵⁷ angenommen, die ihre Teilnehmer »mit eiserner Faust gepackt« hat, so dass in ihr »Freizeit, Arbeit und Schlaf ineinander verschwimmen.«⁵⁸ Jedem Versuch des Ausbruchs folgen Sanktionen struktureller Gewalt, die im extremsten Fall die Form des »sozialen Todes«, der Ausgrenzung aus dem öffentlichen Leben, annehmen kann. Diese machtvolle Drohung bildet den eigentlichen Kern für das paradox anmutende Szenario, dass die Menschen dem Bestreben, dazuzugehören, alles unter-

ordnen, was dem Leben eigentlich Sinn verleiht; die sozialen Beziehungen, die eigene Würde und Freiheit, ja selbst ihre Gesundheit. Es ist aber nicht die moderne Arbeitswelt als solche, die die Schuld an dieser sich weltweit abspielenden Tragödie trägt, sondern ein totalitär agierendes Regime,⁵⁹ das sich perfiderweise des Deckmantels des »Liberalismus« bedient.

Bevor die Welle bricht

Gilles Reckinger

Ich besuche den Schichtarbeiter Franz H. an einem grauen Märznachmittag in seinem Haus in Graz-Puntigam. Der Bezirk im Süden der Stadt wirkt wie ein Labyrinth aus ausgestorbenen Wohnstraßen mit kleinen Einfamilienhäusern der 50er und 60er Jahre, Großfirmen und Konzernen. Der Lärm von den nahe gelegenen Zentrallagern globaler Supermarktketten und Speditionen ist unüberhörbar. Der Flughafen ist nahe, die im Landeanflug begriffenen Flugzeuge sind beinahe greifbar. Die Straßenbahnlinie, die wie ein Alibi die Destination Puntigam trägt, berührt an der Endhaltestelle gerade einmal den Rand des Bezirks. Dieses Viertel gehört zu den wenig begehrten Wohngegenden, die Preise für Eigenheime sind verhältnismäßig günstig. Die meisten Leute, die hier wohnen, fahren eine ganze Weile mit dem Auto durch die Anonymität der großen Einfallstraßen und Einkaufsparks der Stadt, um zur Arbeit zu gelangen.

Auf einer Gartenparty vergangenen Sommer traf ich Franz zum ersten Mal. Als die Gäste in der Nacht nach und nach aufbrachen, lachte er, er werde jetzt erst richtig munter, da er die letzten Tage Nachtschicht gehabt habe. Gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin zeigte er uns noch das Haus, das früher seinem Großvater gehörte und die Haustiere, Kaninchen und Hühner, die sie nur als Streichel- und nicht als Nutztiere hielten. Jetzt wartet Franz im Garten auf mich. Er habe gerade noch ein bisschen was am Haus gearbeitet. Es gäbe immer was zu tun. Innen gleicht das Haus einer Baustelle. Derzeit saniert er den ersten Stock, zugleich laufen auch Arbeiten im Bad und im Flur. Später scheint mir, als spiegelte der chaotische Zustand im Haus das Durcheinander seines gesamten Lebens wider. Seit unserer ersten Begegnung vor acht Monaten hatte Franz zweimal seinen Arbeitsplatz gewechselt. Es war nicht zum ersten Mal. Franz hat schon oft den Arbeitsplatz, die Tätigkeit und die Unternehmen gewechselt. Die Geschichte seiner beruflichen Laufbahn ist so verwirrend, dass er im Gespräch mit mir manchmal selbst einige Zeit braucht, um zu rekonstruieren, wann er wo gearbeitet hat.

Franz ist ein stämmiger, rundgesichtiger Mann mit beginnender Glatze und kurzgeschorenem Haar. Er ist 32 Jahre alt. Nach der Pflichtschule war es sein Wunsch, Sekretär zu werden. Dem stand aber der Auftrag, das Familienerbe wahrzunehmen, entgegen. Sein Vater, 1944 geboren, ist Maschinenschlosser und stammt aus einer traditionellen Arbeiterfamilie. Wie schon viele seiner Vorfahren, war auch er immer in derselben Firma beschäftigt. Dieser Großbetrieb des Fahrzeugsektors ist mit der Identität der hier lebenden Menschen seit über 100 Jahren untrennbar verbunden – als Großarbeitgeber und Symbol für Fortschritt und Prosperität der industriellen Moderne. Für den Vater war der Wechsel des Sohnes in diesen Beruf, der im traditionellen Rollenverständnis Frauen zuge-

schrieben wird, nicht ausdenkbar. Er ließ ihm die Entscheidung nur scheinbar frei, nämlich unter der Bedingung, dass er zuerst ein Handwerk, den Beruf des Werkzeugmachers, erlernen sollte. Ein sauberes Handwerk im Gegensatz zu seinem eigenen, das der Kontinuität des Aufstiegs innerhalb des Milieus entspricht. Das Erbe besteht für Franz in der Weiterführung dieses Projektes: Ein männlicher und handfester Beruf und die Loyalität mit dem Großbetrieb, dem man in Dankbarkeit verpflichtet ist. Franz tritt dieses Erbe an und beginnt die Lehre im gleichen Großunternehmen. Nach seinem Lehrabschluss wird er als Werkzeugmacher übernommen. Seinen ursprünglichen Wunschberuf stellt er vorübergehend zurück; heute ist ihm aber klar, dass er sich etwas vorgemacht hat.

Der Berufsentwurf, den der Vater für Franz vorsah, entstand auf der Grundlage gesicherter Lohn- und Arbeitsverhältnisse, prozentualer jährlicher Lohnsteigerung und einem Gehalt, das ein gutes Auskommen sicherte. Vom Lohn, den der Vater vor 10, 15 Jahren bekam, erreicht Franz heute nur einen Bruchteil. Obwohl seine Lebensgefährtin als Sekretärin bei einem Rechtsanwalt arbeitet, reicht das Geld kaum aus. Der Auftrag, mit dem Beruf des Werkzeugmachers, mit sicherem Verdienst und sauberen Arbeitsbedingungen, eine gute Position zu erreichen, ist für Franz nicht mehr einlösbar. Das Erbe führt ihn in einen fatalen Zusammenhang zwischen der Vergangenheit – der Vorstellung der Arbeitswelt seines Vaters – und seiner Zukunft, in der sich das Erbe umkehrt.⁶⁰ Das Handwerk, das für den Vater noch den sprichwörtlichen »goldenen Boden« hatte, ist durch neue Technologieentwicklungen abgewertet. Auf der anderen Seite dieses Dequalifizierungsprozesses steht die Verlagerung des ökonomischen Interesses in den Dienstleistungssektor. Franz wird jetzt von denen überholt, die jene Ausbildung haben, die er selbst machen wollte, aber nicht konnte.

Nachdem Franz seinen Wehrdienst abgeleistet hat, wird er von Abteilung zu Abteilung weitergeschoben. Im Rahmen von internen Umverteilungen Anfang der 90er Jahre und einer Kündigungswelle, der mehr als 2000 Arbeitsplätze zum Opfer fallen, werden Arbeiter von heute auf morgen anderen Bereichen zugeteilt. Als Franz vom Werkzeugschärfen zu den neu eingeführten CNC-Maschinen⁶¹ versetzt wird, fühlt er sich entwertet. Die Arbeit empfindet er als unmenschlich. Die Stückzahl ist ebenso vorgegeben wie die Zeit, in der das Pensum zu absolvieren ist. Die beruflich erworbene Qualifikation und die Verantwortlichkeit für den Inhalt der Arbeit sind ihm entzogen. Die Maschine arbeitet ein vorgegebenes Programm ab und überwacht ihren Bediener. Steht sie nur fünf Sekunden still, beginnt eine Lampe auffällig zu blinken. Franz' Widerstand entzündet sich, als zudem sein Lohn gekürzt wird. Seine bisherigen Arbeitsjahre bekommt er nicht angerechnet, in der neuen Abteilung beginnt er wieder auf der niedrigsten Lohnstufe. Erst durch die Maximierung seiner Stückzahlen kann er nach und nach diese Gehaltsklasse wiedererlangen. Da Arbeiter und Arbeiterinnen unabhängig von Qualifikationen und Berufsstand dorthin zugeteilt werden, wo es der Leitung gerade günstig erscheint, wächst sein Gefühl, austauschbar und wertlos zu sein. Die latent drohende Entlassung lässt seine Kollegen dann auch schlech-

te Arbeitsbedingungen und den Wechsel der Arbeitsbereiche, unter Verzicht auf erarbeitete Lohnsteigerungen, in Kauf nehmen.

Die Veränderungen der äußeren Strukturen führen zu einem inneren Bruch mit seinem Bedürfnis nach Kontinuität des Arbeitsplatzes. Weil das Unternehmen seinen Arbeitern die Loyalität aufgekündigt hat, ist auch ihm die Identifikation mit der Firma, die seinem Vater noch über alles ging und der er sein ganzes Familienleben unterordnete, zerbrochen. Damit geht eine Tradition der industriellen Moderne, in der die Firmenpolitik von Großbetrieben – oft Hauptarbeitgeber ganzer Regionen – auf die Zufriedenheit der Arbeiter und Arbeiterinnen als Garantie für ihre Arbeitsleistung gerichtet war, zu Ende.⁶² Auf diese radikalen Veränderungen reagiert Franz offensiv. Er wurde in einer Gesellschaft sozialisiert, die Normen von Männlichkeit reproduzierte, in denen das Scheitern tabuisiert war. Die äußeren Strukturen der Arbeitswelt machen heute das Gelingen traditioneller Lebensentwürfe unmöglich, zugleich wird im Diskurs der Individualisierung die Verantwortung für dieses Scheitern dem Einzelnen zugeschrieben. Für Männer wie Franz, deren Erfolg in der Arbeitswelt Grundlage ihrer gesellschaftlichen Anerkennung ist, werden die internalisierten Vorstellungen der Aufstiegsgesellschaft zur Falle.⁶³ Als Reaktion auf diese Erschütterung seiner Identität und aus dem Unrechtsgefühl, um das Erbe betrogen worden zu sein, bietet Franz der Firma die Stirn. Er lässt sich kündigen.

Auf diese Art und Weise wechselt er nun laufend die Firmen. Durch die vielen unterschiedlichen Arbeitssituationen, die er dabei kennen gelernt hat (darunter auch den Bereich der Leiharbeit), verliert Franz sukzessive. Damit wird ihm bewusst, welche Ungerechtigkeiten hier wirken. Besonders deutlich wird ihm diese Tatsache vor Augen geführt, als er durch die Fehlplanung einer seiner Vorgesetzten mit der gesamten Belegschaft einer Firma in ein Fortbildungsseminar für Führungskräfte gerät, in dem psychologische Tricks zur Manipulation der Beschäftigten erklärt werden. Seit er diese Mechanismen der neuen Arbeitswelt durchschaut, ist sein Gefühl der Ohnmacht und sein Zynismus gegenüber den Firmenleitungen gewachsen. Nun dreht er den Spieß um und macht sich das Credo der Flexibilisierung selbst zueigen und die Regeln des Spiels zu seinen, um die Situation im Gegenzug für sich zu nützen. Wenn er in einer Firma nicht mehr bleiben will, leistet er immer weniger. So erzwingt er seine Kündigung und erhält jene Abfindung, die den Gekündigten zusteht. Seine Überlegungen haben radikal ökonomischen Charakter, dennoch geht es ihm nicht darum, möglichst viel Geld anzuhäufen. Sein Denken und seine Handlungen sind pragmatisch und wurzeln in seiner Existenzangst. Gerade weil seiner Arbeit jeder Respekt entzogen worden ist, versucht er, seine Arbeitskraft möglichst teuer zu verkaufen. Es ist eine paradox erscheinende Strategie des Widerstands gegen die herrschende Ordnung. Er handelt wie ein Surfer, der die Wellen bezwingen will, indem er sich mit ihr bewegt. So trägt er diese Beschleunigung, die das flexibilisierte Wirtschaftssystem einfordert, selbst mit. Das Paradoxon liegt darin, dass seine Strategie des Widerstands die Strukturen, gegen die er sich zur Wehr setzt, mitproduziert.

Die junge Arbeitergeneration kann sich, im Gegensatz zur älteren, besser den Regeln der neuen Arbeitswelt anpassen. Sie sind meist nur angelehrt, niedrig qualifiziert und nicht an hohe Gehälter gewöhnt. Aus diesem Grund erleben viele der Jüngeren die neuen Bedingungen nicht als ungerecht. Franz' Unsicherheit und seine Angst beginnt dort, wo ihm bewusst wird, dass seine Überlebenskunst zeitlich begrenzt ist und dass ihn die Welle nur trägt, solange er jung ist. Er fühlt sich zum Teil jetzt schon verbraucht. Das Alter wird ihm zu einer zunehmenden Bedrohung. Wie lange Menschen durchhalten, ist das neue, alles entscheidende Selektionskriterium in der Arbeitswelt. Franz spürt bereits mit 32, dass die Jüngeren anpassungsfähiger sind als er. Die Strategie, den Arbeitsplatz zu wechseln, führt unweigerlich in die Abwärtsspirale.⁶⁴ Die zunehmende Zahl der Arbeitssuchenden generiert einen regelrechten Käufermarkt für Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen. Die Folge ist, dass die Löhne sinken. Das wiederum bewirkt, dass auch die Arbeitsstellen selbst durch das Niedrighalten des Verdienstangebots uninteressanter werden. Die Taktik der Unternehmen, den Strom der Beschäftigten in Fluss zu halten, indem immer öfter eingestellt und entlassen wird, kann als »Läuterungsprozess« bezeichnet werden, in dem die Beschäftigten durch die permanente Unsicherheit »geschliffen« werden: Die Angst, mit jedem Wechsel in der Hierarchie abzustiegen, bricht schließlich jeden Widerstand.⁶⁵

Franz fürchtet, dass er seinen Widerstand aufgeben muss oder in immer niedrigere Beschäftigungsverhältnisse abgleiten wird. Gegen das Sinken seiner Attraktivität auf dem Arbeitsmarkt nimmt Franz, wenn er arbeitslos ist, als Übergangslösung Fortbildungen auf sich, in Elektronik oder Schweißen, die er aber nie mit Prüfungen absolviert. Immer wird er vor Ende eines Kurses von Firmen abgeworben oder bekommt von Kursteilnehmern eine Stelle vermittelt. Mit dieser Unternehmenslogik, an speziell qualifizierte Arbeitskräfte zu kommen und sie mit dem Argument der fehlenden Prüfung zu niederen Tarifen einzustellen, werden die Menschen ausbeutbar und disziplinierbar. Sie können bei einer erneuten Stellensuche keine entsprechende Qualifikation vorweisen und werden somit in ihrer Position geschwächt. Die Fortbildung zur Meisterprüfung in Elektrotechnik muss Franz wegen seines derzeitigen Arbeitsverhältnisses als Schichtarbeiter auf Eis legen. Die mangelnde Kooperationsbereitschaft und der Unwille seiner Chefs lassen ihm die Perspektive, doch noch aufzusteigen und zu einem sichereren und besseren Arbeitsverhältnis zu kommen, nur noch als illusionären Ausweg aus seiner Arbeitssituation erscheinen.

In unserem ersten Gespräch deutet Franz nur am Rande an, dass seine Partnerin und er keine Kinder haben könnten. Bei unserer zweiten Begegnung frage ich ihn, ob sie denn je Kinder haben wollten. Darüber zu sprechen, fällt ihm schwer. Er meint, in seiner Arbeitssituation nur bestehen zu können, wenn er flexibel sei, keine Bindungen und keine Verpflichtungen habe. Außerdem verdiene er unter diesen krankmachenden Bedingungen nicht genug, um ein Kind ernähren zu können. Wie stark ihm die Verantwortung als Familienerhalter in seinen Gedanken präsent ist, wird an seiner Argumentation spürbar. Sein Kind dürfe niemals

Geldnot oder Entbehrung spüren. Seine Existenzangst in der Unsicherheit der Arbeitsverhältnisse, seine Sorge in der Unvorhersehbarkeit, wie lange er noch bei diesem Arbeitgeber bleiben kann, wie lange er in der Schichtarbeit durchhält, aber vor allem auch die Angst vor der Verschuldung ist für ihn wie für immer mehr Menschen zur ständigen Bedrohung geworden.⁶⁶

Zwischen dem ersten und dem zweiten Gespräch, das wir zwei Wochen später führten, hat sich Franz' Wahrnehmung verändert. Die Schilderung seiner Lebensgeschichte ließ ihn aufmerksam werden und sein Handeln reflektieren. Jetzt spricht er über seine tiefer liegenden Ängste und Unsicherheiten und nach dem Ende der Tonbandaufzeichnung über Politik. Dass er die SPÖ der FPÖ vorziehe, meint er, letztere sei eben die Partei der Unternehmer. Die Diskussion um die Senkung der Lohnnebenkosten erfolge auf dem Rücken der Arbeiter, die davon nichts zu spüren bekämen. Diese und ähnliche Dinge treiben seinen Widerstand noch an. Er interessiere sich im Gegensatz zur Mehrzahl seiner Kollegen nicht für Sport, sondern für Politik und die Aktivitäten der Gewerkschaft, weil Sport ihn nicht betreffe, Politik aber sehr wohl. Dieses bekundete Interesse an den politischen Geschehnissen verwundert mich, hatte er doch nach unserem ersten Gespräch erklärt, dass er nicht wählen gehe. Er kritisiert die neue Firmenpolitik, die Arbeiter übermäßig kontrolliere. Zur Zeit werden in seiner Firma Arbeiter unter dem Vorwand, Rationalisierungsmöglichkeiten zu suchen, gefilmt. Mit den Arbeitern würden sie sich alles getrauen. Diese Dinge kämen alle aus den USA nach Europa. Die Analyse dieser Phänomene bringt ihn dazu, die in jüngster Zeit eingeführten Arbeiterbesprechungen zu meiden. Es geht dabei um wöchentliche Treffen, bei denen die Belegschaft ihre Kritiken vorbringen kann. Franz meint, dass die für die Arbeiter und Arbeiterinnen dringenden Forderungen dabei nicht berücksichtigt, sondern nur irrelevante Themen aufgenommen werden. Zudem ärgert er sich darüber, dass diese Besprechungsstunde mit einem geringeren Betrag entlohnt wird. Wegen seiner Magenprobleme, die er mit seiner schwierigen Arbeitslage in Verbindung bringt, gehe er so selten wie möglich zu diesen Besprechungen, in denen Mitspracherecht nur vorgetäuscht werde. Seine Vorstellung von Engagement ist direkter. Trotz der zunehmenden Vereinzelung der Interessen durch prekäre und flexibilisierte Arbeitsbedingungen glaubt er noch an eine Solidarität unter den Kollegen. Die bedingungslose Loyalität mit dem Arbeitgeber, die er bei älteren Arbeitern sieht, kann er nicht nachvollziehen (»Sie beuten uns aus, wieso soll ich dann stillhalten?«). Man müsse auch an die Nachkommen denken, für die sich die Arbeitsverhältnisse immer weiter verschlechtern würden. Er erzählt von den Methoden einer großen amerikanischen Firma, die ihn hinauswarf und allgemein sichtbar sein Foto mit dem Verweis auf sein Fehlverhalten aufhängte. Dass er manchmal Alkohol trinke, sagt er am Ende noch, und dass er nächstes Mal wieder wählen wolle.

Ein Werkzeugmacher

(Interviewer: Gilles Reckinger)

Franz H. – Im Werkzeugbau, da ging's um Schleifen, Fräsen, Werkzeuge anfertigen, Drehen und so weiter. Und dann ist der VW-Transporter ausgelaufen, da waren die Verträge aus, und da haben sie 2000 Leute gekündigt. Und da ist der Werkzeugbau reduziert worden von 200 Leute auf zehn Leute [lacht kurz]. Da bin ich dann auch weggekommen. Das war 1993. Ich war insgesamt achteinhalb Jahre in diesem Werk. [Pause]

– *Und wie ist das abgelaufen? Haben die dich gekündigt?*

Franz H. – Nein, ich bin erst mal versetzt worden, zu den CNC-Maschinen, das wollte ich dann aber eigentlich überhaupt nicht mehr machen, weil ich eigentlich daran gewöhnt war, dass ich meine Ruhe habe beim Arbeiten, was ich dort überhaupt nicht habe. Und da habe ich mir meinen Unmut halt anmerken lassen: Ist mir wurscht und so. Weil ich wieder von vorne anfangen musste. Weil es ist so: Du fängst wieder mit dem untersten Stundenlohn an, und dann wird halt geschaut, wie viel du machst, und da wirst du dann eingestuft nach dem, was du machst. Du wirst dann um zwei Schilling [0,15 €/Stunde] erhöht, pro Monat, bis du halt wieder deinen fixen Betrag hast. Da kriegst du dann halt auch die schlechteren Arbeiten.

– *Die erkennen das nicht an, dass du schon in einer anderen Abteilung gearbeitet hast?*

Franz H. – Nein. Es ist zwar eine große Firma, aber du wirst eingestuft, als hätten sie dich neu aufgenommen.

– *Und wie ist das dann da mit den Kollegen gewesen, wie du dann bei den CNC-Maschinen warst, haben die dich dann auch irgendwie anders behandelt?*

Franz H. – Ja, es waren nur noch zwei Kollegen, die ich noch von vorher gekannt habe. Da waren recht viel neue dabei. Es gibt halt wie immer ein paar Einibeisser, die zum Chef rennen und sagen: »Da täten sich am Tag auch ein paar 100 Stücke mehr ausgehen.« Dann hast du nämlich überhaupt keine Freizeit mehr.

– *Und wegen dem Stress hast du dann nicht bleiben wollen?*

Franz H. – Ja. Ich habe es mir halt anmerken lassen. Ich habe immer weniger gemacht, immer unter meinem Pensum. Bis sie gesagt haben: »Den können wir nicht brauchen.« Und dann haben sie gesagt: »Tut uns Leid«, und dann habe ich die Kündigung gekriegt, was ich eigentlich eh wollte, mit einer Abfertigung. 75.000 Schilling [ca. 5450 €] oder so. Das sind, glaube ich, fünf Gehälter oder so.

– *Wie ist das dann nach der Kündigung abgelaufen, hast du dann was Neues gefunden?*

Franz H. – Die Kündigungsfrist war, glaube ich, drei Monate. Das verlängert sich ja immer. Da habe ich mir jede Woche einen Tag Arbeitssuche aussuchen können, den ich normal gezahlt bekommen habe. [Pause] Ja, und es war eigent-

lich nicht so leicht, weil von einem großen Betrieb in einen kleinen wechseln... Erstens zahlen die einmal gleich um, sagen wir mal, vom Nettolohn her, 4000, 5000 Schilling [ca. 290 bzw. 360 €] weniger, und arbeiten muss man aber dreimal so viel wie in einem großen Betrieb. In einem großen Betrieb, wie soll ich sagen, im Puchwerk waren so 5000, 6000 Leute. Es ist eigentlich für den Direktor nur interessant, was unterm Strich rauskommt. Wie viel Arbeit der jetzt macht und wie viel der, ist eigentlich wurscht. So lang das, was unterm Strich rauskommt, passt. In einem kleinen Betrieb hast du zehn Leute. Wenn einer ein bisschen langsamer greift, merkt man das sofort. In einem Großbetrieb siehst du den Chef ja nie. Und in einem kleinen arbeitet er direkt neben dir. Und der sagt dir halt: »Du, der da drüben war drei Minuten schneller als du. Warum?« [lacht] Was sagst darauf? Weil wenn's dann so anfängt mit drei Minuten und so... In einer großen Firma, da bist du's gewohnt, dass du in der Früh mal einen Kaffee trinkst, eine rauchst. Das geht in einer kleinen Firma nicht. Weil da schaut der Chef, wenn du nicht schon fünf Minuten vor Arbeitsbeginn startbereit an der Maschine stehst, dass die Arbeit losgehen kann. Bei der jetzigen Firma geht das zum Glück auch, das Kaffeetrinken. Und mit meiner Arbeit sind sie zufrieden. Und das ist halt schon viel. Denn wenn du einen Chef hast, der immer meckert, du bist immer noch zu langsam, und das passt nicht, und das passt nicht, da magst du gar nicht mehr arbeiten gehen. Nach dem Puchwerk war ich ein paar Monate arbeitslos. Eben weil ich mich nicht mit dem Stundenlohn habe anfreunden können, und dann eben nach sieben Monaten ist die Arbeitslosenunterstützung aus gewesen. Und von der Qualifikation her habe ich eigentlich kein Problem gehabt, dass ich was finde, weil Werkzeugmacher ist eigentlich eh universell.

– *Das ist ja auch eins der Handwerke, wo immer noch Arbeiter zu wenig sind.*

Franz H. – Ich bin eher der Ansicht, dass es ein langsam sterbender Beruf ist, weil eigentlich alles über Maschinen läuft, CNC-Maschinen. Ich kann mit der Hand nie so genau arbeiten wie eine Maschine. Und es ist mehr Maschinen einstellen und programmieren und so was gefragt.

Die Leute, die Matura haben, die sind uns dann mehr oder weniger vorgesetzt worden

– *Spürst du das auch irgendwie?*

Franz H. – Ja, bei Aufstiegschancen. Leute, die handwerklich bei weitem nicht so gut sind, die haben eher Aufstiegschancen, weil er bessere Computerkenntnisse hat und eben eine andere Schulausbildung oder so. Da ist eigentlich die Materialkunde gar nicht mehr so wichtig, weil es gibt über den Computer eine zentrale Formel, mit der ich das umrechnen kann. Das sagt mir alles der Computer, die Schnittgeschwindigkeit und so weiter.

– *Das heißt, obwohl die weniger können, kommen die weiter?*

Franz H. – Handwerklich gesehen, ja.

– *Und was sind das für Leute?*

Franz H. – Das sind teilweise Studenten, die aufgehört haben, oder Leute, die

die HAK⁶⁷ gemacht haben, Matura haben. Und die Leute sind uns dann mehr oder weniger vorgesetzt worden. Der hat mit dem Computer errechnet, dass das in der Zeit geht. Ist klar, der Computer nimmt alles auf Hundertstelsekunden, und du bist als Arbeiter dagestanden und hast nicht einmal die Hälfte gemacht in seiner vorgegebenen Zeit.

– *Und wie war das Verhältnis mit diesen Leuten, die da auf einmal reingekommen sind in die Firma und euch vorgesetzt worden sind?*

Franz H. – [Lacht] Natürlich immer schlecht. Es hat auch solche Fälle gegeben: Wenn du dich mit einem verstanden hast, ist das von den Chefs nicht akzeptiert worden, weil der hat gesagt, das sind die Büroleute, der hat mit den Arbeitern nichts zu reden. Eben weil du dann gesagt hast zu dem: »Schau, dein Computer ist ein Blödsinn, weil wenn ich das so und so mache... « Und der hat das dann teilweise auch eingesehen. Das ist sogar so weit gegangen, bei den Fließbandarbeitern, dass die eigene Leute gehabt haben, die durchgegangen sind und geschaut haben, wer was macht, das Ganze dann aufgelistet haben und in einem Computer gemacht haben und gesagt haben: »Der und der kann weg, weil das kann eh der und der mitmachen.« Und so was ist nie beliebt [lacht]. [Pause] Und eben, total witzige Sachen: Wie du hingreifst, und ob du die Hand zweimal drehst, wenn du den Schlüssel nimmst oder so hingreifst oder so, das ist in Zeit auch gemessen worden... Ja, und die haben's probiert, aber ist dann eh nicht durchgegangen, weil das macht eh keiner. Wenn du über 30 gehst, geht's nicht mehr. Das können sie eh nur mit 19-, 20-Jährigen machen.

– *Also, seit die da waren, war's eher angespannt.*

Franz H. – Ja, weil wir Arbeiter gesagt haben, jetzt sind 30 Leute mehr im Büro beschäftigt, davon verdient jeder, sagen wir mal, seine 30 000 Schilling [ca. 2180 €] netto im Monat. Dein Gehalt wird gekürzt, weil der Typ von der HAK ausgerechnet hat, dass dort und dort Arbeitsplätze eingespart werden können. Die und die Zulagen sind gesetzlich gefallen. Arbeiter sind um etliches weniger geworden, und die anderen sind viel mehr geworden. Jetzt hast du eigentlich die Situation, weil er ja nicht produktiv ist, so gesehen, jetzt musst du den praktisch erhalten. Du verdienst aber im Endeffekt nicht viel, aber der verdient viel.

– *Das heißt, der braucht dich noch immer, der ist auf dich angewiesen.*

Franz H. – Ja, natürlich. Wenn er keinen Arbeiter hat, dem er was vorschreiben kann, dann hat er auch keine Arbeit.

Bevor ich mich schikanieren lasse...

Franz H. – In so einem kleinen Betrieb habe ich dann auch gearbeitet, bei einem Schlosser. Weil als Werkzeugmacher hätte ich nur was gekriegt in Weiz⁶⁸ oder so, und das war mir zu weit zum Fahren, jeden Tag. Ja, und dort war das eben dann. Da war ich als Schlosser Facharbeiter.

– *Hast du da neu angelernt werden müssen bei dem?*

Franz H. – Teilweise. Weil es haben alle eigene Maschinen, und da gibt's x-Tausende verschiedene Steuerungen, und das kann ich nicht alles wissen. In den

kleinen Firmen erklären die dir nicht gescheit, wie die Maschinen funktionieren. In einer großen Firma beispielsweise, da hast du einen Monat lang Einschulung. Da hast du einen Monat lang immer jemanden dabei, sobald du einen Knopf drückst. Und da war es dann halt auch so, dass er gesagt hat: »Wie ist das, du hast 13 Kästen geschweißt und geschliffen in einer Schicht und der andere 15. Woran liegt's?« Vielleicht hat er einen besseren Tag gehabt, ich weiß es nicht, oder vielleicht habe ich einen Patzer reingemacht und habe länger schleifen müssen. Und das hat dann eh nicht lang gehalten, ein halbes Jahr.

– *Du hast gekündigt?*

Franz H. – Ich habe mich wie immer rauswerfen lassen. Ich habe mich krank gemeldet. Und weil's eine kleine Firma war, wie ich zurückgekommen bin aus dem Krankenstand, habe ich Strafarbeit bekommen. Zweimal hingegriffen: »Au, ich kann nicht, ich geh zum Arzt.« Ich meine, noch offensichtlicher kann man's nicht machen.

– *Und was waren genau die Beweggründe, dass du da nicht bleiben wolltest?*

Franz H. – Erstens, wegen dem Geld hat's angefangen. Ich hatte schon 130 Schilling [ca. 9 €] bekommen. Aber er hat 90 Schilling [ca. 6,5 €] gezahlt. Wie ich nach einer Lohnerhöhung gefragt habe, habe ich die Antwort gekriegt, für 90 Schilling kriegt er zwei Jugos⁶⁹, schwarz, und die arbeiten weit mehr wie ich. Eh, weil sie zu zweit sind. Ja, was soll ich darauf als Argument sagen? Ja, und dann eben, einmal krank gewesen, wirklich krank gewesen und volle Strafarbeiten gekriegt, den ganzen Tag mit der großen Flex schleifen, und mir hat's gereicht. Das hat dann so anderthalb Monate gedauert, dann haben sie mich rausgeworfen. [Pause] Ja, so genau weiß ich die Firmen nicht, in denen ich war, es hat auch Firmen gegeben, wo ich nur einen Tag war, weil ich gesagt habe, das taugt mir nicht. Dann war ich wieder in einer größeren Firma. Das war ein relativ altes Werk. Da lief alles mit großen Motoren und Kettenantrieb. Kreuz und quer über Umlenkgetriebe werden sämtliche Maschinen angetrieben. Und als Werkzeugmacher habe ich zwar eine gewisse Fachkenntnis, aber Ketten warten, das ist wieder was anderes. Ja, und da habe ich mich eigentlich mit dem Meister nicht verstanden. Mit gewissen Sachen hat er eben eine Freude gehabt, weil ich's eben recht schnell gekonnt habe. Bei anderen Sachen hat er sich wieder voll aufgeregt, weil er wollte, dass ich betoniere, und ich habe gesagt: »Ja, und wie? Was soll ich da machen, was soll ich da nehmen, weil ich kann nicht einmal Beton abmischen, weil das lernt man als Werkzeugmacher nicht.« Dort habe ich dann ein paar Reststücke gefunden, Silberstahl, und ich habe sie genommen und einbetoniert. Und er hat fast einen Herzinfarkt gekriegt, weil Silberstahl, das ist sehr teuer. In einer großen Firma macht das eigentlich nichts, die sagen dann: »Nächstes Mal nimmst du halt einen billigen Baustahl«, aber es macht eigentlich nicht viel. Und hier hat es ein Riesentrara geben. Ich habe halt nicht gewusst, dass der wegen 2000 Schilling [ca. 145 €] einen Riesenradau macht. In einer großen Firma geht es ja um Millionenbeträge, was die Umsätze machen. Und dann habe ich mit dem Chef geredet, der hat gesagt, mehr Lohn gibt's nicht, aber bleiben kann ich. Und

ich habe gesagt: »Entweder mehr Lohn, oder ich bleibe nicht«, und bin dann dort auch gegangen worden, nach beidseitigem Abspruch mit meinem Chef.

– *Wie lang warst du dann bei...*

Franz H. – [Unterbricht:] Auch wieder sechs Monate.

– *Du hast also ziemlich oft gewechselt.*

Franz H. – Ja, meistens, wenn du mit einem Vorgesetzten – es reicht einer – nicht zurecht kommst, der kann dir das Leben zur Hölle machen. Da hilft es nix, wenn ich mich mit drei anderen verstehe. Ich lass mir nicht weiß Gott gern was sagen, und meistens bin ich halt mit einem, der etwas höher war, zusammengekracht, und dann habe ich halt kein leichtes Leben mehr gehabt. Ich habe mir dann gedacht, was soll's? Es gibt viele andere Firmen, geh ich halt zu einer anderen Firma. Mit dem Kündigen habe ich nicht so große Probleme. Bevor ich mich schikanieren lasse... Kennen tu ich inzwischen auch fast alles, beziehungsweise gemacht habe ich schon fast alles irgendwann mal. Das ist dann nicht so ein Problem.

– *In wie vielen Firmen hast du denn zirka gearbeitet?*

Franz H. – Zehn Firmen, zehn, zwölf Firmen. [Pause] Man merkt eigentlich stark die Automatisierung. Die Handarbeit, so Teile sortieren, kleine Stanzarbeiten machen und solche Sachen, das wird alles durch Automaten modernisiert, weil die Kosten eben im Laufe der Zeit ... Man kann sagen, die Maschine arbeitet immer auf Null, oder auf Plus, und die ständigen Kosten, das ist immer der Arbeiter. Der kommt nie mit. Ich halte das nicht aus. Mich haben sie auch mal ans Fließband gestellt. Aber nach drei Tagen habe ich gesagt, entweder weg oder ich kündige, weil das ist uninteressant. Da wirst du irr dabei. Weil du verlierst das Denken. Absolut. Weil, wenn du das eine Woche machst..., du schaust nicht mehr hin, du registrierst gar nicht mehr, was du machst. Wenn jemand, der 15, 20 Jahre am Fließband war, arbeitslos wird und sich irgendwo vorstellen geht, dann heißt es: »Und, was haben Sie gemacht?« »Ja, 15 Jahre lang immer nur das Ding draufgeschraubt.« Das ist dann ein Problem, weil da kannst du eigentlich nur mehr eine Hilfsarbeiterarbeit annehmen, weil das, was du gelernt hast, hast du vergessen in den 15 Jahren. Wenn du dann an die 50 bist, brauchst du sowieso nicht zu hoffen. Dann habe ich zwischendurch wieder drei Jahre in dem Werk, in dem ich angefangen habe, gearbeitet, als Hilfsarbeiter, als Staplerfahrer. Und deswegen habe ich auch gekündigt, weil ich gedacht habe, mit meiner Qualifikation... Es gibt viele Stellenausschreibungen, intern, in der Firma, da habe ich mir gedacht, na ja, irgendwas wird ja wohl dabei sein, dass ich eine bessere Arbeit kriege. Aber der Chef hat gemeint, nein, ich sei unentbehrlich. Aber das sollte eigentlich nur eine vorübergehende Hilfsarbeitertätigkeit sein, bis eben was frei wird. Und das hat sich dann hingezogen, und nach drei Jahren habe ich gesagt: »So, aus, sonst kann ich gar nichts mehr, sonst habe ich alles verlernt, was ich je in meinem Beruf gelernt habe.« Und dann habe ich selbst gekündigt. Drei Jahre habe ich mich hinhalten lassen.

Und da habe ich gedacht, machst eine Fortbildung

– *Letztes Jahr, da warst du in einer Firma...*

Franz H. – Eine Beschlägefirma. Da war ich anderthalb Jahre, und jetzt bin ich wieder da.

– *Wie ist das dann gegangen, dass du von der Firma weg bist und dann wieder zurück?*

Franz H. – Ja, es ist so: Ich war bei dieser Beschlägefirma, als Maschineneinsteller. In der Stanzerei, das sind Pressen, die mehr oder weniger automatisiert laufen. Ich muss das halt einstellen, dass die Dinger passen, Material nachfüllen und eben kleinere Schäden beheben. Hydraulik, Pneumatik, oder eben kleine elektrische Sachen. Es ist zwar eine beständige Firma, aber im Lauf von einem Jahr ist immer eine Phase dabei, so drei Monate im Winter, weil's eben von der Baubranche abhängig ist, wo auf einmal keine Arbeit mehr ist. Und dort bei uns war's sehr arg, da wollten sie ziemlich viel von der Belegschaft abbauen. Und da ich mit meinen anderthalb Jahren dort fast der Jüngste war, habe ich mal fix angenommen, dass ich sowieso gehen muss. Da habe ich mich also schon mal umgehört, und da habe ich gedacht, ich komme ihnen noch zuvor. Bevor ich die Kündigung kriege, kündige ich gleich selber, weil dann habe ich keine Stehzeit dazwischen. Eben, weil ich gewisse Kosten durch das Haus habe, das sind dann Probleme, wenn ich Stehzeiten habe. Und alles annehmen ist auch nicht das Wahre. Ja, und dann habe ich gekündigt, wobei ich später erfahren habe, dass ich gar nicht auf der Liste gewesen wäre. Da war ich arbeitslos, und da habe ich gedacht, bevor ich rumhänge, machst eine Fortbildung, weil es steht überall rundherum: Weiterbildung und blabla, und da habe ich mal angefragt. Das, was ich eigentlich machen wollte, haben sie mich eh nicht lassen, eben so eine Computerausbildung, weil das mit meinem Beruf nicht artverwandt ist, aber eine Schweißausbildung haben sie mir finanziert. Was mir dann eh nicht so getaugt hat. Ich habe zwar die ganzen Kurse gemacht und habe dann aber ein Angebot gekriegt von einer Montagefirma, und dann habe ich dort angerufen und gesagt: »Ja, ich brauche aber noch zwei Monate, weil sonst habe ich die Prüfungen nicht«, und er hat gesagt: »Macht nichts, schweißen kannst du, das ist wichtig. Passt.« Und da's mir eh nicht wirklich getaugt hat, habe ich den Kurs dann abgebrochen und zu arbeiten angefangen, weil's mit dem Geld auch recht knapp geworden ist. Das war genauso damals beim Elektronikurs. Wie ich gemerkt habe, dass es mir nicht mehr so taugt, habe ich auch gleich ein paar Angebote gekriegt, aber jetzt nicht so direkt auf Elektronik hin, sondern eben als Werkzeugmacher.

– *Wie stellst du dir dein Berufsleben in der Zukunft vor?*

Franz H. – Ich habe beispielsweise gefragt wegen der Meisterprüfung. Das ist komisch, aber Elektrotechnik ist ein artverwandter Beruf zu Werkzeugmacher, und da kann ich zur Meisterprüfung antreten. Es sind insgesamt fünf Kurse bis zur Meisterprüfung und einen habe ich gemacht. Ich wollte das eigentlich weitermachen, aber da bin ich wieder mit meinem jetzigen Meister zusammengekracht.

Dann war ich in einer Firma als Tapezierer eingestellt. Die hatten gerade neu aufgemacht, das war roh eine Halle ohne irgendwas, ohne Werkbank, ohne alles. Ich war, glaube ich, der dritte Arbeiter, den sie eingestellt haben als Tapezierer. Weil dort ist halt der kollektivvertragliche Lohn weit niedriger als von einem Werkzeugmacher. Und von der Firma hat's so kleine Schulungen gegeben, so eine Art Managerschulung: Wie geh ich mit Mitarbeitern um, die unter mir sind. Also, wie nütze ich sie am besten aus, auf gut Deutsch. Wenn einer Arbeiter ist und ein paar Fehler macht, dass du ihn nicht beschimpfst, sondern lobst, dass er eine Freude hat und er mehr leistet. Dass du bei Aufnahmegesprächen fragst, ob der Arbeiter eine Familie hat, weil der, der eine Familie hat, der kann sich das nicht erlauben, dass er sagt, er kündigt, wenn du ihm eine schlechte Arbeit gibst, weil er muss ja seine Familie ernähren. Eben, linke Sachen. Eben so eine psychologische Schulung. Ich habe mich da eigentlich nur geärgert. Weil ich erkannt habe, wie gemein eigentlich die Firmenleitungen sind.

– *Wie bist du denn zu dieser Schulung gekommen?*

Franz H. – In der Firma hatten wir einen schwachen Chef. Wenn irgendein Kurs war, hat er einfach die komplette Belegschaft hingeschickt. Das waren so 12 Leute. Mir ist dann später, wo ich mich wo vorstellen war, aufgefallen, was der für blöde Fragen stellt, und dann habe ich gewusst, warum er das macht, was das genau für Hintergründe hat, was er dadurch erfährt. Was zum Beispiel sicher nie gut ankommt, ist, wenn ich erzähle, in wie vielen Firmen ich war. Weil die wissen dann, dass ich mir eben nicht alles gefallen lasse, wenn mir irgendwas nicht passt. Aber das mit den vielen Firmen ist für mich ein Vorteil, weil ich eben viel gesehen habe, und ich mich leichter zurechtfinde, wenn ich woanders hinkomme.

Und weil ich auch weiß, wie es ist, Leiharbeiter zu sein, versuche ich nett zu ihnen
zu sein

Franz H. – Ich war auf Montage in vielen Firmen, über eine Leihfirma, da war ich eigentlich nur kurz, wegen den Diäten, weil ich mir gedacht habe, da kann ich viel Geld verdienen. Aber der Hokuspokus ist eigentlich, dass du das Geld eh brauchst, wenn du in ganz Österreich unterwegs bist, weil deinen fixen Wohnsitz, den musst du trotzdem erhalten. Und du musst bei der Arbeit das Quartier auch noch erhalten. Diese Leihfirma war in Kärnten, da bin ich damals eben vom Schweißkurs zu der Firma gekommen. Und ich muss sagen, das hat mir sehr getaugt, das Arbeiten. Es war schon super. Allerdings, wie bei jeder Firma im Winter, da gehen gewisse Sachen schlecht, da haben sie nicht mehr so viel Arbeit gehabt, da haben sie mich natürlich vermittelt als etwas, was ich absolut nicht bin. Vom Elektriker angefangen. Die haben mich auf eine Großbaustelle geschickt und gesagt: »Der Elektriker ist da.« Und ich kann nicht einmal gescheit plus und minus unterscheiden, weil ich habe nie was zu tun gehabt mit dem Strom. Oder zum Maurer hat er mich dazugeschickt oder Dachdecker irgendwo, bis ich mal wo runtergefallen bin und gesagt habe: »Nein, ich mach so was nicht. Mein

Beruf, oder gar nichts.« Also artverwandt, Metall. Und dann hat er mich wieder zu einer Dachdeckerpartie geschickt, bei seinem privaten Haus hat er mich arbeiten lassen, und dann habe ich mich umgedreht und gesagt: »Danke. [Triumphierend:] Ich kündige.« Da habe ich mich nicht rausschmeißen lassen, da habe ich gekündigt. Und weil mir das alles ein bisschen spanisch vorgekommen ist, habe ich es von der Arbeiterkammer nachrechnen lassen und prompt: Er hat mir 70 000 Schilling [5087 €] zu wenig gezahlt. Weil es war mir aufgefallen, wie viel Stunden ich gearbeitet habe, ob ich Tag oder Nacht gearbeitet habe, ich habe immer gleich viel Geld gekriegt. Da war ich in vielen Firmen, von General Motors in Wien bis nach Oberösterreich in Kraftwerken, und in Gmunden war ich bei einer Lagerfirma.

[...]

– *Du bist also zu dieser Leihfirma gegangen, weil die besser gezahlt haben?*

Franz H. – Ja, der durchschnittliche Lohn war damals so 14.000, 15.000 Schilling [ca. 1.015, 1.090 €] netto, und dort habe ich 27.000 Schilling [ca. 1.960 €] netto gehabt. Aber was man immer vergisst: Es ist kein Urlaubs- oder Weihnachtsgeld in dem Sinne dabei, weil du musst die Diäten wegrechnen, und es bleiben dann eh nur noch 12.000 [Schilling, ca. 870 €], glaube ich. Weil verdienen tust du normalerweise eh nur durch die Diäten. Und die gehen eigentlich komplett drauf, wenn du nicht wirklich nur jeden Tag zum Supermarkt gehst und ein paar Wurstsemmeln isst. Weil sonst, wenn du jeden Tag essen gehst, ist alles weg. Und solche Sachen, wenn du krank bist, dann hast du auf einmal nur mehr 12.000 Schilling [ca. 870 €], weil sie nichts zahlen, wenn du nicht zur Arbeit gehst.

– *Du kennst ja beide Seiten...*

Franz H. – Ja. Als Leiharbeiter..., es war immer ungut. Am Freitag hast du den Chef angerufen und gesagt: »Die Baustelle ist fertig.« Am Sonntagnachmittag hat er dann irgendwann angerufen und gesagt: »Ja, am Montag um sechs in der Früh in Gmunden, die und die Adresse, fährst du hin.« Ja, vom Wochenende willst du natürlich auch ein bisschen was haben, jetzt bin ich um Mitternacht am Sonntag weggefahren, weil ich die Strecke nicht genau gewusst habe, jetzt war ich um vier dort. Dann habe ich mal eine Stunde warten müssen, bis irgendwer gekommen ist und dann sind es lauter fremde Leute. Du hast eigentlich noch keine Ahnung, um fünf in der Früh, wo du dein Quartier oder irgendwas haben wirst. Und geschlafen hast du eigentlich auch nicht. Und dann kriegst du deine Arbeit zugewiesen, arbeitest den ganzen Tag, bist schon bald über 30 Stunden durchgehend auf. Und dann heißt es, Quartier suchen gehen, wo du aber teilweise schon Hilfe hast von anderen Leiharbeitern. Da fragst du: »Ist bei dir noch was frei, wo du wohnst?« Mit der Zeit lernst du die Leute kennen, und im Schnitt, nach drei, vier Monaten hast du eine Superrunde zusammen, mit der du dich super verstehst. Und dann ist meistens die Baustelle aus. Und dann fängst du wieder von vorne an, wo du keinen kennst, wo du auch nicht weißt, was für eine Arbeit du machen wirst. Es kann auch sein, dass du den ganzen Tag mit der Scheibtruhe fährst, was mir auch passiert ist [lacht]. Oft sagt jemand zum Chef: »Die Arbeit ist mir zu dreckig, die

Arbeit mache ich nicht. Rufen wir einen Leiharbeiter, der muss es machen.« Und das ist, wie soll ich sagen, bei den nicht so renommierten Leihfirmen, die, die jeden Tag suchen in der Zeitung, rund um die Uhr, da kann dir leicht so was passieren. Ich bin eigentlich bei so Arbeiten immer heimgegangen. [...] Und weil ich auch weiß, wie es ist, Leiharbeiter zu sein, versuche ich, nett zu ihnen zu sein. Weil bei uns in der Firma haben wir auch immer wieder viele Leiharbeiter, weil ich weiß nicht, die Firmenpolitik ist so. Die hauen ein paar 100 Leute hinaus und ein paar Monate später kommen sie drauf, wir brauchen so viele Leute, 50 oder 60. Wenn sie's schon vorher abgecheckt hätten... Aber das kommt ihnen billiger. Den Leiharbeitern brauchen sie kein Urlaubs- oder Weihnachtsgeld zahlen, und sie haben steuerliche Erleichterungen. Krankenstand ist ihnen egal, da müssen sie nichts zahlen, die zahlen wirklich nur die Stunden, die er da ist.

Je älter ich werde...

– *Jetzt arbeitest du als Schichtarbeiter. Wie geht es jetzt damit?*

Franz H. – Das einzige Problem, wo ich es merke, ist das Alter. Je älter ich werde, desto schwerer tu ich mir mit dem Umstellen. Weil bis 30 habe ich überhaupt nie ein Problem gehabt, dass ich mich umstelle, was ich jetzt schon merke. Und mit dem Essen merke ich es jetzt schon langsam auch. Dass sich der Magen..., eben durch das unregelmäßige Essen. Es ist unmöglich, eine Regelmäßigkeit beizubehalten. Bei 30 habe ich den Unterschied gemerkt. Vielleicht ist es auch Einbildung. Aber 30 war für mich... Ich bin jetzt 32. Aber auf einmal merke ich es, bei den Schichten. Und die Wochenenden sind eigentlich vertan, weil ich das brauche, dass ich mich regeneriere. Dann schläfst du halt 14 oder 16 Stunden durch. Am Wochenende stelle ich mir keinen Wecker. Es ist ein ständiger Wechsel. Ein Kollege ist 52 und der kommt zwischendurch rein, bei der Nachtschicht, und sagt: »Ich kann nicht. Ich bin tot.« Manchmal merkst du, dass es ihm schlecht geht. Er hat Augenringe, er sagt, er kann am Tag nicht schlafen, er kann nachts nicht schlafen, er hat irrsinnige Probleme. Und das zieht sich meistens einen Monat dahin. Auf einmal geht's wieder, da sagt er: »So, jetzt bin ich wieder drin im Schlaf.« Dann geht's wieder ein, zwei Monate, dann hat er wieder einen Monat, wo er total zusammensackt. Also so gesehen... Anfällig auf Krankheit, Krankenstand und so Sachen ist man, wenn man so unausgeschlafen ist. So ist das halt schon, wenn man älter wird. Also, ich persönlich würde sagen, bis 40, maximal 45, dann sollte man schauen, dass man nicht mehr Schichtarbeiten muss. Weil da merkt man's körperlich schon sehr stark. Bei mir kommt es schon schön langsam, das Ganze. Wie die Roten noch in der Regierung waren, durch das Sozialsystem und das Ganze, da war es besser. Jetzt gibt's die Krankenscheingebühren und solche Sachen. Eben, dass mir das teurer kommt, wenn ich zum Arzt muss. Weil ich mit dem Magen Probleme habe, muss ich regelmäßig zum Arzt. Dadurch kann ich kein einziges Quartal auslassen, und die Medikamente, die ich kaufe, das ist halt schon...

[...]

Ich kann dem Kind keine sichere Zukunft garantieren

– *Ob du dir auch vorstellen kannst oder wünschst, Kinder zu bekommen?*

Franz H. – [Atmet durch] Eigentlich weniger. Kinder möchten wir eigentlich keine haben. Weil wir haben das Haus da, und da geht eigentlich das ganze Geld hinein. Ich meine, Kind würde ich sagen okay, aber erst wenn ich fertig bin. Allerdings nehme ich an, was die Sachen kosten und was ich verdiene, ist das in 20 Jahren, wenn ich über 50 bin. Da wird's es, glaube ich, nicht mehr bringen. Ein Kind möchte ich nur dann, wenn wirklich genug Geld da ist und so keine Probleme sind. Weil ich sehe es bei vielen Kollegen, ein Kind, zwei Kinder, dann kommt der her und sagt: »Du, kannst du mir vielleicht 500 Schilling [ca. 36 €] leihen, weißt eh, wegen der Kinder.« Und das. Und ich möchte nicht, dass ich so rumrennen muss und irgendwen anschnorren, weil mir das Geld ausgeht. Ich möchte, dass meine Kinder was haben. Es braucht nur was Größeres kaputt werden am Haus, dann hast du gleich auf drei, vier Monate überhaupt kein Geld. Weil beispielsweise eine Heizung... Ohne Heizung kannst du nicht leben. Das muss sofort gemacht werden, wenn's hin ist.

– *Also wegen des Hauses.*

Franz H. – [Pause] Na ja. Ein bisschen ist es schon auch wegen der Wirtschaft. Wie sich das alles entwickelt, nicht wahr. Ich seh's auch bei vielen Arbeitskollegen. Ich habe bisher nur negative Sachen gesehen. Die Kinder, wenn sie größer sind, finden keinen Lehrplatz. Andere haben wieder mit Drogen Probleme. Ich meine, es kommt immer drauf an, in welche Gesellschaft die in der Schule reinkommen. Weil ich kann dem Kind keine sichere Zukunft garantieren, wenn ich wirklich ein Kind hätte. Das Haus kann ich ihm gerade geben, und wenn ich Pech habe, sogar ein verschuldetes Haus, wenn ich es nicht schaffe, es fertig abzubezahlen, weil du halt laufend neue Sachen brauchst. Und ich habe halt keinen, wo ich sagen kann, ich wüsste fix, dass er dort oder dort anfangen kann, oder dass er überhaupt Interesse hat. Weil du überhaupt nicht voraussehen kannst, was wird.

– *Wie ist das denn mit dem Haus, du hast aber gesagt, du hast das geerbt?*

Franz H. – Die Hälfte. Wie der Großvater gestorben ist, hat die Hälfte mein Vater gekriegt und die andere Hälfte meine Tante. Und weil ich das unbedingt haben wollte, hat der Vater gesagt, ja, er braucht's nicht, weil er hat eh das eigene Haus, er schenkt mir die Hälfte. Und meine Tante habe ich mit 700.000 Schilling [ca. 50.870 €] ablegen müssen [Ablöse gezahlt]. Weil ich seh das auch bei anderen, alles was über einer Million Schilling [ca. 72.670 €] ist, da wirst du nie mehr fertig mit dem Zahlen. Die Zinsen bringen dich um. Du zahlst und zahlst, und es wird von der Schuld eigentlich nichts weniger, du zahlst immer nur Zinsen. Und jetzt habe ich zwar das Haus, aber anderthalb Millionen [Schilling, ca. 109.000 €] gehen noch hinein, bevor ich alles fertig habe. Wenn ich 50 bin, dann ist es fertig [lacht bitter].

Wenn du eine Frau hast, die unbedingt Hausfrau sein will, das geht heutzutage

nicht mehr. Das ist ja der nächste Grund, wegen dem Kind. Jetzt hast du dann ein Kind, und die schieben es meistens zu den Eltern oder Großeltern oder was, aber das Kind wächst nicht auf bei seinen Eltern. Weil beide müssen berufstätig sein, sonst geht's nicht. Wir haben uns das durchgerechnet, und wir haben gemerkt, mit meinem Gehalt allein können wir nicht leben. Das sind die Fixkosten. Und wenn dann auch noch ein Kind hinzukommt, okay, du kriegst ein Kindergeld dazu, aber damit wächst ein Kind nicht. [Pause] Es war auch schon mal so weit, nicht. [Pause] Eben. Und dann haben wir gesagt: »Was tun wir? Kind kriegen oder abtreiben?« Da war ich 25, das ist jetzt schon sieben Jahre her. Und dann haben wir eben... das, was wir gerade besprochen haben, durchdiskutiert und gesagt, nein, du siehst so viele andere... Sicher hätten wir gerne ein Kind, aber..., lieber..., gleich von Haus aus weg als wie du hast ein Kind und das ist arm. [Pause] Das lebt irgendwo und nie Geld da... [atmet durch] Das ist nix. Da tut mir das Kind Leid [lacht]. [Pause] Ja, und dann haben wir eben entschlossen... [Pause] Weil für das, die Voraussetzungen, die können wir halt nicht schaffen, was wir wollen, von uns aus wollen. Ich will nicht sagen, dass es unmöglich ist, aber es wäre halt ein Problem, ein Kind. Und die Voraussetzungen können wir nicht schaffen, also...

März/April 2002

Ein gewisses Maß an Freiheit – oder die Illusion davon

Johann Verhovsek

Von einem gemeinsamen Freund, der als Vermittler aufgetreten war, wusste ich, dass Armin schon lange als Gebäudereiniger arbeitet und ein »lockerer Typ« ist, der sich kein Blatt vor den Mund nimmt. Wir trafen uns mehrmals in einem Kaffeehaus unweit des Firmensitzes seines Arbeitgebers. Obwohl ich für ihn ein Unbekannter war, zeigte er keine Spur von Misstrauen oder Zurückhaltung. Erst später wurde mir klar, dass er sich in seiner Position als Chef einer »Partie« von Reinigungsarbeitern Reserviertheit nicht leisten konnte. Er musste selbstsicher und »cool« auftreten, um seine Autorität zu demonstrieren. Ganz offensichtlich lag ihm auch viel daran, dass die Arbeitsbedingungen in seiner Branche, denen üblicherweise wenig öffentliche Aufmerksamkeit geschenkt wird, bekannt werden. Tatsächlich ist neben den permanenten Medienberichten über einen drohenden Fachkräftemangel im hochbezahlten Informationstechnologiebereich kaum Platz für andere Realitäten, die so gar nicht in das aufpolierte Image der modernisierten Dienstleistungsgesellschaft passen. Nicht der so genannte qualifizierte Dienstleistungssektor nimmt deutlich zu, wie suggeriert wird, sondern der nicht- und unterqualifizierte.⁷⁰ Hier wie dort wird die Leistungsschraube unter dem Diktat gesteigerter Effizienz und Produktivität sukzessive angezogen, nur mit dem Unterschied, dass Menschen wie Armin dem niedrigen Berufsstatus einer Hilfskraft nicht mehr entkommen und keine gesellschaftliche Anerkennung erwarten können.

Der zum Zeitpunkt unseres Gespräches knapp über 40 Jahre alte Armin ist seit 18 Jahren durchgehend bei der gleichen Firma tätig, also ein Profi dieses Metiers. Er parkte mit einem glänzenden Firmenkombi in der Ladezone vor dem Café, schnappte sein Handy und betrat beiläufig telefonierend das Lokal. Diese Szene sollte sich in den noch folgenden Gesprächen in fast stereotyper Art wiederholen. Sein Händedruck war kräftig, sein Lächeln gekonnt. Die anfängliche Unsicherheit der ersten Begegnung überspielte er mit einem lockeren Schmäh. Das Du-Wort zwischen uns ergab sich wie von selbst. Mit der jungen Kellnerin schäkerte er kurz. Sie wiederum konterte geschickt auf seine doppeldeutigen Anspielungen. Sie schien dieses Verhalten von seinen regelmäßigen kleineren Dienstbesprechungen in diesem Lokal gewohnt zu sein. Mit kurzen Witzen, mildem Sarkasmus und selbstironischen Äußerungen, die er in unser Gespräch einstreute, demonstrierte er jene Gelassenheit, die den Eindruck des »Über-den-Dingen-Stehens« erwecken soll.⁷¹

Armin war auf Abrufbereitschaft. Prompt unterbrach sein Handy die ersten

Sätze. Er musste auf einen plötzlich aufgetretenen Defekt an einem Firmenauto reagieren, gab ausführliche Anweisungen an einen Kollegen weiter und erledigte noch einen weiteren Anruf. Dann wandte er sich wieder mir zu. Gleich zu Beginn unserer Unterhaltung demonstrierte er mit der Wendung des »Stand-by-sein-müssens« seine Unabkömmlichkeit und seine Bedeutung für die Firma. Allerdings verrät die allzeitige Präsenz der mobilen Erreichbarkeit auch die Struktur seiner Tätigkeit. Der modernen Technik entlehnt, umschreibt der Begriff Stand-by den Zustand der Willfähigkeit auf Knopfdruck. Die ständige Verfügbarkeit, die Untrennbarkeit von privater und öffentlicher Sphäre, von Freizeit und Arbeitszeit ist im Dienstleistungsbereich weder neu noch überraschend, sondern hat als Strategie einer optimierten Arbeitskraftnutzung bei wechselndem Arbeitsumfang eine jahrhundertealte Geschichte. Armin steht damit in der Traditionslinie der eigentlichen Prototypen des flexiblen Menschen, nämlich der einfachen Dienstboten.⁷²

Eigentlich ist Armin nur bedingt ein typischer Mitarbeiter des Reinigungsgewerbes. Seine lange Zugehörigkeit zu ein und derselben Firma steht im Kontrast zur hohen Fluktuationsrate in dieser Branche. Sie ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass die meisten Reinigungskräfte die unbefriedigenden und schlecht bezahlten Arbeitsbedingungen einfach nicht auf Dauer aushalten und von selbst kündigen. Die unsteten und informellen Dienstverhältnisse hängen auch mit der besonderen Strategie der meisten Firmen zusammen, Arbeitnehmer vor Erreichung des Anspruches auf Abfertigungsgelder, also innerhalb einer Frist von drei Jahren, zu kündigen. Zum Charakteristikum dieses Gewerbes gehört, dass der Frauen- und Ausländeranteil deutlich überwiegt. Armin stellt als kontinuierlich dienender Österreicher ein Unikum dar. Auch er wollte ursprünglich nur »drei, vier Monate oder so« aushalten, einfach einen Übergangsjob annehmen. Er hatte als Jugendlicher eine Druckerlehre abgebrochen und zählt seitdem zu den »Unqualifizierten«, denen sich in der Regel wenig berufliche Verbesserungsmöglichkeiten auftun. Armin kennt die Verhältnisse in dieser Branche zu gut, um sich der Illusion hingeben zu können, dass er bei einer anderen Firma günstigere Bedingungen vorfinden würde. Eine noch verbleibende Alternative, die Fließbandarbeit in einer Fabrik, kommt für ihn nicht in Frage. An seinem Arbeitsplatz schätzt er zumindest »ein gewisses Maß an Freiheit – oder die Illusion davon«.

Über seine Position innerhalb der Firma ließ er mich lange Zeit im Unklaren, so als wäre sie ein Geheimnis. Firmenauto und Firmenhandy verwiesen auf seinen Aufstieg in der Hierarchie der Reinigungskräfte, das war unverkennbar, aber meine Fragen zu seiner eigenen augenblicklichen Stellung blieben unbeantwortet. Er wich aus, erzählte von seinen 15 Jahren als einfache Hilfskraft in der Männerpartie der Firma, von der Zwangssituation der vielen ausländischen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die dem Diktat der Firmen ausgeliefert sind und von den restriktiven gesetzlichen Beschäftigungsbestimmungen, die ihnen totale Unterwürfigkeit verordnen. Armin gab sich auch betroffen über die extre-

men Leistungsvorgaben, die Frauen in den Putzkolonnen zu bewältigen haben. Er fühlte mit ihnen mit und knüpfte dabei an seine Erfahrungen als Fensterputzer an. Gleichzeitig zeigte er aber auch Verständnis für die teilweise illegalen Vorgehensweisen der Firmenleitung, die sich seit einigen Jahren in einem harten, brancheninternen Verdrängungswettbewerb um Auftraggeber befindet.⁷³

Angesichts seiner ungefestigten Position in der Firmenhierarchie werden sein Perspektivenwechsel und das Geheimnis, das er um seine Position macht, nachvollziehbar. De facto entspricht sie der Vorarbeiterrolle mit Organisationsaufgaben. Allerdings ohne formale Anerkennung. Nach wie vor wird er als einfacher Hilfsarbeiter geführt und entlohnt. Damit erspart sich die Firma die Vorarbeiter-Zusatzprämie von ca. 110 € pro Monat. Armin lebt mit der Hoffnung, dass seine Tätigkeit irgendwann gebührende Anerkennung findet. Dies zwingt ihn zur vollen Loyalität der Firma gegenüber, eine Loyalität, die er bereits verinnerlicht hat. Er spricht von »unserer Firma«. Will er seine erhoffte Chance nicht verpassen, muss er die straffer werdenden Leistungskalkulationen der Firma mittragen, teilweise mitgestalten und deren Vollzug für seine Abteilung organisieren und kontrollieren.

Seit über drei Jahren ist er nun Vorarbeiter auf Probe. Gefühlsmäßig steht er »seinen« Arbeitern sehr nahe, die er mit Solidarität und »Intensivierung der privaten Bande« führen will. Aber die Querelen unter den Arbeitern der Abteilung nehmen zu und das Interesse an gemeinsamen, oft nächtelangen Unternehmungen, die das Gemeinschaftsgefühl der Gruppe früher bestimmten, nimmt ab. Armin hatte im Lauf seines Lebens immer wieder auf soziale Netze gebaut. Jetzt muss er beobachten, dass diese Strategie immer weniger Erfolg zeitigt. Unter dem ständig wachsenden Leistungsdruck und dem entfachten Kampf um Einfluss in der Abteilung zerbricht das Gemeinschaftsgefühl. Seiner Position heute sicher, erscheint ihm dieser Kampf kindisch. Wenig Verständnis hat er daher für diejenigen, die – wie er vor seinem Aufstieg – mit »Schmäh« versuchen, sich ihre Arbeitsanforderungen zu erleichtern. Jetzt ist er es, der im Interesse der Firma die Tricks der Mitarbeiter zu sanktionieren hat und deren »blöden Sprüchen« mit Misstrauen und Ablehnung gegenübertritt.

Armins demonstrative Gelassenheit wurde mir verständlicher, als er mir seine Lebensgeschichte erzählte. Eigentlich sei seine Kindheit »recht heil« gewesen. Diese spontane Einschätzung kommt ihm dann aber doch »eigenartig« vor. Die Normen einer heilen Kindheit sehen anders aus. Seine Mutter, eine Friseurin, übersiedelte Anfang der 60er Jahre unmittelbar nach Abschluss ihrer Lehre nach Vorarlberg. Dort lernte sie seinen Vater kennen, der, ebenfalls aus der Steiermark, in den damals wirtschaftlich prosperierenden Westen Österreichs ausgewandert war. Sie heirateten nach kurzer Bekanntschaft, trennten sich aber nach Armins Geburt wieder. Armins Mutter war zu diesem Zeitpunkt 20 Jahre alt. Ihren knapp einjährigen Sohn schickte sie nach Graz zurück, wo er bei seiner Großmutter aufwuchs. Der Kontakt zur Mutter beschränkte sich in der Folgezeit auf Urlaubsbesuche. Wenn Armin von seiner Mutter erzählt, fällt kein einziges Wort des

Vorwurfes oder der Ablehnung. Sie war in ihrem Beruf überaus erfolgreich, machte sich selbstständig und gelangte sogar in den Besitz mehrerer Friseurläden. Nicht nur ihre Karriere beeindruckt ihn, sondern die Tatsache, dass sie mit ihrem dritten Mann »all diese Millionen, die sie aufgebaut hat, fürchterlich durchgebracht« hatte, bevor sie an Lungenkrebs starb. Sie habe »es sich wirklich gegeben« in ihren letzten Jahren. Davor hat er, wie er betont, »wirklich Respekt« und streicht damit seine Distanz zur Nüchternheit und zum Puritanismus des ambitionierten Kleinbürgertums heraus.⁷⁴

Die Großmutter, deren Mann im Krieg gefallen war, zog ihn alleine auf. Ohne berufliche Ausbildung arbeitete sie als Hausmeisterin und nebenbei als Blumenbinderin. Die Eigenständigkeit und Freiheit seiner Kindheit wird zum Grundmuster seines Lebenskonzeptes. In seinem Lebensumfeld beobachtete er Familienverhältnisse, die streng autoritären Mustern folgten, mit Kindern, »die mit endlosen Fernsehverboten, Hausarresten und all dem Wahnsinn« sanktioniert wurden. Die Schule war ihm lästig, sich selbst bezeichnet er mit gerissenem Stolz als »ein absolut faules Schwein, einfach ein faules Luder«. ⁷⁵ So gesehen ist es ihm auch ganz klar, dass sich jede weitere Schulkarriere für ihn erübrigte.

Es war keine Entscheidung, dass Armin seinen Wunschberuf Elektriker nicht realisierte. Vielmehr fügte er sich den Umständen, die seinen Berufseinstieg in die Zeit des Konjunkturerinbruches der zweiten Hälfte der 70er Jahre fallen ließ, als die geburtenstarken Jahrgänge der frühen 60er Jahre auf den Arbeitsmarkt drängten und die begehrten Lehrstellen rar wurden. Seine Lehre als Drucker vermittelte ihm schließlich das Arbeitsamt. Armin hatte Glück und traf auf einen Lehrherrn, bei dem er relativ problemlos die ersten beiden Jahre absolvieren konnte. Als Armin knapp 17 Jahre alt war, starb die Großmutter. Er musste die Wohnung verlassen und kam in einem Jugendwohnheim eines katholischen Sozialvereines im Zentrum von Graz unter, in dem die Plätze unter Bedachtnahme auf die sozialen Verhältnisse der Bewerber vergeben wurden. Neben einer Gruppe von Lehrlingen und sonstigen Berufstätigen wohnten dort auch Schüler und Studenten aus eher einkommensschwachen Familien. Die Ideologie dieser Institution, soziale Ungleichheit abzubauen und die Freiheit des Einzelnen zu fördern, kam Armins Bedürfnissen sehr nahe. In kürzester Zeit fand er Aufnahme in einer Clique, in der er sich wohl fühlte und mit der er mitzog. Das war ihm in dieser Phase wichtig, zumal er mit familiärem Rückhalt nicht rechnen konnte. Er lernte über Bekannte seine spätere Freundin kennen, mit der er seit über 20 Jahren, »ohne Zettel, wo draufsteht, der Mensch gehört jetzt mir«, zusammenlebt. Sie, als die Älteste einer großen Bauernfamilie, durfte als einziges von fünf Kindern eine höhere Schule in Graz besuchen. Nach dem Maturaabschluss gelang es ihr, in den öffentlichen Dienst einzutreten, wo sie noch heute tätig ist. Alles in Armins Leben wies zu diesem Zeitpunkt auf eine geordnete Entwicklung hin.

Dann begann er sich mit den studentischen Lebensgewohnheiten zu identifizieren, geriet ins Spannungsfeld zwischen den disziplinären Anforderungen der Arbeitswelt und den relativ freien Zeitgestaltungsmöglichkeiten der Studierenden

und entschied sich dafür, »Gas« zu geben. Er verbrachte ganze Nächte in Lokalen, verschlief, kam zu spät zur Arbeit oder machte blau. Er wollte sich von niemandem mehr etwas sagen lassen und setzte schließlich auch die Lehrstelle aufs Spiel, um mit seinen Freunden mitzuhalten. Daraufhin wurde er wegen Disziplinlosigkeit, kurz vor Beendigung seiner Lehre, gekündigt. Er musste auch das Jugendwohnheim verlassen. Einige Nächte verbrachte er auf Parkbänken. Nach eineinhalb Monaten griffen Armins Verwandte ein und finanzierten ihm aus der Verlassenschaft der Großmutter ein kleines Zimmer. Auch die bald folgende Bundesheerzeit und die Zeit danach wurden für Armin erwartungsgemäß zu einer schwierigen Phase. Seine alten sozialen Netze hatten sich längst aufgelöst, beim Heer fand er keinen Ersatz. Nach seinem Wehrdienst stand Armin wieder ohne Arbeit da. Eigentlich wollte er auch keine. So betrieb er während der rapid wachsenden Arbeitslosigkeit eine aussichtslose, weil halbherzige Arbeitssuche mit der Einstellung, »wehe, du gibst mir einen Job«. Abends trieb er sich mit Leuten in Gaststätten herum, »die sich nicht wirklich erschlagen vor Arbeit«. Sie seien zwar nicht kriminell gewesen, aber »asozial und Möchtegern-Strizzis«. Auch wenn sie ihm im Rückblick eine »recht traurige Partie« waren, so habe er sich mit ihnen wohlgefühlt. Als seine Freundin damit drohte, ihn zu verlassen, bewarb er sich über eine Zeitungsannonce bei seiner Reinigungsfirma, einfach »um es einmal auszuprobieren« und fand sich wieder in einem »Transitbus mit neun Sitzplätzen [...] und wenn der Bus voll war, waren da 100 Jahre Häfen«.

Als wir uns zwei Monate nach diesen ersten Kontakten wiedertrafen, drehte sich unser Gespräch um angekündigte, größere Veränderungen in der Firma. Er hoffte auf Verbesserungen im Qualifikationsbereich. Davon sei jetzt jedoch keine Rede mehr. Seine Abteilung mit etwas mehr als 30 Arbeitern wurde in der Zwischenzeit »abgespeckt«, das heißt, einige seiner Arbeitskollegen sind von selbst gegangen, einige wurden entlassen. Er erzählt von einer generell zu erwartenden »Straffung« der Firmenstruktur und weiß, dass hinter dieser Sprachfassade die herkömmlichen Einsparungsmaßnahmen bei der Entlohnung und Personalreduktionen stecken. Es sind vor allem die Älteren im Betrieb bedroht, diejenigen, die körperlich nicht mehr mithalten können, die Zeitvorgaben nicht einhalten können und die mit der »Ausortierung« das Ende ihres Arbeitslebens erwartet. Sie haben auf dem Arbeitsmarkt keine Chancen mehr. Seine eigene Anstellung sieht Armin nicht gefährdet. Er hofft nun sogar, offiziell in die Position des Vorarbeiters seiner Abteilung aufzusteigen. Aber er weiß über die Unsicherheit angekündigter Veränderungen Bescheid und kommentiert sie mit sarkastischer Nüchternheit. Weniger gelassen steht er den angekündigten Firmenberatern gegenüber. Er erwartet, dass da »irgendein 25-Jähriger von der Uni« kommt, der »uns erzählt, wie wir alles 20 Jahre lang falsch gemacht haben«. Damit könnten auch Armins Trümpfe, seine jahrelange Erfahrung und sein Wissen, mit einem Schlag entwertet werden.

Ein Gebäudereiniger

(Interviewer: Johann Verhovsek)

Eine stand-by-Arbeitswelt

– *Wie bist du zu der Firma gekommen?*

Armin – Ah, ein Übergangsjob nach Bundesheer und nach Arbeitslosigkeit. Geplant war er wirklich für, ja, drei, vier Monate oder so. Jetzt bin ich da seit 18 Jahren! Angefangen hab ich als Fensterputzer ganz normal und schön langsam in gewisse Verwaltungstätigkeiten reingewachsen und schön langsam übernommen. Gut. Die letzte Unterbrechung war ja auch typisch [meint damit das Telefongespräch per Handy, das den ersten Interviewstart unterbrach]. Du hast im Prinzip keine geregelten Arbeitszeiten, theoretisch ja, aber praktisch bist du eigentlich fast rund um die Uhr... musst du erreichbar sein, musst du auf Abruf da sein und grad bei den Reinigungen wie Winterdienst passiert es dir halt, dass um zwei in der Früh das Telefon geht und dann musst halt ausrücken und Schnee räumen. Oder wenn ein Kunde dich anruft und sagt, es ist jetzt eben irgendetwas passiert und er braucht sofort eine Reinigung, musst im Prinzip wirklich stand-by sein. Also, geregelte Freizeit ist schwierig, sagen wir so. Ich kann nie sagen, wann meine Leute wirklich freihaben werden, weil ich wirklich sehr schnell und sehr flexibel auf Kunden reagieren muss. Das bringt ein Urlaubschaos, weil du nie weißt, was da daherkommt.

[...]

– *Also, du hast eigentlich jetzt schon eine höhere Position in der Firma, mit Dienstfahrzeug und so. Kann man das so sagen?*

Armin – Mmh, jein. De facto ja, de jure nein. Also, von meinem Status her bin ich noch immer Hilfsarbeiter, ich mein, meine Tätigkeit ist natürlich schon eine ganz eine andere geworden, schon, ja.

– *Was hat sich da für dich geändert? Du wurdest als Fensterputzer eingestellt.*

Armin – Na ja, es ist... Es hat sich überhaupt die ganze Personalstruktur sehr verändert in den letzten Jahren, ahm, wie ich angefangen hab, ja, wir haben – ein sehr blöder Spaß bei uns – so einen Transitbus mit 9 Sitzplätzen gehabt und wenn der Bus voll war, waren da 100 Jahr Häfen im Bus. Es waren sehr viel Vorbestrafte da, sehr viel Leute, die wirklich sehr, sehr am Rande der Gesellschaft gestanden sind, um es freundlich zu formulieren. Das hat sich in der Zwischenzeit total geändert. Es gibt, glaube ich, wenn überhaupt, noch ein bis zwei Leute bei uns, die Vorstrafen haben. Alle anderen [sind] zum größten Teil Ausländer, niemand vorbestraft. Das ist auch, ja, es war früher, wie für mich eigentlich, geplant als Übergangsjob. In der Zwischenzeit sind die meisten Leut mindesten sechs, sieben Jahr bei uns, also, es ist wirklich zu einem Dauerjob geworden. Früher, da haben wir eine unheimlich hohe Fluktuation gehabt. Da haben sicher im Jahr 30, 40 Leute angefangen, bei einem Stand von 15 Leuten. Und jetzt vielleicht zwei, drei neue, die bei uns pro Jahr jetzt dazukommen, also, insofern hat es sich sehr geändert.

– *Worauf führst du das zurück?*

Armin – Ich glaub eben darauf, dass es die Leute nicht mehr als Übergangsjob sehen, sondern wirklich als etwas... Es ist etwas, wo sie länger arbeiten wollen, wo sie arbeiten müssen, eigentlich [schmunzelt] und, ah, sich sehr viel mehr bemühen, wirklich ihren Job zu machen, ihren Job zu machen und nicht ein paar Monate ja schnell irgendwas. Also, teilweise eine bewusstere Entscheidung bei den Österreichern. Den Ausländern bleibt einfach nichts anderes übrig. Die sind wirklich auf Gedeih und Verderben dem Job ausgeliefert und die bemühen sich natürlich sehr, dass sie diese Jobs auch behalten, nicht.

– *Auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, damit meinst du...*

Armin – Ja, der übliche Teufelskreis, Arbeitsgenehmigung, Aufenthaltsgenehmigung und ohne Aufenthaltsgenehmigung keine Arbeitsgenehmigung, ohne Arbeitsgenehmigung keine Aufenthaltsgenehmigung und so.

– *Und die Österreicher, die jetzt länger drinnen bleiben in der Firma und nicht mehr so kurz nur dabei sind, geht es denen so wie dir, dass sie sagen, sie machen das jetzt, weil sie nichts Besseres finden, oder ist einfach die Einstellung zum Beruf anders geworden?*

Armin – Teils, teils. Teilweise haben wir Leute, die sind schon das dritte oder vierte Mal bei uns, also, die haben's bei anderen Firmen versucht, auch in anderen Branchen probiert, sind dann doch wieder zurückgekommen. Es ist teilweise auch ein leichter verdientes Geld, wenn ich zum Beispiel im Puchwerk unten... wo man zwar mehr verdient, aber es hält einfach nicht jeder durch, nicht. Das ist ja auch für mich der größte Horror, an einem Fließband zu stehen und so geht es eigentlich den meisten unserer Leut.

– *Also, Fabrikarbeit oder Industriearbeit ist da...*

Armin – [unterbricht:] Das ist genau das, was die meisten von unseren Leuten [in der Männerpartie] nicht aushalten. Ist auch oft innerhalb unserer Firma ein Konflikt, weil unsere Damen arbeiten jeden Tag auf dem selben Objekt, die selben Stunden, nicht. Des ist 365 Tag im Jahr immer dasselbe und so. Und bei uns ist das ganz anders. Wir sind fast jeden Tag woanders, meistens. Ja, einen Tag, zwei Tag, drei Tag oder selten einmal länger als eine Woche auf dem selben Objekt. Da gibt es auch immer Konflikte, wenn wir länger irgendwo sind, dass es dann immer wieder zu Reibereien kommt.

– *Das ist ja auch das, was du mit Freiheit meinst?*

Armin – Zum Beispiel, ja, immer was anderes sehen, immer woanders sein. Ich mein, was anderes sehen, die Arbeit bleibt im Prinzip immer ähnlich, nicht, ein bisserl anders ist sie halt.

[...]

Der Druck wird immer größer

– *Wie ist das mit den Reinigungsvorgaben? Gibt das die Firma vor als Anbot, wie viel Quadratmeter da gereinigt werden können, oder macht das...?*

Armin – [unterbricht:] Nein, nein, das macht schon die Firma, nicht? Aber die

Auftragsfirma nimmt prinzipiell den Billigstbieter und damit versuchen die Firmen immer weiter die Quadratmeterleistung hochzutreiben und es gibt einige wenige, die da wirklich den Schlüssel... Es gibt da einen Umrechnungsschlüssel, genannt Kalkulationsschlüssel, und da verlangen sie eben, dass der bei 195 Quadratmetern in der Stunde liegt, laut Kollektivvertrag. Aber den meisten ist das vollkommen egal. Da kannst mit 600, 700 Quadratmetern [in der Stunde arbeiten], das gibt's theoretisch bei einigen Firmen. Ich mein, es ist unmachbar, unschaffbar, aber die Aufträge werden vergeben.

– *Du hast auch von Frustrationen gesprochen. Worin liegen deine Frustrationen?*

Armin – In den – ich glaub, dafür ist unsere Firma berühmt berüchtigt – verpassten Chancen. Also, wir haben immer wieder sehr gute Ansätze, auch von der Firmenleitung her. Also wirklich, wo man strukturell Dinge ändern könnte, ah, sehr viel angenehmere Arbeitsabläufe gestalten könnte, aber es bleibt bei uns immer, ja, im Ansatz stecken. [...] Es ist dasselbe wie diese Sachen mit der Qualifikation der Mitarbeiter, wir werden nach Deutschland auf Kurse geschickt und so. Na ja, zwei Leute von uns waren wirklich in Deutschland, kurz auf einem Kurs, aber das war's dann auch schon. Das bleibt immer so im Ansatz stecken und das ist im Lauf der Zeit recht frustrierend. Wenn du seit 17 Jahren deinen Job machst und du merkst, es geht, es verändert sich nicht wirklich was. [...] Der Frust kommt auch teilweise davon, weil du merkst, der Druck wird immer größer. Wie ich angefangen hab, hab ich eigentlich sehr gut verdient, für damalige Verhältnisse. Mit ein paar kleine Schmäh's hast wirklich gut verdient. Heute brauchst du die Schmäh's, um überhaupt normal zu verdienen. Weil du bekommst ja nicht nur einen Stundenlohn, sondern teilweise bekommst du einen Leistungslohn. Für eine bestimmte Leistung ist eine bestimmte Menge Geld festgelegt. Ob du die Leistung erbringst in der Zeit oder nicht, ist dann dein Problem, nicht. [...]

– *Also, das wird dann fast zum Akkordlohn?*

Armin – Teilweise schon, ja, es ist im Prinzip ein Mischlohnsystem.

– *Und wie sind die Schmäh's, das würde mich schon interessieren. Wie gehst du da vor, dass du da ...?*

Armin – Ja, Reinigungsgewerbe lebt, glaube ich, zu 80 Prozent vom Kontakt mit dem Kunden und wenn du einem Kunden erklären kannst, warum was nicht so aussieht, wie er sich's vorstellt, wenn du auf einen Kunden sehr gut eingehen kannst, musst du wahrscheinlich weniger tun, als wenn du keinen Kontakt zu ihm hast, dann musst du wirklich die volle hundertprozentige Leistung erbringen. Sonst kannst ihm schon manchmal erzählen, geht halt leider nicht. Oder: »Wissen S' eh, machen wir das nächste Mal«, oder so. Es gibt so Fenster, die sind vierseitig, nicht, mit Zwischenscheiben, nicht. Ja, mein Gott, man muss sie nicht immer vierseitig putzen, nicht. Damit hast du dir natürlich die halbe Arbeitsleistung erspart. Das sind so die kleinen Sachen halt, von denen wir früher immer gelebt haben. Damit hast du natürlich immer mehr verdient dann, nicht.

[...]

– *Kannst du da von innen her Druck machen als Arbeitnehmer, oder hast du da überhaupt keine Mitsprache?*

Armin – Nein, das geht überhaupt nicht. In unserer Firma überhaupt nicht. Wenn dann was in der Zeit nicht erledigt ist, des kannst vergessen. Und vor allem bei diesem Anspruch an Perfektion, der wirklich recht hoch ist.

– *Es ist also eher schwierig, von unten her etwas zu verändern?*

Armin – Es ist fast unmöglich ja.

[...]

– *Bei euch sind sehr viele Ausländer im Betrieb. Werden die als Ergänzung oder Konkurrenz empfunden?*

Armin – [Lacht] Tja, das ist teils, teils. Im Prinzip als Ergänzung, zwischen- durch bricht ein gewisses Konkurrenzdenken aus, allerdings eigenartigerweise unter den Ausländern und nicht unter Österreichern und Ausländern. Also, wir haben jahrelang sehr viele Jugoslawen gehabt und in letzter Zeit haben wir, ah... kommen immer mehr Kurden und da gibt's doch ein ziemliches Konkurrenzdenken. Jetzt haben wir auch drei Schwarzafrikaner und das ist auch schon wieder so eine kleine Gruppierung, die schön langsam [beginnt zu lachen] mitmischen will und so, das ist ein Kindergarten, das ist einfach ein fürchterlicher Kindergarten.

– *Mitmischen?*

Armin – Einfluss nehmen, mitbestimmen innerhalb unserer Abteilung. Sich, na ja, Rechte, Rechte erkämpfen braucht sich keiner, oder Einfluss gewinnen.

– *Also, es gibt Hierarchien und da versuchen sie hinaufzukommen?*

Armin – Ja, richtig, wobei diese Hierarchien bei uns, also bei uns – wir haben jetzt relativ lang eigentlich ohne Vorarbeiter gearbeitet, da haben wir gesagt: »Wir sind alles erwachsene Menschen, wir wissen alle, welche Arbeit wir zu tun haben, wir brauchen niemanden, der mir erzählt, was ich zu tun hab. Wir kennen uns alle lange genug, jeder weiß selber, was er zu tun hat, wir brauchen keinen Chef.« Das ist leider etwas, was nicht funktioniert. Das funktioniert leider absolut überhaupt nicht. Bei gewissen Menschen, ja, bei gewissen anderen. Die brauchen wirklich jemanden, der ihnen sagt, das machst du jetzt und das machst du jetzt. Das geht aber quer durch, da gibt's niemanden, durch alle Gruppierungen, durch alle Nationalitäten, durch alle Altersgruppen.

[...]

Das Gemeinschaftsgefühl zerbricht

– *Was unterscheidet dich noch vom Vorarbeiter eigentlich?*

Armin – [Lacht] Das Gehalt. Unsere Vorarbeiter sind ja auch so etwas Fürchterliches. Sie kriegen im Monat 1500 Schilling [ca. 110 €] zu ihren Stunden dazu. Im Prinzip, ah ja, mach ich den Job eines Organisationsleiters, nicht.

– *Aber du bekommst dafür nicht bezahlt?*

Armin – Nicht dafür bezahlt. Weil Geldsparen ist bei uns eine sehr gute Sache. [...] Wie soll ich sagen, wie ich gearbeitet hab, haben wir eigentlich keinen

Vorarbeiter gebraucht, wir haben uns recht gut verstanden untereinander. Wir haben gewusst, was wir zu tun haben und haben versucht, den Job vernünftig zu machen. Und wenn einer was gewusst hat, hat er es halt erzählt und wir haben uns ausgedredet halt immer, was wir machen und haben gearbeitet. Und wenn einer was gewusst hat, hat er es halt erzählt und wenn ein anderer etwas besser gewusst hat, hat er es mir erzählt und des funktioniert im Moment aber anscheinend überhaupt nicht mehr. Die Leut hören nicht aufeinander. Wenn man sieht, der andere macht einen Fehler: »Du hast mir nichts zu sagen«, und so, und da musste man jemand einstellen, der offiziell etwas zu sagen hat, wie im Kindergarten.

– *Und das ist in den letzten Jahren stärker geworden. Womit hängt das zusammen? Druck?*

Armin – Ich weiß es nicht, wenn ich es wüsste, hätte ich es abgestellt. Es ist etwas, woran wir jetzt wirklich seit zwei Jahren herumrätseln, was sich da geändert hat. Wir kommen nicht drauf. Wir haben auch versucht, unsere privaten Bande besser zu knüpfen. Das war etwas, was uns vorher immer ausgemacht hat. Wir waren alle sehr viel privat unterwegs. Wir sind oft nächtelang unterwegs gewesen zusammen und haben uns natürlich privat, aber auch dienstlich unterhalten. Also, dieses Gemeinschaftsgefühl, das wir früher gehabt haben, lasst sich anscheinend nicht wiederbeleben.

– *Und dieses Gemeinschaftsgefühl ist so einfach in der Gruppe gewachsen oder war das von der Firma aus?*

Armin – Nein, nein, überhaupt nicht, im Gegenteil, das war für die Firma immer ein rotes Tuch. Also, wir sind in der Beziehung, na ja, immer ein bisschen Außenseiter gewesen in unserer Abteilung und, ja, sind eigentlich eher dafür kritisiert worden, dass wir einen viel zu vertrauten Umgang miteinander haben.

[...]

– *Wir haben schon öfters über die Gehaltsbereiche in der Firma gesprochen. Wie sind so die Einkommenssituationen tatsächlich?*

Armin – Unser Stundenlohn beträgt im Moment 91,10 Schilling [6,50 €] brutto. Ja, es ist jetzt wirklich eine Frage des Monats, im Schnitt bekommen die Männer zwischen 11 ½ Tausend und 14, 15.000 Schilling [ca. 900 bis 1100 €] netto. Das sind im Sommer sehr viel mehr Stunden, sehr viel mehr. Im Winter, so wie jetzt, man kann keine Fensterreinigungen machen, die ganzen Grundreinigungen und so sind schon lang erledigt. Da bist darauf angewiesen auf so Kleinigkeiten, die so nebenbei reinkommen, oder auch vom Winterdienst. Und da es heuer nicht geschneit hat, gibt es auch nichts zu verdienen.

– *Und mit dem Gehalt kann jemand mit Familie leben, geht sich das trotzdem aus?*

Armin – Anscheinend. Darfst mich nicht fragen wie. Ich hab keinen blassen Schimmer wie es jemand schafft, mit dem Geld in Graz eine Wohnung zu haben und noch ein paar Kinder zu ernähren. Wobei es einen Teil der Leute gibt bei uns, die einen zweiten Job haben. Also, es gibt viel Leut, die tun Zeitung austragen in

der Nacht, andere arbeiten am Wochenende, das ist Usus und manche haben privat so Hausmeistereien und so und arbeiten auch privat im Reinigungsbereich.

– *Also, mehrere Jobs sind dann die einzige Chance, zu einem Gehalt zu kommen?*

Armin – Ja, ich mein bei einigen von uns. Das sind 30 Prozent in etwa, denk ich mir.

[...]

Mieser Umgang und Misstrauen

– *Wenn du bei einer Firma oder bei einer Institution reinigst, wie gehen die Leute dort mit euch um?*

Armin – Bunt gemischt. Ah, ein Teil ist sehr nett, sehr fair und bei einem Teil merkst du wirklich, dass du behandelt wirst wie ein Mensch zweiter und dritter Klasse. Also, es wird wirklich auf dich heruntergeschaut und es gibt ein Problem, das vor allem unsere ausländischen Kollegen haben. Die kriegen das, glaube ich, recht stark zu spüren. Da hör ich schon öfter mal, dass der oder der Kunde sehr mies ist. Da hast du auch öfter Anfragen von Leuten, die wollen nur Österreicher haben, die wollen nur österreichisches Personal haben oder: »Versteht der wohl Deutsch?«, wobei, das versteh ich noch, wenn er des fragt. Aber es gibt immer wieder Leut, die sagen, sie wollen nur Österreicher haben, die sich erkundigen, wo sie die kriegen. Bei mir kriegen's nur gute Leut und mehr gibt's nicht.

– *Also, darauf wird in der Firma nicht so eingegangen?*

Armin – Es ist unmöglich, es ist fast unmöglich, nicht. Weil du hast in Graz... haben wir 80 Prozent oder 90 Prozent Ausländeranteil. Das ist auswärts, also am Land, besser, da findest du durchaus Österreicher, aber in Graz ist es unmöglich.

– *Du hast von miesem Umgang gesprochen. Welche Erfahrungen hast du da gemacht?*

Armin – Zum Beispiel eine Reklamation, ein Kunde ruft mich an: »Den Bimbo brauchen S' mir nicht mehr schicken«, oder: »Was ihr mit eure Ausländer habt«, wo dieselbe Arbeitsleistung, wenn sie ein Ausländer bringt, nicht akzeptiert wird. Vom Österreicher problemlos. Also, konkret kenne ich Kunden, bei denen ich selber gearbeitet hab, und ich weiß, was ich dort getan habe, ja, kein Problem. Nie eine Reklamation gehabt. Kaum macht ein Ausländer dieselbe Arbeit – ich war dort und hab mich überzeugt, dass sie wirklich in Ordnung ist die Arbeit – wird sie nicht akzeptiert. Es ist auch ein sehr großes Misstrauen über die Ehrlichkeit. Es wird Ausländern relativ häufig unterstellt, dass sie unehrlich sind, dass sie stehlen oder so. Und da haben wir die abenteuerlichsten Geschichten schon erlebt, dass wir, dass unsere Autos gefilzt worden sind und so, aber das ist jetzt überhaupt die ganze, gesamte Branche, nicht nur Ausländer. Bei denen noch stärker. Auch, dass unsere Autos gefilzt worden sind von der Polizei und so.

– *Die Autos gefilzt?*

Armin – Die Autos, ja, also, dass ein Kunde die Polizei angerufen hat und gesagt hat, da sei etwas gestohlen worden und dass die Polizei unsere Autos

gefilzt hat, ob ein Diebesgut drinnen liegt und so.

– *Also, das ist dir auch...*

Armin – [Unterbricht:] Das ist mir passiert, das ist fast jedem schon einmal passiert, wobei es sich... wobei noch niemals irgendjemand uns irgendetwas nachgewiesen hat.

Solidaritätsaktionen

[Im zweiten Gespräch erzählt mir Armin von einer Solidaritätsaktion für eine Mitarbeiterin, die nach einer Scheidung eine Aufstockung ihres Halbtagsvertrages benötigt hätte, um finanziell durchzukommen. Die Firmenleitung hatte diesbezügliche Anträge abgeblockt. Da sich der Betriebsrat an der daraufhin von einigen Kollegen initiierten Unterschriftensammlung nicht beteiligte, verlief die Aktion im Sand. Diejenigen, die trotzdem mitgemacht hatten, mussten mit Schwierigkeiten rechnen. Armin ärgert dieses Verhalten des Betriebsrates, dem er generell vorwirft, mehr Firmenpolitik zu betreiben, als sich für die Arbeiter einzusetzen.]

– *Also, was ich so rausgehört hab, bei den sozialen Aktionen, bei den Solidaritätsaktionen bist du immer dabei?*

Armin – Ja, natürlich. Ich mein, es ist unser tägliches Brot, wir leben davon. Ich leb davon, dass die Leute mit mir solidarisch sind in der Arbeit, aber auch im Privaten setzt sich das dann weiter fort, nicht. Wir können nur, wir können nur einfach zusammen versuchen, unsere Arbeit zu machen und da musst du auch Verständnis für die Leute aufbringen, für ihre Probleme, für ihre Sorgen, es geht nicht anders. Ich verlang von ihnen sehr viel und natürlich können s' von mir auch was verlangen, das ist ganz logisch.

– *Trifft es dich, wenn manche nicht mitmachen?*

Armin – Richtig, ja. Wobei ich sagen muss, dass ich es bei manchen Leuten verstehen kann, weil sie einfach Angst haben. Wie ich auch gehört hab: »Passt auf, das wird euch auf den Kopf fallen!« Ja, mein Gott, dann fällt es mir halt auf den Kopf, nicht. Ist er [meint den Betriebsleiter] halt wieder eine Woche mehr böse auf mich. Ich mein, das kann ich als Mensch nachvollziehen, wenn du Angst hast um deinen Job oder was, aber gerade der Betriebsrat, der keine Sekunde Angst haben muss um seinen Job... Ganz im Gegenteil. Ich mein, das kann ich überhaupt nicht nachvollziehen.

[Armin erzählt über die Probleme, die älteren Arbeitnehmer unter dem herrschenden Leistungsdruck in Beschäftigung zu halten. Sie sind oft körperlich nicht mehr in der Lage, die geforderten Zeitvorgaben zu erfüllen. Bei Auftragsverlusten und daraus resultierenden Kündigungen werden sie nicht selten »aussortiert«. In Einzelfällen gelingt es, sie in täglichen Routinearbeiten mit geringeren Anforderungen unterzubringen.]

– *Und gibt es auch Beispiele, wo das nicht so gelungen ist?*

Armin – Ja, passiert auch immer wieder. [...] Da kann es immer wieder passieren, dass es nicht gelingt, vor allem, wenn jetzt, was weiß ich, bei einem große-

ren Objekt der Vertrag ausläuft und jetzt sind auf einmal 20 Frauen arbeitslos und dann versucht man natürlich schon, die noch irgendwo unterzubringen. Aber irgendwo hat alles Grenzen, also, da ist kein neues Objekt dann da. Da wird immer wieder umgeschichtet und da kann es den Älteren schon passieren, dass sie rausfallen.

– *Also, die älteren Frauen sind besonders gefährdet, wenn so ein Objekt verloren geht.*

Armin – Ja, ja, ältere. Sagen wir so, es wird dann sehr streng aussortiert, wer ist gut, wer ist wirklich gut und für die wird versucht, einen neuen Job zu finden und wer nicht so gut ist, bleibt auf der Strecke. Und natürlich für die, für die es einen neuen Job gibt, die verdrängen ja auch irgendjemanden. Also läuft da immer eine Kündigungswelle durch das Haus.

– *Also, wenn da ein Objekt fällt, dann... ?*

Armin – ... hat das ganz woanders auch Auswirkungen.

– *Und wer sortiert das?*

Armin – Die zuständige Organisationsleitung, also, der für dieses Objekt zuständig war, der weiß meistens einen Monat vorher, dass wir das verlieren werden und dann fängt er an zu suchen, natürlich, auch in Absprache mit unserem Betriebsrat, aber der kann auch nichts machen, weil wo keine Arbeit da ist, kannst du nichts machen.

[...]

Die Unternehmensberater kommen

– *Also, da kann man nur froh sein, wenn man schon eine einigermaßen sichere Position hat, so wie du.*

Armin – Ja, ja, im Prinzip schon. Wobei du nicht sicher sein kannst, dass es dich nicht irgendwann einmal erwischt. Weil du weißt nie, was sie gerade wieder aushecken, die Herrschaften und jetzt kommt eine Phase mit Leuten von irgendwelchen Beratungsfirmen und so. [Sarkastisch:] Ja, und auf die freuen wir uns alle unheimlich. Also, ich finde das unheimlich schön, wenn irgendein 25-Jähriger von der Uni kommt und uns erzählt, wie wir alles 20 Jahre lang falsch gemacht haben. Also, auf das freue ich mich schon unsagbar.

– *Also, die Betriebsberater.*

Armin – Ja, also das wird etwas Witziges werden wieder. Und da kann dir schon passieren, dass zum Beispiel unsere ganze Abteilung aufgelöst wird. Denn, wenn die sich ausrechnen, dass wir zu wenig Gewinn machen oder so was, dann kommen so grundsätzliche Entscheidungen. Die werden dann interessant. Wir sind im Prinzip ein eigenständiges Unternehmen, das selbstständig wirtschaftet und wir müssen uns selbst am Leben erhalten, innerhalb der Firma. Ja, und jetzt ist das natürlich immer schwieriger und die Frage ist, ob wir als Service der Firma eine Überlebenschance haben oder ob es heißt, wenn wir uns nicht mehr rechnen, werden wir einfach eingestellt, nicht.

– *Die Gefahr besteht?*

Armin – Die Gefahr besteht immer, also, da ist immer wieder diese Drohung, so alle zwei, drei Jahre, so ganz periodisch, er [meint den Chef] sperrt uns zu. [Sarkastisch:] Ja, ja, tu nur [lacht]. Ich mein, die ersten zwei-, dreimal hat es mich wirklich erschüttert – in der Zwischenzeit: Ja, mei, wenn du meinst?

– *Du überlegst dir nicht konkret, was du dann anders machen würdest?*

Armin – Es ist sinnlos, sich irgendetwas Konkretes zu überlegen, weil du hast nichts Konkretes am Tisch. Du kannst dir erst etwas überlegen, wenn du dein Kündigungsschreiben in der Hand hast, dann ist es der Moment. Weil vorher ist alles sinnlos, weil vorher wird alles immer wieder umgeworfen.

März/April 2001

Schlussverkauf

Gerlinde Malli

Einkaufszentren als Gegenwelten

Im peripheren Gebiet des süd-westlichen Graz und von allen Seiten durch Autobahnabfahrts- und Zufahrtsstraßen eingefangen, erstreckt sich über ein Areal von 100.000 m² eines der Megaeinkaufszentren der Stadt. Mit 20 Geschäften wurde dieses Shopping-Center Ende der 80er Jahre eröffnet. Bis heute ist seine Geschäftsfläche auf 46.000 m² angewachsen, die Zahl der Geschäfte hat sich verdreifacht.⁷⁶ Tausende Parkplätze stehen Besuchern und Besucherinnen – viele kommen aus dem europäischen Südosten – zur Verfügung. Der permanente Großbaustellencharakter des Areals macht deutlich, dass seine Grenzen noch nicht erreicht sind. Das umliegende Brachland wird für die Ausweitung des Zentrums genutzt, das sich nach und nach in das bäuerliche Umland und in Einfamilienhaussiedlungen einfrisst. Neben der Gelegenheit, in Geschäften unterschiedlichster Branchen einzukaufen und die Waren vor Ort verladen zu können, lockt dieses Zentrum mit Erlebnisspektakeln – ungeachtet der anhaltenden Kontroversen um die Gefährdung der innenstädtischen Geschäftswelt.

Die hallenartigen, ein- bis dreistöckigen Gebäude, deren Design und Material an die Behälterarchitektur von Warenhäusern der 60er Jahre erinnert, präsentieren sich als reine Funktionsgebäude, im Inneren aber spiegeln sie die postmoderne Inszenierung überdachter Einkaufsstraßen wider, in denen flanieren, gegessen, getrunken und gekauft werden kann. Den Kunden und Kundinnen präsentiert sich dieser Ort als Gegenwelt zum Alltag. Akustische Reize und Beleuchtungseffekte werden eingesetzt, um den Erlebniswert des Einkaufens zu simulieren, sauber und steril, frei von Devianz und Straßenkriminalität. Dafür sorgen Überwachungssysteme und Sicherheitspersonen. Innerhalb dieser gefahrlosen Zone flanieren die Konsumenten und Konsumentinnen, um der Langeweile des Alltags zu entkommen und ihre Bedürfnisse, die auf Kurzfristigkeit angelegt sind, zu befriedigen. Die Normalität des Alltags wird außer Kraft gesetzt, die Individuen werden aus den realen Strukturen ihres Lebensumfeldes entlassen.

Nur auf den ersten Blick sind Einkaufszentren Nicht-Orte, Stätten ohne Identitäten, Erinnerungen, Relationen und Soziales. Ihre kulissenhafte, begehbare Bühne ist Ort des symbolischen Spiels mit Körperräumen. Ihre Benützer und Benützerinnen wechseln zwischen Schauspieler- und Zuschauerstatus. Das eigene Erscheinen wird zum Erlebnis und zum Kapital im Kampf, sich milieuspezifisch über Moden, Haltungen und Lebensstile zu verorten. Als sozialer Raum regelt die Konsumstätte über Zeichen die Anerkennung des Kapitals. Vor allem für Jugendliche trägt sie identitätsstiftende Elemente in sich.⁷⁷ Mehr noch, para-

doxerweise entwickeln sich gerade diese Nicht-Orte zum Inbegriff des Umhengen, Geschlossenen und zur Kultstätte für marginalisierte Gruppen.⁷⁸ Für Homosexuelle, Transgenders und Queers eignet sich die Shopping Mall libidinöse Qualitäten an. Sie setzt ihre Erotik »als Ort der Begegnung mit dem Anderen« frei, wird als Ort der Vermischung erfahren und mit »Geld, Sex, sozialen Kontakten und Freiheit« assoziiert.⁷⁹ Auch wenn subkulturelle Gruppen hier ihre Akzente setzen, ihrem Potenzial wird dasselbe Schicksal zuteil wie den Pariabewegungen der Mode. Der Konsumkapitalismus wirkt wie ein Sog. Andersartigkeit wird in den Mainstream aufgenommen und als Image für Toleranz und Lockerheit vermarktet. Vereinzeln, Anonymisierung, Verunsicherung, Unübersichtlichkeit und subkulturelle Abweichungen werden in den konstruierten, fluktuierenden Orten wirtschaftlich genutzt und zu Produktionsfaktoren im Sinne der Mehrwertsteigerung. Frei von der historischen Funktion öffentlicher Räume sind diese neuen Orte bis ins letzte Detail von der Marktökonomie bestimmt und durchstrukturiert. Jede Gestaltbarkeit durch die Benutzer und Benutzerinnen ist ihnen genommen.

Modemultis als Mc-Job-Unternehmen

Die Adressaten des Shoppingregimes sind in erster Linie Frauen. Als potenzielle Käuferinnen der Waren werden sie ebenso repräsentiert, wie sie das Verkaufspersonal stellen. Ihre Körper passen sich den weltweit geltenden Maßstäben der Schönheitsökonomie an. Mit der Normung des Körpers gehen billige, massenhaft produzierte Waren und Kopien exklusiver Marken einher. Damit werden zwar traditionelle soziale und kulturelle Hierarchien aufgeweicht, gleichzeitig aber komplexere Formen sozialer Ungleichheit hergestellt, neue Hierarchien durchgesetzt. Globale Großhandelsketten der Bekleidungsbranche sind auf Verbilligung von Waren und Markenimitation eingestellt, um ökonomisch schwächeren Schichten Zugang zu Designermode zu schaffen und damit eine Nivellierung von Klassengrenzen zu erreichen. Eine Illusion, denn kulturelle Unterscheidungskriterien werden damit nicht aufgelöst, auch wenn sie komplizierter und subtiler geworden sind. Plagiate und Kopien werden für die Träger und Trägerinnen der Originale erkennbar bleiben, ist doch gerade das Bekleidungssystem ein Sprachsystem, das Inhalte und Bedeutungen transportiert. Die Produktion von Identität über Konsum suggeriert zwar ein Entkommen aus einschränkenden Bedingungen, das kapitalistische Terrain aber definiert sich ausschließlich über Distinktion. Der durch ökonomische Präkarisierung gefährdete Mittelstand gerät über seine Notlage, sich exklusive, teure Waren nicht mehr leisten zu können, in die Situation, seine identitätsstiftenden kulturellen Unterscheidungszeichen nicht mehr aufrechterhalten zu können. Das Einkaufen in globalen Billigläden wird als Stigmatisierung und Abdriften erlebt.

Die an den Rändern der Stadt gelegenen Konsumstätten werden nun auch zum Modell für das innerstädtische Management. Die Einbahn vom Zentrum zur

Peripherie ist aufgebrochen, die Ränder wirken zurück. Einkaufsstraßen der Innenstadt »verjüngen« sich, werden über Shopping produziert und konsumiert. Mehr und mehr beherrschen Unterhaltung und Erleben das Design und die Funktion des Stadtzentrums. Die inszenierte Theatralik des Konsumtionsraumes greift sich das Alte. Historische Gebäude und Ensembles erhalten dadurch eine neue Bedeutung: Sie werden zum Spektakel, zum Exotischen und zugleich zur lokalen Besonderheit erhoben. Globale Modemultis verdrängen traditionelle Familienunternehmen. Damit werden eine neue Arbeitsteilung und die Internationalisierung der Konsumtion ins Lokale eingewoben. Die ökonomische Eroberung alter und neuer Räume schafft neue Bedingungen und Qualitäten. Mit den Warenlabels verbreiten sich Werte, Lebensstile, Ideen und Vorstellungen von Geschlechteridentitäten, die die Grenzen der lokal, bürgerlich gedachten Konstellationen erschüttern. Kulturelle Ressourcen im Sinne von sozialen Machtverhältnissen werden uneindeutiger, vielfältiger. Gleichzeitig bleiben alte Grenzregime erhalten, neue werden hochgezogen. Sie sind Strukturmerkmal neoliberaler Globalisierungsprozesse. Gerade an der Textilindustrie zeigt sich, wie sich die Lebenspraxen junger Westeuropäer und Westeuropäerinnen in direkte Beziehung zu den Bedingungen der Produktionsstätten in Ost- und Südosteuropa setzen lassen.⁸⁰ Da wie dort werden Arbeitsstrukturen zunehmend informalisiert, Produktions- und Verkaufsarbeit beinahe ausschließlich von Frauen geleistet.

Als Mc-Job-Unternehmen stützen sich die Großhandelsketten der Bekleidungsbranche auf externe und quantitative Flexibilität. Innerbetrieblich leben sie von der Routinisierung der Arbeitsprozesse, außerbetrieblich vom Angebot an Arbeitskräften, die bereit oder gezwungen sind, die informellen Beschäftigungsbedingungen zu akzeptieren. Sie sind ersetzbar und zeitlich flexibel einsetzbar. Die Flexibilitätsanforderungen an die Unternehmen werden an die Arbeitskräfte weitergegeben. Teilzeit- oder geringfügige Beschäftigung ist für das Verkaufspersonal die Norm. Diese atypischen Beschäftigungsformen ermöglichen einen flexiblen Personaleinsatz, der als kostengünstige Strategie saisonal bedingte Absatzschwankungen auszugleichen vermag. Das flexible Arbeitszeitmodell ist nicht mit der Möglichkeit einer individuellen Zeitgestaltung im Sinne von Zeitsouveränität gleichzusetzen, vielmehr ermöglicht es den Unternehmen, über ihr Verkaufspersonal zu verfügen. Im Gegensatz zur Dynamik der neuen Arbeitsgesellschaft bleibt die Familienarbeit als primärer Zuständigkeitsbereich für Frauen relativ stabil. Atypische Beschäftigungsverhältnisse werden unter diesen Umständen als ideale Lösung für die Vereinbarkeitsproblematik von Beruf und Familie angeboten. Die bekannten Merkmale weiblicher Berufskarrieren und die Frauen attestierten Eigenschaften wie Anpassungsbereitschaft, Unterordnung oder soziale Kompetenz sind geradezu auf das Arbeitsprogramm der neuen Unternehmen zugeschnitten. Das eigentliche Dilemma ist, dass informelle Anstellungsverhältnisse – entgegen der Versprechungen – keine geringere Arbeitsbelastung bedeuten, dass das Einkommen nicht existenzsichernd ist, Aufstiegschancen kaum vorhanden sind,

soziale Risiken steigen und eine eigene soziale Absicherung kaum möglich ist.⁸¹

Die Qualifikationsanforderungen an die Verkäuferinnen und Verkäufer der Modegeschäfte sind gering. Ihre Arbeit beschränkt sich auf un- oder angelernte Tätigkeiten. Auf gelernte Arbeitskräfte wird aus Kostengründen weitgehend verzichtet. Für die wenigen älteren Verkäuferinnen, die ihren Beruf noch erlernt und den Lehrabschluss einmal als Bestätigung eines sozialen Aufstieges empfunden haben, ist die Umstellung auf den Selbstbedienungsbetrieb mit persönlicher Entwertung verbunden. Die Arbeit ist monoton und beschränkt sich fast ausschließlich auf das Sortieren von Bekleidungsware. Im Zusammenspiel zwischen Kundschaft und Verkaufspersonal hat sich eine neuartige Bedeutung etabliert. Die Steigerung des Umsatzes wird nicht mehr über eintrainierte Verkaufsgespräche, sondern durch die Intensivierung nonverbaler Kommunikation erzielt. Neben Beleuchtungs-, Temperierungs- und Akustikeffekten spielt für den Verkauf das Erscheinungsbild der Verkäufer und Verkäuferinnen eine wesentliche Rolle. Nachdem Beratung vom Großteil der Kunden und Kundinnen als Störung empfunden wird, gilt die volle Aufmerksamkeit den Körpern, der Kleidung und dem Auftreten des Verkaufspersonals. Das Ausdrucksmanagement muss adäquat funktionieren. Kurzfristige und ständig wechselnde Kontakte erfordern ein hohes Maß an dramaturgischen Techniken, die umso authentischer wirken, je deutlicher ihr Lebensstil danach ausgerichtet zu sein scheint. Die fatalen Konsequenzen für ältere Verkäuferinnen sind Demütigung und Scham. Ihr Erfahrungswissen und ihre fachlichen Qualifikationen sind wertlos geworden, ihre Körper nicht mehr als Ressource einsetzbar. Während die jüngeren Verkäuferinnen und Verkäufer die Vorderbühne zur Selbstästhetisierung und Selbstinszenierung nutzen, werden sie auf die Hinterbühne verdrängt, um die Werteproduktion nicht zu verunsichern.

Körper als Währung

Konsumkultur wird mit Begehren, Wünschen und Körpern assoziiert. Und Körper haben gegenwärtig Konjunktur wie kaum zuvor. Zum ersten Mal in der Geschichte löst der Körper Kleidungsvorschriften ab und wird zum alleinigen Maßstab für das Schönheitsideal.⁸² Den Gesetzen des Marktes unterworfen, wird er selbst zum Produkt, zum Tauschobjekt, zur Ware und zum Kapital. Seine Schönheit ist Währung und soziales Differenzierungskriterium. Seine Sterblichkeit wird verleugnet, Krankheit, Alter und Verfall werden verdrängt. Als eminent geschlechtsspezifische Kategorie ist körperliches Kapital für Frauen häufiger als für Männer Einsatz im Kampf um privilegierte Positionen. Die Überwindung der Naturgebundenheit des weiblichen Körpers führt schließlich dazu, sich gegen seine Erdschwere zu behaupten, so lange, bis er irgendwann ganz zu verschwinden droht. Er wird zur Gliederpuppe, die sich der herrschenden Doktrin über Ideale anpasst, ja in vielen Fällen anpassen muss, um sozial überleben zu können. Paradoxerweise verknüpfen sich mit den Leitfiguren, die an unterernähr-

te Kunstkörper erinnern, Vorstellungen über Gesundheit, die zur moralischen Verpflichtung und Eigenverantwortung werden, so als wären seine Schwächen Folgen eigener Entscheidungen und eigenen Tuns. Während die Markt- und Freizeitökonomie auf den leistungsorientierten Körper setzt, der allen Anforderungen gerecht werden soll, wird der Körper für seine Besitzer und Besitzerinnen zur Grundlage der personalen Identität schlechthin. Als »Symbol für eine noch kontrollierbare Wirklichkeit«⁸³ wirkt er als Kompensationsobjekt, das durch seine Nähe und Unmittelbarkeit die Wunden einer auf Zukunft und Beschleunigung ausgerichteten Welt zu heilen verspricht. Dabei wird er bis zum Rand seines Zusammenbruchs getrieben.

Eine neue Kommunikationskultur

Während sich die Kommunikation zwischen Verkaufspersonal und Kundschaft fast ausschließlich auf Nonverbales beschränkt, ist Kommunikation im Sinne eines »offenen Redens über alles« zwischen Verkaufspersonal und Chefetage erwünscht bzw. elementarer Bestandteil der Betriebsideologien. Damit wurde das Bedürfnis der jüngeren Generation nach gut funktionierender Kommunikation und Offenheit aufgegriffen und mit eigenen Interessen verknüpft: Auflehnung gegen unangenehme Arbeitsbedingungen wird aufgefangen, bevor sie die Vertretung von Gewerkschafterinteressen, ja selbst bevor sie Kollegen und Kolleginnen erreicht. Den Verkäuferinnen und Verkäufern wird in der flach ausgeprägten hierarchischen Ordnung das Gefühl vermittelt, ihre soziale Position entspreche jener der Manager und Managerinnen. Als Team seien alle verantwortlich für das Funktionieren des Unternehmens. Für die ältere Generation schafft diese Neuordnung Verwirrung. Sie weiß nicht mehr, wo sie gesellschaftlich steht, ihre berufliche Identität ist schwach.

Bei täglichen Treffen vor Arbeitsbeginn wird die Notwendigkeit einer Gemeinschaftsbildung beschworen und über den vergangenen Arbeitstag reflektiert. Die Gemeinschaftsfiktion, die dabei konstruiert wird und deren konstitutive Basis das Du-Wort bildet, verstellt den Blick auf Lohnarbeit als Herrschaftsverhältnis, auf den Interessengegensatz zwischen Arbeit und Kapital. Autorität und Machtausübung scheinen in dem Maße zu verschwinden, in dem eine fiktive Nähe zwischen Managementetage und Verkaufsangestellten hergestellt wird. Gleichzeitig werden Solidaritäts- und Loyalitätsgefühle unterbunden, indem die Konkurrenz zwischen den Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen gefördert wird.⁸⁴ Die tatsächlich existierende Hierarchie wird von der Idee der Selbstverwaltung überschattet und ist unüberschaubar geworden.

Die strukturellen Widersprüche zwischen dem Ideal der Teamarbeit und der eigentlichen Prekarität der Arbeitsverhältnisse verlagern sich als Konflikt ins Innere der Personen. Die Unlösbarkeit ambivalenter Bedingungen und Zwänge lässt die Verkaufsangestellten politisch erlahmen. Kollektiven Widerstand zu produzieren wird zum sinnlosen Unterfangen, weil er das unsichere Arbeits-

verhältnis zusätzlich schwächen würde. Ebenso wird es sinnlos, sich dem Unternehmen gegenüber loyal zu verhalten, folgt die Personalrekrutierung keinen durchschaubaren Regeln mehr. Die Konsequenzen lassen sich als Individualisierungspraktiken erkennen, als »Gespaltenheit des Habitus«, der sich zwischen jene gräbt, deren vergleichbare soziale Lage sie eigentlich verbinden müsste.⁸⁵ Während die im Habitus der Älteren angelegten Dispositionen, Vorstellungen und Erwartungen an die Gegenwart nicht mehr rückgebunden werden können und die dabei entstehenden Brüche als persönliche Tragödien empfunden werden, setzt sich die Arbeitsorganisation bei den Jüngeren bis in ihr Innerstes fort und führt zu einem rastlosen Leben: Die Lebensentwürfe und Fassaden der Verkäufer und Verkäuferinnen sind ebenso zerbrechlich wie die Arbeitsstruktur der Unternehmen und das Geschäft mit der Mode.

Seiltanz

Gerlinde Malli

Ich lernte Barbara vor einigen Jahren beim Abendessen in einem Innenstadtlokal kennen. In ihrer unkomplizierten Art bestimmte sie von der ersten Minute an den Gesprächsverlauf des Abends bis weit nach Mitternacht. Sie brachte mich zum Lachen mit humorvoll geschilderten Episoden und zum Erzählen durch neugieriges Fragen. Bald schon war sie mir vertraut. Ich fand sie sympathisch, aber sie irritierte mich damals. Immer wieder war ich damit beschäftigt, sie nach der traditionellen Geschlechterordnung zu kategorisieren. Ihre Gesichtszüge und ihre Stimme haben etwas Männliches an sich, während ihre Arme und Hände zierlich mädchenhaft wirken. Ihr Verhalten stimmte nicht mit meinen Rollenerwartungen für ein einziges Geschlecht überein. Ich reproduzierte den gesellschaftlichen Zwang, dass ein jedes Individuum einem bestimmten Geschlecht zugeordnet werden muss.

Nach nun bald siebenjähriger Bekanntschaft ist Barbara für mich noch immer eine schillernde Figur jenseits von starren Kategorien, ihre geschlechtliche Unklarheit verstört mich schon längst nicht mehr.⁸⁶ In ihr scheinen sich Gegensätze in ausgeprägter Weise zu vereinen: Sie ist traurig und fröhlich zugleich, schwermütig und leichtlebig, durchschaubar und geheimnisvoll, weiblich und männlich. Barbara ist 28 Jahre alt. Seit zwei Jahren arbeitet sie als Verkäuferin in einer globalen Bekleidungskette in dem im Süd-Westen der Stadt gelegenen Shopping-Center. Das erfuhr ich, als ich sie nach längerer Zeit zufällig wiedertraf. Diese kurze Begegnung machte mich neugierig. Ihr Leben in Differenzen und in Ambiguität, das ich kannte, schien sich auf eigenartige Weise mit ihrem neuen Arbeitsplatz verschmolzen zu haben. Ich wollte die seltsame Übereinstimmung zwischen Barbaras »Leben in der Schweb« und der ökonomischen Logik ihres Arbeitsplatzes begreifen und bat sie einige Tage nach dieser Begegnung um ein erstes Gespräch für meine Arbeit. Sie stimmte zu. Zwei Wochen später besuchte ich sie in ihrer Wohnung, um das Interview zu führen. Sie war dünner geworden, abgemagert, zerbrechlich, in schwarze, straff sitzende Stoffhosen und ein hautenges T-Shirt gekleidet. Ihr schwarzes, kurz geschnittenes Haar verstärkte die kantigen Züge ihres blassen Gesichtes. Der Ausdruck in ihren großen, dunklen Augen aber war unverändert – auch ihr Lachen und die energische Art, mich mit Worten und Gesten zu begrüßen.

Ihre Art, das Leben an sich vorbeiziehen zu lassen und es zur gleichen Zeit in vollen Zügen zu genießen, macht es nicht einfach, über sie zu schreiben. Dennoch will ich sie zurückholen in eine greifbare Welt. Sie wird mir hin und wieder wie Sand durch die Finger gleiten. Immer wieder ertappe ich mich dabei, sie in eine künstliche Welt zu heben, die es so bedingungslos nicht gibt, ein Leben um sie

herum zu konstruieren, in das sie sich leichter einfügen ließe als in die objektiven Strukturen des Feldes der einfachen Dienstleisterinnen der Gegenwart.

Am kleinen, mit Waschbetonplatten ausgelegten Platz vor dem leicht nach hinten versetzten Miethaus, in dem Barbara wohnt, befinden sich neben Mülltonnen stapelweise Getränke- und Bierkisten mit leeren Flaschen, die zum unmittelbar angrenzenden Wirtshaus gehören. Ihre Wohnung liegt im Bezirk Puntigam, einem städtischen Randgebiet, das, konzeptuell im Stich gelassen, die »Rhetorik des Chaos«⁸⁷ spricht: Wahllos zusammengewürfelte Einzelgebäude, Lagerhallen, Einkaufszentren, ein Erlebnispark, Werkstätten, Speditionen und kleine Einfamilienhäuser. An Barbaras Wohnung rasen in unmittelbarer Nähe und in halbstündlichem Takt Güterzüge vorbei, die das gesamte, dreistöckige Haus zum Beben bringen. Das Stiegenhaus ist düster und kühl im Vergleich zu den sommerlichen Temperaturen im Freien. Die Holztreppe knarren bei jedem Schritt. Nur winzig kleine Fenster lassen Licht herein. Obwohl ich das zweite Mal an diesem Ort bin, kann ich mich nicht mehr erinnern, in welchem Stockwerk Barbara wohnt. Ich versuche es im ersten Stock, läute, aber keiner macht auf. Gerade als ich mich umdrehen will, um weiterzugehen, öffnet sich die Nebentür und ein Mann in ärmellosem, weißem Rippunterhemd und blau glänzender Jogginghose tritt mit einer Bierflasche in der Hand heraus. Er fragt mich, ob ich jemanden suche. Er schickt mich einen Stock höher.

Die kleine Wohnung von Barbara ist karg, freundlich und im mir vertrauten Ikeastil eingerichtet. Wir gehen durch die Küche, die gerade groß genug ist, um einen Esstisch und vier Stühle unterzubringen, ins Wohn-Schlafzimmer. Sobald ich mich auf den Polstersessel gesetzt habe, schafft Barbara eine gemütliche Atmosphäre: Sie zündet Kerzen an, holt Aschenbecher und Getränke, macht Musik im Hintergrund. Ohne Aufforderung beginnt sie damit, die Einrichtung ihrer Wohnung zu kommentieren, so als wolle sie sich für den mir gewährten Einblick in die intime Sphäre ihres Privatlebens entschuldigen. Sie mag es schlicht und die Möbelstücke seien nach rein ökonomischen, funktionalen Gesichtspunkten ausgewählt, erklärt sie. Für eine typisch bürgerliche Einstellung, jeden Einrichtungsgegenstand als Objekt einer ästhetischen Entscheidung zu deklarieren, hat sie nichts übrig. Ihr Leben ist von elementaren, existenziellen Sorgen geprägt. Die Miete und das Auto, das sie geleast hat, kosten sie zwei Drittel ihres Monatsgehaltes. Ihr bleiben knapp 280 € zum Leben. Die Hinterseite des Bücherregals, das die Schlaf- von der Wohncke abtrennt, ist mit indischen Tüchern verhängt, ein kühles Metallregal in schlichtem Stil steht in der einen, eine volle Kleiderstange in der anderen Ecke. Ihre E-Gitarre wird von unten mit einem Spot beleuchtet, wie eine Trophäe, eine Ikone. Das Instrument ist offenkundigstes Symbol ihrer Kreativität. Es wird nur noch selten benutzt und erinnert an jene Zeit, als Barbara in einer Band aufgetreten ist und Lieder geschrieben hat, um ihren Gefühlen vermittelbaren Ausdruck zu verleihen. Ich bitte sie darum, mir etwas vorzusingen. Im Moment fehlen ihr dafür die Zeit, die Kraft und auch die Emotionen, meint sie.

Als ich sie das nächste Mal besuche, strömt mir ein sonderbarer, süßer Duft entgegen. Es verstört mich leicht, denn eigentlich verwendet Barbara herbes Parfüm. Ich bemerke das angezündete Teelicht in der Duftlampe auf dem Tisch und daneben das Fläschchen mit ätherischem Öl, auf dem »Opium« steht. An diesem Abend spielt mir Barbara eine Videoaufzeichnung vor, die sie gemeinsam mit einem Freund auf der Bühne einer ländlichen Mehrzweckhalle zeigt. Im Publikum sitzen Mütter und Väter, Nachbarn und Nachbarinnen, Freunde und Freundinnen, der Pfarrer des Ortes – ein Publikum, das nicht jenes soziale Kapital stellt, das nötig wäre, um aus dem Hobby eine Profession zu machen. Die Zuhörer und Zuhörerinnen sind von Barbaras rockiger, tiefer Stimme ebenso begeistert wie ich. In meiner Wahrnehmung stellt Barbaras crossover-performance eine Belastungsprobe fürs Publikum und für sie selbst dar. Sie singt Weihnachtslieder. Traditionelles, das sich in die Vorstellung des Publikums von Kultur als homogenem und organischem Gebilde einfügt. Gleichzeitig verunsichert sie durch ihre Grenzüberschreitungen. Ihr Wechsel zwischen weiblichem und männlichem Gestus führt zwar nicht zu einem Konflikt mit dem Publikum, aber zu einer Sensationsgier, die ihr Aussehen und ihre Stimme zur Kuriosität verkommen lässt. Das Verständnis von Kultur ist hier ganz klar an bestimmte Gruppen und Räume gebunden, mehrortige und mehrdeutige Bezüge irritieren, selbst wenn die Massenmedien tagtäglich Queers in die Wohnzimmer transferieren.

Barbara ist in einem weststeirischen Dorf aufgewachsen. Ihr Vater war vor seiner Frühpensionierung Zimmermann. Die Mutter ist Hausfrau, übernimmt seit einigen Jahren die Pflege ihres gebrechlichen, kranken Vaters und geht gelegentlich putzen. Barbara hat einen um einige Jahre älteren Bruder, der seit seinem 14. Lebensjahr in Wien wohnt, zunächst eine Modeschule besuchte und heute als Friseur tätig ist. Im Gegensatz zur sehr vertrauten Beziehung zu ihrer Mutter, nimmt Barbara ihrem Vater gegenüber eine distanzierte Haltung ein. Ihre Aussagen über ihn beschränken sich auf abfällige Äußerungen. Er ist Alkoholiker und kann seine Aggressionen gegen den Rest der Familie nicht zügeln. Barbara erzählte mir davon, dass sich die Situation zur Weihnachtszeit, in der der heilen Familie besonders emotionales Gewicht verliehen wird, immer wieder verschärft. Die Familie, Ort der sozialen Reproduktion, verschafft symbolisches Kapital. Die Lebensentwürfe der Kinder aber entsprechen nicht dem traditionellen Muster, der Norm, die er, der Vater, in den dörflichen Strukturen seiner kleinen Welt zu verantworten hat: Der Sohn entflieht dem väterlichen Erbe, fühlt sich zu Männern hingezogen und übt den Beruf des Friseurs aus. Mit dieser Entscheidung gefährdet er den Glauben an die Männlichkeitswerte und lässt damit den Vater als Versager erscheinen. Männlichkeit wird doppelt verleugnet⁸⁸: Er entzieht sich der Arbeitskraft im physischen Sinne und weigert sich, die Familie als »taken for granted« anzuerkennen. Auch die Tochter, die sich ein paar Jahre später dazu bekennt, lesbisch zu sein, verabschiedet sich von den genormten Bahnen des Lebens.

Die Bedingungen und Ressourcen, die Barbara in ihrer Kindheit zur Verfügung gestellt wurden, erschwerten den Prozess der Identitätsfindung als lesbische Frau.

Sie ist mit dem Selbstverständnis aufgewachsen, heterosexuell zu sein und zur Mehrheit zu zählen. Die Entdeckung, »anders« zu sein, war eine einschneidende und bedrohliche Erfahrung für sie, die zunächst in ein Gefühl der Einsamkeit und Ausgeschlossenheit führte. Bis heute fühlt sie sich dem Zwang unterworfen, ihren Körper in Übereinstimmung von Anatomie, Begehren und geschlechtlicher Identität – in eine für die Umwelt lesbare Version zu bringen.⁸⁹ Ganz im Gegenteil zu den Frauen der 68er-Generation, die mit ihrer Entscheidung für ein lesbisches Leben (oder einen Lebensabschnitt) politisches Engagement verbanden,⁹⁰ liegt es weder in der Möglichkeit noch im bewusst intendierten Sinn Barbaras, geschlechtliche Normen zu erschüttern. Sie überschreitet Grenzen, aber gleichzeitig bleibt sie in ihrer habituellen Welt gefangen: Ihr Wunsch ist es, als Frau mit einer Frau ein Leben zu führen, mit alltäglichen Freuden und Schwierigkeiten, die sich am Lebensmuster ihrer sozialen Herkunft messen. Sie hat das Ideal der Familie als Kollektivsubjekt internalisiert, seine Wichtigkeit und die damit verbundenen Werte nimmt sie fraglos hin. Damit verfolgt sie zwei an sich widersprüchliche Wege, die nicht kompatibel zu sein scheinen. Es gelingt ihr nicht, traditionelle Vorstellungen von sozialer Bindung mit dem Überschreiten der machtvollen Norm der Heterosexualität, die den Alltag aller Lebensbereiche durchläuft, zu kombinieren. Der Effekt ist Einsamkeit. Ihre Beziehungen scheitern immer wieder, aus ihrem sozialen Herkunftsmilieu fühlt sie sich längst schon ausgegrenzt.

Barbara vermittelte mir mit Ironie ein Bild von sich, als sie von ihrem Leben und ihrer beruflichen Laufbahn erzählte. Sie nahm sich nicht ganz ernst und wollte sich offensichtlich nie ganz festlegen. Je schärfer und klarer aber das Bild wurde, das sie von sich zeichnete, desto eher entschlüsselte sich die tragikomische Sicht als Konsequenz ihrer langjährigen Lebens- und Arbeitsbedingungen. Mir schien es, als wollte sie mit ihrer humorvollen Erzählung den Frost auftauen, der den tatsächlichen Erlebnissen anhing. Zum einen spiegelt sich die dramatische Wahrnehmung der Einstellungen der anderen in ihrem Selbst: Ihr Körper und ihre Identität als lesbische Frau werden zur Parodie, zur Maskerade, zum alltäglichen Verhandlungsobjekt neuer Grenzen. Zum anderen trägt ihre diskontinuierliche Berufslaufbahn, Ausdruck sozial- und arbeitsmarktpolitischer Veränderungen, zur sozialen Desintegration bei, die sich als Chancenlosigkeit äußert, sich bestimmten Zielen anzunähern bzw. seine eigenen Interessen derart zu artikulieren, dass sie zumindest ansatzweise ernst genommen werden. Vor diesem Hintergrund erscheint die ironische Auffassung des Ichs als Versuch, gegen die strukturellen Mächte anzutreten, um am beruflichen Scheitern unter den Bedingungen der Individualisierung nicht endgültig zu zerbrechen, die tatsächliche Scham zu verdecken und sich nicht noch selbst an der Stigmatisierung als »sozial Schwache« zu beteiligen.

Barbara hat nach dem Besuch der Pflichtschule eine dreijährige Bundesfachschule für wirtschaftliche Berufe absolviert. Damit ist sie zur Hotel- und Gastgewerbeassistentin ausgebildet worden.⁹¹ Eigentlich wollte sie Musik studieren.

Sie hat diesen Wunsch allerdings bis heute nicht vor ihren Eltern ausgesprochen. Die konflikträchtige Geschichte der Ausbildung ihres Bruders, die der Vater mit enormem Widerwillen finanzierte, ließ ihren Traum schon früh zerplatzen. Unmittelbar nach ihrer Ausbildung zur »Knödelköchin«, wie sie ihre Qualifikation mit Bitterkeit abwertet, hat ihre brüchige Berufslaufbahn ihren Anfang genommen: Sie arbeitete als Rezeptionistin in einem Hotel, als Verkäuferin in einem Computergeschäft, als Kellnerin in der Schweizer Gastronomie. Sie machte Erfahrungen als Arbeitslose, wurde als EDV-Erfassungskraft angestellt und bald darauf entlassen, weil die Firma in Konkurs ging. Nun war sie wieder arbeitslos. Barbara wusste, dass sie sich nicht in den Arbeitsmarkt integrieren konnte und damit in Gefahr geriet, ausgegrenzt zu werden.⁹² Schließlich trat sie einem Arbeitskreis für Arbeitslose bei, um der vollständigen Isolation und dem Gefühl, nichts gegen ihren inferioren Status tun zu können, zu entgehen. Eine Erfahrung, die sie in der Gruppe machte, war ernüchternd: Die betreuende Psychotherapeutin bestätigte Barbaras Ahnung, in Abhängigkeit von Alkohol geraten zu sein.⁹³ Sie entschied sich dafür, ein radikal neues Leben zu beginnen und so schnell als möglich die Sucht zu bekämpfen. Der Alkoholentzug ließ sie allerdings in eine Isolation gleiten, mit der sie nicht gerechnet hatte. Ihrer Mutter wollte sie aus Scham nichts erzählen, die meisten der Freunde und Freundinnen verließen sie. In ihren Erzählungen tritt pointiert zu Tage, in welchem sozialen Umfeld Barbara sich bewegt: Alkoholkonsum gehört zum Alltag. Selbst die Eltern wunderten sich, dass sie keine Weißweinsmischung oder kein Bier trank, wenn sie auf Besuch kam.

Nach ihrer »Tiefphase«, wie sie selbst diesen Lebensabschnitt bezeichnet, war Barbara als Akquisiteurin eines Versicherungsunternehmens tätig. Dieses Gewerbe war ihr zu fremd: Sie konnte sich nicht dazu überwinden, Illusionen und Träume zu verkaufen, die versprechen, im Schlaf reich zu werden. Nach diesem Versuch, in die Arbeitswelt zurückzukehren, war sie wieder einige Monate lang arbeitslos. Schließlich fand sie einen Job als Fahrtschullehrerin, der ihr gut gefiel. Aber die dörfliche Enge gerann für Barbara zur Einschränkung, der sie sich nicht mehr gewachsen fühlte. Sie gab ihren Job auf und ging nach Graz. Die Stadt gewährt Anonymität und sie ermöglicht Zugang zu Vielfalt. Sie macht es ihr einfacher, Personen zu finden, die eine ähnliche Einstellung haben. In Graz wurde sie zunächst als Leiharbeiterin in einer Autoproduktionsfirma angestellt. Einige Wochen später kündigte sie und begann in jener Bekleidungsfirma zu arbeiten, die sie nun seit zwei Jahren als Verkäuferin beschäftigt. Dieser Ort ist eine Ausformung der globalen Ökonomie, die neue Images, Geschmackswerte und Lifestyles für ein vorwiegend jungendliches Publikum hervorbringt. Hier hatte Barbara zum ersten Mal das Gefühl, nicht ausgegrenzt zu sein. Inmitten der »bunten Gemeinschaft« von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transgendern und Heteros verschwimmen die Differenzen, die nur noch relational und innerhalb der Ähnlichkeit bestehen.

Die Logik des Shoppingpalastes verschmilzt mit Barbaras Aussehen, ihrem

Körper, ihrem Auftreten, ihren Grenzüberschreitungen, ihrem Lebensentwurf. Hier wird sie anerkannt. Wenn sie zur Arbeit geht, betritt sie eine kulissenhafte Verkaufsbühne, auf der ihr das eigene Erscheinen zum Erlebnis wird. Sie holt sich ihr Begehren zurück und verweigert die Opferrolle. Ihren Arbeitsplatz nützt sie zur Selbstinszenierung und Selbstästhetisierung. Der Körper ist Barbaras Kapital und zugleich ihre Leidensfläche. Ihr Ziel ist es, einen makel- und tadellosen Körper zu besitzen. Die Idealfigur ist in ihren Reflexionen gestaltlos und in der Schweben. Ihre Magerkeit behält sie durch krankhafte Verweigerung einer Nahrungsaufnahme. Wenn sie glaubt, zugenommen zu haben, trainiert sie ihren Körper. Der Kampf gegen ihn zählt zu ihren Hauptbeschäftigungen und stellt sich als verzweifelter Akt gegen die Verdinglichung dar. Ein Paradox, denn während Barbara sich weigert, eine »Sache« zu sein, trägt sie ihren Kampf auf eben dieser Ebene aus: Sie behandelt ihren Körper wie ein Objekt, das sie gestalten will. Wenn sie mit mir über ihren Körper spricht, habe ich weniger das Gefühl, sie wolle sich dem kollektiven Ideal der Schlankheit unterordnen, als vielmehr versuchen, die Kränkungen, die sie in ihrem Leben erfahren hat, wieder gutzumachen. Wenn sie mir erzählt, ihr Körper könne keine Nahrung behalten, kommt es mir vor, als hungere sie nach Grundsätzlichem, nach Zuneigung und Anerkennung. Auf der Verkaufsbühne aber sollen Körper gezeigt werden, die locker und unbeschwert daherschweben, ohne den Anschein eines irgendwie gelagerten Leidens zu verbreiten. Die Übereinstimmung zwischen Barbaras Aussehen und der Vermarktungslogik der Bekleidungsfirma bleibt scheinbar, äußerlich und vorläufig.

Ich habe Barbara an ihrem Arbeitsplatz besucht. Als ich das erste Mal nach den Gesprächen dort auftauche und mit der Rolltreppe nach oben in ihre Abteilung fahre, ist Barbara das erste, was ich wahrnehme. Mit einem Knäuel Kleidung unter dem Arm huscht sie zwischen Kleiderstangen hervor und wird von einer Kundin aufgehalten. Sie scheint gehetzt und besonders eifrig zu sein. Ich stelle mich hinten an, um sie zu begrüßen. Als sie mich sieht, packt sie mich am Arm und zieht mich hinter eine übervolle Kleiderstange. Sie erzählt mir, dass sie damit begonnen hat, ein Tagebuch über ihre Arbeit zu schreiben, um die Selbstkonfrontation, die ich durch mein Interesse an ihrer Arbeitswelt auslöste, fortzusetzen. Während wir reden, zieht sie immer wieder Kleidungsstücke hervor, um mich zu fragen, ob sie mir gefallen. Ich finde das Spiel amüsant, gleichzeitig spüre ich ihre Angst davor, überwacht zu werden. Mir wird klar, dass sie als Darstellerin auf der Vorderbühne in die Rolle der Verkäuferin geschlüpft ist. Die Konsumenten und Konsumentinnen sind das Publikum, das für gewöhnlich die Hinterbühne nicht betritt, auf der es dem Ensemble⁹⁴ möglich wird, die Fassaden abzulegen – und den Frust, die Kränkungen, Demütigungen und Verletzungen. Hier wird es möglich, die Kundinnen und Kunden auszulachen, sie zu karikieren und zu beschimpfen. Diese geheime Herabsetzung empfinden Barbara, ihre Kolleginnen und Kollegen als wahren Befreiungsakt.

Als Barbara mir über ihre Arbeitsbedingungen erzählte, war sie zunächst vor-

sichtig. Sie versuchte in allem, das sie belastete, doch etwas Positives zu entdecken. Sie sprach vom »Umprogrammieren im Kopf« als Strategie, die Lasten und Schwierigkeiten des Arbeitsalltages erträglich zu machen. Auch wenn es sich dabei eigentlich um ein Programm handelt, das Firmenchefs einsetzen, um die Leistungsfähigkeit ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter anzukurbeln und Kritik zu unterbinden, sind in Barbaras Worten Versuche zu hören, sich der entfremdenden, kapitalistischen Maschinerie, die alles Menschliche zu zerstören droht, zu entziehen. Kleine, unscheinbare Tricks helfen, dagegen zu arbeiten: Zwei Minuten vor der offiziellen Pause eine Zigarette anzuzünden oder nach Betriebschluss die wegzuräumenden Kleidungsstücke für einen kurzen Moment durch den Verkaufsraum fliegen zu sehen. Sich selbst und die anderen nicht ganz ernst zu nehmen, ist ihr Rezept, um den Arbeitstag für alle angenehmer zu gestalten. Selbst die Schaufensterpuppen nehmen menschliche Züge an, wenn sie auftaucht.

Eine junge Verkäuferin

(Interviewerin: Gerlinde Malli)

An der Front

[Barbara erzählt mir, dass sie trotz der täglichen Frustrationen bei der Arbeit den Blick fürs Wesentliche, für die Schönheiten der Welt nicht verlieren möchte und beendet ihre Schilderung, indem sie meint...]

Barbara – Ich habe schon Kunden gehabt, die dich zum Weinen bringen und dann kommt vielleicht noch irgendeine Kollegin aus einer anderen Abteilung und macht dich zur Sau. Habe ich alles erlebt, alles erlebt... Aber das ist das, was die meisten vergessen, nicht die Arbeit regiert das Leben. Um Gottes Willen, dann sind wir sehr arm, wenn das so ist! [...] Wenn halt so ein kroatischer oder slowenischer Feiertag ist, da schaut es bei uns aus wie Sau, ehrlich wahr! Da tragst du Hände voll die Sachen unter dem Shop [Kleiderständer] raus, wo sie es einfach reinschmeißen oder am Boden... Wenn die Sachen am Boden liegen, denen ist das egal, die steigen drauf! Also so einen Wert hat Kleidung. Ganz scharf und gierig sind sie aufs Kaufen und wenn etwas am Boden liegt, ist das egal. Wir [Verkäuferinnen und Verkäufer] sind bedacht, dass wir es wieder aufheben. Oder wenn sie die Sachen ins Schaufenster rausschmeißen, das musst du dir einmal vorstellen! Haben wir unlängst einmal einen kroatischen Feiertag gehabt, der Umsatz war natürlich super, ist eh klar, aber wir haben rollstangenweise die Sachen... Wir haben ja schon unsere speziellen Winkel, wo wir wissen, da hauen sie wieder alles hinein, aber was willst denn machen? Kannst ja nicht daneben stehen bleiben, den ganzen Tag kannst nicht daneben stehen bleiben und sagen: »Sie, da haben S' nichts zum Einischmeißen!« Rollstangenweise das Gewand, zerknüllt, zernudelt, beschmutzt.

– *Und was tut ihr dann mit dem Gwand?*

Barbara – Ja aufbügeln wieder, dann wieder in die richtige Abteilung tragen, ist

eh klar, nicht. Das sind dann schon harte Tage, gell, wo du auf die Shops schon nichts mehr drauf hast, weil alles irgendwo ist oder der Großteil verkauft. Das ist eh super, wenn es verkauft ist. Aber da brauchst schon starke Nerven... Wobei man auch dazusagen muss, wenn die Kunden an der Kassa stehen und es sind 20, 30 bis zu 40 Menschen vor einem – ich geh! Ich hau das auch irgendwo hin und geh. Aber die haben die Geduld, dass sie oft wirklich eine halbe Stunde, eine dreiviertel Stunde an der Kasse stehen und sie lassen nicht wenig Geld da. Das ist im Schnitt zwischen 3000 und 8000 Schilling [220 und 620 €] pro Kunden, musst du dir vorstellen. [...] Ich mach eigentlich alles, Kabinendienst, Lagerdienst, also, das ist schon sehr sprunghaft, manchmal ist es echt schön, wenn du Kassastehen kannst, weil dann brauchst nicht rennen in der Abteilung wie ein Trottel, weil wir doch die größte Abteilung haben, wo ich mir oft denke, in welches Straflager bin ich versetzt? Weil es geht niemand freiwillig in unsere Abteilung, und ich bin schon von Anfang an dort gewesen. Das ist die Damenabteilung, weil es wirklich nirgendwo anders so umgeht im ganzen Haus. Ich mein, in der Kosmetik war ich auch einmal eine Woche, da weißt du echt nicht, wie du dir die Füße vertreten sollst, damit du überhaupt Bewegung machst, weil du auch nicht so einen Stress hast mit dem Nachteilen wie bei uns. Bei uns zum Beispiel hast ja einen Stress mit dem Nachteilen, damit wieder alle Größen da sind oder wenn irgendetwas total gut geht... Du musst dir das total gut merken, um das aufzufüllen, wieder schauen, dass da alle Größen da sind. Dann musst wieder absortieren, weil dann kriegst wieder so viel vom call off, also vom Hauptlager. Das kannst nicht alles einstopfen, weil du sonst keinen Platz hast, weil wir so viel Ware haben und das muss alles untergebracht werden. Trotzdem müssen wieder alle Größen da sein. Man muss ständig natürlich auch am Zusammenräumen interessiert [ironisch] sein, weil natürlich nur ein schönes Geschäft den Kunden einlädt, auch geschmackvoll einzukaufen. Oder wie soll man sagen? Lustvoll, sagen wir so, lustvoll zu shoppen [ironisch]. Dann hast natürlich den Kassendienst, dann Telefon, das kommt auch dazu und Kabinendienst, das natürlich immer die Hölle ist. Vor allem, wenn sie mit 30, 40, 50 Stückeln kommen und sie dürfen nur sieben mitnehmen. Bis du das dann auch verdeutlichst, dass nur sieben zum Mitnehmen sind! Da sind aber meistens die Dosigen, wie man so schön sagt, also die Inländer, die, die zum Wildeln [rücksichtsloses Toben] anfangen, bevor du nämlich ausgeredet hast, net. Weil wenn der jetzt 20 Stückeln hat, sag ich: »Ja, tut mir Leid, sieben Stückeln dürfen S' mitnehmen, mehr nicht.« Und dann sobald das »mehr nicht« da ist: »Ja, aber ich stell mich nicht noch einmal an, was glauben Sie, wer Sie sind?« Dann sage ich: »Sie, lassen Sie mich ausreden, Sie können aber tauschen.« Und dann meistens, wenn du es so nimmst, dann geht's schon. Und auch da, wirklich, eine Eselsgeduld, die sie haben, um sich für manches Mal auch nur drei Stückeln oder manches Mal auch nur für ein Stückel anzustellen, um das zu probieren. Manche reißen auch das Gwand im Geschäft runter, so ist es nicht. Das ist natürlich manchmal eine Augenweide und manchmal gehst natürlich weit weg, net? [lacht] Also, von dem her... Ja, und dann hast wieder

Schulungen, Warenkunde, Sicherheitsschulungen, Sicherheitsmaßnahmen, also da sind sie schon bedacht drauf, dass etwas für den Wissensstand der Mitarbeiter getan wird [ironisch].

[...]

Da gibt es Tage, wenn es heiß ist, da fliegen sie reihenweise um

Barbara – Der Aufgabenbereich ist einfach zu groß, die Verantwortung wird von Mal zu Mal größer, die Arbeit nicht weniger, im Gegenteil wird immer mehr, weil immer mehr und mehr Ware kommt, das heißt, du hast immer mehr Material zum Arbeiten, du hast immer mehr zu denken, wo ist welches Gwand daham, wo hängt was. Ich habe mir gedacht, irgendwie ist das ja gut, weil ich bin immer der Mensch gewesen, der auf... wie umschreib ich das am besten? Ich habe mir unheimlich gut merken können, wenn ich was gehört habe oder unheimlich gut reden können, unheimlich viel aus Gesprächen geschöpft, und dann komme ich in einen Beruf, wo ich mit dem so gut wie gar nichts zu tun habe, außer: »Grüß Gott, das macht 2.112 Schilling bitte. Dankeschön, auf Wiedersehen.« Alles. Alles an Kommunikation. Aber sonst, was jetzt mit Menschen unmittelbar zu tun hat und am Menschen zu tun hat, da haben wir nicht viel Möglichkeiten. Alles ist visuell. Ist alles nur: Wo hängt was. Jetzt musst dir vorstellen, wenn du da zig-hunderte verschiedene Kleidungsstücke hast, wo da was daham ist, das kannst dir ja fast nicht damerken. [...] Also, da ist meine visuelle Geschichte gefordert worden und auch gefördert worden dadurch. Das sehe ich natürlich auch wiederum positiv. Das find ich auch gut. Es hat auch eine Phase gegeben, wo ich alles ganz schlecht gesehen habe. Waaaaaa! Und durch das ganze Umdenken sehe ich vieles sehr positiv, vor allem die ganzen Menschen, die ich kennen gelernt habe dadurch. Durch alles andere, durch die Arbeit, durch den Stress. Was ist denn Stress? Stress macht man sich selber, da bin ich auch drauf gekommen, net. Weil was geht, geht. Mehr geht net und wenn du dann auch noch immer Druck kriegst: Warum ist das nicht gemacht und warum ist das nicht gemacht? Ich sag halt: »Ja bitte, wer soll es machen, sag mir wer?«, sag ich zu meiner Chefin. [...] Wir sind ein Team bitte, weil es gehört ja auch dazu, dass wir Abstauben müssen zum Beispiel nach Geschäftsschluss, weißt eh, mit so einem Buschl, total unnötig, weil du tust den Staub eh nur, weißt eh...

– ... *herumwirbeln...* ?

Barbara – ... ins nächste Loch einischmeißen. Ausschauen tust nachher selber wie ein Staubwedel, als wie wenn du den ganzen Tag eh noch nicht geschwitzt hättest, dann pickt der Dreck noch oben. Fertig werden müssen wir ja jeden Tag und das einzige Gute ist halt auch das, dass wir nur vier Tage in der Woche arbeiten. Wir haben halt viel Freizeit, weil je nachdem, wie du dein Radl hast, einmal im Monat hast langes Wochenende, das heißt, du arbeitest vier Tage durch, Montag bis Donnerstag, wobei du am Donnerstag meistens schon am Zahnfleisch dahinschobbelst [dahinkriechst].

– *Am was?*

Barbara – Am Zahnfleisch dahinschobbelst. Da stehst sowieso nur mehr Kassa, weil du so Fußweh hast, dass du nicht mehr dagehen magst. Und dann hast Freitag, Samstag, Sonntag, Montag, Dienstag frei und am nächsten... in der nächsten Woche, wo du Montag, Dienstag frei hast, da hast wieder die vier Tage, da hast Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag – Samstag schieße, weil da hast auch schon wieder den vierten Tag, da schobbelst auch schon wieder, net. Und sonst hast meistens so zwei Tage, Montag, Dienstag, Mittwoch frei, Donnerstag, Freitag arbeiten, Samstag frei, das ist auch einmal im Monat. Also, wir arbeiten nur zwei Samstage im Monat, vier Samstage tätst eh durchdrehen, wahrscheinlich. Und da ist schon oft das Verständnis von denen da, die Teilzeit arbeiten, die haben meistens ja auch vorher schon Vollzeit gearbeitet. Die sagen: »Ma, wie ihr das aushaltet?« Je nachdem, wie das Klima ist, das Klima jetzt im Shop, mein ich. Wenn es draußen sehr warm ist, ist es drinnen auch sehr warm, weil da keine Klimaanlage da ist, sondern Umluft. Das musst dir vorstellen, das wär gleich, wie wenn du das Fenster zu hast den ganzen Tag und du hast einen Ventilator drinnen stehen. Also von dem her muss ich sagen, das ist ein Minuspunkt, weil da wird weder auf die Mitarbeiter geschaut, noch auf die Kunden, dass die sich wohlfühlen. Da gibt es Tage, wenn es heiß ist, da fliegen sie reihenweise um. Da ist alle paar Stunden die Rettung da, net. Da sind natürlich auch wieder diverse Mitarbeiter auf erste Hilfe geschult. Also, das ist klar. Ich könnte das nicht, weil ich fall ja gleich mit um. Wenn ich seh, da schwitzt wer und ist schon bliaweiß, kann ich ihn nicht einmal mehr anschauen.

[...]

Nach oben ducken und nach unten treten

Barbara – Es ist natürlich das Denken der Firma ein lockeres Denken, das heißt, du bist mit jedem per Du. Sogar mit dem obersten Chef von Österreich bist du per Du.

– *Das gehört zur Philosophie dazu sozusagen?*

Barbara – Ja genau, es gibt dort kein Sie. Das macht das natürlich unheimlich freundschaftlich, unheimlich persönlich [ironisch]. Ist natürlich vom Firmendenken her, von der Motivation jetzt auf einer Seite, von der anderen Seite vom Wohlfühlbedarf eines Menschen... Wenn du per Du bist, fühlst dich ja gleich wohler, verstandener. Sagen wir wohler. Und da traue ich mir schon zu sagen, was ich mir denk, eck natürlich dann auch an, das ist klar, weil einigen passt das natürlich nicht, wenn du deinen Mund aufmachst. Andere wiederum sagen: »Mei super, dass du das gesagt hast.« Und dann, wenn es darauf ankommt, wer empfindet das gleich, na ja, dann, weißt eh, schauen sie halt weg, die Leut! Aber das ist halt so, weil viele Angst haben, dass sie die Arbeit verlieren, wenn sie den Mund aufreißen. Ich traue mich den Mund aufreißen, weil ich weiß, wenn da etwas... Ich sehe es gerechtfertigt, wenn ich meine Arbeit nicht mach, wenn ich irgendwas in meiner Arbeit nicht mach, wie ich es zu machen habe, sehe ich das alles gerechtfertigt. Andererseits, wenn ich meine Arbeit mach und ich sehe, es läuft da was unge-

recht und ich mach dann meinen Mund auf, sehe ich das total wichtig in einem Unternehmen. Weil wir sind an vorderster Front, an der Front sozusagen.

– *Und du hast auch vor, länger da zu bleiben oder spielst manchmal mit dem Gedanken, aufzuhören?*

Barbara – Manchmal? Ja, ja, weil ich mit dem ganzen System nicht, nicht zurechtkomme.

– *Was meinst denn jetzt?*

Barbara – Na ja, mit der [Firmen-] Philosophie, mit dem Geradeheraus, mit der Ehrlichkeit, das ist das Wichtigste, aber das können sie sich in den Arsch stecken.

– *Weil es so nicht funktioniert?*

Barbara – Das ist alles nur eine Schleimerei. Das ist alles ein eigenes Gretzl. Es werden bewusst Menschen in Bereiche gesteckt, um zu schauen, ob sie sich dort bewähren oder nicht bewähren. Das heißt, auch bewusst abgeschossen werden. So lang warten, bis es sie aufstellt. Find ich, ist auf der einen Seite eine miese Taktik, auf der anderen Seite sollen Menschen, die die Fähigkeit nicht haben, auch nichts in solchen Positionen zu suchen haben. Da geht es auch aber um höhere Positionen, also Abteilungsleiter aufwärts.

– *Ja, und wie ist das in deiner Position?*

Barbara – Na ja, da muss sie schon wirklich zu nichts sein oder es wird schon auch die Variante vorgezogen, dass du selber gehst dann. Also, dass sie dir halt ein bisschen aufhucken.

– *Also Mobbing, so in der Art? Ist das schon passiert?*

Barbara – Ja, ja.

– *Und du hast davor aber keine Angst, oder?*

Barbara – Angst hab ich in dem Sinn [kurze Denkpause]. Also, von meiner Leistung her weiß ich, dass ich das wert bin, was ich krieg, bisschen mehr vielleicht bin ich sogar wert. Auf der anderen Seite wissen sie aber, wenn ich meinen Mund aufmache, dann hört das ganz Österreich. Weil da geb ich mich mit unserer Shopmanagerin nicht zufrieden. Dann bin ich bei der Österreichchefin von der Firma. Und wenn das nicht reicht, dann geh ich weiter. Und wenn sie scharf sind auf die Zeitung, wenn sie wissen wollen, was in der Zeitung steht über das Unternehmen, dann geh ich auch zur Zeitung. Also, das hab ich mir schon vorgenommen, weil da ist schon so viel passiert, was in so einem Heiligenschein drinnen ist, das ist doch, ist doch alles nicht wahr!

– *Erzähl mir was von der Wahrheit.*

Barbara – Was von der Wahrheit?

– *Oder von der Scheinheiligkeit.*

Barbara – Das ganze Unternehmen... Ich hab mir schon so oft den Kopf zerbrochen. Wie gibt es das, dass solche und solche Leut aufgenommen werden zum Beispiel? Manche werden herausgesucht, weißt eh, die kriegen wieder so eine Chance nach dem Kind und so. Ist nicht notwendig, es gibt auch andere Leut, die sind jünger, die kriegen vielleicht erst ein Kind. Aber uh, die könnten ja erst in Karenz gehen! Da holen wir uns lieber jemanden, der froh ist, dass er eine Arbeit

hat und dann hast lang die Dankbarkeitshaltung. Na, was glaubst? Nichts besseres als das. Traut sich so einer aufmucken? Oder so eine? Nein! Super, von der hab ich schon einmal eine Ruhe. Oder ich hol mir Frischlinge, Maturanten, Schulabgänger. Genug! Die haben erstens von der Arbeitswelt keinen Tau, die wissen nicht, was ihnen finanziell zusteht, oder wie oft sie zum Dienst kommen müssen, wie das mit der Einteilung ist, wie viele Samstage sie arbeiten dürfen und so weiter und so weiter. Da muss ich aber sagen, da ist es schon... Da dürft es einmal was gegeben haben, weil da das Arbeitsgericht schon sehr dahinter ist. Was die Abrechnung angeht und die Pläne angeht und so weiter. Obwohl, weißt schon, die Pläne können verschwinden! Dann gibt es halt eine andere Einteilung. Da war es so, dass wir unter der vorhergehenden Shopmanagerin, wenn du da was gesagt hast, bist ins Büro zitiert worden und hast eine schriftliche Verwarnung gekriegt. Schriftliche Verwarnung, das heißt, wenn noch einmal was passiert, bist du weg vom Fenster. Da war es halt auch so, dass eine Missstimmung aufgekommen ist, weil sie halt gerade in ihrer schwierigen Phase war, wo sie dann halt auch rausgegangen ist und mit irgendeinem x-beliebigen geschrien hat. Das hat kein Mensch notwendig. Keiner. Keiner, kein anderer, auch wenn der in einer höheren Position ist, hat das Recht, mit einem Menschen so umzugehen. Das ist nämlich Menschenwürde. Und wenn du dann was gesagt hast, das und das ist, oder du hast nur mit dem Verkehrten geredet und der hat das der Chefin wieder zugetragen, dann warst schon drinnen: »Du verbreitest negative Gedanken über die Firma. Das tut der Firma nicht gut. Einmal noch so was und du bist weg.«

– *Ist dir das auch einmal passiert?*

Barbara – Nein, mir nicht, aber einer Kollegin. Wir waren ja viele von uns beim Chef drinnen. Das teilt sich ja auf. In Österreich sind zwei Leut zuständig. Eine ist gesamt, die hat die zwei drunter und eine davon ist für uns zuständig, unser Chef, unser Oberster sozusagen. Der sollte unser Ansprechpartner sein, aber den übergeh ich doch glatt. Weißt schon, wenn ich eine Beschwerde hab, zu dem geh ich ja gar nicht, weil der ist ja sowieso ein Früchtchen. Der tut gerade so... Die sind ja, die sind ja vom Kopf her und von der Psychologie her sind sie ja nicht blöd, nicht? Weil jeder hat können freiwillig reingehen und sagen, so quasi unter vier Augen, sagen, was da jetzt wirklich läuft und so weiter und so fort. Wobei sie wieder voll profitiert haben davon. Ist ja klar, nichts besser als das. Du bist an der Quelle und du kannst sagen, wir werden das bessern und so, wir nehmen euch ernst, ihr seid unsere Kraft. Ohne euch könnten wir den Laden nicht aufmachen, ich alleine könnte das Geschäft nicht aufmachen. Da wird es dir momentan [Pause]. Das ist wie Honig ums Maul schmieren, das ist super, das läuft so gut in der Firma, ehrlich.

– *Aber es passiert nichts. Es ändert sich nichts?*

Barbara – Schon, so nach und nach. Auf der andern Seite aber Spitzelsachen, wo der andere den einen beobachten muss und berichten muss, wann ist der Pause gegangen, wann ist er zurückgekommen und solche Sachen.

– *Und wie gehst du damit um? Warst schon einmal Spitzel?*

Barbara – Sicher.

– *Und für das Klima unter den Mitarbeitern, das muss ja...*

Barbara – [Unterbricht:] Es ist schlimm. Es ist schlimm, ganz schlimm. Bei mir war es auch noch so, dass es eine Kollegin war, die sowieso, mit der ich gut abgekommen bin und so, net. Und ich hab dann zu beobachten gehabt, wie oft sie weg geht. Nur, hab ich dann, wie mir die Frage gestellt worden ist: »War sie weg?«, hab ich gesagt: »Schau nach vor, sie ist eh da, oder?«

– *Das heißt, wenn ich dich verstanden hab, du hast sie gedeckt.*

Barbara – Richtig. Zuerst hab ich gesagt, ja, ja. Ich hab mich geehrt gefühlt, dass ich diese Aufgabe übernehmen darf, verstehst? Das ist auch Honig ums Maul schmieren. Es gibt nichts Schlimmeres und in der Zeit, wo ich beobachtet hab, hab ich gedacht, um Gottes Willen, was läuft da jetzt ab? Was läuft da mit mir jetzt ab? Und dann ist das aber auch rausgekommen, dass ich sie hab müssen beobachten und dann plötzlich war ich das Oberspitzel in der Firma. Auf der einen Seite haben sie Respekt gehabt vor mir, weil sie gedacht haben, wenn sie »buh« sagen, bin ich eh schon drin im Büro. Aber mit dem bin ich überhaupt nicht klar gekommen, dass sie mich dann angestänkert haben: »Ja, jetzt gehst eh gleich das und das sagen.« Sag ich: »Warum soll ich? Wir machen eh alle unsere Arbeit und verpiffen hab ich niemanden.«

– *Und welche Konsequenzen hätte es für die gehabt, wenn du sie verpiffen hättest?*

Barbara – Mittlerweile weiß ich, dass sie schon ein paar Verwarnungen gekriegt hat. Das wär wahrscheinlich... Aber ich weiß nichts Genaues, das läuft ja alles so. Gehst du raus und sagst: »Hallo hört her, ich hab gerade eine Verwarnung gekriegt?«

– *Nein, also ziemlich verdeckt.*

Barbara – Ja, das läuft alles inoffiziell und dann vielleicht über ein paar Ecken ein halbes Jahr später erfährst dann was. Über ein paar undichte Stellen.

– *Wie schauen eigentlich für dich so die Aufstiegschancen aus? Ich weiß nicht, ob du überhaupt daran denkst.*

Barbara – Kaum. Obwohl ich heut mit einem Abteilungsleiter geredet hab, der gesagt hat: »Du wirklich, Hut ab.« Weil der hat heute auch wieder gesehen, wie wir gerannt sind, weil in der anderen Abteilung wissen sie nicht, wie weit sie den Finger in die Nase stecken sollen, net. Und da hab ich so gescherzt mit ihm und gesagt: »Gell, ich hab schon das Zeug dazu?« Und er fragt: »Zu was denn?« Und ich sag: »Zu mehr, oder?« »Ja, da hast du wohl recht.« Und dann hab ich gesagt: »Schleimerei kannst dir schon sparen, brauch ich nicht.« Und dann hat er gemeint: »Wirklich, ohne Scheiß.« Kann ich nicht, weil ich mit dem System nicht klar komm. Wart einmal, wie heißt das, da gibt es ein Sprichwort: Nach oben dücken und nach unten treten. Das ist nicht meins. Weil ich dücke mich weder nach unten, noch nach oben und ich tret auch nicht nach unten oder nach oben. Das ist für mich kein Thema. Also pass ich da nicht rein.

Ein Werkzeug, ich bin nichts anderes als ein Werkzeug

– *Wie funktioniert denn das eigentlich, so ein Aufstieg?*

Barbara – Ja, zuerst wirst du einmal vorbereitet. Das heißt, du machst für den Cash, den Mitarbeiter kriegen, Abteilungsleiterarbeit. Dadurch profitiert die Firma schon wieder, weil wenn der Abteilungsleiter nicht da ist, ist eh der eine da. Und der muss eh mindestens genauso viel draufhaben und der macht das oft eineinhalb Jahre lang. Oder vielleicht auch zwei Jahre, bis er dort hinkommt. Weil wenn da keiner in Karenz geht oder kein neuer Shop aufgemacht wird, dann bist du lang Nachwuchslern. Also, somit sind die Aufstiegschancen sehr gering und sehr langwierig. Da musst so lang den Dödl machen und dann bist in der Position, dann bist erst recht der Dödl fertig. Es gibt Leut, denen taugt das, nach oben dücken und nach unten treten. Nur, ich tu nicht treten und ich lass mich nicht treten. Nein, ich möchte gar nicht weiter. Möchten in dem Sinn, dass sie es mir anbieten, ja. Und dass ich nein sage. Das ja. Das schon. Aber sie werden mich nicht nehmen, weil ich ja nicht den Mund halt. Weil ich da nicht mitlauf.

– *Und weil du vorher gesagt hast, du denkst manchmal auch ans Aufhören, was kannst dir denn vorstellen als Alternative?*

Barbara – Ich muss erst einmal die Branche rausfinden, glaub ich. Ich bin ja so eine ständige Sucherin. Ich weiß schon, dass ich gewisse Fähigkeiten hab. Zum Beispiel einen Schmäh reißen, wenn es obermegakacke [besonders schlimm] ist, wenn es uns überhaupt nicht nach Lachen ist, wenn du am liebsten die Fetzen umiwixt [wegwirfst], auf Deutsch gesagt, nicht. Was wir auch gelegentlich machen, wenn keiner im Geschäft ist. Wenn wir wirklich schon so einen Zorn und Frust haben, dann lassen wir wirklich alles fallen. Nur mal für einen kurzen Augenblick.

– *Das ist befreiend.*

Barbara – Das ist... wow. Aber weißt du, ich bin ja auch nicht blöd, ich will ja auch meinen Beruf behalten, nicht? So wie bei vielen anderen Unternehmen haben wir auch tolle Leistungen [sarkastisch:] Tolle Kantine zum Beispiel, gratis Kaffee, gratis Tee, gratis Kakao, auch wenn es grauslig schmeckt, aber super. Andere Firmen machen für Mitarbeiter Lebensversicherungen zum Beispiel, ganz große oder pompöse Weihnachtsgeschenke. Wir bekommen einen kleinen Weihnachtstern und ein Danke. Oder wenn der Umsatz super ist, können wir uns ein Eis holen. Sag ich: »Ich hätt gern einen Bananensplitt. Mit so einem Tüteneis braucht ihr mich nicht abspeisen.« Aber weißt eh, das wird aber ganz groß präsentiert: »Der Chef hat angerufen. Umsatz war super. Holt euch ein Eis.« Wie mit Kindern, weißt schon, ein klein bisschen wieder Belohnung, dann geben sie wieder eine Ruhe. Ich zeig ihnen, dass ich sie nicht vergessen habe. Und Dankeschön. Ihr seid super, ihr seid spitze!

– *Aber der Lohn ändert sich nicht?*

Barbara – Uh, da hab ich eine tolle Geschichte. Durch die vorhergehende Chefin. Alles, was ihre Lohnkosten sind in ihrem Shop, also je niedriger die sind, desto mehr verdient die Chefin, ist ja klar, desto mehr ist Gewinn da. Das heißt,

sie hat viele Leute nicht so eingestuft, wie es ihnen zusteht. Auch mich nicht. Mir ist aber wieder Honig ums Maul geschmiert worden. Ich bin ins Büro gerufen worden, hab einen Wisch gekriegt und hab gedacht, so, jetzt hauen sie mich raus, gell? Weißt eh, wenn du so einen Zettel kriegst, hab ich gedacht, ui, das ist jetzt zum Unterschreiben. Nachher hab ich gedacht, wieso? Von meiner Arbeit her können sie mir nicht an, weil ich meine Arbeit mach. Da müssen andere schon fünfzigmal vorher gehen, bevor ich geh. Na ja, Lohnerhöhung! So hab ich geschaut, gell. Hui, netto so und so viel, brutto so und so viel. Sagt sie: »Ja, weil du so brav bist und weil du so gut bist und weil du das schon lang verdienst.« Weißt eh, ich so raus, gell [lacht übers ganze Gesicht]. Und nach und nach sind die Leut so reingerufen worden, die rausgekommen sind ganz selig und mit so einem [strahlenden] Gesicht. Dann hat sich das herumgesprochen, dass wir mehr Cash kriegen, plötzlich. Die anderen: »Ja, warum ich nicht? Ich bin schon länger bei der Firma als die oder die.« Missstimmung plötzlich, gell. Gut, eine red das an, fragt die Abteilungsleiterin: »Was ist denn da passiert?« »Ja, das war eine Anpassung, eine Angleichung.« Musst dir vorstellen, das war keine Lohnerhöhung, sondern ich hab endlich das Geld gekriegt, das mir schon seit eineinhalb Jahren zusteht! Und ich bin aber eingelullt worden. Aus dem Grinsen ist ein so ein Ladl worden, das am Boden aufgeschlagen ist, dass du es, glaub ich, österreichweit gehört hast. Ein Werkzeug, ich bin nichts anderes als ein Werkzeug.

– *Fühlst dich so?*

Barbara – Ja, sicher. Vielleicht in der ursprünglichen Firmenphilosophie, vielleicht war das wirklich einmal so, wie das alles noch im Rahmen war, aber wenn das alles so groß wird, weißt eh, dann kommt die Gier dazu, der Neid, die Karrieregeilheit, das nach unten treten. Obermegacool. Nach oben ein bisschen dücken, weil du nimmst ja gerne was in Kauf, wenn es in der Tasche passt. Das ist vielleicht alles so worden.

– *Und hätt man da nachträglich nix machen können, so vom Gesetz her?*

Barbara – Du meinst, ob ich den Gedanken gehegt hab, da was zu unternehmen?

– *Ja.*

Barbara – Den Gedanken hab ich gehegt. Dann hab ich gedacht, Maria herst, wenn du da dein Munderl nur ein bisserl aufmachst... ,

– *... hättest gehen können.*

Barbara – Sicher, dann drücken sie dich schon so weit hin, dass du eh freiwillig gehst dann. Dass du dann es eh aufgibst. Vom Gesetzlichen her wäre es sicher möglich gewesen. Aber dann hab ich mir gedacht, dass ich als Märtyrerin so einen Abgang mach oder da vielleicht irgendwas in Kauf nehmen muss? Du weißt ja nicht, zu was Menschen da fähig sind, das steht dann nicht dafür. Ich bin froh, dass ich jetzt ein bisschen mehr krieg. Brutto hat es sich ja gut angehört, netto is eh wieder ein Scheiß. Für mich zählt ja der einzelne Schilling. Sicher, wenn ich kündigen würd, ich würd das Kraut nicht fett machen. Du, da ist in einem Monat schon wieder wer anderer da.

Juni/August 2001

Von der Fachkraft zur Warenaufräumerin

Gerlinde Malli

Im Jahr 1989 begann Frau Ninaus, heute 58 Jahre alt, als Verkäuferin in einem alteingesessenen Spielwarengeschäft in der inneren Stadt zu arbeiten. Acht Jahre später schloss das traditionsreiche Kaufhaus seine Tore. Der Eigentümer vermietete das Geschäftslokal an einen globalen Modemulti. Das Spielwarengeschäft war seiner Konzeption nach auf qualifizierte Serviceleistungen und Beratung eingestellt. Dieses Konzept schien nach den damals durchgeführten Marktforschungsstudien der Nachfrage und den Bedürfnissen der Kundinnen und Kunden nicht mehr zu entsprechen. Um das Kaufhaus vor dem finanziellen Ruin zu retten, sollte auf Selbstbedienung und Verbilligung der Waren umgestellt werden. Diese Angleichung an die Verkaufsstrategien von globalen Unternehmen hätte die Kündigung eines Großteils der Verkäuferinnen bedeutet. Die elegante Lösung des Dilemmas, so die damals in den lokalen Printmedien veröffentlichte Version, bestand darin, das Geschäft zu schließen und einem multinationalen Kleiderkonzern, der sich ohne Zögern vertraglich zur Übernahme des gesamten Personals verpflichtete, die Türen zu öffnen. Damit ging eine für die Stadt große Sache unspektakulär und ohne kritische Stimmen auf sich zu ziehen an der medialen Öffentlichkeit vorbei. Das Erbe des prominenten Standortes mag jegliche Einwände von vornherein zum Schweigen gebracht haben. Die neue Firma startete sogar mit sozialem Imagegewinn, weil sie die Arbeitsplätze der übernommenen Verkäuferinnen zu erhalten versprach. Zu dieser Zeit wurden verstärkt Kampagnen lanciert, die sich für das Wiederbeleben des Stadtkernes einsetzten – ein willkommenes Argument für den globalen Konsumentenmagneten, der seine wirtschaftliche Rentabilität bereits in einem Einkaufszentrum am Stadtrand unter Beweis gestellt hatte. Da das Terrain der Modefirma über Jugendkult besetzt wird, war die Bereitschaft erstaunlich, eine immerhin 35 Personen starke Belegschaft mit einem Durchschnittsalter, das über 50 Jahren lag, aufzunehmen. Dahinter verbargen sich neben Imagefragen kühle unternehmenslogische Kalkulationen, die sich an der Kosten-Nutzen-Frage orientierten: Das Alter der »Übernommenen« versprach absehbare Pensionierungen, außerdem – so konnte spekuliert werden – würde der Übergangsschock manche dazu veranlassen, freiwillig zu kündigen. Frau Ninaus nahm das Angebot des Wechsels in die neue Umgebung an und ist eine der wenigen, die den Übertritt in die ihr fremde Arbeitswelt bis heute durchgehalten haben. Sie erzählte mir von Kolleginnen, die gekündigt haben, weil ihnen die Fremdheit der neuen Arbeitsbedingungen über den Kopf gewachsen war. Die versprochenen Abfertigungen seien allerdings von der Firma einbehalten worden. Andere Kolleginnen wurden pensioniert. Sie selbst hat immer gerne gearbeitet, wie sie während unseres Gesprächs oft beteu-

ert. In ihren Gedanken aber hat auch sie sich bereits von der Arbeitswelt verabschiedet und erwartet die Pension.

Ich wurde auf Frau Ninaus aufmerksam, als mir eine ihrer jungen Kolleginnen von ihr erzählte und mir ein Bild ihres gemeinsamen Arbeitsplatzes vermittelte. Hier schien sich das, was für die nachmoderne Gesellschaft charakteristisch ist, auf geradezu spektakuläre Weise zu verdichten. Die Besonderheit dieses Ortes bestand in der unmittelbaren Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Geschwindigkeiten, Vokabulare und Rollenrepertoires. Die divergierenden Veränderungsvoraussetzungen und Entwicklungsgeschwindigkeiten trennen die Generationen und belasten die älteren Arbeitnehmerinnen durch den exorbitanten Beschleunigungs- und Anpassungsdruck dieser Branche, die über Flexibilität, Schönheit und Jugend definiert wird. Für sie ist der hektische Ort der neuen Konsumkultur die einzige Möglichkeit, um in der Arbeitswelt bleiben zu können. In der Geschäftsstelle des AMS wurde ihr mehrmals beschieden, dass sie auf dem Arbeitsmarkt aufgrund ihres Alters bereits völlig chancenlos sei.

Mein Gespräch mit Frau Ninaus fand an einem Sonntagvormittag in der Wohnung statt, in der sie gemeinsam mit ihrem Partner, einem Angestellten der ehemaligen Bundespost, lebt. Ort und Zeit des Treffens hatten wir einige Tage zuvor telefonisch vereinbart. Während des Telefonats wirkte Frau Ninaus sehr aufgeschlossen; gleich berichtete sie mir von den Erlebnissen des anstrengenden Arbeitstages und erzählte mir, wie müde sie am Abend immer sei. Deshalb wolle sie mit mir an einem ihrer freien Tage reden. Sie äußerte noch Bedenken über die Sinnhaftigkeit eines Interviews, da sie nichts Interessantes oder Bemerkenswertes zu erzählen habe. Als ich dann einige Tage später kam, schaute sie wartend aus einem der Fenster des dritten Stockes.

Die Mietwohnung für Bundesbedienstete, in der Frau Ninaus lebt, hat ihr Lebensgefährte von seinem Vater übernommen. Mit seinem beruflichen Status und dieser Wohnung perpetuiert sich die gesellschaftliche Position seiner Familie. Die Wohnung befindet sich in einem von zwei einander gegenüberliegenden Wohnkomplexen aus den 60er Jahren, die in einer verkehrarmen Wohnstraße mit vielen kleinen Einfamilienhäusern und Villen die Ausnahme bilden und vorwiegend von mittleren Beamten und Angestellten bewohnt werden. An der Grenze des bürgerlichen Stadtteils Geidorf gelegen, scheinen sich die Bewohner und Bewohnerinnen der Hochhäuser in ihrer Selbstverortung nicht mit ihrem Wohnviertel zu identifizieren. Am Rande des über traditionelle Bildungsbürgerlichkeit definierten Bezirkes erfahren sie ihre Nichtzugehörigkeit. Als Angestellte der Gendarmerie, Ex-Bundespost und Straßenverwaltung werden sie der unteren Etage öffentlich Bediensteter zugeordnet. Die Distinktionsbemühungen der nächsthöheren sozialen Gruppe sind in ihr Selbstverständnis eingegangen. Frau Ninaus fühlt sich nicht als »Geidorferin«. Sie ist Tochter eines Fabrikarbeiters und einer Friseurin, die später ins Gastgewerbe gewechselt hatte. Mit den Frauen von Ärzten oder Anwälten habe sie keinen Kontakt, erzählte sie mir und begründete ihre distanzierte Haltung durch ihre soziale Herkunft.

Unser Gespräch führten wir in ihrer kleinen Küche. Hier gab es keine Repräsentationsobjekte. Lediglich ein Kalender mit Kochrezepten für jeden Monat hing an der Wand über der Eckbank. Die Geschirrspülmaschine lief und ein Hühnchen wartete auf seine Vorbereitung fürs Sonntagsessen. Ein Raum eben, der keine andere Funktion erfüllt, als Küche zu sein. Die häusliche Umgebung hinterließ Spuren in der Tonbandaufzeichnung. Nicht nur die Geräusche der Spülmaschine waren zu hören, sondern auch mehrmaliges Telefonläuten und ein Gespräch, das sie mit ihrem Sohn führte, der zu Besuch kam. Während des Gespräches war mir der Lärm im Hintergrund nicht aufgefallen. Erst beim Transkribieren des Gespräches fühlte ich mich durch die Gleichzeitigkeit von Reden und Nebengeräuschen genervt. Jetzt fiel mir auch die Bedeutung dieses »Settings« auf. Wollte mir Frau Ninaus in ihrem Privatbereich das vorführen, was ihr außerhalb nicht mehr gelingt? Die familiäre Geborgenheit und ihre Sozialkontakte verwiesen darauf, dass Kommunikation für sie noch selbstverständlich ist und innerhalb eines sicheren Rahmens funktioniert. Die Ordnung, die zur Schau gestellte Sonntagsessen und die laufende Spülmaschine waren Repräsentation dafür, dass ihre Position nicht nur dem Berufsleben, sondern ebenso dem familiären, privaten entnommen wird. Innerhalb dieses Kontextes war es ihr gar nicht anders möglich, mich als Frau und weniger als Vertreterin einer Institution zu registrieren. Die Geschlechtszugehörigkeit schafft Solidarität. Sie ist ein wichtiges Mittel, ein Vertrauensverhältnis im gleichen Wissen herzustellen.

Aber trotz dieser Gemeinsamkeit stellte sich immer wieder eine Distanz zwischen uns her, die nicht nur soziale Differenzen, sondern vor allem den Altersunterschied spürbar werden ließ. Gerade am Beginn des Gespräches schien Frau Ninaus etwas nervös zu sein. Immer wieder griff sie nach ihrer Zigarettenschmuckdose, ohne sie zu öffnen. Als ich fragte, ob ich rauchen dürfe, löste sich ihre erste Befangenheit. Sie nahm sich eine Zigarette und bot mir Getränke an. In vielen ihrer Äußerungen spürte ich noch immer Zurückhaltung, Abwägen, Vorsicht. Sie versuchte die Firma, die sie anstellt, nicht zu kritisieren und das Gesagte zu relativieren, indem sie auf eine allgemeine Ebene auswich. Erst jetzt wurde mir klar, mein Alter entsprach dem der Kundschaft und dem der meisten ihrer Arbeitskolleginnen. Sie sah mich als Repräsentantin dieser Gruppe, deren Verhalten sie nicht mehr verstand, zum Teil sogar verurteilte. Erst als ich ihr davon erzählte, dass meine Mutter nach fünfminütigem Aufenthalt das Bekleidungsgeschäft flucht- und schockartig wieder verlassen habe, lässt sie ohne Zurückhaltung ihrer Frustration, ihrem Zorn und ihren Kränkungen freien Lauf. In meiner Mutter erkannte sie eine Verbündete. Diese Verbindung konnte die soziale Distanz zwischen uns reduzieren.

Frau Ninaus trug einen pinkfarbenen Hausanzug in jugendlichem Schnitt, als ich sie besuchte. Ein Kontrapunkt zur räumlichen Umgebung, so als würde sie mit ihm eine Gegenstimme zur Hauptmelodie setzen wollen. Ihr auffällig modisches Auftreten provozierte die Frage nach der Veränderung ihres Kleidungsstils durch die Arbeit in der Modefirma, die ich, ich konnte nicht anders, schließlich

stellte. Sie meinte, dass sie nach wie vor in traditionellen Bekleidungsgeschäften einkaufe, weil die Mode dort eher ihrem Alter entspreche und sie sich nach Qualität und Haltbarkeit der Stoffe orientiere. Außerdem finde sie Massenware abstoßend. Die Billigproduktion und der Billigverkauf entwerteten die Waren, die höchstens eine Saison lang hielten. Nach dieser Antwort verstärkte sich mein Eindruck, dass ihr Outfit das Thema schon an sich trug. Zum einen, weil er eine Affinität zur Jugendlichkeit signalisiert, zum anderen, weil sie gleichzeitig eine Diskrepanz ausdrückt, unter der sie leidet: Die Diskrepanz zwischen ihren Ansichten und den Anpassungszwängen. Aus ihrer Sicht ist das Berufsleben unglaublich geworden. Der sorglose Umgang der Kundinnen und Kunden mit den Kleidungsstücken, logische Konsequenz jener Idee, die ihnen anhaftet, schockiert und enttäuscht sie. Sie ist zu einer Zeit aufgewachsen, in der Kleidung nicht nur eine Modeseason lang, sondern über Geschwistergenerationen hinweg getragen wurde.

Es wird ihr nahegelegt, an ihrem Arbeitsplatz firmeneigene Kleidung zu tragen. Während die jungen Angestellten das Angebot des Unternehmens, 20% weniger für die Kleidungsstücke zu bezahlen, bereitwillig annehmen, fällt es Frau Ninaus schwer, etwas für sie Geeignetes zu finden. Oft passen die Größen nicht, die Farben und Stoffmuster sind zu auffällig und die Schnitte betonen ihre Figur, die sie lieber verstecken möchte. Nun liegt es aber in der Logik der Verkaufsstrategie, die Verkäuferinnen und Verkäufer als Werbeträgerinnen einzusetzen und ihnen so viel Körper als möglich zu entlocken. So etwa sollten zu Sommersaisonbeginn die weiblichen Angestellten Bikinioberteile und Wickelröcke tragen. Oberfläche präsentieren zu können und zu wollen gilt als Aufnahme- und Erfolgskriterium. Schöne Körper und Vergnügen am Konsum, an der Arbeit, am Leben überhaupt, sollen in den Shops präsentiert werden, um bloßen Genuss zu vermitteln. Frau Ninaus würde lieber Gesundheitspantoffel tragen, weil ihr das lange Stehen Rückenschmerzen bereitet. Aber das ist nicht gestattet. Die Konsequenzen körperlicher Verschleißerscheinungen älterer Menschen sind in den personalpolitischen Strategien der großen Einzelhandelskette nicht einkalkuliert, weil Verkäuferinnen und Verkäufer aufgrund der hohen Fluktuation dort ohnehin nicht alt werden. Frau Ninaus überwindet ihre Schmerzgrenze Tag für Tag. Keine »Wehleidigkeit« zu zeigen ist Resultat ihrer Sozialisation, das sie zugleich vor einem möglichen Arbeitsplatzverlust schützt.

Die wichtigste Qualifikation ist die Verknüpfung zwischen jungem Körper, trendigem Aussehen und positiver Wirkung auf die Kundschaft. Fachwissen interessiert in dieser Firmenphilosophie nicht. Die Qualifikation, die Frau Ninaus aus ihrer vorhergegangenen Tätigkeit im selben Dienstleistungsbereich mitgebracht hat, ist entwertet: Beratung und Fachkenntnisse gelten weder als Voraussetzung, um den Job der Verkäuferin überhaupt annehmen zu können, noch unterscheidet sich ihre langjährige Tätigkeit von jener des Lehrpersonals. Social skills, deren Hypertext das permanente Lächeln ist, lassen Erlerntes nutzlos werden. Diese Umkehrung der Werthierarchie hat eine Kluft zwischen den

Generationen aufgerissen, die zu neuen kulturellen Ausgrenzungen führt und die Ältere kaum mehr überwinden können. Frau Ninaus weiß, dass sie geistlose Tätigkeiten verrichten muss, bei denen sie weit weniger tut, als sie gelernt hat und eigentlich kann. Ihre Jugend aber kann sie nicht zurückholen. Ihr bleibt nichts anderes übrig, als sich den Diktaten der neuen Unternehmensphilosophie so gut als möglich anzupassen – eine Strategie, die sich auch in ihrer Sprache manifestiert. Nicht selten verwendet sie Metaphern, die das Vokabular der Herrschaft widerspiegeln und die sich nicht zuletzt als Unterwerfung in die Haltung ihres Körpers eingegraben haben. Sie ist gebeugt, macht sich klein und wirkt dadurch wesentlich älter, als sie ist. Die äußerliche Unangepasstheit lässt sie verschwinden, drängt sie in den Hintergrund.

Frau Ninaus gehört zu den Verliererinnen der Modernisierung, ihre Arbeitsqualifikationen und sozialen Lebenszusammenhänge sind veraltet und begrenzt.⁹⁵ Die Eigenschaften einer »guten« Verkäuferin sind für sie kaum noch entzifferbar. Im Gegensatz zu den Mustern einer Arbeitskultur mit klaren hierarchischen Strukturen und Autoritäten trifft sie nun auf eine Arbeitswelt, deren Ethos sich am amerikanischen Modell des Teamworks orientiert. An die Stelle einer Arbeitshierarchie alten Stils tritt das Team als Mitverantwortungsträger. Der »klassische« Chef wird durch den Shopmanager, die Shopmanagerin ersetzt. Selbst hier hat sich die Altershierarchie umgekehrt. Die jungen Manager und Managerinnen sind »Chefs zum Anfassen«, deren Kommunikationsangebote an die Belegschaft die Grenzen der Überschaubarkeit erreichen. Es kann und soll mit ihnen über alles geredet werden, Kommunikation erhält eine überragende Bedeutung. Autorität und Herrschaftsausübung scheint in dem Maße zu verschwinden, indem eine Gemeinschaftsfiktion konstruiert wird, deren konstitutive Basis das Du-Wort bildet. Für Frau Ninaus schafft diese Neuordnung Verwirrung. Den größten Teil ihres Berufslebens hat sie ihren Platz in der Firma gekannt, hat sie gewusst, von wem sie Aufträge entgegennehmen musste, wem sie sich zu Gehorsam verpflichtet fühlte, aber auch wem sie Anordnungen geben durfte. Nun wird sie tagtäglich von Kundinnen und Lehrmädchen schikaniert, die sie als Beraterin nicht mehr brauchen und nicht mehr respektieren; die Kunden und Kundinnen sausen mit Turbogeschwindigkeit durchs Geschäftslokal und hinterlassen ein Durcheinander, das sie wieder in Ordnung bringen muss; ihren Chef soll sie mit Du anreden und ihn als Ersten unter Gleichen sehen. Einerseits »darf« sie sich als Verkäuferin keinen Respekt verschaffen, weil das Management und die Verkaufsstrategien ganz nach den Bedürfnissen der Kunden und Kundinnen ausgerichtet sind, andererseits wird ihr das Gefühl vermittelt, sie sei für das Funktionieren des Betriebes mitverantwortlich. Das, was sie einzubringen hätte, wird aber längst schon als antiquiert betrachtet.

Die ökonomische Neuordnung hat einen kulturellen Wandel nach sich gezogen. Werte wie Vertrauen, Loyalität, Konformität, Pflichtbewusstsein und Respekt haben für Frau Ninaus längerfristige Ziele, stabile Beziehungen und klare Grenzen geschaffen, sie sind ihr selbstverständlich und jeglicher Kritik enthoben.

Mit den Anforderungen ihres derzeitigen Arbeitsplatzes stimmen sie aber nicht mehr überein. Seine ökonomische Logik ist über Kurzfristigkeit, permanentes Umstrukturieren, Zerschneiden und Neuordnen definiert. Die Dispositionen und Anforderungen ihres Habitus können nicht mehr mit den objektiven Strukturen in Einklang gebracht werden.⁹⁶ Diese Unstimmigkeit wird von Frau Ninaus als Belastung empfunden. Ihr Bedürfnis nach einer Zwischenwelt im Chaos und der Fremdheit ihres sozialen Arbeitsumfeldes, die ihr eine Identität als Verkäuferin mit fachlichen Qualifikationen wiederzugeben verspricht, ist groß, aber kaum zu realisieren. Identität als statische Größe wird hier brüchig. Das Leben als Verkäuferin in Eindeutigkeiten weicht progressiven Identitätswürfen. Ordnungs- und Bezugspunkte, die das Bild von sich selbst, Orientierung und die Beziehung zu anderen bestimmen, gehen ebenso verloren wie das Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gruppe, das gerade in krisenhaften Kontexten eine überlebenswichtige Ressource darstellen kann. Vor diesem Hintergrund erscheinen die Bemühungen von Frau Ninaus, die Unterschiede zwischen ihr und ihren jüngeren Kollegen und Kolleginnen hervorstreichend, als sinnloses Unterfangen.

Nach unserem Gespräch führte mich Frau Ninaus ins Wohnzimmer, in dem ihr Partner und ihr Sohn auf einer gepolsterten Sitzgruppe in der Ecke des Raumes fernsahen. Die Wand gegenüber war mit einem dunkelbraun furnierten Schrank ausgefüllt, der als Stauraum dient. Wie in der Küche und im Vorraum herrschte hier perfekte Sauberkeit. Selbst den Aschenbecher säuberte sie nach jeder ausge-drückten Zigarette. In ihrem Privatbereich schafft sie sich das, was ihr in der entzauberten Welt außerhalb nicht mehr gelingt. Von der Fachkraft zur Aufräumerin degradiert, ist sie jeden Arbeitstag lang damit beschäftigt, Bekleidungsware zu sortieren, das Chaos, das die Kundinnen und Kunden hinterlassen, zu beseitigen und Ordnung im Geschäftslokal zu schaffen. Eine Sisyphusarbeit, denn mit der Geschwindigkeit, die ihr die jungen Käufer und Käuferinnen vorgeben, kann sie nicht mithalten. Das Durcheinander ihrer Arbeitsstätte ist symbolischer Ausdruck einer Welt der Erlebnisse, einer Welt, die ihr als Chaos erscheint und deren Sprache ihr fremd ist. Hier räumt sie Tag für Tag auf. Ohne Resultat. Ihre verlorene Ordnung, ihre Orientierungspunkte und die Anerkennung für ihre Arbeit sind nicht wiederzufinden.

Eine Verkäuferin

(Interviewerin: Gerlinde Malli)

Wir waren froh, dass wir mitübernommen worden sind

– *Und für Sie war das klar, dass Sie zum Bekleidungsgeschäft wechseln?*

Frau Ninaus – Ja, in meinem Alter, was soll ich noch? Soll ich aufhören, wer nimmt einen noch? Also, in unserem Alter waren wir froh, dass wir mitübernommen worden sind. Sicher, es ist eine Umstellung in das Textil. Aber, was soll ich sagen, es war für jeden eine Umstellung und wir haben uns ja auch nicht so vorstellen können wie das ist, Textil. Na ja, machen wir es halt. Wir haben ja beim

Spielzeuggeschäft auch Textil gehabt und wir haben eigentlich alle sehr gern bedient. Aber natürlich mit der Zeit dann haben wir schon gemerkt, dass es sehr, wie soll ich sagen, mit einem Verkauf in dem Fall ja nichts mehr zu tun hat, nicht. Das ist der Jugend Ideal. Und es ist eine Massenansammlung und es ist auch ein anderes System. Ich mein, bei uns damals, wir haben auch viel zu tun gehabt und es waren auch viel Leut bei uns drinnen, überhaupt Weihnachten oder was, aber ich mein, die hast bedient und du hast eine Ordnung im Geschäft auch gehabt, das du jetzt ja nicht hast, nicht. Weil es wird herumgeräumt, es werden viele Sachen verschmutzt auch, sagen darfst nichts. Es ist halt die neue Philosophie und mit der musst du fertig werden, nicht. Aber es ist eh überall gleich, egal, welches Geschäft es ist. Es ist das neue Prinzip, kommt mir vor. Du sollst keinen Kunden verlieren. Aber nur, ich mein, eine Ordnung soll doch drinnen sein, weil deshalb verlier ich ja keinen Kunden oder was. Wenn man auf etwas hinweist, dass das nicht sein darf. Aber du darfst keine, wie soll ich sagen, Anordnungen mehr geben, nicht. Die haben da freie Hand. Das ist es und das ist eine Umstellung, mit der ich erst fertig werden muss. Als Älterer tust dir schwerer, die jungen Leut akzeptieren das, weil das eben so ist, aber als Ältere hast du halt schon gerne ein bisschen eine Ordnung und du willst ja eingehen auf einen Kunden, aber das ist ja in dem Fall nicht mehr der Fall.

Warenaufräumen

– *Also, die Kunden interessieren sich auch nicht mehr für Ihre Beratung?*

Frau Ninaus – Nein, nein, nein. Das ist ganz wenig. Sagen wir, ältere Kundinnen vielleicht, aber die kommen eh fast nicht. Wenn sie sich nicht so auskennen oder dass sie sagen, wie oder wo oder vor allem: »Können Sie mir helfen, wo das ist?« Aber sonst... beraten, brauchst du nimmer, nein.

– *Und Ihr Aufgabenbereich?*

Frau Ninaus – Na ja, ich bin in der Unterwäsche und ich sag eh, bedienen brauch ich nicht allzu viel, das sind nur eher ältere Kunden. Wenn sie, sagen wir, eine größere Größe brauchen, die wir nicht haben [lacht], dass sie fragen, oder wenn Herren kommen. Aber die Jugend an und für sich sucht da selber, weil die räumt eh herum, es schaut oft eh aus wie ein Chaos [lacht]. Und dann wird sehr viel probiert auch bei uns. Wir stehen sehr viel in der Kabine, weil wir ja immer schauen müssen, dass alles in Ordnung ist, weil »wenn du nicht dort bist, hast du Berge drinnen, weil es lasst ja jeder alles drinnen. Und jetzt muss ich Ihnen was erzählen, man kann sich das fast nicht vorstellen, aber die jungen Mädchen probieren die Unterhosen, ohne dass sie die eigene anlassen und wenn man sich vorstellt, man kauft eine Unterhose, zehne vorher haben die schon angehabt und wahrscheinlich waschen sie sie gar nicht zu Hause! Na, ist das nicht unhygienisch? Aber ich hab eh gesagt, wir könnten ein Schild anbringen: Aus hygienischen Gründen oder so, aber die Oberen sagen: »Nein, das wollen wir nicht!« Na ja. Ja, und sonst halt den ganzen Tag Waren nachteilen. Wir in der Wäsche, bei uns ist es ja praktisch, weil wenn neue Ware kommt, die ist fast alle Tag da, wir

können selbstständig umräumen. Das ist noch das Lustigste an und für sich, weil ich gerne räumen tu, weil ich nicht so gerne herumstehe, weil sonst tust du den ganzen Tag nur zusammenräumen, auf Deutsch gesagt, ja. Das Durcheinander, das die anderen machen, räumst du zusammen. Oder wenn was runterfällt, das hebt eh keiner auf, hebst es wieder auf, hängst es wieder ordentlich hin, weil sonst findest mit der Zeit nichts mehr. Das ist eigentlich das Ganze, was ich tue und es ist halt, so gesehen, nicht mehr das, was ich gelernt habe oder was man sich vorstellt unter einem Verkauf, nicht. Es ist Warenaufräumen.

– *Und wie gehen Sie damit um?*

Frau Ninaus – Ja, ich hab mich daran gewöhnt, mittlerweile [lacht]. Man muss sich umstellen, weil sonst kann man eh nicht existieren, sonst muss man gehen und dann redet man sich halt immer wieder ein, es ist woanders auch nicht anders.

[...]

Man ist halt nicht mehr so, dass man sich daran gewöhnt

– *Wie ist es, im Team zu arbeiten?*

Frau Ninaus – Die Teamarbeit ist bei uns sehr gut, muss ich sagen. Da wir ja noch viele Leute vom Spielzeuggeschäft sind, überhaupt in der Abteilung, in der ich bin, im ersten Stock, da sind die meisten Kolleginnen noch von damals. Es sind auch die neuen, die dazu kommen, sehr nett und man hat halt mit anderen Abteilungen nicht so viel zu tun, die trifft man in der Pause oder wenn man einmal Weihnachtsfeier hat oder so. Aber sie sitzen auch mehr in Gruppen zusammen, nicht. Aber unsere Leut sind immer ein bisschen mehr beinander, die haben einen anderen Gesprächsstoff und da spricht man dann anders, weil man sich doch länger kennt oder was, nicht. Es sind auch ganz wenige, die jung sind, es sind fast nur ältere Verkäuferinnen und das ist dann schon anders. Viele gehen schon bald in Pension und man spricht da halt anders. Aber die jungen, die nachkommen, sind auch sehr nett und es ist ja auch so, die jungen, die nachkommen, arbeiten fast alle Teilzeit, weil eine Vollzeit da drinnen ist fast unmöglich!

– *Was sind Sie eigentlich?*

Frau Ninaus – Ich bin Vollzeit, weil es sich für mich die letzten Jahre ja nicht mehr auszahlt. Das wäre ja ein Blödsinn, wenn ich jetzt weniger mach, aber natürlich, die jetzt mehr haben, so wie die andere Kollegin, die geht in zwei Jahren in Pension, die ist auf Teilzeit runtergegangen, weil das haltest nicht aus, den ganzen Tag.

– *Ja, und wie geht es Ihnen damit?*

Frau Ninaus – Ja sicher, körperlich nicht besonders gut und es ist nicht einfach und ich hab auch darum gebeten, dass ich nicht vier Tage durchmachen muss. Ich arbeite zwei Tage und dann wieder frei inzwischen und wieder zwei Tage und wieder frei, dann geht es. Aber ich kann keine drei oder vier Tage hintereinander arbeiten, das ist unmöglich. Das halte ich da drinnen nicht aus. Das kann man nicht so beschreiben, das muss man selber miterleben, dass man das versteht, was das da drinnen für ein Druck ist.

– *Wie viele Stunden am Tag arbeiten Sie dann?*

Frau Ninaus – Ja, so zehn Stunden zirka bist dann da drinnen. Das ist ein langer Tag. Aber ich sag eh, man gewöhnt sich dran und dann denkt man, noch einen Tag und dann hat man eh wieder frei. Und so überbrückt man das alles ein bisschen. Oft haben wir gedacht, na ja, vielleicht sind wir älteren die, die wir es nicht mehr so dapacken [schaffen], aber es sind die jungen Kolleginnen ja auch, die das nicht aushalten. Da sind ja wir noch stabiler als die jungen, muss ich sagen [lacht]. Wir halten noch mehr aus. Man ist halt nicht mehr so, wie soll ich sagen, dass man sich dran gewöhnt, weil man vieles anders gelernt hat und man weiß, es ginge vielleicht auch anders, weil man sich denkt, ja, sag einmal, wissen die da oben überhaupt, wie das funktioniert? Das ist aber in mehreren anderen Sparten auch so, da wird angeschaffen. Ob das jetzt geht oder nicht, ist egal. Ich hab halt andere Vorstellungen und ich denk auch anders, aber da wird das so angeschaffen. Das wird so gemacht, ob das jetzt gut geht oder nicht. Unsereiner hat das aber anders in Erfahrung. Aber man kann das ja nicht so ausspielen, weil das ist Gesetz und das wird so gemacht, damit basta. Da muss man sich dann unterordnen praktisch, weil sonst kann man nicht existieren. Und du musst das heute überall, weil wenn du auf deinem Standpunkt stehst und... Nein, das ist nix. Dann muss man gehen, weil das geht nicht. Es ist einmal so! Es bringt die Zeit mit sich, das Ganze, und man kann es nicht ändern. Aber ich frag mich immer wieder, wie soll das noch gehen, wenn ein jeder machen kann, was er will, nur dass du den nicht verlierst oder sonstiges? Und dann ist es ja so, unsereiner denkt ja anders, ist wurscht, ob das jetzt ein Umtausch ist oder wenn sie [die Kunden und Kundinnen] was sagen, dass sie einen oft für blöd halten. Aber sagen darf ich nix, obwohl ich mir denk, das kann ja nicht sein! Und man muss sich sehr viel sagen lassen, muss ich sagen. Von oft so jungen, die noch nie was geleistet haben oder so, muss ich mir oft was sagen lassen und du kannst nicht zurückkontern, weil da haben sie [die Chefs] Angst, dass sie den [Kunden] wieder verlieren und das ist eigentlich in dem Sinn eine Erpressung! Weil den verliere ich ja nicht, der redet ja nur, weil wenn er das haben will, geht er ja trotzdem wieder hin, nicht. Aber dass er das Geschäft nie mehr betritt? Das glaub ich überhaupt nicht, so ein Blödsinn! [...] Es wird mir manchmal zu viel, weil das ist... Manchen Tag geht es, manchen Tag kommst dir vor als ob..., nein, aus und geschehen ist es!

– *Das sind vor allem die Samstage?*

Frau Ninaus – Na ja, es ist auch der Freitag. Es ist verschieden. Wir haben am Freitag sehr viel zu tun gehabt, wir haben am Samstag sehr viel zu tun gehabt, es ist nicht immer gesagt, dass Samstag immer viel ist. Es ist unter der Woche auch oft oder wenn schulfrei ist, haben wir auch wahnsinnig viel. Besonders der Nachmittag, wenn die Schulen aus sind, haben wir sehr viel zu tun. Das ist verschieden, das kann man gar nicht sagen so. Natürlich, wenn dann so eine Kundenfrequenz ist, dann wird es mir manchmal schon zu viel, nicht. Aber einerseits musst froh sein, wenn so viel zu tun ist, weil so ist unser Arbeitsplatz erhalten. Wenn wir nur herumstehen, dann können wir auch gehen, weil es muss schon

was bringen und das hat eben diese Firma schon. Nur so kann sie existieren, weil sonst bringt es nichts. Wenn ich den ganzen Tag dort stehe, bis eine Kundschaft einakommt, dann ist mein Arbeitsplatz auch nicht gesichert, also irgendetwas muss da recht sein.

[...]

Wenn du nicht alt werden willst, musst du dich eh aufhängen

– *In der Firma sind alle per Du?*

Frau Ninaus – Das war auch eine Umstellung [schlägt die Hände zusammen]! Sicher, ich mein, ein junger Mensch tut sich leichter. Wir waren damals ja alle per Sie, bei uns hat es kein Du gegeben. Das waren ganz wenige, die per Du waren und wie der Chef von der Bekleidungsfirma da war und das gesagt hat, dass wir alle bei Du sind, das war ja am Anfang... [lacht verlegen]. Ich habe nicht gewusst, wo ich hingehen soll und dann hab ich nicht gewusst, wie ich ihn anreden soll, weil das war für mich, ich weiß nicht... Ich hab es eh nicht zusammengebracht, ich hab immer Sie gesagt, ich hab mir immer gedacht, nein, das ist nichts für mich. Bei den Kolleginnen war das ganz einfach, weil die hab ich eh schon Jahre gekannt, aber ein Chef? Nein, das war nix für mich! Und die Martina, unsere Chefin jetzt, das ist ja nicht so eine Chefin, wo du sagst, das ist ein Chef, weil ein Chef... ? Da stell ich mir was anderes vor in dem Sinn, so wie wir unsere Chefs halt gewohnt waren. Das war wieder leichter. Und der andere Chef, der Österreich überhat, der ist ja nicht so oft da und wenn er kommt, sag ich: »Hallo!« Weil irgendwie musst das umgehen. Manche tun sich da leichter, manche schwerer. Oder wir können auch zu den Kunden Du sagen. Also, wenn eine älter ist, fällt es mir nicht leicht, weil ich kann nicht zu einer älteren Dame Du sagen, ich mein, es ist ganz wurscht wie das System ist oder sonstiges. Ich mein, das gehört sich nicht. Mädchen – wenn ich mir denk, sie sind ganz jung, da sag ich oft: »Kannst schon kommen [in die Kabine].« Aber dass ich direkt auf das Du eingeh? Nein. Weil du kannst mit dem Du auch fehltreten. Da kann ich mich erinnern bei der Kassa einmal, unsere Petra, die war sofort mit allen per Du, hat auch zu allen Du gesagt. Und da waren wir einmal bei der Kassa. Sie hat kassiert, ich hab eingepackt. Jedenfalls hat sie zu dem Mädchen Du gesagt und das Mädchen hat dann gesagt: »Ich möchte das nicht, dass du Du sagst zu mir.« Und da habe ich mir gedacht, bevor ich mich einmal so blamiere, weil das wäre unter meiner Würde, habe ich mir gesagt, nein, das tu ich nicht. Da bin ich so vorsichtig. [...] Ich komm mir oft auch ein bisschen blöd vor, aber die Chefs sind ja alles Junge. Unser Gottoberster, der war ein einziges Mal da, ich mein, da würd ich mich auch nicht so trauen, aber zu denen, die wir da haben, da kannst leicht Du sagen. Weil es ist in dem Sinn kein so ein Chef mehr, wo du sagst, da hast noch einen Respekt. So wie unsere Chefs waren, wo du dir nichts sagen hast traut oder wo du so Buckerl gemacht hast, das ist ja da nicht so. Das ist nicht so, dass du sagst, das ist ein älterer Chef und wenn der sagt, das ist so, dass das so ist, weil der hat Erfahrung, das ist nicht mehr so. Und da fangt es schon an, da musst schon mittun, weil die alten Chefs sind ja auch

schon bald ausgestorben, sind ja auch nur mehr alles junge. [...]

– *Also, Sie sind auch ganz anders erzogen worden?*

Frau Ninaus – Ja, sicher, aber man muss es akzeptieren und wenn du es nicht akzeptierst, dann hat das Ganze keinen Sinn, weil die heutige Zeit ist so, du musst dich umgewöhnen, du musst! Du kannst nicht immer sagen, früher war es so, weil es ist nicht früher, es ist die Zeit und das bringt alles Modernere mit sich und das Alte kommt alles ab und an das musst dich gewöhnen. Du kannst nicht immer zurückdenken. [...] Die Vorschriften sind so und entweder akzeptierst es oder nicht, nicht. Das Gleiche ist, wenn du nicht alt werden willst, musst du dich eh aufhängen. Weder akzeptierst du es, dass du nicht mehr ausschaust wie mit 20 Jahren oder sonst bringt das nichts. Du musst mitleben mit dem Ganzen und sicher ist es oft nicht leicht, aber du musst es versuchen wenigstens. [...]

Die Lehrmädchen sind bald so wie wir

– *Es wird viel Wert auf das Aussehen gelegt. Welche Qualifikationen braucht man sonst noch, wenn man dort arbeiten will?*

Frau Ninaus – Brauchst keine, gar keine.

– *Im Gegensatz auch zu Ihrer Generation.*

Frau Ninaus – Ja, sicher, weil da hat man müssen von dem Beruf sein, weil du wirst ja auch anders eingestuft beim Gehalt und alles, als wie wenn du eine Angelernte bist. [...] Und bei dem Beruf, sicher, wir haben Lehrmädchen, zwei sind jetzt ausgelernt, jetzt haben wir wieder zwei. Ich mein, die machen die Schule, aber an und für sich lernen können sie nichts. Was wollen sie lernen bei uns? Wie ich den Pullover jetzt dorthin häng oder dorthin? Ich mein, es sind schon Meetings und wir haben Schulungen. Wir haben Textilschulungen, wie man was wascht, aus welchem Material was besteht, dass du, sagen wir, wenn ein Kunde fragt, was das ist, dass du eine Antwort geben kannst, was eine Baumwolle oder sonstiges ist. Oder wie ich es wasche, aber an und für sich steht es eh überall drinnen, brauch ich eh nur nachschauen, nicht. Brauch ich es in dem Fall nicht lernen. Die Lehrlinge lernen das alles in der Schule und das ist ja Muss, weil von uns lernen sie das nicht. Was sollen sie von uns lernen? Den ganzen Tag hast ja eh keine Zeit, weil du bist eh mit deiner Arbeit so beschäftigt und wenn sie in der Kabine stehen, was sollen sie da lernen? Wie ich die Nummern ausgabe oder schau, ob die wieder alles mit raus nimmt? Früher einmal hat ein Lehrling viel gelernt, andererseits muss ich sagen, haben wir damals wieder viel mehr leisten müssen. Wir haben müssen den Boden aufwaschen, wir haben müssen die Fenster putzen, es war immer Arbeit, das fällt da drinnen bei uns jetzt weg. Die Lehrmädchen, kannst sagen, ist eh eine Frechheit eigentlich, sind bald so wie wir. Wir gehen rein, machen unsere Arbeit den ganzen Tag und gehen heim, da kennst fast keinen Unterschied. Da geht es ihnen wieder gut auch, weil wir [damals] haben müssen aufsperrn, wir haben ja alles putzen müssen und alles machen, das braucht heute keiner mehr.

März 2002

Eine neue Ära

Gerlinde Malli

Die österreichische Post- und Telegrafverwaltung war bis zum Ende des 20. Jahrhunderts im Besitz des Staates. Als Monopolbetrieb hatte sie zentrale Bedeutung für den gesamten nationalen Telekommunikationssektor und damit auch eine Schlüsselposition in der nationalen Politik. Durch den Staatsdienst erhielten ihre Angestellten den Beamtenstatus, der mit Sicherheit und hohem Ansehen verbunden war. Der technologische Fortschritt im Bereich der Telekommunikation und der globale Reformdruck führten schließlich zu einem Aufbrechen und zu einer grundlegenden Veränderung der Strukturen dieses staatlichen Verwaltungssektors. Erste Reformschritte wurden 1993 eingeleitet, 1996 erfolgten mit dem Poststrukturgesetz die ersten Maßnahmen zur formellen Privatisierung. Die Post- und Telekom Austria, die heute zu 48% im Besitz privater Firmen und Gesellschaften ist, wurde gegründet. In der gefälligen Selbstdarstellung des Unternehmens setzen Begriffe wie Wettbewerbsfähigkeit, Wachstum von Produktivität, wirtschaftliche Dynamik und Veränderungspotenzial Assoziationen frei, die glauben machen, dass die Strukturreform unausweichlich, von essenzieller Notwendigkeit und eine Befreiung aus bürokratischer Schwerfälligkeit sei. Dieser Doxa gilt es, das Leiden jener Angestellten des Unternehmens entgegenzusetzen, die ihre Arbeitsplätze durch die Rationalisierungsmaßnahmen verloren oder die Belastungen der Umstrukturierung zu tragen haben. Mit der Organisationsänderung von 1998 wurden die Bezirksdirektionen der Länder aufgelöst und die Angestellten, so sie ihren Arbeitsplatz nicht verloren haben, ohne darauf vorbereitet zu sein, auf Stellen mit völlig neuen Anforderungen in zum Teil mehr als 100 km entfernte Orte versetzt. Bis heute müssen viele mit Zwischenlösungen leben. Permanent wird die Organisation verändert, gerade neu geschaffene Arbeitsplätze werden wieder aufgelöst und Regionalstellen zusammengelegt. Die Verunsicherung auch der pragmatisierten Beamten und Beamtinnen wird immer größer. Der bisherige Rekrutierungsmodus, der einen bestimmten Lebenslauf garantierte, ist ins Wanken geraten. Die Erwartungen können immer weniger an die Strukturen des Unternehmens rückgebunden werden. Traditionelle Arbeits- und Lebensmuster werden zerstört, Sicherheiten getilgt, Zukunftsängste und Selbstzweifel geschürt.

Die regionalen Auskunftsstellen der Post- und Telegrafverwaltung wurden österreichweit im Zuge der Reformmaßnahmen zu zwei Call-Centers zusammengelegt. Gleichzeitig wurde ihr Aufgabenbereich enorm ausgeweitet. Neben Dienstleistungen im Bereich des Telefonservices werden nun auch Markt- und Kundenbefragungen durchgeführt und professionelles Bestell-, Internet- und Vermittlungsservice angeboten.

Zur Zeit sitzen im Call-Center der Post- und Telekom AG in Graz 142 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Tag- und Nachtschichtbetrieb an den Telefonen. 76% davon sind Frauen. Ein Abteilungsleiter, sein Stellvertreter und eine Assistentin, die der höchsten Ebene der hierarchischen Ordnung dieses Call-Centers angehören, betrauen Teamleiter und Teamleiterinnen⁹⁷ mit der Organisation und Abwicklung der Arbeitsaufträge. Die wiederum stellen ständig neue Arbeitsgruppen zusammen, die auf die permanent wechselnden oder neu hinzukommenden Projekte einzuschulen sind. Sie koordinieren die Arbeitszeiten und kontrollieren die Anzahl, Dauer und Inhalte der Telefonate, die durch eine zentrale Computersteuerung aufgezeichnet werden.

Viele der »Caller« und »Callerinnen«⁹⁸ rekrutieren sich aus dem »Stammhaus« der Post AG. Ehemalige Stenotypistinnen und Sekretärinnen oder Telefonistinnen arbeiten als »übriggebliebene« Beamtinnen, sind also in der überwiegenden Zahl berufshierarchisch abgestiegen, während Männer nur selten Positionseinbußen erlitten. Den Hauptanteil stellen jedoch die atypisch Beschäftigten mit geringer arbeitsrechtlicher Sicherheit. Teilzeitarbeit und geringfügige Beschäftigung sind ein wesentliches Instrument für die Flexibilisierung dieses Arbeitsmarktes. Sie ermöglichen eine Anpassung an sich permanent ändernde Nachfragebedingungen, an Leerzeiten ebenso wie an Auftragsspitzen, an denen zusätzlich »fallweise Beschäftigte« eingesetzt werden. Ihre Anmeldung erfolgt tageweise. Sobald die Nachfrage abebbt, werden sie wieder nach Hause geschickt. Für die Unternehmen kostengünstige Strategie, hat diese Beschäftigungsform für die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen die Konsequenz, dass sie kaum sozialversicherungsrechtliche Ansprüche erwerben können. An sie werden keine formalen Eignungsanforderungen gestellt, ihr Qualifikationsniveau reicht von Studierenden, Maturanten und Maturantinnen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit abgeschlossener Lehre bis hin zu ungelernten Arbeitskräften. Der Betrieb setzt allerdings informelle Anforderungen voraus. Dazu zählen beispielsweise professioneller Umgang mit Menschen, eine angenehme Stimme oder positive Ausstrahlung.

Die ökonomischen Transaktionen gehen über kahles Geschäftsgebaren hinaus. Callerinnen und Caller haben aktive Beziehungs- und Kommunikationsarbeit zu leisten, um angenehme Atmosphären herzustellen, die den Kaufanreiz für ihre Kunden und Kundinnen potenzieren sollen. Die Instrumentalisierung von Gefühlen gewinnt zu einem Zeitpunkt an Bedeutung, an dem Vermarktung, Versachlichung und Entpersönlichung von Arbeitsbeziehungen als Folge fortschreitender Flexibilisierung und Zerbrechlichkeit von Ordnungen zunehmen. Dieser paradox anmutende Zusammenhang lässt sich als Effekt der rasanten Veränderungsdynamik der kapitalistischen Gesellschaft begreifen. Der Verlust von traditionell gesicherter Gemeinschaft wird durch den Rückgriff auf Werte wie Vertrauen, Loyalität oder Nähe kompensiert. Sie haben allerdings ihre Selbstverständlichkeit und ihren sicheren Rahmen verloren und müssen kommunikativ wieder hergestellt bzw. neu verhandelt werden.⁹⁹ Die existenzielle

Bedeutung, die Kommunikation dabei gewinnt, wird von Unternehmen aufgegriffen und für die Kommerzialisierung zugerichtet. Im Bereich der Telefondienstleistungen, der von verbaler Kommunikation lebt, erreicht ihre zugeschriebene Größe eine paradoxe Wende mit ambivalenten Auswirkungen für die vermittelnden Personen an der »line«. Das Suggestieren von persönlicher Nähe wird zur Produktqualität. Diese Instrumentalisierung dringt bis in den hintersten Winkel ihrer selbst vor. Verkauft wird die Darstellung von Gefühlen, ganz gleich, wie die Callerrinnen und Caller tatsächlich empfinden oder denken. Die emotionale Dissonanz, die dabei entsteht, wird als innerer Stress und als Entfremdung von sich selbst erlebt.¹⁰⁰ Sie sollen ihre Verbundenheit mit dem Unternehmen vermitteln, auch wenn sie instabilen Beschäftigungsverhältnissen ausgesetzt sind. Sie »kommunizieren« den ganzen Tag lang und haben dennoch das Gefühl, nichts besprochen oder geklärt zu haben. Dieser Zwang zum Gefühls- und Identitätsmanagement führt zur Enteignung ihrer kulturellen und sozialen Gestaltungsmöglichkeiten.¹⁰¹

»Please hold the line«

Gerlinde Malli, Gabriele Skledar, Carmen Höfler

Ingrid, 36 Jahre, arbeitet seit einigen Monaten als Telefondienstleisterin in einem Call-Center. Von ihrem Wohnort, wo sie gemeinsam mit ihrem achtjährigen Sohn und dem Vater des Kindes in einer alten, renovierten Mühle lebt, fährt sie täglich mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu ihrem 30 km entfernten Arbeitsplatz nach Graz. Sie empfängt uns wie zwei vertraute Bekannte, trägt einen Trainingsanzug, dicke Wollsocken und macht es sich auf ihrem »Stammplatz« im Wohnzimmer gemütlich. In ihrer legeren Bekleidung scheint sie sich wohl zu fühlen. Sie erzählt uns, dass sie auf Mode keinen Wert lege und froh darüber sei, in einem Dienstleistungsbereich zu arbeiten, in dem sie nur telefonisch mit Kunden und Kundinnen zu tun hat, denn Körper- und Bekleidungsdictate fielen hier weg. Die Selbstsicherheit, Lockerheit und Unbefangenheit ihrer körperlichen Ausdrucksweise setzt sich auf sprachlicher Ebene fort. Sie beginnt unser Gespräch damit, über ihre Herkunftsfamilie nachzudenken. Schritt für Schritt und in geordneter, chronologischer Abfolge rollt sie ihr Leben auf und erzählt uns danach von ihrer derzeitigen Arbeitssituation, ohne sich von den Fragen, die wir stellten, ablenken zu lassen. Der monologartige Charakter des Gesprächs zeugt von einem geradezu unbändigen Bedürfnis, ihre Sorgen, Ängste und Erfahrungen los zu werden, sie mit jemandem teilen zu können, der sich die Zeit zum Zuhören nimmt. Im Vergleich zu ihrer Arbeitssituation, die Ingrid dazu drängt, die Kommunikation zwischen ihr und der Kundschaft auf automatisierte Akte äußerlicher Freundlichkeit zu reduzieren, nimmt sie in Anspruch, was sie offensichtlich seit langer Zeit vermisst: Nicht hören, sondern gehört zu werden. Die Art ihres Erzählens, die ihr Leben in eine sequentielle Ordnung bringt, wirkt wie ein Widerspruch zum Inhalt und scheint sich als Lösung anzubieten, ihr Leben, das aus der Linearität geratenen ist, zu einer Sinneinheit zusammenzuführen.

Nachdem die Familie von Ingrid von einem südweststeirischen Dorf nach Graz gezogen war – Ingrid war damals gerade zwei Jahre alt – verwirklichte der Vater seine Vision, als selbstständiger Schneidermeister ein eigenes Unternehmen zu gründen. Nach einigen Jahren des Erfolges machte die Familie die erste Erfahrung des Scheiterns. Das Schneideregewerbe wurde durch die rapide zunehmende industrielle Konkurrenz unrentabel. Selbst das flexible Reagieren des Vaters auf die Strukturveränderungen – er stellte auf eine Änderungsschneiderei um – konnte den Familienbetrieb nicht retten. Die angespannte berufliche Situation belastete die Eltern dermaßen, dass sie zu trinken begannen. Von da an waren körperliche Gewalt und aggressive Ausdrucksweisen in der Familie keine Seltenheit mehr. Ingrids Vater, einst angesehener Schneidermeister, konnte den sozialen Abstieg der Familie nie mehr verkraften. Das, wofür er gelebt hatte,

wurde seines Sinns beraubt. Er gab seinen kleinen Betrieb auf und nahm eine Stelle als Verkäufer in einer Bekleidungsfirma an. Obwohl ihm diese Arbeit »zu Tode verhasst« war, erfüllte er sie mit Pflichtbewusstsein. Ingrid erzählt uns, dass er immer pünktlich zur Arbeit erschien und es schaffte, sein Alkoholproblem vor der Firma zu verbergen.

Ingrids ältere Schwester wird Chemotechnikerin, der ältere Bruder erfolgreicher Unternehmer. Beide verließen die Familie im Alter von 19 Jahren. Ingrid, die im Gegensatz zu ihren Geschwistern ein von unternehmerischem Erfolg gekröntes Familienheil nur peripher in ihrer frühesten Kindheit kennen gelernt hatte, traf die Erfahrung des Scheiterns und Unglücks mit voller Härte. Schon im Schulalter wurde sie tagsüber alleine gelassen. Sie suchte Anschluss im Stadtpark und in Gasthäusern, schwänzte den Unterricht und erhielt deshalb keinen Schulabschluss. Der Vater, der seine Tätigkeit als Verkäufer im Textilbereich als soziale Ächtung erlebte, versuchte seine Selbstständigkeit noch einmal mit einer kleinen Schneiderei. Der Betrieb wurde nun in den Wohnbereich integriert, womit sich der üble Geruch des Selbstverschuldens noch einmal vergegenwärtigte. Aber der Gedanke der Rettung seines Erbes überdauerte die Erfahrung des Scheiterns, überdauerte selbst die Erfahrung der Sinn- und Zwecklosigkeit des eigenen Tuns. Den Familienbetrieb sollte einmal eines der Kinder glücklicher fortführen. Ingrid war als jüngstes die greifbarste Hoffnung. Sie wehrte sich allerdings dagegen und zerbrach damit die Einheit von Reproduktion und Erbschaft. Was Ingrid in ihr Leben mitgetragen hat, sind die Arbeitsideale und Werte, die ihr der Vater als Ressource überantwortet hat. Sein Arbeitsethos steht auch für ihren disziplinierten Gebrauch von Zeit, um am Ende Ergebnisse zu erzielen, die eine zukünftige Belohnung für Fleiß und Einsatz versprechen. Diese Arbeitsethik ist eng an die Stabilität von Institutionen und an die Konstruktion von linearen Zeitkonzepten des frühen Kapitalismus geknüpft. Die Position des Vaters als Kleingewerbetreibender in einem handwerklichen Bereich, der penibelste Gewissenhaftigkeit und peinliche Sorgfalt abverlangt hatte, prägte seinen Lebenswandel und setzt sich als moralische Ökonomie in der Identität seiner Kinder fort.

Statt die Schneiderlehre anzutreten, begann Ingrid eine Elevenausbildung, eine Lehre als Bereiterin.¹⁰² Diese Entscheidung stellte sie als ihren hartnäckigen Widerstand gegen den Willen des Vaters dar. Als sie mit 15 Jahren schwanger wurde und ihr erstes Kind, ihren heute 21-jährigen Sohn, zur Welt brachte, war auch dieser Weg zu Ende. Ihre weitere Beziehung zum Vater des Kindes blieb für uns im Dunklen. Ingrid erzählt nur, dass sie nach dieser »Affäre« keinen Kontakt mehr zu ihm hatte. In der Geburtsurkunde ihres Kindes gab sie »Vater unbekannt« an. Danach versuchte Ingrid immer wieder, in der Arbeitswelt Fuß zu fassen, was ihr erst mit Hilfe der Mutter gelang, die ihr eine Stelle als Aufräumerin bei der Post vermittelte. Ingrid bewundert ihre Mutter, weil sie aus dem Tief ihres Lebens ausgestiegen ist und eine Entziehungskur schaffte. Anlass dafür war die Geburt ihres Enkelkinds. Sie ließ sich scheiden und unterstützte Ingrid bei der Betreuung ihres Sohnes.

Die Arbeit löste in Ingrid zunächst ambivalente Gefühle aus. Einerseits versuchte sie sich von den Arbeitskolleginnen, die sie herablassend als »Putzweiber« bezeichnete, zu distanzieren, andererseits brachte ihr dieser Job existenzielle Sicherheit. Nach kurzer Zeit stieg sie zur Telefonistin auf. Hier fühlte sie sich wohl. Sie erzählt uns vom angenehmen Arbeitsklima und von den Arbeitskolleginnen, mit denen sie sich auch in ihrer Freizeit traf. Die betriebliche Umstrukturierung zwang Ingrid dazu, in das neu geschaffene Call-Center zu wechseln. Knapp verpasste sie die letzte Chance zur Pragmatisierung. Damit platzte ihre Hoffnung auf eine »lebenslange« Sicherheit, die ehemals versprochene Laufbahn blieb ihr verschlossen, ihre angestrebte Position konnte nicht erreicht werden. Nicht ohne Bitterkeit blickt sie am Ende unseres Gespräches auf ihre Berufslaufbahn zurück und meint, dafür, dass sie nichts gelernt habe, sei sie dennoch in einer »Spitzenposition«.

Aufgewachsen im kleinbürgerlich konservativen Milieu, lernte sie, dass Frauen für das Wohlergehen und die Fürsorge der anderen zuständig zu sein haben. Diese internalisierte Selbstverständlichkeit ist an Werte gebunden, die an die Befindlichkeit und an die Bedingungen ihres Arbeitsplatzes nicht zurückzubinden sind. Dort wird ihre in Fleisch und Blut übergegangene Verantwortungshaltung nicht nur nicht gebraucht, sie bringt sie in ein unlösbares Dilemma. Während sie ihren beruflichen Sinn allein darin sieht, Kunden und Kundinnen weiterhelfen zu können, auf ihre Bedürfnisse einzugehen, zwingt sie die zeitliche Vorgabe des Unternehmens, alles unwesentliche Beiwerk eines Gespräches zu eliminieren. Nur die Fassade der Freundlichkeit verspricht einen maximalen Gewinn für die Unternehmen. Das, was Ingrid meint, ist Anteilnahme jenseits der bloßen Fassade, die weder möglich noch gewünscht ist. Diese Unvereinbarkeit bringt ihr Leben aus dem Gleichgewicht.

Zur Zeit hat sie Kunden und Kundinnen von 17 Auftragsfirmen zu betreuen, die sich mit unterschiedlichsten Belangen und Beschwerden an sie wenden. Permanent ändern sich die Angebote, Projekte, Vorschriften und Anforderungen. Es wird sinnlos, darauf zu hoffen, dass sich eine Arbeitsroutine, die Sicherheit bedeuten würde, einstellt. Die Rasanz, mit der die Arbeit erledigt werden muss, schwächt gewachsene Zusammenhänge und erschwert es, neue Bekanntschaften zu schließen. Die Folgen sind Einsamkeit und Vereinzelung, die an einem Ort erfahren werden, an dem die Arbeit mit Menschen gefordert ist. Je unmöglicher es für Ingrid wird, Zeit für kollegiale, freundschaftliche oder auch nur »kunden-nahe« Beziehungen aufzubringen, die auf authentischen, ehrlichen Gefühlen beruhen, desto größer wird ihre Suche oder Sehnsucht danach. Sie will sich der Vereinnahmung ihrer Person für wirtschaftliche Zwecke entziehen. Sie will ihre Kunden und Kundinnen als Menschen wahrnehmen und respektieren: »Der bestellt zwei mickrige Spiele für seine Kinder und dann erfährt man, dass er von seinen Kindern getrennt lebt und nur Besuchsrecht hat, einmal im Monat. Und jetzt will er halt für die Kinder Spielzeug. [...] Mich berührt das noch und ich kann nicht zu ihm sagen: ›Oh, ist das jetzt alles? War's das? Danke.

Wiederhören.« Für Ingrid besitzt ihre Arbeit nur dann Sinn, wenn sie ihren Anspruch, weiterzuhelfen, auch umsetzen kann. Damit stemmt sie sich gegen die Anforderungen ihres Arbeitsplatzes, Gefühle lediglich als nutzenmaximierende Instrumente einzusetzen. Dieses unbewusste Widerstandspotenzial, das sie wie ein nutzlos gewordenes Kapital mit sich trägt, und ihre Art, sich nicht auf eine Fassadenpersönlichkeit reduzieren zu lassen, macht sie als Person angreifbar. Emotionale Beziehungsbotschaften, so lautet der Arbeitsauftrag, sollen bei den Kunden und Kundinnen möglichst authentisch und vor allem positiv ankommen, damit eine Bindung an das Unternehmen hergestellt und die Verkaufsanreize gefördert werden. Das Einbringen von Gefühlen ist damit nicht gemeint. Im Gegenteil. Kommunikation wurde aus der traditionellen Zuständigkeit und aus jeglicher Spontanität herausgelöst und als marktförderndes Mittel entdeckt.¹⁰³ Dass Anrufe auch von Kunden für Gefühlsausdrücke benutzt werden und immer vieldeutig bleiben, bestätigen die Erfahrungen von Ingrid. Immer wieder kommt es zu Fehlinterpretationen, vor allem seitens männlicher Kunden. Einige von ihnen meinen in der sprachlichen Ähnlichkeit zwischen Call-Center und Callgirl eine persönliche Serviceleistung für sich in Anspruch nehmen zu können. Wie sie sich mit sexuellen Belästigungen auseinander zu setzen hat, so gehört auch Telefonseelsorge zu ihrem Arbeitsalltag. Das Unternehmen ist auf Konflikte, die aus solchen Belastungen für die Callerinnen und Caller erwachsen, nicht eingestellt. Es bietet ihnen keine Möglichkeiten der Entlastung. Während für die Eliten der Geschäftswelt der Seminarmarkt das Feld des Emotionalen erobert, bleibt es den Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen »an der Front« selbst überantwortet, sich um ihre psychische Stabilität zu kümmern.¹⁰⁴ Auch die Hinterbühnen, auf denen Beschimpfungen der Kundschaft einmal legitim waren, auf denen man sich von Überforderungen und Druck erholen konnte, sind dieser Welt abhanden gekommen.¹⁰⁵ Ingrid arbeitet in einem Büro, das in Zellen eingeteilt ist, in denen Vierergruppen, Rücken an Rücken sitzend, ihre Telefonate erledigen. Die einzige Möglichkeit, der Isolation mitten im Getriebe zu entkommen, besteht für sie im Email-Kontakt mit ihren Kolleginnen und Kollegen, der sich aber, so wie die Verkaufsgespräche, aufgrund mangelnder Zeit auf das oberflächliche Gerüst eines Smalltalks reduziert. Lediglich der Nachtdienst bietet sich ansatzweise an, um ihren Anspruch auf »Kommunikation« einzulösen.¹⁰⁶

Ingrid arbeitet an Sonntagen, hin und wieder zu Weihnachten, zu Silvester oder an anderen Feiertagen. Das, was den Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern als Zeitsouveränität angepriesen wird, scheint sich bestenfalls für den von der Reproduktionsarbeit befreiten »Normalarbeiter« als Vorteil herauszustellen. Für sie als Mutter werden die Anforderungen der Arbeitszeitflexibilisierung zum Problem. Trotz der prinzipiellen Möglichkeit, die Arbeitszeit als Wunsch zu deponieren, herrschen die Gesetze des Unternehmens vor. Sie wird dann eingeteilt, wenn sie gebraucht wird. Selbst ein Wechsel innerhalb des Teams ist nicht möglich. So wird es schwierig, eine Tagesmutter zu organisieren, die spontan bereit wäre, das Kind zu versorgen. Ingrid ist froh, dass sie von ihrem Lebens-

gefährten unterstützt wird. Er erledigt den Einkauf und übernimmt zu einem Großteil die Pflege des achtjährigen Sohnes. Das flexible Arbeitszeitmodell bleibt dennoch nicht ohne Folgen für die Familie. Das gewohnte Muster der gemeinsamen Freizeitgestaltung gerät aus den Fugen, einen gemeinsamen Urlaub zu planen, ist unmöglich geworden.

Die Forderung nach noch mehr Flexibilität umfasst die Bereitschaft zur ständigen Weiterbildung, um der Rasanz des technologischen Fortschrittes standhalten zu können. Der Druck zur permanenten Anpassung an makrotechnologische Entwicklungen wird auf die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Unternehmens übertragen. Die von der Firma angebotenen Weiterbildungsseminare gelten ihnen als Empfehlungen und jenen, die sie nicht annehmen (können), droht die Kündigung. Ingrid stellt sich der Herausforderung, nicht zuletzt deshalb, weil sie darin die einzige Chance sieht, ihren Arbeitsplatz zu behalten. Die Angst vor einer möglichen Kündigung trägt sie ständig mit sich. Das Gefühl der prinzipiellen Austauschbarkeit gehört angesichts der hohen Fluktuation der Arbeitskräfte zu den Erfahrungen ihres Arbeitsalltags.

Eine Telefondienstleisterin

(Interviewerinnen: Gabriele Skledar und Carmen Höfler)

[Ingrid erzählt, dass Arbeit für sie sehr wichtig sei. Es geht ihr dabei gar nicht so sehr um die konkrete Tätigkeit, sondern um eine prinzipielle Lebenseinstellung: Ein Leben ohne Arbeit wäre für sie nicht lebenswert.]

Keine Arbeiten abschließen können, ist kein gutes Gefühl

Ingrid – Zur Zeit sind wir alle total überfordert, weil wir als Nachtdienst alle Bereiche zum Beispiel kennen müssen. Du hast 17 Hotlines geschaltet, du bist ganz einfach überfordert. Du kannst nie alles wissen. Das wird dir zwar bei der Schulung gesagt, wir haben dafür ein Intranet, wo du nachlesen kannst. Aber nur, wenn du so reizüberflutet bist, dass du in der Früh 15 Emails hast, von denen du rein technisch schon 10 nicht verstehst und du sollst mit dem arbeiten, dann ist das schwierig. Also, das heißt, du wartest bei jedem Anruf, den du hereinkommst: Um Gottes willen, kann ich dem überhaupt etwas sagen oder nicht? Muss ich den wegschalten, oder muss ich schauen gehen, wo ich überhaupt irgendetwas erfahre, ob ich dem helfen kann oder nicht. Also, ich bin absolut überfordert mit dem, weil oft hast du dann 3, 4 Leute hintereinander, wo du echt keine Ahnung davon hast. Du weißt nicht, was du mit ihm tun sollst! Und das überfordert mich absolut. Ich habe dann wirklich den nächsten wieder abzufragen, weil ich sag: Um Gottes willen, was kommt denn da wieder herein? Und ich kann ihm nicht helfen. Und das Frustrierende ist sicher auch das, dass das System so läuft, dass es einfach so viel Sachen gibt! Ich kann ihm nicht helfen. Ich kann ihm wirklich definitiv sagen, ich werde das weiterleiten und das ist das Einzige, was ich tun kann. Obwohl, so ein Sprungbrett für den Kunden zu sein, ist halt...

Du kannst nichts enderledigen. Das ist unser normaler Arbeitsvorgang. Aber dieses definitiv keine Arbeiten abschließen können oder niemanden definitiv befriedigen zu können, ist halt kein gutes Gefühl. Weil du genau weißt, okay, ich leite das jetzt als Geschäftsfall weiter, aber du weißt definitiv, dass derjenige in drei Monaten noch immer keine Lösung für sein Problem hat. Für uns ist es so. [...] Aber wenn du weißt, da sind irgendwelche Problematiken und du weißt, dass eigentlich kein Mensch weiß, warum das nicht funktioniert oder warum das so ist, da musst du den im Prinzip hinhalten. Du musst auf schön tun und das ist wirklich ein ungutes Gefühl. Und für mich ist es das Manko an Wissen, das mich belastet. Ich täte gern dort sitzen und wirklich wissen, von was ich rede und das kannst du aber nicht. Und das wird immer nur mit dem... [schlüpft in die Rolle eines Kollegen]: »Das musst du dir abgewöhnen, weil, ja, wir haben ja immer neue Sachen.« Da sag ich: »Es geht nicht um neue Aktionen.« Weil wenn ich einen Aktionsplan anschau, das ist kein Problem für mich. Es geht ja schon um die grundlegenden Sachen, dass du keine Schulung kriegst, die lange genug dauert. Du wirst ganz einfach hingesetzt. Du kriegst eine Schulung für ein Programm, so funktioniert das Programm, aber die Problematik, mit der der Kunde kommt, hörst du ja gar nicht. [...] Also, du kämpfst einmal ein Monat nur mit dem, dass du sagst, die Fragestellung der Leute, wie klaube ich die auseinander, für das, was ich brauche und das ist schon, das ist absolut... Vor allem jetzt wieder. Natürlich... zur Zeit..., weil das mit den Kündigungen im Raum schwebt und du wieder das Gefühl hast, na ja, super, bin ich jetzt gut genug? Es gibt bei uns Leute, die sind abfragegierig. Der schaut nach einer Dreiviertelstunde auf die Uhr, wie viel er hat. Haben müssen wir 10 in der Stunde, das ist eine Vorgabe. Aber für jemanden, so wie ich, der neu dort sitzt, ist das nicht zu erreichen. Wenn ich leichte Abfragen habe, dann schaffe ich das auch und dann sitze ich da und sonst sage ich: »Na super, ich habe nicht einmal mein Pensum erreicht!« Der Teamleiter sagt: »Du weißt eh, die Vorgabe ist 10. Aber du bist neu und da wird keiner darauf schauen.« Im anderen Team hört man, dass nur auf die Neuen geschaut wird. Es heißt auch, es wird nur auf das Team geschaut, also das heißt, nur die Teamabfrage zählt. Aber wenn es im Team drei Monate nicht hinhaut und die nicht auf ihren Schnitt kommen, dann muss man schon herausfiltern, wer das ist, der da permanent weniger tut. Aber was ich wieder gehört habe, ist, dass die neuen Leute jeden Tag angeschaut werden, denn es sollte eine permanente Steigerung der Abfrage sein. Bis zu drei Monaten bist du sozusagen im Probestand. Dazwischen war das so, dass ich gesagt habe, das interessiert mich nicht, ich will das nicht mehr, weil so inkompetent zu sein an so einer Front? Aber es ist keiner kompetenter und das ist das. Wenn ich die alten Kolleginnen anschau, die sind schon vier Jahre an der line, die wissen auch nicht mehr wie du. Er weiß halt vielleicht ein bisschen besser, wo er hineinschaut, damit er etwas findet.

– *Welche Konsequenzen hätte es für dich, wenn sich Kunden beschweren?*

Ingrid – Früher hat es ein Beschwerdebuch gegeben. Aber da war Anonymität, weil du hast einen Platz gehabt mit einer Nummer. Natürlich war das auch nach-

vollziehbar, wenn jemand angerufen hat und gesagt hat, ich war um 14 Uhr beim Platz so und soviel. Da konnte man aufgrund der Nummer auch herausfinden, wer da gegessen ist, aber der Kunde kann sich ja im Platz geirrt haben. Aber zumindest als Person war ich anonym für den Teilnehmer. Wir haben auch vorgeschrieben gehabt, wenn ein Kunde nach unserem Namen fragt, brauche ich ihn nicht sagen, sondern eben nur die Platznummer. [...] Dann hat es geheißen, wenn ein Kunde Beschwerden hat, doch den Namen sagen, aber da konnten wir uns einen Aliasnamen aussuchen, den man halt immer benutzen musste und den musste man auch der Firmenleitung bekannt geben. Seit es aber das Call-Center gibt, ist es Pflicht, sich mit dem richtigen Namen zu melden. Ich finde, im Prinzip ist das eine Frechheit. Es stimmt, dass für manche Kunden das Persönliche ganz wichtig ist, die wollen dich mit dem Namen anreden können, aber das ist doch, auf Deutsch gesagt, ein Schwachsinn, dass ich dafür nicht einen Aliasnamen nehmen kann. Na ja, andererseits, wenn jetzt eine Beschwerde kommt, kann es für uns auch leichter sein, wenn wir wissen, bei wem der Kunde war.

– *Und Sanktionierungsmaßnahmen bei Beschwerden?*

Ingrid – Ich habe noch nie eine gehabt! Ich weiß es nur von den anderen Leuten, das ist ganz verschieden. Manchmal holt dich der Teamleiter, da kommt es dann auf den an, kann aber auch sein, dass du gleich beim Chef aufsalutieren musst, der sagt dann halt: »Na, so geht das nicht!«

[...]

Wir haben schon wieder zwei neue Sachen dazubekommen. Und jetzt kommen dann noch die Stadtwerke, wo auch die Bestattung mit dabei ist. Das heißt, am Wochenende müssen wir uns dann um Bestattungsangelegenheiten kümmern, das heißt, mit Angehörigen sprechen, die gerade jemanden verloren haben. Wir nehmen alles im Journaldienst auf und müssen das dann weiterleiten. Ich finde das ganz schlimm, weil wir sind überhaupt nicht darauf geschult! Der braucht psychische Unterstützung, aber wir werden ja nicht darauf geschult, wie ich mit diesen Leuten umgehe. Davor fürchte ich mich wirklich!

[...]

In der Zukunft will ich die Geschichten nicht mehr heim tragen

Ingrid – Das Schwierige ist, ich kann es daheim einfach nicht loswerden. Das Schlimme ist eben der Überdruck in das Privatleben. Dass du in der Nacht davon träumst, dass du deswegen nicht schläfst, dass du nicht wegstommst davon, das heißt auch, täglich mindestens eine Stunde Gesprächsstoff. Ich komm nicht drum herum, weil ich es einfach daheim noch einmal rauslassen muss. In der Zukunft zum Beispiel, will ich die Geschichten gar nicht mehr heim tragen. Mir wäre es lieber, wenn ich gar nicht, überhaupt nicht darüber reden tät. Das nutzt eh nichts. Ob der andere das jetzt weiß oder nicht, es nutzt nichts. Du musst einfach eine gute Technik entwickeln, heimzukommen, manchmal vielleicht wirklich eine halbe Stunde das noch einmal nachzuvollziehen und dann sagen, vergiss es, jetzt ist meine Freizeit und jetzt ist die Arbeit vorbei, jetzt ist sie aus. Aber das funk-

tioniert einfach nicht! Wie gestern, da fahre ich nach Graz zum Arzt hinein, sitze im Bus und überdenke den Druck. Die halbe Stunde beim Busfahren habe ich nur an irgendwelche Sachen in der Firma gedacht. Ich meine, richtig, realitätsbezogen. [...] Dann fällt mir ein, was tue ich da jetzt? Weiß ich das jetzt noch, kann ich das noch? Ich fühle mich, als müsste ich ständig zu einer Prüfung gehen. Du prüfst dein Wissen immer wieder ab. Und das macht mich wahnsinnig, weil ich sage, wie komme ich dazu, dass ich jetzt da beim Hineinfahren an das denke? Ich bin jetzt noch im Krankenstand und fahre jetzt zu einem Arzt! Ich bräuchte mir eigentlich noch überhaupt keine Gedanken machen, dass ich deprimiert da in der blöden Firma drinnen sitze, oder? Und es geht nicht, ich meine, du merkst schon, dass du, wenn du ein paar Tage jetzt daheim bist, dass die Abstände immer länger werden, wo du nicht an das denkst. [...] Und du hast natürlich ein bisschen Angst vor dem, was noch an Neuem dazukommt. Vielleicht bekommst du auch bald eine am Deckel? Das sind so Sachen, das ist alles nachvollziehbar. Das heißt, alles, was ich dort mache, ist mit meiner Kennung versehen. Das heißt, wenn irgendetwas schief geht, wenn irgendetwas ist, hat das mit mir zu tun. Das war so, und das ist auch so. Bei mir war es bis jetzt schon zwei-, dreimal von einem Techniker, der hat gesagt: »Das ist aber nicht richtig, schau, dass du deine Sachen richtig stellst.« Oder was. Aber so lang du nur vom Techniker etwas drüberkriegst, das geht noch. Aber von oben... [Pause] Die Angst, die ist da und die ist natürlich entstanden durch die Entlassungsgeschichten. Weil früher einmal haben sich die Leute da auch aufgeführt, weil sie gesagt haben, das ist mir eh wurscht, da kann mir eh nix passieren. Aber jetzt ist das anders. Du musst das richtig machen und das und das, sonst bist weg.

[...]

Ich lass mich viel zu viel auf die Leute ein

Ingrid – Das ist halt die Kümmerei dann. Ich sehe halt immer wieder die Hintergrundgeschichte und wenn einer anruft und sagt, er braucht unbedingt einen Telefonapparat, es ist ein Weihnachtsgeschenk und sie will das eigentlich haben, dass es am 24. funktioniert, bin ich noch immer da und sag, ich muss irgendeinen Weg finden, dass ich das irgendwie... Das muss gehen, das kann nicht sein! Es geht nicht! Vergiss es! Und vergiss überhaupt die Hintergrundgeschichte oder was dir der Kunde sagt, weil der kann dir einen Schmäh auch erzählen. Also, ich lass mich viel zu viel auf die Leute ein, das kostet einfach auch so viel Zeit, allein schon beim Bestellen. Wenn du vor Weihnachten mitkriegst, was da bei einem Bestellversand am Telefon abläuft! Du erfährst Lebensgeschichten! [...] Und für solche Sachen hast du keine Zeit. Aber für mich sind die Sachen dann immer noch da, ich denk dann darüber nach. Oft die ganze Nacht lang oder mir fällt das dazwischen wieder ein. Für einen anderen ist ein Kunde ein Kunde und nicht mehr. Aber ich, nach einer Stunde schau ich vielleicht doch wieder rein, ob ich den Namen wieder herausfinde oder mir die Kundennummer doch gemerkt habe oder irgendetwas. Ich bin zu bekümmert. Das kannst in dem

Job im Prinzip nicht brauchen. Aber bei einem anderen Fall sagt dann eine Frau: »Sie sind bis jetzt die Einzige, die mit mir normal geredet hat, die sich darum gekümmert hat.« Und das ist das, was mich freut. Wenn einer zu mir sagt: »Mei, Sie sind echt nett.« Oder wenn einer grantig hereinkommt und er dann sagt: »Tut mir Leid, Sie können ja eh nichts dafür.« Das freut mich. Da denk ich mir, okay, du hast das jetzt geschafft. Das find ich super, aber helfen kann ich ihm trotzdem nicht.

– Also, auf der einen Seite der Job, auf der anderen Seite die Menschen – und das gibt ein Problem.

Ingrid – Ja, natürlich. Wir haben Produkte, die haben einen wirtschaftlichen Aspekt und ich kann das den Leuten nicht eindrucken [schmackhaft machen], dass ich das als so super und so gut anpreis, wie eine Verkäuferin. Die muss auch um ihre Dinge werben. Und das ist das Gleiche. Wenn bei uns halt ein neues Produkt auf den Markt kommt und du eigentlich so im Laufe der Zeit mitbekommst, das es schon so seine Haken hat. [Pause] Aber das ist ja auch vom wirtschaftlichen Aspekt her klar, denn sie können nichts herschenken. Es muss irgendwo ein Geld herkommen auch, ja. Und ich kann aber das dem Kunden nicht so als Positives vermitteln, sondern für mich ist es wichtig, dass ich ihn wirklich aufkläre und sage, so schaut das aus. Zum Beispiel, dass sie die Umleitungen mitbezahlen müssen, wenn sie zwei Telefonanschlüsse machen wollen, aber von dem Produkt ist das eigentlich das, was ein Geld bringt, weil der permanent die Umleitungen mitzahlt. Ich muss das dem Kunden sagen, bevor er das Produkt kauft. Aber ich kann das nicht einfach nicht sagen, die anderen aber: »Ja, wenn dich niemand danach fragt?« Ich finde das wichtig, weil der kommt sonst nach einem Monat wieder oder nach zwei, wenn er seine erste Rechnung hat und fragt: »Warum habe ich da so viel Verbindungsgeld drauf?« [...] Also, ich sag doch, man muss für den Kunden doch die günstigste Variante wählen. Deswegen steh ich oft auf dem Kunden seiner Seite und sag: »Das tut mir Leid, ich kann das Unternehmen auch nicht verstehen.« Und das glaub ich, wenn du dich mit der Firma nicht identifizieren kannst, du nicht dahinterstehen kannst, dann macht es das alles noch viel schlimmer.

[...]

Totale Isolation

Ingrid – Zur Zeit ist es so, dass du mit den Leuten [Kollegen und Kolleginnen] halt nicht kommunizieren kannst. Wir haben das letzte Mal festgestellt, dass es bei uns immer schlimmer wird. Wir können uns drinnen relativ schwer austauschen. Du kannst dich mit dem austauschen, mit dem du Nachtdienst hast, weil da eben Zeit ist, wo du kommunizieren kannst. Früher war es so, wenn du in die Pause gegangen bist und in den Pausenraum, da waren immer 5 bis 6 Leute da. Du bist halt reingegangen und hast über die Kunden geschimpft, oder du hast dich halt über irgendwelche Sachen ausgelassen oder Sachen besprochen. Zur Zeit ist es so, wenn ich in die Pause gehe, ist an und für sich niemand im Pausenraum. In

den offiziellen Pausenraum, das ist ein ganz ein großer, da geht von uns sowieso keiner hinein. Der ist so unpersönlich, ganz eigenartig, ich fühl mich da nicht wohl. Hinten haben wir einen kleinen Raum, da sind nur unsere Leute und da hat aber niemand mit mir Pause, da bin ich allein. Da tust du essen oder irgendetwas und so sehe ich manche Leute oft drei Monate nicht. Entweder du hast gegen- gleich Nachtdienst oder du hast Tagdienst zwar zusammen, aber du hast so viel zu tun und so viel Stress, dass du überhaupt nicht mehr kommunizieren kannst. Wenn, dann vielleicht emailmäßig.

– *Das heißt, ihr arbeitet gemeinsam in einem Raum, aber habt eigentlich nichts miteinander zu tun?*

Ingrid – So ist es, totale Isolation. Ja. Du hast keine Zeit zu kommunizieren miteinander.

– *Wie viel Leute arbeiten in diesem Raum?*

Ingrid – Wir haben jetzt im Saal zirka 40, 45. Aber es ist halt so, es ist abge- teilt. Früher war es ein Großraumbüro [holt ein Foto und zeigt es uns]. Es war ganz offen, es war ganz einfach ein großer Raum. Du hast von einem Ende zum anderen gesehen und genau gewusst, wer da sitzt. Und jetzt ist es so, in der Mitte sind Kästen, es gibt immer Vierergruppen, die sind im Prinzip so zusammen. Zwei und zwei sitzen sich gegenüber, haben aber da noch so eine Barriere drin- nen. Das haben sie angeblich wegen dem Schallschutz gemacht und mit den anderen sitzt du Rücken an Rücken. Da sind dazwischen Kästen eingebaut, also, ich kann jetzt von einem Ende zum anderen im Saal nicht mehr schauen. Du hast halt Gruppierungen. Oben sitzt jetzt das Nachtdienstteam, wir können uns gegen- seitig anschauen und auch kommunizieren, wenn du dazukommst, aber mit den anderen geht nichts mehr. Jetzt ist halt die Email-Kommunikation, wenn ich jetzt im Saal sitz und ich sehe zufällig irgendjemanden vorbeigehen, ah, die ist heute auch im Dienst, dann schreibst ihr schnell mal: »Hallo, wie geht's dir? Ist alles in Ordnung? Wie geht's euch da hinten?« So kommunizierst du miteinander. Mit manchen Leuten probierst du, weil die mittlerweile in einem anderen Stockwerk arbeiten: »Du, treffen wir uns in der Pause, wann hast du Pause?« Ah, da geht nichts, da geht auch nichts. Wenn du ein Glück hast, hast du vielleicht einmal in 14 Tagen zusammen Pause. Dann gehen wir mal schnell eine zusammen rauchen.

Oktober/November 2002

»Frei« wider Willen

Johann Verhovsek

Als im Frühjahr 2001 eine Tageszeitung in Konkurs ging, erregte dies kaum öffentliches Aufsehen. Firmenpleiten waren zur Normalität geworden. Neben den Berichten über Massenentlassungen allerorts reichten 100 Kündigungen längst nicht mehr, um die Schwelle der Aufmerksamkeit zu erreichen. Es war auch nicht zu erwarten gewesen, dass die regionalen Massenmedien ihrem dahingeschiedenen Konkurrenten wirklich nachtrauern würden. Die Öffentlichkeit erfuhr nur jene Details, die das endgültige Aus als geradezu notwendig erscheinen ließen: Ein enormer Schuldenberg, die falsche medienpolitische Strategie des Herausgebers, die vermutete Vergeudung von staatlichen Presseförderungsmillionen und eine hoffnungslose Parteitreue. Ein »echter« Nachruf, der auf die Bedeutung der Zeitung oder den Verlust an Medienvielfalt hingewiesen hätte, blieb aus. Schockiert waren nur die nun freigesetzten Mitarbeiter, wie man einem kurzen Nekrolog aus der einzigen Tageszeitung, die gegenwärtig in der Steiermark noch produziert wird, entnehmen konnte.¹⁰⁷

Über einen Bekannten aus der Medienbranche kam ich mit Kurt P. in Kontakt, der als Redakteur vom Untergang betroffen war. Ich hörte, dass er als Personalvertreter an heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Gewerkschafts-abgeordneten und dem Herausgeber maßgeblich beteiligt gewesen war. Damals ging es um den monatelangen Rückstand von Lohngeldern. Mittlerweile ist Kurt P. freier Mitarbeiter bei einer Presseagentur. Damit mutierte sein arbeitsrechtlicher Status vom Angestellten zum (Schein)Selbstständigen, bzw. zum »Arbeitskraftunternehmer«¹⁰⁸ – eine Transformation, die gegenwärtig nicht nur in der Medienbranche üblich ist.

Der Weg zu ihm führt mich in den Südwesten von Graz, in eine Straße mit wuchtigen, mehrstöckigen Wohnblöcken auf der einen Seite und einer Vielzahl von Einfamilien- und Reihenhausiedlungen auf der anderen. Ein dichtes Netz schmaler Gassen führt mich zu seiner Adresse. Die Reihenhäuser haben ihre erste Restaurierungswelle bereits hinter sich, die Fassaden- und Vorgartengestaltungen demonstrieren die feinen Unterschiede der Bewohnerschaft. Der städtische Verkehrsrummel und das urbane Getriebe bleiben weit hinter mir. Ein aufgelassener Supermarkt mit plakatverklebter Glasfront spottet dem politischen Versprechen, die Nahversorgung zu erhalten. In einer Seitengasse finde ich endlich das frischgestrichene blaue Reihenhaus des 36-jährigen Journalisten, davor ein verwilderter Vorgarten. Die Gartentür ist versperrt. Ich drücke auf einen unscheinbaren Klingelknopf. Ein Hund schlägt an, stürmt hinter dem Haus hervor und verbellt mich heftig. Als sein Besitzer die Haustür öffnet, wird er lammfromm. Kurt P. trägt abgetragene Jeans mit einem weißen T-Shirt und gibt sich

sportlich-leger. Er führt mich durch das schmale Reihenhaus auf eine leicht erhöhte Gartenterrasse. Der graue abgenutzte Teppichboden im Vorraum und die Küche kontrastieren den gepflegten Garten hinter dem Haus mit seinen prächtigen Obstbäumen und dem frisch geschnittenen Rasen. Ein Ort, dem Kurt P. offensichtlich viel Aufmerksamkeit schenkt. Auf einer Wäscheleine hängt ein roter Taucheranzug, der Sauerstoffschlauch und das Mundstück einer Taucherausrüstung liegen darunter. Kurt P. ist Sporttaucher, Bergwanderer und begeisterter Reisender. Seit einigen Jahren lebt er gemeinsam mit seiner Freundin in diesem Reihenhaus, das er mit Hilfe eines Kredites gekauft hat. Später einmal möchten er und seine Partnerin zwei Kinder. Den Zeitpunkt rückt er in die Ferne, da seine Freundin, die bisher in einem Reisebüro tätig war, gerade arbeitslos geworden sei. Jetzt müsse sie erst einmal eine zusätzliche Ausbildung absolvieren, um ihre Chancen am Arbeitsmarkt zu verbessern, und dies sei ohne Kind wesentlich leichter zu schaffen. Ihm bedeute die Rückzugsmöglichkeit, die klare Trennung von Beruf und Privatleben sehr viel, womit er sich gleich eingangs von seinen Kollegen absetzt.¹⁰⁹ Für Kurt P. ist die berufsübliche »Verhaberung«¹¹⁰ mit einflussreichen Politikern oder Unternehmern ein Gräuel. Diese Abhängigkeit schaffe Befangenheit in der Berichterstattung. Er möchte in seiner Privatsphäre abschalten können, sich freihalten und unabhängig bleiben.

Kurt P. fühlt sich in der Interviewsituation sichtlich wohl. Er hat nichts gegen die Bandaufzeichnung. Er erklärt, dass alles, was er sage, auch veröffentlicht werden könne. Er stehe zu seinem Wort. Er rechnet es seinem journalistischen Ethos zu, keine Aussagen unter dem Mantel der Anonymität zu veröffentlichen. Seine rationale und abgeklärte Sicht der Dinge, seine im gleichmäßigen Sprechrhythmus vorgebrachten, klar strukturierten Schilderungen hören sich nach einem druckreifen Manuskript an. Emotional wird er, wenn er über seine Enttäuschungen und mangelnde Anerkennung spricht. Gleich zu Beginn unseres Gespräches distanziert sich Kurt P. von der konservativen und nationalistischen Haltung seines Vaters. Auch wenn er das mütterliche »Erbe« eindeutig favorisiert, kann er das väterliche nicht verleugnen. Als Kurt P. Mitte der 60er Jahre als zweiter Sohn zur Welt kam, lebte die Familie in einer niederösterreichischen Stadt. Sein Vater, Handelsvertreter bei verschiedensten Firmen, wechselte 1970 mit der Familie nach Graz, wo die Mutter als Kundenbetreuerin bei einer großen Versandbuchhandlung eine Anstellung findet. In der schulischen Ausbildung gaben die Eltern den Kindern freie Hand, dennoch stand eine höhere Schule nie zur Disposition. Kurt P. glich seine Schwächen in Mathematik durch gute Leistungen in den humanistischen und sprachlichen Fächern aus. Nach seiner Matura, Mitte der 80er Jahre, verpflichtete er sich zur einjährigen Reserveoffiziersausbildung beim österreichischen Bundesheer. Diese Zeit beim Militär habe ihn »rein körperlich einmal und dann auch vom Geistigen« geprägt, was im Gespräch an vielen Stellen deutlich wird, wenn er mit Begriffen des militärischen Jargons operiert, um Durchblick und Stärke zu demonstrieren. Was ihn am Bundesheer fasziniert hätte, das kann er heute nicht mehr sagen.

1985 begann Kurt P. mit einem Anglistik- und Geschichte-Lehramtsstudium. Zwischendurch ging er als Lehrer nach Großbritannien. Die mangelnde Anerkennung seiner Auslandserfahrungen und die Praxisferne der Ausbildung ließen ihn immer stärker am Studium zweifeln. Als schließlich die Lehrerarbeitslosigkeit Ende der 80er Jahre kontinuierlich anstieg und er sich keine Chance auf einen Akademikerposten ausrechnen konnte, verließ er die Universität. Von seinem um vier Jahre älteren Bruder, einem Journalisten, erfuhr er von einer Lehrredaktion in einer steirischen Tageszeitung. Er bewarb sich, wurde aufgenommen, durchlief sämtliche Ressorts und verfolgte das ehrgeizige Ziel, zu den drei Besten der 15-köpfigen Gruppe, denen ein einmonatiges, gut dotiertes Sommerpraktikum in Aussicht gestellt wurde, zu gehören. Er erlebte es als berauschendes Hochgefühl, Artikel, die »am nächsten Tag, ja sagen wir, 80.000 Leute lesen«, zu verfassen. Doch die Bewertung durch die Redakteure der Zeitung brachte ihn bloß auf den vierten Platz. Nun begann er selbstständig zu recherchieren und seine Beiträge dem Zeitungsverlag anzubieten. So wurde Kurt P. freier Mitarbeiter. Für seine Texte erhielt er Zeilenhonorare. Der übliche Weg der Lern- und Bewährungszeit bot ihm ein Grundeinkommen mit wenig Sicherheiten, aber er ließ ihm bei entsprechendem Durchhaltevermögen und Können wenigstens Hoffnung auf einen frei werdenden Redakteursposten. Kurt P. war unabhängig und ohne größere finanzielle Verpflichtung. Der 20-Jährige konnte sein langfristiges Ziel in Ruhe verfolgen. Tatsächlich wurde er nach drei Jahren als Redakteur fix angestellt.

Die Phase, in der Kurt P. die österreichische Medienwelt betrat, war im Tageszeitungsjournalismus eine Zeit massiver Strukturveränderungen. 1987 setzte das große Zeitungssterben ein. Parteiorgane, die bis in die 60er Jahre die Zeitungslandschaft in Österreich dominiert hatten,¹¹¹ hatten bis dahin im Klima der fortschreitenden Entpolitisierung der österreichischen Gesellschaft ihren Markt endgültig verloren. Auch die so genannte »unabhängige Tagespresse« blieb von Veränderungen nicht verschont. Das markanteste Ereignis war dabei die »Medien-Mega-Morphose«¹¹² der beiden auflagenstärksten Tageszeitungen, die mit einer großen bundesdeutschen Verlagsgruppe fusionierten und auf einen Schlag weit über die Hälfte des österreichischen Zeitschriften- und Anzeigenmarktes kontrollierten. Diese »Elefantenhochzeit« war rechtlich nicht zu verhindern gewesen. Zwar gab es heftige Diskussionen – kritische Beobachter sprachen vom »heimlichen Wiederanschluss«¹¹³ –, eine Gesetzesänderung blieb jedoch aus.¹¹⁴ In dieser Machtkonzentration blieb den übrigen Tageszeitungen lediglich die Nische täglicher »Lokalmutationen«¹¹⁵ für politische Bezirke bzw. wirtschaftlich oder kulturell zusammengehörende Klein-Räume.

Als ehemaliges Presseorgan der sozialistischen Partei in der Steiermark hätte das Ende der Tageszeitung, bei der Kurt P. arbeitete, eigentlich schon früher kommen müssen. Schon Mitte der 80er Jahre sollte sie eingestellt werden. Dem Chefredakteur gelang es, die Zeitung durch eine gewiefte Gesellschafterkonstruktion in das Eigentum der Mitarbeiter zu übernehmen und mit Hilfe beträchtlicher Landes- und Bundespressförderungen weiter am Leben zu erhalten. Jetzt gab

der erfolgreiche Chefredakteur, der sich selbst in die Position des geschäftsführenden Herausgebers gehievt hatte, die Blattlinie vor.

Als Kurt P. 1989 als Journalist begann, war die Redaktion der Zeitung permanent auf der Suche nach freien Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen.¹¹⁶ Man versprach ihm eine praxisnahe Einschulung, im Gegenzug erwartete man eine, im Verhältnis zu den fix angestellten Redakteuren, billige Arbeitskraft. Eine Nachbesetzung eröffnete schlussendlich auch Kurt P. den Einstieg als Redakteur im Angestelltenverhältnis. Kurt P. will aufklären, die Leser unterrichten und bestimmte Inhalte aus der Flut an Informationen auswählen, um sie dann sachlich zu präsentieren. Ein reißerischer Boulevardstil ist ihm zuwider. Mit dem Wechsel von der Lokalredaktion in das Politik- und Wirtschaftsressort konnte er nach außen seine Position zwar noch verbessern, inhaltlich aber kam er immer mehr mit der vorgegebenen Blattlinie in Konflikt, die vom Herausgeber weiterhin dogmatisch auf der Verteidigung der sozialdemokratischen Politik eingeschworen wurde. Er begann zu zweifeln, seriöse Berichterstattung noch leisten zu können.

Die finanzielle Situation des Blattes wurde immer prekärer. Alle Strategien gegen die Vorherrschaft der zwei »Auflagenriesen« waren vergebens. Die Auflagezahlen stagnierten, während die Konkurrenten kontinuierlich an Lesern und Leserinnen gewannen. Auch der Versuch, sich mit dem Slogan »Die andere Zeitung« Mitte der 90er Jahre noch einmal als Alternative zum Boulevardstil der Marktleader im Land zu positionieren, schlug fehl. Für Anzeigen- und Werbekunden wurde das Blatt immer unattraktiver.¹¹⁷ Öffentliche Subventionen wurden in Zeiten des Sparbudgets zu Waffen in den Händen der Konkurrenz. Während die übermächtigen Konkurrenten eigene, technisch innovative Druckzentren errichteten, Onlineausgaben aufbauten und als multimediale Komplettanbieter ihrer Leserschaft ein umfassendes Service offerierten, war oft nicht mehr genügend Geld vorhanden, um die Gehälter der Mitarbeiter zu bezahlen. Wenn Kurt P. über die letzten Jahre der Tageszeitung erzählt, dann wechselt er zwischen sachlicher Darstellung und aggressiver Beschuldigung. Die Zeitung sieht er als Opfer einer völlig verfehlten Firmenpolitik, den Herausgeber als Täter, der sowohl Mitarbeiter, als auch Subventionsgeber ausgenutzt habe.¹¹⁸ Nur für einen Augenblick kann er sein Schema, das den machtvollen Herausgeber zur Verkörperung des Bösen schlechthin stilisiert, durchbrechen, dann, als ihm dessen »Meriten in sozialen und karitativen Dingen« und dessen Maxime, »Leute nicht einfach hinauszuerwerfen« in den Sinn kommen. Abgesehen davon, gibt er sich unversöhnlich und ist überzeugt, dass der wahre Schuldige am Desaster der Tageszeitung an deren Spitze agierte.

Noch in den letzten Monaten vor dem Ende ließ sich Kurt P. zum stellvertretenden Betriebsrat delegieren, um aus dieser Position heraus Klarheit über die verschleierte, schlechte Finanzsituation zu gewinnen. Er wollte die Mitarbeiter über ihre Rechte und Möglichkeiten im drohenden Konkursfall informieren. Zu diesem Zeitpunkt war von der Corporate Identity nichts mehr übrig. Die Belegschaft war in Teilgruppen zerfallen. Die Gruppe der freien Mitarbeiter

konnte nicht mehr bezahlt werden und löste sich auf. Abgänge von Redakteuren wurden nicht mehr nachbesetzt. Die restliche Mannschaft, die monatelang ohne Gehaltszahlungen die Zeitung mit Inhalten füllte, teilte sich in zwei Gruppen. Die einen, von Kurt P. »Rebellen und Aufrührer« genannt, versuchten sich im Widerstand. Die anderen folgten der Autorität des Herausgebers und hofften, dass er, wie in den Jahren davor, genügend Mittel auftreibe, um das Überleben zu garantieren. Der Ruin wurde verschleiert, Informationen über die schlechte finanzielle Situation sickerten lediglich in kontrolliertem Ausmaß durch. Kurt P. drang mit seiner Forderung nach gewerkschaftlicher Aufklärung nicht durch. Er wurde zum »Meuterer« und »Verräter« gestempelt und erkannte letztendlich seine Ohnmacht. Ihm blieb nur noch der freiwillige Austritt aus dem Dienstverhältnis. Ein Monat danach ging die Zeitung endgültig in Konkurs. Dieser Ruin bedeutete für Kurt P. das Ende seiner geplanten Berufslaufbahn. Jetzt war er wieder am Ausgangspunkt. Zwar fand er wieder Arbeit, nun aber nur noch als freier Mitarbeiter bei einer Nachrichtenagentur.

Trotz seiner langjährigen Erfahrung und seiner erworbenen Professionalität gelang es ihm nicht, seine einmal erreichte Position zu halten. Eine Realität, die er als Degradierung empfindet und nicht überwinden kann. Er sieht keine Möglichkeiten, von seiner sozialrechtlichen Position als unfreiwillig »abhängiger Kleinunternehmer«¹¹⁹ loszukommen. Die politischen Jubelmeldungen über die steigende Zahl neuer Selbstständiger irritieren und verärgern ihn. Er hat das Gefühl, ohne seine Zustimmung eine Gesinnung mitzutragen, die ihm suspekt ist. Seiner neuen Selbstständigkeit kann er schon deshalb nichts abgewinnen, weil er im Prinzip das selbe tut wie vorher, nur für deutlich weniger Geld und auf eigenes Risiko. Als potenziell Arbeitsloser sieht er sich außer Stande, Bedingungen zu stellen und verleiht damit dem Geschehen die Geltung des Unvermeidbaren.

Ein »freier« Journalist

(Interviewer: Johann Verhovsek)

Im Eigentum der Mitarbeiter: Eine gewieft Konstruktion

– *Wie war das eigentlich. Wie hat dieses Eigentum der Mitarbeiter funktioniert?*

Kurt P. – Da sind wir beim Tarnen und Täuschen. Das Ganze ist, glaube ich, von Le Monde abgeschaut, die haben das ähnlich gemacht, nur anders gewichtet, prozentuell. Und das ist auch der Vorwurf, den ich der Geschäftsführung zu machen habe, beziehungsweise dem Herausgeber und Chefredakteur, dass man uns über diese Verhältnisse relativ lange im Unklaren gelassen hat. Also, das Ganze hat so ausgeschaut. Da war eine Verlagsgesellschaft, wo es Gesellschafter gegeben hat, und der Verein war ein Gesellschafter mit einem sehr geringen Prozentsatz. Der hatte also nicht wirklich etwas zu sagen, vor allem, weil der Vereinsobmann eigentlich, oder sagen wir, die Vereinsobmänner und Stellvertreter eigentlich immer die Vertrauensleute von der Chefredaktion und von der

Geschäftsführung waren, ja. Die anderen Gesellschaftsanteile hat zu hauptsächlichen Teilen der Herausgeber besessen und dementsprechend ist auch agiert worden. Oder sagen wir so, sein Wort war Gesetz. Als Betriebsrat, der ich ja auch kurzfristig war, knapp vor dem Ende, weil ich der Ansicht war, dass der vorherige Betriebsrat eher mit der Geschäftsführung zusammengearbeitet hat, als die Interessen der Arbeitnehmer wahrzunehmen, hab ich mich dann an seiner Stelle und fast illegal um all diese Sachen gekümmert, ja. Auf jeden Fall, der Verein im Eigentum der Mitarbeiter hatte ganz wenige Anteile. Es ist aber monatlich eine gewisse Summe vom Gehalt abgeliefert worden in den Verein, und der wiederum hat die an das Grundkapital von der Zeitung abgeführt. [...] Ja, das war die Struktur im Eigentum der Mitarbeiter. Das heißt, sie war ein bisschen ein Feigenblatt und zu reden hatten die Leute zumeist nichts, ja. Also, sie hatten zumindest keinerlei Einfluss auf Geschäftsführung, auf Zahlen, auf die Blattlinie, auf sonst irgendetwas. [...] Also, »im Eigentum der Mitarbeiter« hat sich zwar sehr schön ausgemacht, aber gegen Ende hin haben sich immer mehr Leute aus der Redaktion aufgeregt, warum steht da eigentlich noch »im Eigentum der Mitarbeiter« drauf, weil so ist es ja eigentlich nicht.

[...]

– Man kann das ja aus den Zeitungsberichten von Konkurrenzblättern gut herauslesen, wie erstaunlich kurzfristig vor dem Ende noch dieser Zweckoptimismus verbreitet wurde, der ja weit entfernt war von jeder Realität.

Kurt P. – Ja, und das war eben... Ich mein, es war beschämend. Der Abschied... ich mein, ich sag das jetzt nur aus zweiter Hand, aber ich hab keinen Grund, an den Dingen zu zweifeln, weil die Leute, die mir das gesagt haben, waren langjährige Kollegen und Mitarbeiter... Es war beschämend, wie die letzte Ausgabe zusammengebastelt wurde. Es haben sich wieder diese, intern, diese Vierer- oder Dreierbande, wie sie genannt wurden, der Herausgeber und seine Stellvertreter, die haben sich's irgendwie ausgeschnapst, wie das aussehen soll und es ist eigentlich keiner von den Mitarbeitern in der letzten Ausgabe zu Wort gekommen. Es hat dann eine solche Bildergalerie gegeben, wer was war und wir sagen Adieu und so weiter. Und es ist wieder einmal die verfälschte Wahrheit über das Ende dargestellt worden. Also, man hat nicht einmal am Schluss den Mut besessen zu sagen, so ist es. [...] Ich möchte sagen, dass da zum Teil schon die Bitterkeit aus mir spricht, aber aus der Zeitung hätte man wesentlich mehr machen können. Und es ist, es war zum guten Teil die Verbohrtheit der Geschäftsführung, dass es sie nicht mehr gibt. Wobei man auch sagen muss, auf die Weise, wie er es aufrechterhalten hat, hat der Herausgeber über lange Zeit sehr viel Geschick bewiesen, nämlich im Lukrieren von Presseförderungen. Weil aus eigener Kraft hätte sie sich nicht erhalten können. Und das ist auch... das ist auch, der hat den Wandel nicht mitbekommen, ja. Der Wandel, der auch im Kopf des Herausgebers stattfinden hätte sollen und in den Köpfen seiner Adlaten, die ihm scheinbar auch blind geglaubt haben, dass man eine Zeitung nicht auf ewig und

nicht in dieser politischen Konstellation, die sich abgezeichnet hat, und das über Jahre, mit Förderungen allein aufrechterhalten kann, so wie man es jahrelang gemacht hat. [...] Dass es kaum mehr eine Zeitung gibt in Österreich, die nicht irgendeinen großen Interessensverband, Geldgeber, Konzern oder eine Partei hinter sich hat, ja, diese Entwicklung konnte man sich vor 20 Jahren ausmalen, als das Sterben der Parteizeitungen begonnen hat, ja. Und dass in Zeiten von immer knapper werdenden Budgets irgendwann einmal diejenigen beschnitten werden, die am unangenehmsten sind, nämlich die Zeitungen, das ist auch eine klare Sache, ja. Alle diese Dinge sträflichst zu vernachlässigen, war fahrlässig. Unter den Gesichtspunkten ist es ein Wunder, dass es überhaupt so lange gegangen ist.

Unabhängigkeit: Das ist ein Scherz und eine Täuschung

– *Es wurde ja immer sehr auf die Unabhängigkeit der Zeitung hingewiesen.*

Kurt P. – Ja, schauen Sie einmal. Unabhängigkeit ist genau das selbe Schlagwort wie Bio, oder biologisch abbaubar. Das ist ein Scherz und das ist eine Täuschung für den Leser. Wir hatten vielleicht keinen großen Eigentümer, ja, aber der Herausgeber, der die Dinge vorgegeben hat, hat sich immer der Sozialdemokratie verpflichtet gefühlt. [...] Du musst trotzdem die Fehler von allen Parteien aufzeigen und du darfst sie nicht unter den Tisch fallen lassen. Und das merkt der Leser und das ist auch der Wertewandel beim Leser, der es gewohnt ist, kein reines Parteiblatt mehr auf den Tisch geknallt zu bekommen. Und das ist meines Erachtens eine weitere grobe Fehleinschätzung. Es gibt meines Erachtens keine rein sozialdemokratische oder konservative oder rassistisch geprägte Leserschicht. Wobei ich sagen muss, die rassistisch geprägte Leserschicht gibt es noch am ehesten, weil die geht durch alle Parteien. Bei den Grünen vielleicht nicht so.

– *Sie waren ja in sehr zentraler Position im Politikressort. Wie haben Sie das erlebt, diese einseitige politische Tendenz. Wie geht man da selbst damit um, wenn man sich ja doch der Wahrheit verpflichtet fühlt?*

Kurt P. – Man streitet und man kämpft und man geht bisweilen mit einem schlechten Gefühl weg und wieder mit einem schlechten Gefühl hinein, ja. Aber man tät mit einem noch schlechteren Gefühl weggehen, wenn man nichts gesagt hätte, ja. Ich mein, teilweise war es so und das ist ja nicht zulässig... Wenn ich irgendetwas geschrieben hab, das ist bei anderen auch passiert, und wenn ich darum gestritten hab, dass das so drinnen bleibt, weil es eben so wahr war, dass mir das unter der Hand im Nachtdienst verändert wurde, und das ist unzulässig, wenn dann nachher noch »von Kurt P.« dabeisteht. Da steht dann was, was ich nicht geschrieben hab, ja. Im Übrigen verbiete ich es mir, meine Artikel zu verändern, nur weil sich jemand auf die Bestehenshaltung stellt: »Ich bin der Chefredakteur.« Was heißt das? Da stell ich mich mit der Pistole hin und sag, ja und ich habe sechs Kugeln in der Trommel und dann steht eben wiederum das drinnen, was ich möchte, nicht. Aber nur, beide Dinge sind nicht von Dauer, weil sobald er sich umdreht, mach ich was anderes und sobald ich mich umdreh, macht er was anderes, nicht. Also, so konnte es nicht gehen. Und diese Tenden-

zen, die dann immer stärker aufgetreten sind, die haben einen nachdenklich gemacht, weil früher hat man immer für sich den Anspruch gehabt, okay, ich arbeite für eine unabhängige Zeitung, wir sind irgendwie die letzten, die noch ein bisschen politische Mitte aufrechterhalten in der Steiermark. Was wird, wenn das nicht mehr der Fall ist in der Berichterstattung? Dann geht vieles den Bach hinunter, was man vielleicht nicht gleich merkt, aber die ganzen kleinen sozialen Initiativen haben kein Sprachrohr mehr. Anliegen von der Uni, wo oft bei anderen Medien, größeren, gesagt wird, geh verschwindet, was soll ich mit solchen Micky-Mouse-Geschichten, das hat bei uns immer noch seinen Platz gefunden.

[...]

Das Böse waren die, die versuchten, sich zu informieren

– *Und wie lange haben Sie gehant, dass das Ende kommen werde?*

Kurt P. – Ja, das Ende ist dauernd geschwebt, weil sich einfach in der Struktur der Zeitung und der Geschäftsführung nichts geändert hat. Die Schulden sind geblieben, es wurde kein Konzept, oder zumindest kein wirksames zu deren Abbau initiiert. Man hat keinen Partner gesucht, ja. Wir haben gewusst, wenn da nicht die Geschäftsführung ihre Vorgangsweise ändert, wird es nicht besser werden. Das hat sich auch aus den verschleppten Gehaltsauszahlungen immer deutlicher manifestiert, nicht. Und wie dann klar war, dass die Geschäftsführung, ja, ihre Meinung nicht ändern würde, ist eigentlich nur klar gewesen, das kann nur mit einer anderen Geschäftsführung gehen, ja. Und es hat dann eine so genannte Gruppe von Rebellen und Aufrührern gegeben, wo ich auch dazu gehört hab. Wir haben dann versucht, erst einmal Licht ins Dunkel zu bringen und die Mitarbeiter zu informieren, die sich da jahrelang fast sklavisch behandeln haben lassen und das Wort des Chefs für bare Münze genommen haben, obwohl es klar war, dass es schon lange nicht mehr so ist. Also, das Symptom, das eigentlich Böse, war dann nicht der Schuldenberg und die Geschäftsführung, die verharret und nichts tut, sondern diejenigen, die versuchten, sich zu informieren, um draufzukommen, welche Möglichkeiten haben wir noch, ja, dass wir die Geschäftsführung zwingen, zu handeln. Das war das Verpönte, das durfte man nicht, das war Meuterei, das war Rebellion, was weiß ich, als was das noch alles bezeichnet wurde.

– *Irgendwie klingt das so in Richtung Umdrehung der Tatsachen?*

Kurt P. – Das kann ja auch nur in einer Situation passieren, wo einige völlig realitätsferne Leute agieren. Und da habe ich dann gesehen, das hat keine Zukunft mehr. Dann habe ich ein Angebot bei einer Nachrichtenagentur angenommen, knapp bevor das Aus war, weil ich mir gedacht hab, ich kann jetzt nichts mehr machen, es geht nichts mehr, die Möglichkeiten sind erschöpft. Ich kann nicht der bessere Geschäftsführer sein, wenn ich kein Mandat dazu habe, abgesehen davon, dass ich das eh nicht wollen hätte.

– *Es ist schon interessant, dass die von Ihnen beschriebenen Ereignisse, wie Einschränkung der Meinungsfreiheit und Druck auf die Mitarbeiter in einer sozialdemokratischen Zeitung passiert sind.*

Kurt P. – Tja, da war die Geschäftsführung sehr kapitalistisch und es war nur möglich... Die Zeitung hat so lange überlebt, weil wir still gehalten haben. Weil wir uns erstens unseren Jobs und zweitens einer Idee verpflichtet gefühlt haben. Vielleicht noch zur Presseförderung. Das hat nichts mit der derzeitigen Farbe der Koalition zu tun, weil die Presseförderungen sind auch unter sozialdemokratisch geführter Regierung zurückgegangen und das seit Jahren. [...]

Mit 30 giltst du schon als alt

– *Kommen wir nochmals zurück zu den Mitarbeitern. Was ist eigentlich nach Ihrem Wissen mit den Leuten passiert? Haben die was gefunden?*

Kurt P. – Die Zeitungslandschaft, die Medienbranche in der Steiermark ist eine extrem schwierige, weil kapazitätsmäßig sehr beschränkt. [...] Mit 30 giltst du in der journalistischen Branche heutzutage schon als alt. Ich hab das von einer Kollegin gehört, die ist 29 und hat langjährige journalistische Praxis und die ist wirklich gut, meines Erachtens, und sehr flexibel, von umfassender Bildung und beherrscht drei Fremdsprachen. Der hat man gesagt, sie sei zu alt, für ihren Preis kriegt man zwei, drei junge. Junge deshalb, weil die formbar sind, nicht, die kann man noch in eine Richtung pressen. Ein älterer, schon etwas länger Dienender, der hat seinen eigenen Kopf, mit dem kann man vielleicht nicht so viel anfangen. Gut, das ist das eine. Also, sehr beschränkt. Wir waren 30 Redakteure. Einige haben was bekommen, fünf von 30. Einer davon bin ich. [...] Die anderen machen so mehr oder weniger freie journalistische Tätigkeit oder sind in dieser Stiftung drinnen, die das Arbeitsmarktservice eingerichtet hat, die aber für Journalisten nicht sonderlich brauchbar ist, weil sie Standarddinge vermittelt, die die Journalisten ohnehin schon beherrschen. Weil ein Journalist muss keinen Word- oder Telefonkurs machen. Dasselbe gilt für unsere Techniker, die ganz gute Leut sind. [...] Es ist extrem schwer, für diese Leute was zu finden, vor allem, weil unsere Drucker fast alle, also, unsere Techniker fast alle ehemalige Drucker, Setzer sind, Umgeschulte, das Ganze nicht so von der Pike auf gelernt haben und sich sehr viel selber beigebracht haben und in einem Alter sind, so zwischen 40 und 60, wo man am Arbeitsmarkt einfach nichts mehr wert ist, leider Gottes. [...]

– *Also, die freie Mitarbeiterschaft wäre noch eine Chance, aber fixe Anstellungsverhältnisse sind fast unmöglich?*

Kurt P. – Ich bin bei der Presseagentur auch nicht angestellt, bin pauschaliert und ehrlich gesagt, ich bin froh, dass ich es hab.

– *Dass zumindest diese Pauschalierung¹²⁰ möglich ist. Von Anstellungsverhältnissen ist da auch nicht die Rede.*

Kurt P. – Derzeit nicht, nein. Was sehr seltsam ist, weil gerade die Agentur laufend Gewinne schreibt, aber gute Gewinne. Aber vielleicht ist das auch nur deshalb möglich, weil eben diese neuen Anstellungsformen im journalistischen Sektor immer mehr um sich greifen, also, eine Vollenstellung ist kaum mehr drinnen.

– *Das heißt, Sie und Ihre Kollegen arbeiten mit freien Dienstverträgen beziehungsweise mit Werkverträgen und in diese Richtung?*

Kurt P. – Oder ständige freie Anstellungen. Auf jeden Fall nicht so, dass du nach einer KV-Basis [Kollektivvertrag] bezahlt wirst, nicht. Also maximal zwölf Gehälter, also 13, 14 oder sogar 15, wie das nach Journalisten-KV vorgeschrieben ist, das gibt es nicht.

– *Man kann ja in vielen Bereichen beobachten, dass die kollektivvertraglichen Rechte einfach durch diese Art von Dienstverträgen ausgeschaltet werden.*

Kurt P. – Ja, sie werden einfach umgangen und zwar dadurch, dass der Markt jetzt relativ groß ist, vom Angebot her, aber nicht von der Nachfrage. Wenn man zu mir vor fünf Jahren gesagt hätte, nur Pauschalierung, hätte ich gesagt: »Diesen hier« [zeigt den Stinkefinger]. Jetzt muss ich froh sein, dass ich ihn habe, ganz ehrlich und offen gesagt, viele andere wären froh, wenn sie es hätten, nicht. Muss ich echt froh sein. Das ist natürlich oft auch eine Verhandlungssache. Nur derzeit ist man nicht in der Lage, dass man Bedingungen stellt. Ich mein, es ist nicht so, dass man nicht über die Runden kommen würde, nicht. Aber es ist halt schon enorm viel Zusatzarbeit, wenn man sich, wenn man halt einmal einen gewissen Standard hat und die Dinge, die man sich angeschafft hat, etwas kosten. Zum Beispiel die Hypothek für dieses Haus. Da zahl ich anständig dran im Monat, nicht. [...] Das klingt dann so schön, man ist jetzt ein freier Unternehmer und sucht sich seine eigenen Dienstverhältnisse. Aber in Wahrheit ist es eine moderne Form von Ausbeuterei und das wird zumeist von Firmen betrieben, die wirtschaftlich eigentlich nicht so schlecht dastehen, die sich das durchaus leisten könnten, die Leute ständig anzustellen, oder die einmal sagen könnten, ja, machen wir den Lohn nach dem Kollektivvertrag, aber begrenzen wir das Dienstverhältnis, nicht. Die könnten sich das durchaus leisten, sie wollen es aber nicht, weil sie immer noch bessere Bilanzen legen wollen. Also, auf einen Punkt gebracht, der Mammon regiert, sonst nichts mehr.

[...]

Ein Existenzdruck, der sich nicht förderlich auswirkt

– *Sie waren vorher ja auch nicht in großer Sicherheit. Wo liegt da der Unterschied?*

Kurt P. – Na ja, sagen wir so. Die Sicherheit vorher ist darin bestanden, dass ich KV-mäßig abgesichert war, ja, und mir schon klar war, dass ich mein Geld irgendwann bekommen werde, selbst in einem Konkursfall, ja. Also, das einzige Aus, das da vor mir gestanden ist, war praktisch das einer Firmenpleite. Mein Arbeitgeber jetzt, der wird wahrscheinlich nicht Pleite machen, weder absehbar, weder mittel- noch langfristig. Ich denke überhaupt nicht, ja, weil da ist durchaus ein Management am Werk, das die Zeichen der Zeit erkennt und Erfordernisse der Kundschaft sozusagen befriedigen kann und daher immer eine Nachfrage und ein anständiges Einkommen haben wird. Die Sache ist nur die, vielleicht hängt das auch damit zusammen, dass ich, je mehr ich ins Alter komme... Wobei es von

meinem Gefühl her lächerlich ist, von Alter zu sprechen. Na, mit 36 Jahren ist man noch nicht alt, man ist auch mit 45 noch nicht alt und mit 60 nicht. Aber es ist so, dass das Alter ein volles Hindernis wird, ganz gleich, wie qualifiziert du bist. Weil ich halt mich eigentlich für nicht so schlecht qualifiziert und trotzdem reicht es nur für eine Pauschalierung. Ich sag jetzt nicht, ich bin so ein Wunderwuzzi, dass ich mir die KV-mäßige Anstellung stante pede verdient hab. Aber ich denke in der jetzigen Zeit ist nicht einmal eine Aussicht darauf, nicht einmal daran zu denken. Und es ist schon irgendwie ein Druck, das ist aber ein Existenz- und Leistungsdruck, der sich oft nicht so förderlich auf den Kopf auswirkt. Viele Dienstnehmer argumentieren, ja, wenn sie einen Kollektivvertrag haben, dann sind sie wie Beamte, dann lehnen sie sich zurück, dann wissen sie eh, dass ihnen nichts passieren kann und sie kriegen ihre 15 Gehälter und ich sag aber, eine gewisse Sicherheit braucht man schon, dass man den Kopf frei hat zum Arbeiten. Mach ich einmal einen Blödsinn, kann es mir schon passieren, dass ich im nächsten Monat nicht mehr da bin. Ich kann aber auch einen Blödsinn machen aus lauter Angst oder aus lauter Nervosität oder aus lauter Sorge. Also, es wird argumentiert damit, die sollen ruhig einen Druck spüren, weil dann arbeiten sie anständig und arbeiten mehr. Das stimmt aber nicht, weil ein Journalist, der hat von sich aus eine Art Spürhundbewusstsein. Hat er eine Geschichte, dann will er die machen, will er sie gut machen und bleibt dran. Dann weiß er eh von selber, wie viel er zu arbeiten hat und dann macht er auch Überstunden, nach denen er überhaupt nicht fragt. Das heißt, er braucht in dem Sinn eh keinen Einheizer, der hinter ihm steht und ihn einpeitscht. Und deswegen glaube ich, dass diese Druckverhältnisse, diese Druckverträge möchte ich sie nennen, etwas sehr Unseliges sind und dass das Argument mit dem: »Sie sollen sich nicht zurücklehnen können«, dass die fadenscheinig sind und dass die nicht zutreffen. Das Einzige was zählt, ist die Gewinnmaximierung, kommt mir vor. Und wo kannst du heutzutage noch sparen, außer beim Personalsektor. Jetzt wird eben beim Personalsektor gespart. Man spart sich nahezu alle Sozialabgaben und man spart sich drei bis vier Gehälter, wenn man das so handhabt. Und ich halte es für unselig und ich glaube, das gilt für jeden Berufsbereich, wenn du so und so viel Jahre Erfahrung hast, ja dann kann mir niemand erzählen, dass du das durch zwei, drei Junge wettmachen kannst. Das kann mir keiner erzählen, dass das jemand mit 22 schon so gut kann. Nein, niemals.

[...]

– *Wir waren gerade bei den Unsicherheiten. Wie gehen Sie mit diesen Unsicherheiten konkret um, im Alltag? Was hat sich da jetzt für Sie verändert?*

Kurt P. – Na ja, auf mein tägliches Leben kann ich es wirklich nicht Einfluss nehmen lassen, weil, wie gesagt, sonst wäre ich fehleranfällig und das darf ich mir nicht leisten. Und aufstecken darf ich eigentlich auch nicht. Ich kann nur versuchen, mich möglichst fit für den Arbeitsmarkt zu halten, indem ich halt schau, dass ich bei Computerprogrammen nicht hinten bleib, dass ich in der Anwendung nicht hinten bleib und vor allem, ich darf meine Kontakte nicht verlieren. Und das

ist jetzt für die Kollegen, die in der Stiftung drinnen sind wahrscheinlich wahn-sinnig schwer... deine Kontakte, die dir was sagen und bedeuten, verlierst. Das baust du dir sehr schwer wieder auf.

– *Klar, ja.*

Kurt P. – Und, na ja, man müsste sich entweder überlegen, was ganz Neues zu machen, was vielleicht auch in dem Bereich ist. Was weiß ich, es gibt ja da jede Menge so Pressesprecher und Medientrainertätigkeiten, na ja, und dazu müsste ich auch wieder den Einstieg finden. Also, da ist man auch wieder auf andere angewiesen. Es reicht, glaube ich, kaum mehr, sich auf irgendeine Sache speziell zu konzentrieren und da der Spezialist zu sein. Du musst jetzt, glaube ich, schon zwei, drei Dinge gut beherrschen und du musst fast ein Allrounder sein. Ich glaub, das Einzige, was mir den Job bei der Nachrichtenagentur eingebracht hat, ist, glaube ich, der Ruf, dass ich eigentlich alles machen kann und auch schon gemacht habe. Ich frag mich nur, wie diese Entwicklung läuft, wenn einerseits du viel können und viel wissen musst, solch ein Faktor für mich aber nur durch Erfahrung und Alter bedingt ist und gleichzeitig das Alter am Arbeitsmarkt immer weniger wert ist.

– *Sie meinen Alter als Diskriminierung?*

Kurt P. – Das ist eine total starke Diskriminierung, die noch dazu sehr dumm ist. Sie ist dumm und sehr eigennützig, weil das fadenscheinige Argument meines Erachtens erhalten muss: »Ein Alter kostet uns so viel.« Dann muss ich aber sagen, dann kriegst du aber auch etwas dafür. Und ich habe aber noch nicht erlebt, dass irgendjemand einen Alten angestellt hätte, selbst wenn der weniger verlangt hätte. Nehmen s' einfach nicht. Weil man an sich dieser Ansicht ist, und das ist etwas Unseliges.[...] Jeder Wirtschaftsidiot, ich muss jetzt wirklich schon ordinar werden, hat diesen Weisenrat und diese fünf Weisen in seinem Kopf, wenn er irgendeine Consultingfirma beauftragt, um für ihn irgendwelche Maßnahmen auszuarbeiten. Da sitzen fünf altgediente Wirtschaftler drinnen, die etwas auszeichnet, ihr Wissen, ihre Erfahrung und ihre Kontakte. Bei denen haut das hin? Und bei einem normalen Hackler an einer Maschine nicht? Der eh schon, was weiß ich, Dreher, Polierer, Schleifer, Fräser... alles machen kann. Das versteh ich nicht. Das ist einfach dumm und ich weiß nicht, was da in den Köpfen derjenigen, die über Arbeitsanstellungen entscheiden, vorgeht.

August/Oktober 2002

Zur Freiheit oder zum sozialen und kulturellen Tod?

Elisabeth Katschnig-Fasch

Hier geht es nicht um ein kulturpessimistisches Totsagen, sondern um das stille kulturelle und soziale Sterben der in einer individualisierten Leistungsgesellschaft Bedrohten und Entbehrlichen. Dazu gehören heute auch all jene, die versuchen, dem Druck irgendwie noch standzuhalten, aber gerade dadurch ebenso verlieren.¹²¹ Sie leiden an permanent unterstellten Defiziten und glauben, den Anforderungen nicht mehr entsprechen zu können. Dadurch verlieren sie mehr und mehr die Kontrolle über ihre Existenz und ihre Zukunft und können vorausplanende Handlungsstrategien oder ein subversives Selbstverständnis immer weniger ausbilden. Ihr kulturelles Sterben ist gleichbedeutend mit der Ohnmacht über die Gestaltung des eigenen Lebens.

In stabilen Gesellschaften, die Claude Lévi-Strauss als »kalte Gesellschaften« bezeichnet¹²², ist die soziale Existenz des Menschen in traditionellen Ordnungen eingebettet, seine Identität über traditionelle Zugehörigkeiten gesichert und sein Sein über die Zeit seines realen Lebens hinaus in der Erinnerung seiner Nachfahren erhalten. Hingegen ist es das Programm der modernen Gesellschaften bis in das späte 20. Jahrhundert, der sozialen Zuständigkeit des Nationalstaates für seine Bürger in seinem territorial begrenzten Handlungsspielraum zu vertrauen. Auch wenn der Aufbau der Sozialstaaten in der Nachkriegszeit von demokratischen Anliegen begleitet war, so waren die sozialen Strukturen und Sicherheitssysteme, die mit wohlfahrtsstaatlichen Bürokratien aufgebaut wurden, der Selbstbestimmung der Bürger und Bürgerinnen immer weniger förderlich, bis schließlich die Menschen nicht mehr als gesellschafts- und kulturgestaltende Persönlichkeiten dem Staat gegenüberstanden, sondern nur noch als vereinzelt und abhängige Individuen. In den 68ern wurde von einer progressiven Linken als Antwort auf die prinzipielle Sinnkrise der Moderne die Parole »Weniger Staat, mehr Eigenverantwortung« ausgerufen und eingefordert, die Menschen aus der bürokratischen Bevormundung zu entlassen und von staatlicher Macht zu befreien. Die nachfolgende Entwicklung signalisiert mit dem Stichwort Globalisierung das Auseinanderdriften der bislang kohärenten Beziehung zwischen Staat, Wirtschaft und Gesellschaft und ihre Ausdehnung über die nationalen Grenzen hinweg.

Der immer weiter in den Netzen der Weltwirtschaft und den Interdependenzen der Weltgesellschaft verstrickte Staat verliert an Handlungsfähigkeit und an demokratischer Substanz.¹²³ Unterstützt von der philosophischen Idee der »Rückkehr zum Subjekt« und unterfüttert von ökonomischen Effizienztheorien

wird heute das gesellschaftspolitische Befreiungsideal der 68er als Rechtfertigung des an Autonomie immer schwächer werdenden Staates benutzt, sich aus seiner Fürsorgepflicht zurückzuziehen. Wirtschafts- und Sozialordnung weichen dem privatwirtschaftlichen Wettbewerb, Sozialausgaben werden gesenkt, kulturelle Leistungen und tradierte soziale Verantwortlichkeiten werden zerstört.

In den durch die vielen Reibungsflächen und durch die ekstatische Beschleunigung der Veränderungen nicht nur heißen, sondern schon völlig überhitzten gegenwärtigen Gesellschaften ist die Gebundenheit an den Ort und die an Lebens- und Naturzyklen gebundene Zeit, die den Menschen der Vormoderne auszeichnete, ebenso hinderlich geworden wie die gegenseitige Verpflichtung gegenüber den Vorfahren und Nachfahren oder den Mitmenschen. In der Gegenwart des »neo-amerikanischen Kapitalismus«¹²⁴, in dem nur noch der ökonomische Erfolg zählt, ist der Sinn des Daseins in der »Entfremdung des Menschen von kreativer Symbolfähigkeit« längst dem kulturellen Tod geweiht. Ein Tod, der weiter reicht als das Stigma des sozialen Todes.¹²⁵ Seine psychischen Begleiter sind Unsicherheit und die Angst, abgeschnitten zu werden von identitätssichernder kultureller Selbstverständlichkeit, sozialer Anerkennung und Einbettung, und mehr und mehr zu verlieren, Vergangenheit wie Zukunft.

Jetzt geht es nicht mehr um ein bloßes *Unbehagen an der Kultur*¹²⁶, es geht vielmehr darum, mit den Auswirkungen dieser Entwicklung irgendwie fertig zu werden. Kultur erspart niemandem Verzicht, aber sie ermöglicht die Entfaltung des Einzelnen und gibt Sicherheit in einer immer auch einschränkenden Gegenseitigkeit und Verantwortung. Auf dem Weg zur Individualisierung ging diese Selbstverständlichkeit verloren. Das Fatale ist, dass sich das spätmoderne Postulat der Freiheit und Selbstverwirklichung als Element des Funktionierens in die Menschen hineinverlagert hat und sie es sich selbst zu Nutze machen, um zu überleben. So werden sie zugleich zu Erfüllungsgehilfen und -gehilfinnen des eigenen Elends, zu Ausführenden und Kurieren dieser paradoxen Form der Vergesellschaftung. Wenn dann der Apologie der Selbstverantwortung nicht mehr standzuhalten ist, folgt der Platzverweis, denn die Institutionen der sozialen Sicherungen reagieren auf Abweichungen von der marktgerechten Normierung sensibel und hegemonial. Statt Gefährdete zu unterstützen, wie es ihre inhaltliche Legitimation immerhin verspricht, entwickeln sie nach Vorgabe privatwirtschaftlicher Verwaltungslogik Mechanismen der Kontrolle und der Sanktionierung. Der Staat als Träger wohlfahrtsstaatlicher Einrichtungen und Institutionen sichert seine Bürgerschaft nur noch um den Preis ihrer Unterwerfung, das ist die Konsequenz der von ihm geforderten Selbstverantwortlichkeit. Diese institutionelle Logik und ihre Ethik übertragen sich auch auf jene, die sie vertreten. Die linke Hand des Staates klagt darüber, dass die rechte Hand des Staates, die staatlichen Verwalter und Verwalterinnen, Helfende zu Bittstellern bzw. Bittstellerinnen degradiert und sie durch Berge von bürokratischer Arbeit, Ansuchen und Formularen daran gehindert sind, ihre Arbeit sinnvoll einzusetzen. Mit dem Verweis auf die Verknappung der Mittel werden die Rituale einer nationalen wie

übernationalen bürokratischen Registrierung zu einem perfiden Spiel entwürdigender Prozeduren. Für die Betroffenen ist der Kampf um Anerkennung verloren. Nicht die Herstellung der menschlichen Integration, sondern die Herstellung des monopolistisch gedachten Gefüges ist beabsichtigt. Dass Menschen die ihnen zuge dachte Rolle antizipieren, vervollständigt im Credo der Eigenverantwortung ihre Ohnmacht und Apathie in ihrem sozialen und kulturellen Tod.

In einem Beitrag über den Zusammenhang von Leiden und Disziplinierung weist der amerikanische Kulturanthropologe Michael Herzfeld auf diese Verbindung zwischen dem Individuum und dem Staat hin.¹²⁷ Er fragt, wie viel Leiden als Preis für das soziale Zugehörigsein verlangt wird und warum Menschen ihr soziales Leiden akzeptieren. Diese Frage führt zum doppelgesichtigen Charakter des Leidens. Zum einen ist es ein Potenzial, um die Einzelnen zu Mitgliedern der Gesellschaft zu formen. Zum anderen ist Dabeisein und Anerkennung nur um den Preis der Degradierung zu Objekten, also um den Preis des Leides zu erhalten. Der Soziologe Emile Durkheim sah im Leiden eine gesellschaftserhaltende und stabilisierende Kraft, sogar eine prinzipielle Notwendigkeit jeder gesellschaftlichen Existenz. Für ihn zeigte sich das Elend noch im religiösen Opfer aufgehoben, das als Selbstverständlichkeit des irdischen Lebens angenommen wurde. Der Schmerz hatte hierin einen öffentlichen Platz. So konnte das Leid des Einzelnen sogar als sinnvoll erlebt werden. Was bei Durkheim in der Theodizee aufgehoben ist, sah Max Weber nüchterner und desillusionierter. In der rationalen Moderne wird der Platz des Göttlichen, der Religion, von der (nationalen) Politik und Bürokratie eingenommen. Diese »zweite Theodizee« erklärt die schicksalhafte Ergebenheit der Menschen auch in modernen Gesellschaften.

Der von Weber formulierte Zusammenhang zwischen dem Geist des Kapitalismus und moralischen Geboten¹²⁸ findet sich – verallgemeinert – in der Moral des Sparens wieder, dem offensichtlich wichtigsten politischen Credo der globalisierten Gegenwart. Der soziale Schutz des Einzelnen, so das Dogma, koste zu viel und behindere den ökonomischen Fortschritt, der allein die gerechte Verteilung garantiere. Hinter dem moralischen Anspruch der Selbstverantwortung verbirgt sich – nach dem amerikanischen Modell – die Zuweisung des Alleinverschuldens an Sozialbedürftige und Arme. So gesehen wird das Leiden unter der sozialen Ordnung der übernationalen Marktwirtschaft als regelrechte Vorbedingung der Herstellung von Abhängigkeiten erkennbar, die den Erfolg dieses Unternehmens erst garantiert. Pierre Bourdieu bezeichnet diesen weltweit vorherrschenden politischen Diskurs als »Soziodizee«, ein Diskurs, der den gesellschaftlichen Zustand, so wie er ist, rechtfertigt und in seiner ökonomischen Logik kulturell und sozial Erworbenes ausschließt.¹²⁹ Die Konsequenz ist evident: Von der politischen Zuständigkeiten des Gemeinwesens zur marktwirtschaftlich organisierten privaten – ob im Gesundheits-, Bildungs- oder Sozialbereich.

Die Existenz des Elends derer, die dem Dogma nicht zu unterwerfen sind, muss jedoch in der individualisierten Gegenwart im Gegensatz zu vorhergegangenen Epochen verleugnet werden. Sie darf sich in dieser Erfolgsgeschichte nicht zu

erkennen geben, hat in ihrem Wertgefüge keinen öffentlichen Ort, weder den der Revolution noch den des kollektiven Widerstandes. Selbst bei vollständigem Ausschluss aus der Arbeitswelt und Verlust an sozialer Anerkennung können diejenigen, die zerbrechen, ja bekanntlich irgendwie über die Runden kommen, ist ein Leben jenseits des kulturellen Todes und in Apathie noch möglich. Jetzt, wo die überfallsartige Abdankung des Staates das Lebensgefühl vieler bedroht, ihre kulturelle Identität und Verbundenheit mit dem Staat als seine verbrieft, rechtlich gesicherte Schutzadresse zerbricht, greift Angst um sich. Es ist die destruktive und zerstörerische Kraft des Widerspruchs zwischen der Verkündigung von Selbstbestimmung und Freiheit und der gleichzeitig immer stärker werdenden Entmündigung, die in der Gegenwart den Menschen jeden Sinn für ihr gesellschaftliches Elend nimmt. Auch wenn sich das von der liberalisierten Weltwirtschaft in Aussicht gestellte Ziel eines globalen sozialen Gleichgewichts zur Freiheit aller Menschen irgendwann erfüllen sollte, was zu bezweifeln ist, so ist mit Jürgen Habermas zu fragen, welche Opfer es fordern wird, wie lange es dauern wird, bis das »Tal der Tränen« durchschritten ist und ob ein Leben nach dem kulturellen und sozialen Tod in Freiheit überhaupt denkbar ist.

Unlösbar

Elisabeth Katschnig-Fasch

In der Spirale der Auflösung – Zur Krise der Schule
Vor der Explosion
Ein Lehrer »zweiter Klasse«

Gerlinde Malli

Angestellt auf Zeit – Marginalisierung im Universitätsbetrieb
Auf dem Weg ins Innere

Bettina Messner

Die beherrschte Freiheit Kunstschaffender
Ohne Netz

Gerald Winter

Betteln, um zu helfen

Cécile Huber

Eine Sisyphusarbeit

Elisabeth Katschnig-Fasch

Die gefangene Generation

In der Spirale der Auflösung – Zur Krise der Schule

Elisabeth Katschnig-Fasch

Das österreichische Schulwesen verliert seit zwei Jahrzehnten sukzessive an gesellschaftlicher Anerkennung. Die mediale Öffentlichkeit klagt über sein Versagen, über einen durchgehenden Niveauverlust, attestiert reformbedürftige Lehrinhalte, ortet eine frustrierte, unfähige Lehrerschaft und überforderte Schüler in überfüllten Klassen. Das, was sie als gesellschaftliche Leitinstanz einmal ausgezeichnet hat, die Stabilität ihres tiefverankerten identitätsstiftenden Sinns, verliert sie nun in regelrechten Entwertungsschüben. Mit der Geschwindigkeit der Umgestaltung in eine globalisierte und medialisierte Gesellschaft und der gleichzeitigen politischen Einführung der pädagogischen Marktwirtschaft ist ihre ehemals dezidierte Zielorientierung, der Gesellschaft einen akkreditierten Wissensvorrat bereitzustellen, fragwürdig geworden. Als Institution zwischen Kindheit und Erwachsensein büßt sie somit auch ihre Rolle als Vermittlungsinstanz von Normen und kulturellen Orientierungen ein. Was gestern noch in kulturelle Selbstverständlichkeiten eingebettet war, wie das geregelte Generationenverhältnis, die Akzeptanz des Bildungskanons, Selbstdisziplin, Ordnung und ihre unhinterfragte Autorität, ist heute in den Tauschwert Leistung gegen Qualifikation eingegangen. Der Verlust an symbolischer Bedeutung ist nicht ersetzbar, er kann nur kaschiert werden. Die Verantwortung wird den Lehrern und Lehrerinnen angelastet, die nun nicht mehr mit ihrer »natürlichen« Autorität rechnen können. Ihre psychische und physische Überforderung sind markanter Ausdruck der Instabilität dieses Berufsmilieus und seiner gesellschaftlichen Positionierung.

Diese Situation spiegelt die Krise des Bildungswesens jener hochindustrialisierten Länder wider, die vom tiefgreifenden, sozialen und politischen Strukturwandel und den ihn begleitenden, kulturellen Werteverstärkungen betroffen sind. Was die österreichische Situation der Lehrerschaft darüber hinaus bezeichnet, ist die tiefe Gespaltenheit zwischen der Mentalitätsstruktur des österreichischen Beamtentums¹³⁰ und den Erfordernissen ganz neuer Wertorientierungen, die der neoliberale Umbau einfordert. Zwischen Autoritätsakzeptanz und formeller Erfüllungstreue, maßvoller Bescheidenheit bei zunehmendem Konkurrenzdruck und Überforderung ist ihr beruflicher Idealismus fragwürdig geworden. Zunehmend sehen sie sich nicht mehr in der Lage, den auf sie einstürmenden Anforderungen gerecht zu werden. Die Enttäuschung über die Aufkündigungen der staatlichen Verpflichtung ist groß, Misstrauen gegenüber der Behörde ist die Folge. Nach zwei Sparpaketen – das erste unter der Regierung der großen Koalition, das zweite unter der Regierungskoalition der ÖVP und FPÖ – und neoliberalen Deregulierungsmaßnahmen im besoldungs- und dienstrechtlichen Bereich sprechen nun Lehrer und Lehrerinnen von einer »bildungspolitischen«

Tragödie. Ihre Unzufriedenheit ist nicht mehr zu überhören, ihre ehemals selbstverständliche Loyalität zum Arbeitgeber scheint dahin. Der Unmut erstreckt sich über alle Schultypen, von Volks- und Sonderschulen bis zu allgemein bildenden höheren Schulen, berufsbildenden Schulen und Hochschulen.

Zur österreichischen Schulentwicklung oder das Drama der halben Reform

Die österreichische Schulsituation verdankt ihre Besonderheit der jahrzehntelangen Geschichte der Reformbemühungen. Heute sprechen Kritiker allerdings nicht mehr von Reformen, sondern nur noch von einem akuten Krisenmanagement, das von oben eingesetzt werde und als ein strategisches Konzept nicht mehr erkennbar, für die Betroffenen nicht mehr nachvollziehbar sei.¹³¹ Nach dem Zweiten Weltkrieg als dreisäuliges Schulsystem für 10- bis 14-Jährige mit Volksschule, Hauptschule, und Gymnasium organisiert¹³², wurde es 1962 in einer ersten großen Reformierungswelle in ein zweisäuliges (Hauptschule, Gymnasium) übergeführt. Das entsprach einem typisch österreichischen Kompromiss zwischen dem Dreisäulenmodell Deutschlands (Hauptschule, Realschule, Gymnasium) und dem Modell der Gesamtschule anderer westeuropäischer Länder. Mit einer gleichzeitigen massiven Bildungsoffensive sollte eine verlängerte Ausbildung bis zur Hochschulreife und damit den Angehörigen aller sozialen Schichten der Zugang zu Universitäten ermöglicht werden. Bis dahin ließ sie die hierarchische Bildungsordnung quasi selbstverständlich akzeptieren, dass nicht jeder Mensch die gleichen Chancen zum Zugang zu höheren Schulen hat. Tatsächlich fanden mit dieser Reform auch Jugendliche – vor allem Mädchen – aus bäuerlichen und kleingewerblichen Familien und aus dem Arbeitermilieu Zugang zu höheren Abschlüssen. An der grundsätzlichen geschlechts- und milieuspezifischen Benachteiligung¹³³ änderte sich dennoch wenig. Zu sehr blieb die Gesellschaft an eingefleischten Normen und Werten orientiert. Dazu kam, dass in der Zeit, als die Jugendlichen vor den Berufslaufbahnen standen und sich die Bildungsexpansion auch erstmals empirisch positiv niederschlagen hätte können, sich der Arbeitsmarkt durch das Ende der Hochkonjunktur wieder zu schließen begann. In der immer enger werdenden Arbeitsplatzsituation und bei gleichzeitigem Anstieg von Bildungsabschlüssen verminderte sich der reale Wert der Abschlüsse. So begann die Bildungsexpansion regelrecht den gegenteiligen Effekt zu produzieren.

Angesichts der Karriere der AHS verlor von da an die Hauptschule an sozialem Image. In den Städten degradierte sie zu einer »Restschule«, womit der sozialen Segregation sowohl für die weiterführende Schullaufbahn als auch für den späteren Arbeitsmarkt wieder Tür und Tor geöffnet wurde.¹³⁴ Versuche, diese Entwicklung durch eine für alle Kinder offene Gesamtschule im Sekundarbereich aufzuhalten, scheiterten immer wieder sowohl an der konservativen Bildungstradition als auch an der politischen Besonderheit, die die Schulgesetze in den Verfassungsrang gehoben hat und die bis heute nur mit Zweidrittel-Mehrheit geän-

dert werden können.¹³⁵ So erstarrte jeder Reformplan an den Barrikaden der politischen Lager. Was immer eine politische Minderheit vorschlug, wurde durch das Abstimmungsverhältnis verhindert. Auch die Machtverteilung zwischen dem Bund, den Ländern und den Gemeinden ist so verkrustet, dass sie auf ihre Art das Scheitern der Reformen beschleunigte.

So stehen bereits Zehnjährige vor der Wahl zwischen zwei Schultypen mit formell gleichen Anforderungsprofilen, aber weiterhin wirksamer hierarchischer Differenzierung.¹³⁶ Trotz vieler Argumente, die für die Hauptschule sprechen – kleinere Klassenschülerzahl, weniger Schulstress, kürzerer Schulweg, Aufstiegs- und Übertrittsmöglichkeiten in die AHS – verwehren sich daher Eltern, ihre Kinder in die Hauptschule zu schicken. Das mit der leistungsdifferenzierten Hauptschule eingebrachte Ziel, den ehrgeizigen Einfluss der Eltern auf die Laufbahn der Kinder gering zu halten, frühe Entscheidungen abzufedern und allen Kindern den Zugang zu höheren Abschlüssen zu ermöglichen, wurde verfehlt.¹³⁷ Grundschullehrer bedauern, dass ihre pädagogischen Einwände und Einschätzungen nicht mehr ernst genommen werden und sie klagen über den Druck, dem sie ausgesetzt sind, um Kindern den Aufstieg in die AHS zu ermöglichen. Die Angst der Eltern, dass ihre Kinder mit dem Makel intellektueller Unfähigkeit oder Anspruchslosigkeit einer gesellschaftlich immer weniger anerkannten Institution in eine Bildungssackgasse geraten und damit im sozialen Aufstieg eingeschränkt bleiben, produziert somit eine immer größer werdende soziale Schere. In dieser Logik verlieren die Hauptschulen in den Städten immer mehr Schüler und Schülerinnen; sie büßen ihre gesellschaftliche Anerkennung ein, ihre Lehrerschaft verliert die soziale Wertschätzung ihrer Arbeit und in weiterer Folge ihre Arbeitsplätze. Die Unterstufenklassen der AHS hingegen sind überfüllt, Schüler und Schülerinnen leiden unter Schulstress, dem sie häufig nicht gewachsen sind. Unter dem Druck des drohenden Desasters wird die Wiedereinführung der vor zehn Jahren abgeschafften, streng standardisierten Aufnahmeprüfung in die AHS wieder diskutiert – ein Rückschritt zur alten sozialen Distinktionsmacht des Bildungswesens, der die Demokratisierungsbemühungen weiter zu vernichten droht.

Die Ausweitung des Bildungswesens und die damit verbundene Ausweitung der Bildungschancen ehemals ausgeschlossener Bevölkerungsgruppen hat in Österreich, ähnlich der französischen¹³⁸ und der deutschen Entwicklung¹³⁹, also nur zu einer äußerst oberflächlichen Demokratisierung geführt. Trotz des politischen Diskurses über ein offenes Bildungssystem wirken die traditionellen Effekte der Ausgrenzung weiter.¹⁴⁰ Die eigentlichen Nutznießer, diejenigen, die noch am ehesten mit einer beruflichen Sicherheit rechnen können, bleiben jene, die es auch vor den Reformbemühungen waren.¹⁴¹ Abgesehen davon, dass durch Bildungsprivilegien gesellschaftliche Hierarchien zu erhalten im Erbe der österreichischen bildungsbürgerlichen Kultur gut verankert liegt, ist zwischen einem politischen Diskurs der Chancengleichheit und den sich selbst erhaltenden institutionellen Interessen prinzipiell zu unterscheiden. Während man offiziell stets von der Anpassung an gesellschaftliche Veränderung spricht und weitreichende

Reformen versprochen werden, ist es das Wesen jeder Institution, das Bestehende zu erhalten.¹⁴² Diese Erhaltungslogik gewinnt zur Zeit durch den wieder aufgenommenen Diskurs zur Elitenförderung eine neuerliche Rechtfertigung. Mit der Verschiebung der Bedeutung des kulturellen Kapitals in einer sich verändernden Wertelandschaft ist nicht mehr der Abschluss irgendeiner Allgemein Höheren Schule an sich entscheidend, sondern immer deutlicher der einer Eliteschule. So verwandelt sich die formale Gleichheit erneut in rechtmäßige Ungleichheiten. Die Erfahrung der vielen, dass der erworbene Schulabschluss oder das erworbene Zeugnis nicht zur erhofften und erwarteten Berufslaufbahn führt und die Sicherheit der sozialen Aufwertung verloren hat, wird jedoch nicht im System geortet, sondern im Versagen des einzelnen Schülers bzw. der Schülerin und in der Unfähigkeit von Lehrern und Lehrerinnen.

Pädagogische Marktwirtschaft¹⁴³

Mit der Krise des Schulsystems in den 80ern betraten Wirtschaftsexperten die Bühne des Bildungssystems und riefen zusammen mit Politikern unter dem Slogan der »Schulautonomie und Dezentralisierung«¹⁴⁴ die neue pädagogische Marktwirtschaft aus. Das System Schule, so lautete ihr Vorwurf, sei der Dynamik der enormen Wissensbeschleunigung nicht mehr gewachsen. Es verfüge über keine Anpassungsfaktoren, um den Anforderungen des Marktes gerecht werden zu können, arbeite ineffizient und zu kostenintensiv. Daher sei die politische Entlassung der Bildungseinrichtungen aus der staatlichen Bevormundung absolute Notwendigkeit. Dieser Vorwurf zeigte Wirkung. Beide politischen Lager versprechen sich von der Lockerung der staatlichen Zuständigkeit und Verantwortung Gewinn. Sogar jene, die sich bisher vehement für die Demokratisierung eingesetzt haben, stehen für »Leistungseffizienz«. Damit, so die Argumentation, könnten endlich die starren Grenzen zwischen den Schultypen aufgeweicht werden. Das konservative Lager hingegen verspricht sich die Befreiung aus der bürokratischen Umarmung, eine schlankere Verwaltung und »Qualität«. Diese Bewusstseins- und Einstellungsveränderungen in den Imperativen der neoliberalen Privatisierung produzieren Bewertungskategorien, die Schulen desselben Typs in den Sog der ökonomischen Konkurrenz geraten lassen. Da die Ressourcen von den Schulen nun selbst aufgestellt werden müssen, sind Differenzierungen nach armen und reichen Schulen (gleichbedeutend mit »schlechten« und »guten« Schulen), die Auswahl der Schülerklientel als Aspekt der »idealen Ressourcenauswertung« und die Abschiebung von Heranwachsenden mit unerwünschten oder als problematisch eingestuften Dispositionen eingerechnet.¹⁴⁵ Der die Ungleichheit fördernde und zerstörerische Charakter der Logik dieser ökonomisch argumentierten Profilierungsideologie ist offensichtlich.

Anfangs versprachen sich Lehrer und Lehrerinnen durch Dezentralisierung und Schulautonomie, dem behäbigen, bürokratischen Verwaltungsapparat und seiner institutionellen Starrheit zu entkommen und nun kreativer, freier und informeller

mit ihren Schülern und Schülerinnen arbeiten zu können. Neue, undurchschaubare bürokratische Hürden und zu viele strukturelle Nebenphänomene, Widersprüchlichkeiten und steigende Überforderung erstickten bald die anfängliche Hoffnung. Jetzt sei die Logik der Reform nicht mehr zu durchschauen, die erhofften Handlungsspielräume seien durch neue Einschränkungen blockiert, pädagogisch motivierte Forderungen liefen ins Leere. Die Hauptbelastung dreht sich aber um das immer geringer werdende disponible Budget. Die Einsparungsmaßnahmen der Regierungspolitik im Bildungs- und Ausbildungsbereich zwingen, gegen die eigene Überzeugung zu handeln. Die Autonomie laufe darauf hinaus, so die häufig geäußerte Erfahrung, dass Schulen lediglich entscheiden könnten, wie sie die Kürzungsvorgaben erreichen. Von einer Autonomie der Entscheidungsfreiheit sei da keine Rede mehr. Die Verwaltungsbürokratie habe sich nicht reduziert, sondern sei durch immer neue Verordnungen völlig undurchschaubar geworden. Verantwortungsvolles Handeln sei unter diesen Umständen immer weniger möglich, in der erweiterten Selbstbestimmung verberge sich in Wahrheit ein hartes »lean education system«. So bekommt diese jüngste Reformentwicklung jene Dynamik, welche die Krise nicht beruhigt, sondern aus sich heraus beschleunigt. Lehrer und Lehrerinnen fühlen sich zunehmend ohnmächtig, überfordert und demoralisiert. »Die Spirale dreht sich. Das ist das Dilemma der Selbstbestimmung. Jetzt kommen Dinge zum Vorschein, die nicht mehr händelbar sind.«¹⁴⁶

Die Praxis, idealistische Ziele ökonomischen Interessen unterzuordnen und sie schließlich per Verordnung zu exekutieren, scheint in der österreichischen beamtenstaatlichen Tradition besonders prädestiniert, die Entwicklung zur Prekarität zu begünstigen. Zum einen herrscht ein ausgeprägtes und lang tradiertes Proporz- und Lagerdenken vor, das politische und wirtschaftliche Abhängigkeiten verleugnet, noch schwerer wiegt aber der Umstand, dass dem österreichischen Bildungssystem in seiner Beharrlichkeit und Einbettung in hierarchische Strukturen selbst keine Reformbereitschaft erwachsen kann. Was Pierre Bourdieu generell dem Berufsstand attestiert, nämlich dass er die Beziehung zwischen dem Bildungssystem und der herrschenden Klasse reproduziere, »indem sie [Lehrer und Lehrerinnen] das anerkennen, was sie anerkennt und weicht«¹⁴⁷, hat hierzulande eine tiefe identitätsstiftende Funktion. Jetzt aber können sie sich nicht mehr darauf verlassen. Ihre Unzufriedenheit bleibt eingeschlossen in Versagenszuweisungen, im Gefühl der Zerrissenheit einer mehrfach gebrochenen Wirklichkeit, auch wenn (oder gerade weil) sie hinter den immer neuen Auflagen noch zu improvisieren versuchen. Das Dilemma wurzelt eben auch in der Tatsache, dass bereits die Wahl des Berufes in besonderem Maße mit der habituellen Prägung zusammenhängt. Mario Erdheim spricht sogar von einer regelrechten Fixierung der Lehrer, die sie in der einmal erlernten Ordnung verharren lässt. Die Schule wird zum abgeschlossenen Ort, zur Scheinwelt hinter den Toren der Realität, wo man als Lehrer oder Lehrerin so erwachsen sein kann, wie man sich das als Kind vorstellte.¹⁴⁸ Immer wieder betonten Lehrer und Lehrerinnen, dass sie ihre Disposition zum Beruf schon ihrer Kindheit verdanken. Dieser Umstand lässt

einmal mehr erahnen, mit welchen kulturellen Widersprüchen sie zu kämpfen haben, wenn sie mit Jugendlichen der Mediengesellschaft konfrontiert sind. Die habituelle »Schwerkraft« der Berufswahl stellt jedenfalls eine besondere Falle in den zentrifugalen Kräften der neoliberalen Veränderungen dar. Ältere Lehrer und Lehrerinnen empfinden die Zwangsläufigkeit der Veränderungen ganz besonders als persönliche Entwertung.¹⁴⁹

Dazu kommt, dass eine marktwirtschaftliche Konkurrenz nach straffer Führung verlangt und Evaluierung einfordert, gleichzeitig suggeriert das Schlagwort »Autonomie« Mitbestimmung und ordert demokratische Willensbildung. Diese Anforderungen absorbieren die idealistischen Vorstellungen, die Lehrer und Lehrerinnen in hohem Maße hegen. Die Grundsätze und demokratischen Ideale von der bestmöglichen Bildung für alle sind ebenso wie die Wertorientierungen jedes »guten Pädagogen« dem neuen, rationalen Kalkül der Wirtschaftlichkeit unterworfen. Diese unvereinbaren Ideologien – einmal verankert im kulturellen Selbstverständnis und einmal erzwungen vom existenziellen Druck und dem Ethos eines neuen Denkens – schaffen doppeltes Bewusstsein. Die befragten Lehrer und Lehrerinnen fühlen sich regelrecht betrogen. Die Sensibilität für bildungspolitische Fragen, die sich wenigstens in der Hoffnung auf die Überwindung sozialer Grenzen in den 70ern bis in die frühen 80er ausdrücken konnte, wich der fortschreitenden Enttäuschung.

Im wachsenden Druck sucht die Schulbehörde die Lehrerschaft mit Kursen und Seminaren den raschen Veränderungen anzupassen. Diese zusätzliche berufliche Investition in eine Wissens- und Werteanpassung provoziert weitere Identitätskonflikte. Der von der Öffentlichkeit formulierte Vorwurf, dass Lehrer sich nicht umstellen und stehen bleiben, trifft vor allem jene, die familienbedingt weder ihre Freizeit, noch ihr akkumuliertes Wissen ständig geforderten Kursen opfern können. Die angespannte budgetäre Situation, drohender Arbeitsplatzverlust und Gehaltseinbußen schaffen Misstrauen gegenüber jenen, die in Sicherheit sind, gegenüber Pragmatisierten. Die berufliche Solidarität zerbricht. Verschlechterung des Arbeitsklimas und die Häufung schwerer psychischer Erkrankungen sind die Folgen.

Gerade bei mit hohem Idealismus ausgestatteten Lehrern und Lehrerinnen tritt der Widerspruch zur Realität des neoliberalen Umbaus besonders krass zu Tage. Sie leiden mit Schülern, die auf der Strecke bleiben, mit und spüren dabei schmerzvoll ihre eigene Ohnmacht. Die Tatsache, dass immer weniger Zeit und Mittel zur Verfügung stehen, wird durch Selbstausschöpfung kompensiert. Sie antworten und reagieren mit ihrem privaten Dasein auf die allgemein verbreitete Erwartung, dass sie wie in den Anfängen der Geschichte dieses Berufes ganz in den Interessen der ihnen anvertrauten Schüler und Schülerinnen aufgehen. Gesellschaftliche Missstände, elterliche Abwesenheit und ein grundsätzlicher Wertewandel verlangen immer neue Leistungen. Da gilt es, Sozialarbeiter, Polizist, Dompteur, Therapeut, Vater bzw. Mutter zugleich zu sein. Eine »unlösbare Aufgabe« in einem Klima der mangelnden Anerkennung, die schließlich auch zu

Reaktionen der Abwehr, Resignation, Aggression und des Ausgebranntseins führt, zu Reaktionen, die den Vorwurf der Interesselosigkeit am Schülerelend auf ihre Weise bestätigen.

Dass die Prekarität des Berufsstandes zudem entsprechende Rückwirkung auf Selbstbild und Motivation der Lehrer und Lehrerinnen hat, liegt auf der Hand. Ihre Selbstinterpretation lässt sie oft nur mit individuellen Versagensängsten antworten. Viele fühlen sich sowohl von der Behörde als auch von den gewerkschaftlichen Standesvertretungen verraten und verkauft. Das Gros der Angehörigen des Bildungsbereiches sieht in der »realistischen« Einschätzung ihrer Lage und Situation jedes Aufbegehren, jeden Widerstand als zeit- und kräftevergeudend und daher als sinnlos an.¹⁵⁰ Wenn die Erfahrung der Entwertung dann an die Jugendlichen weitergegeben wird, entwickelt sich gerade im Kern der Gesellschaft, im Schul- und Ausbildungsbereich, dort wo die Gesellschaft formbar wäre, der Realismus der Anpassung immer schneller und konsequenter zu einer gefährlichen Frustrationsspirale.

Vor der Explosion

Elisabeth Katschnig-Fasch

Das erste Gespräch mit dem Direktor einer in einem mächtigen, altherwürdigen und für diese Gegend überraschend heroischen Bau der Jahrhundertwende untergebrachten AHS¹⁵¹, sollte an einem Junitag stattfinden. An einem Tag, an dem alle Schüler der 35 Klassen auf Wandertag waren. Daraus sollte nichts werden. Permanent unterbrochen Anrufe und Anfragen von Lehrern und von Eltern diese Begegnung, so dass schließlich ein zweiter Termin ausgemacht werden musste. Jetzt, einige Tage nach der Hektik des Schulschlusses, sitzt mir der knapp 60-jährige Leiter freundlich und entspannt gegenüber, ohne direktorialen Habitus, in legerer Sommerkleidung und Sandalen. Eine abgenutzte Sitzgarnitur, ein großer, übervoller Schreibtisch, dahinter altgebrauchte Büroschränke, unzählige Fotoportraits seiner männlichen Vorgänger, historische Stiche mit allegorischen Motiven an den Wänden – ein letzter Versuch, die Würde und Autorität der alten, traditionsreichen Bildungsinstitution in eine globalisierte Gegenwart zu retten, die eine meterlange Wandfahne, ein Geschenk der Partnerschule in Tokio, symbolisiert. Unzählige Pokale verteilen sich über den ganzen Raum. Kein Zweifel, dieser Ort ist dabei, seinen Nimbus zu verlieren. Was sich hier bereits ankündigt, sollte im Gespräch Kontur bekommen.

Auch diesmal ist die Begegnung nicht frei von Hektik. Immer wieder unterbricht eine Sekretärin mit dieser und jener dringenden Erinnerung, das Telefon läutet, Eltern begehren Auskunft, dazu Stimmen von Handwerkern vor der Türe und Verkehrslärm von den nahen Autobahnzubringern. Mit der Höflichkeit alter Schule ist Herr Winter zunächst bemüht, das Gespräch auf Kurs der Imagepflege und einer Art Produktwerbung zu halten. Wir sprechen über einen Bericht in einem Lokalblatt, in dem es einmal nicht, wie so oft in den letzten Monaten, um Schuldzuweisungen an Lehrer geht. Die Decke eines Klassenzimmers hatte sich gelöst. Der Bund wollte die Kosten der Reparatur nicht übernehmen. Ob diese Geschichte die Ankündigung eines zukünftigen Alltagsgeschehens ist, heute noch aufsehenerregend, aber morgen vielleicht schon selbstverständlich? Die Lage der Schule in einem schlecht beleumundeten Stadtteil legt nahe, dass sich hier die Effekte der Verwahrlosung von Problemvierteln, wie sie seit den 80ern in allen Großstädten beobachtet werden, deutlicher als anderswo manifestieren. In der Hierarchie der Stadtviertel steht das Umfeld dieser AHS an letzter Stelle, was sich dem schlechten wirtschaftlichen Image, den zwielichtigen Nachtlokalen, dem für diese Stadt höchsten Anteil an muttersprachlich nicht deutsch sprechenden Bewohnern und Bewohnerinnen, der großen Verkehrsbelastung, vor allem aber der städtebaulichen Vernachlässigung dieses bahnhofsnahen Viertels verdankt. Dass hierher die Verschönerungsmaßnahmen nicht reichen,

wird von Herrn Winter, dem Repräsentanten dieser ehemals ehrwürdigen Schule, nicht weiter hinterfragt. Er scheint geradezu erleichtert, dass ich auf diesen Zeitungsartikel zu sprechen komme. Das Geld für die notwendige Restaurierung hätte gefehlt, aber mit der Initiative von Eltern, Lehrern und Schülern wären jetzt die Klassenräume auch ausgemalt und hätten nun zudem ihren eigenen kreativen Ausdruck gefunden. Statt in die Aufgeregtheit des Zeitungsberichtes einzustimmen und zu klagen, weist er auf einen Gewinn hin, auf eine besondere Trotz-alledem-Leistung, auf etwas, das ihm ein Eingeständnis der offensichtlichen Notlage erspart. Diese Darstellung birgt sein Dilemma. Mit selbstausbeuterischem Engagement wird aus der Not eine Tugend. So kommt die Eigeninitiative vor dem sichtbar gewordenen baulichen Zusammenbruch, die Anpassungsfähigkeit der vielen nicht deutsch sprechenden Schüler und Schülerinnen vor den kulturellen und sozialen Konflikten, die Profilierung vor ihrer Unfinanzierbarkeit. In einer Zeit, in der die Medien das Bildungswesen insgesamt in Frage stellen, wird die legitime Sprache gerade dort, wo die Misere offenkundig werden könnte, zur mystischen Bestätigungs- und Beschwörungsformel einer nicht mehr einlösbaren Gegenwart und Zukunft.

Als Sohn eines kleinen Versicherungsbeamten und einer Hausfrau schöpft Herr Winter den Sinn des Daseins aus Beständigkeit, aus Fleiß, Bescheidenheit, Disziplin und Glauben an die Zukunft. Im Kontext dieser Werte bedeutet die Gegenwart immer Opfer. Sie haben seine Berufsvorstellung geprägt und sie sind gewissermaßen das Fundament seiner ethischen Grundhaltung. Schon die Eltern hatten Opfer gebracht, um ihre Söhne studieren zu lassen. Es war daher für ihn selbstverständlich, ihrem Wunsch mit seinem Lehramtsstudium zu entsprechen. Diesen Berufsweg hat Herr Winter nie bezweifelt und nie bereut. In diese Schule ist er schon zusammen mit seinem Bruder gegangen, hier hat er 1960 maturiert und hierher ist er als Lehrer zurückgekommen, zum Administrator und schließlich zum Direktor aufgestiegen. Mit dieser »Krönung der Laufbahn« sieht er sich in seiner Werttreue bestätigt. Sie erfüllt sich in der Betrauung mit der höchsten Position der Schule und beschert ihm jetzt, wo er mit Macht und Kontrolle belehntes Vollzugsorgan staatlicher Entscheidungen ist, eine unlösbare Aufgabe. Sie umzusetzen und gleichzeitig gegen die Flut von, seiner Ansicht nach, absurden Maßnahmen zu rudern, ist nicht zu bewältigen. Zwischen seiner Arbeitsethik und den Auswirkungen der neuen Bildungspolitik sind Verantwortung und Aufgabe nicht mehr im Gleichgewicht zu halten. Gelingt es ihm anfangs noch, die obligatorische Sprache der Demonstration der Leistungen und der Besonderheit der Schule aufrecht zu halten, so kann er im Laufe des Gespräches sein »illegitimes« Empfinden und sein Elend immer schwerer verbergen. Immer deutlicher kommen damit jene Widersprüche zu Tage, die sein Leiden ausmachen. In einem Feld, das insgesamt unter enormen Druck geraten ist, erwartet die Schulverwaltung von ihm die Durchsetzung der Anordnungen. Die Lehrerschaft erwartet hingegen von ihm die Vertretung ihrer Anliegen, entschiedene Handlungen, die sie in ihrer existenziellen Unsicherheit schützen, und solidarische Haltung.

Sein immer wieder geäußertes Bedürfnis, eine harmonische schulische Atmosphäre zu schaffen, klingt nicht aufgesetzt und absichtlich für das laufende Tonband gemacht, sondern vielmehr wie ein verzweifelter Versuch, eine Brücke zwischen nicht vereinbaren Ufern, zwischen innen und außen, zwischen den Lehrern und der staatlichen Behörde, zwischen seinem inoffiziellen, solidarischen und ethisch-sozialen Empfinden und seiner offiziellen Pflicht, zwischen gestern und heute, zu bauen. Er, der sich noch dem Werte- und Arbeitsethos eines »Schulmeisters« verpflichtet fühlt, der zugleich aber das wirtschaftliche Überleben seiner Schule sichern muss, kann seine Ohnmacht nicht verbergen. Welche Position er auch einnimmt, in einer Weise kann sie stets zum zusätzlichen Schaden seiner Schule verkommen. Er kann seiner Rolle nicht gerecht werden und gleichzeitig sich selbst treu bleiben.

Zunehmend scheint er froh darüber, auch das, was für ihn schwierig und belastend ist, benennen zu können. Nach seiner langjährigen Funktion als Administrator dirigieren ihn jetzt Begriffe, die es gestern nicht gegeben hat: Ökonomisierung, Autonomisierung, leistungsorientierte Profilierung, usw. Trotzdem hängt er ideell an dem, was damals, als er sich entschied Lehrer zu werden, noch Wert hatte: Bildung, Geschichte, Kultur. Er kann sich den gegenwärtigen, staatlich forcierten Vorstellungen von Schulausbildung nicht einfach unterwerfen und traditionelle Werte nicht aufgeben, »gerade nicht in Österreich, dem Land mit so viel Geschichte.« Damit meint er nicht nur die Sache selbst, er meint auch seinen eigenen, auf bildungsbürgerliche Werte bauenden Lebenssinn. Den zu verraten, käme gewissermaßen einem Selbstverrat gleich.¹⁵² Später wird deutlich, dass er diesen Wertidealen doch nicht mehr gerecht werden kann, dass sie einfach nicht mehr realistisch sind. Zu nahe steht er den Schülern und der Frage, wie sie nach der Schule mit dem Erlernten und Erworbenen in einer vom Markt diktierten Gesellschaft zurechtkommen.

Einen weiteren unlösbaren Widerspruch beschert ihm das Modell der Schüler-Mitbestimmung. Aufgewachsen in einer Zeit, in der Schüler und Schülerinnen Respekt, aber auch oft Angst vor ihren autoritären Lehrern und Lehrerinnen gehabt haben, begrüßt er einerseits, dass sie sich nun einmischen und mitbestimmen könnten. Andererseits sieht er genau darin ein besonderes Problem. Heute hätten nämlich bereits viele Lehrer Angst vor den Schülern. Als Herr Winter dann aber von Masochisten unter den Lehrern spricht und eigentlich Sadisten meint, bringt dieses antonyme begriffliche Durcheinander den Konflikt zweier gleichzeitiger Realitäten zu Tage: Die Tatsache einer noch immer aufrechten Existenz alter Lehrermacht und einer bereits aus den Ufern getretenen Entwicklung der Mitbestimmung und der wachsenden Demoralisierung der Jugendlichen. Ein Zustandsbild der gleichgewichtslosen Gleichzeitigkeit, die sich nicht mehr zu ordnen scheint und der er als Direktor auch keine Handlungsmaxime entgegensetzen kann.

Ähnlich gefangen fühlt sich Herr Winter von jener Reform, die mit dem Stichwort Autonomie eingeleitet wurde. Ursprünglich von ihm begrüßt, weil sie endlich Freiheit der Entscheidungen versprach, ist sie ihm heute zur Farce gewor-

den. Der budgetäre Rahmen, der Autonomie ermöglichen sollte, wird sukzessive eingeschränkt, so dass kein Spielraum für eigene Entscheidungen bleibt. Im Gegenteil. Die so genannte Selbstverwaltung lähmt seine Handlungsmöglichkeiten, mehr noch, sie bedroht die Existenz der Schule und ihrer Lehrerschaft. Die Autonomie zwingt auch diese Schule mit der einfachen Formel »mehr Schüler = mehr Geld« in einen harten Konkurrenzkampf. Um die Zahl der Anmeldungen zu erhöhen, gilt es, ein eigenes Profil aufzubauen. Das produziert und festigt auch soziale Unterschiede.

Hin- und hergerissen zwischen der Verteidigung traditioneller Bildungsideale und seinem demokratischen Anliegen auf der einen Seite und der Last rationaler, ökonomisch geleiteter Überlegungen eines Managers auf der anderen, versuchte Herr Winter einen Ausgleich zu finden. Durch die Sparmaßnahmen droht diese Arbeit wieder entwertet zu werden. Zwar ist bis jetzt alles irgendwie noch gegangen, aber das, was mühsam aufgebaut worden ist, hält nicht mehr. Das, womit sich die Schule ein eigenes Profil und damit eine gewisse Konkurrenzfähigkeit sichern konnte, ist jetzt wieder gefährdet. Der Rechenstift verpflichtet ihn, Kollegen und Kolleginnen zu entlassen, was ihn angesichts der hohen Schülerzahlen vor weitere Probleme stellt. Herr Winter kann sich in dieser Schere zwischen Durchführungsdruck und seiner Empörung darüber nicht einfach distanzieren. Das Dilemma zwischen »es wird noch irgendwie gehen« und der Einsicht, in eine ausweglose Situation geraten zu sein, ist nicht nur ein berufliches Problem, sondern sein persönliches Leiden. Dazu belasten ihn die zunehmenden familiären Probleme seiner Schüler und der Imageverlust der Schulen. Der von ihm immer wieder zitierte Satz »so lange die Schülerzahlen noch halten, so lange ist noch von einer glücklichen Situation zu sprechen«, wird zur Beschwichtigungsformel, zum Strohalm, an den er doch nicht mehr glauben kann. Seine Entmutigung verleugnet er nicht, dennoch klagt er nicht um sich selbst. Um den Schwierigkeiten zumindest menschlich Herr zu werden, mietete er sich ein Zimmer in der Stadt. So kann er schon um halb sieben morgens zur Verfügung stehen, wenn es gilt, Probleme zu lösen. Während des Schultages sei dafür keine Zeit. Der Wirbel in den Pausen, die Gangaufsichtspflichten, die Vorbereitungen für den Unterricht, die Lehrverpflichtungen, da könne man nicht mehr miteinander reden.

Zweimal in der Woche fährt er in seinen 70 km entfernten Wohnort, wo er mit seiner Lebensgefährtin lebt. Die Fahrt dorthin sei ihm die einzige Möglichkeit, meint er dann noch, um nachdenken und Distanz gewinnen zu können. Er freue sich jedes Mal auf das Singen in seinem Chor. In den Ferien will er sein altes Häuschen am Rande der Kleinstadt restaurieren. So realisiert er sich in seinem Rückzugsort einen noch verbleibenden Traum von Überschaubarkeit. Seine Beschreibung dieser ganz anderen Welt, einer kleinen Idylle, kontrastiert auf seltsame Weise diese dramatische Zeugenschaft von den Auswirkungen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen auf das gesamte Bildungswesen. Für Herrn Winter scheint dieses Bild Fluchtpunkt zu sein, ein »kreolischer Ort«, Utopie und Sehnsucht nach Verlorenem zugleich.

Als ich das schwerfällige Gebäude nach diesem Gespräch verlasse, waren die ambivalenten Erinnerungen an meine eigene Schulzeit, mit denen ich dieses Gebäude betrat, einer neuen Realität, einer anderen Erfahrung gewichen. Bin ich für meinen Gesprächspartner nun eine Verbündete, wo mir doch einmal ein Verständnis für die Lehrerschaft nicht leicht fiel? Der Gedanke, dass mein Gesprächspartner wieder in einigen Tagen in einem Chor singen wird, gemeinsam mit anderen ein Werk mit einem klaren Anfang und einem eben solchen Ende, erinnert mich an jene unheimliche Stille, die einer Explosion vorangeht, von der er gesprochen hatte. Dieses Bild sollte mir ein Jahr nach den ersten Begegnungen mit dem Schuldirektor wieder ganz deutlich werden, als ich ihn zufällig treffe und er mir auf die Frage, wie es ihm denn so gehe und ob sich seine Bedenken zum Guten gewendet hätten, zu verstehen gab, dass alles nur noch viel schlimmer geworden wäre.

Der Direktor eines Gymnasiums

(Interviewerin: Elisabeth Katschnig-Fasch)

Herr Winter – Unsere Schule ist heute bekannt als Schule mit sportlichem Akzent. Wir haben Fußballmannschaften, wir haben eine autonome Oberstufenklasse Fußball. Heuer hat einer in dieser Klasse mit Auszeichnung maturiert, zwei mit gut und neun weitere haben sie bestanden. Also muss ich doch sehr zufrieden sein. Wir haben auch eine ausgezeichnete Handballmannschaft, eine ausgezeichnete Basketballmannschaft. Nebenbei haben wir auch Schwerpunkte im wissenschaftlichen Bereich. Wir nehmen an der Chemieolympiade teil, an der Mathematikolympiade, um nur einiges zu nennen. Und da haben wir sehr gute Leistungen immer wieder erzielt. Wir haben auch im musischen Bereich etwas anzubieten. Das alles haben wir aufgebaut. Wenn uns jetzt aber weiter das Geld reduziert wird, müssten wir genau dort, wo wir uns profiliert haben, wieder abbauen. Das ist nicht nur paradox, sondern ganz, ganz tragisch. Voriges Jahr haben wir ein Mädchen gehabt, das Bundessiegerin geworden ist, heuer eine steirische Landessiegerin. Und das ist mir wichtig, sonst entsteht der Eindruck, dass unsere Schule nur im sportlichen Bereich etwas zu bieten hat. Der Oberstufenchor hat sogar CDs aufgenommen, der hat wirklich vorzügliche Arbeit auf diesem Sektor geleistet. Nur wenn die Werteinheiten immer mehr reduziert werden... Im Vergleich zum Vorjahr sind wir um 40 Werteinheiten heruntergekürzt worden.

– *Mit Werteinheiten wird also das zur Verfügung gestellte Budget bemessen?*

Herr Winter – Das sind Anstellungen. Das heißt, wenn wir die Werteinheiten nicht haben, dann müssen wir einsparen. Und wo sparen wir ein? Im Pflichtbereich können wir das nicht, also muss das bei den unverbindlichen Übungen [eingespart werden]. Und gerade diese Freigegegenstände sind es, die den Wert einer Schule ausmachen. Denn dort fühlen sich die Schüler wohl. Das machen sie gerne. Ich habe diese unverbindlichen Übungen immer als Neigungsgruppen bezeichnet, wo Schüler sich ihren Neigungen entsprechend außerhalb des

Stundenplanes beschäftigen können und etwas leisten können, wo sie kreativ werden können, wo sie mit Freude hingehen und nicht nur immer den Zwang des normalen Unterrichts spüren. Das ist von ganz großer Wichtigkeit. In der Zwischenzeit hat es sich herauskristallisiert, dass sich sehr viel fremdsprachige Schüler da in unserer Gegend mit ihren Familien angesiedelt haben. Das heißt, andere Volksgruppen sind da. Da finden sich türkische Kinder, sehr viele chinesische Kinder sind bei uns. Wir führen auch einen Sprachkurs in Chinesisch, einen in Japanisch, Neugriechisch. Das ist für Schüler, die bei uns in die Schule gehen... und auch als schulübergreifende Kurse. Wir haben einen sehr großen Anteil an Moslems an der Schule, so dass moslemische Religion auch unterrichtet wird. Aber die Kinder sind österreichische Staatsbürger, weil die Eltern schon so lange... [das Telefon läutet]

– *Schüler also aus vielen Kulturen. Ergeben sich für Ihre Schule aus dem hohen Anteil muttersprachlich nicht deutsch sprechender Schüler besondere Probleme?*

Herr Winter – Haben wir bisher eigentlich nicht kennen gelernt. Ich muss ehrlich gestehen, wir haben aus Bulgarien, Rumänien, aus dem ehemaligen Jugoslawien viele Schüler, aus Pakistan, die erst über eine Fremdsprache Deutsch lernen mussten. Über Englisch ist das gegangen. Da hat sich herausgestellt, dass diese Kinder eher überdurchschnittlich begabt sind und auch relativ gut in den Klassen integriert sind. Da gibt es vom Sozialen her keine größeren Probleme. Nicht anders als in jeder anderen Klasse, in der nur österreichische Kinder drinnen sind.

– *Aus welchen sozialen Schichten rekrutieren sich denn Ihre Schüler und Schülerinnen hier?*

Herr Winter – Aus begüterten auch. Aber natürlich aus sozial schwächeren Schichten. Das ist keine Frage. Das ist halt dann so, dass sich das irgendwie ausgleicht. Ich würde das nicht betonen, dass die Kinder, die bei uns in die Schule gehen, aus unterbemittelten Schichten kommen.

– *Fürchten Sie damit eine Entwertung der Schule?*

Herr Winter – Nein, das würde ich nicht sagen [leise].

– *Im Vergleich mit anderen AHS, macht das einen Unterschied?*

Herr Winter – Das ist natürlich ein sozialer und ökonomischer Unterschied. Das haben unsere Kinder nicht. Aber ich glaube nicht, dass unsere Schule dadurch, damit eine Rufschädigung oder einen Nachteil dadurch hinnehmen müsste. Wir stehen auf dem Standpunkt, und das hat auch mein Vorgänger immer wieder betont, wir wollen eine Schule für alle sein.¹⁵³ Dass wir jetzt kämpfen müssen mit dem Ausmalen und so weiter, das ist ein anderes Kapitel. Aber so ein altes Gebäude... Ich habe hier maturiert in den 60ern und bin dann als Lehrer wieder zurückgekommen und jetzt bin ich aufgestiegen zum Leiter der Schule, also, für mich [spricht sehr bewegt, mit begeisterter Körpersprache:] strahlt dieses Gebäude eine derartige Atmosphäre und Geschichte aus. Also, das möchte ich nicht missen. Und die Schüler, die hier in die Schule gegangen sind, die kommen auch immer wieder. Da ist doch grad einer draußen gestanden, der hier maturiert

hat und nun fragen wollte, ob er ein Fest ankündigen kann. Es ist also Atmosphäre da. Und wenn Kinder das spüren, glaube ich, dass sie trotz alledem da gerne in die Schule gehen. Die Entwertung kommt von den Kürzungen des Budgets, weil wir das alles nicht mehr machen können, was wir den Kindern gerne anbieten möchten. Und weil wir nicht wissen, wie es weitergeht. Ich weiß nicht, wie viele Stunden uns wieder weggenommen werden. Heuer ist es gerade noch ausgegangen. Niemand musste freigesetzt werden, aber wenn das so weiter geht mit den Kürzungen, werden wir auch hier auf dem Personalsektor nicht umhinkönnen, Lehrer zu entlassen. Bedingt durch die hohe Schülerzahl, die wir haben [Pause]. Ich kann das dann nicht mehr abfangen. Andererseits müssen wir viele Schüler haben, damit ich den Lehrerstand halten kann. Ein Dilemma.

Da kommt dann alles zusammen

– *Kürzungen und Einsparungen. Das kam also mit der Autonomie in Ihre Schule. Anfangs war diese Entwicklung nicht abzusehen, wie ich mir vorstellen kann.*

Herr Winter – Nein, anfangs haben wir alle das absolut positiv gesehen. So habe ich das auch empfunden, dass die Schule jetzt wirklich selbst umsetzen kann und darf und dabei auch in eine moderne Richtung gehen kann, das den Schulablauf anders ablaufen versprach, als wir das bisher gewohnt waren. Ich bin in den Jahren 1952 bis 60 hier in die Schule gegangen, habe hier in den 60ern maturiert. Wenn ich vergleiche, wie strikt der Betrieb damals war und wie locker es heute ist – wie schülerfreundlicher es geworden ist. Also, da liegen schon Welten dazwischen. Der Ära Kreisky verdankt die Schulentwicklung schon einiges, da ist einiges weitergegangen für die Schüler. Allein, wenn ich daran denke, wenn wir eine Schularbeit geschrieben haben, da gab es keine Vorankündigung. Der ist hereingekommen, hat einen Stoß Schularbeitenhefte unter dem Arm gehabt. So ist er in der Klasse gestanden und hat gesagt: »Heute wird geschrieben.« Keine Vorwarnung. Nichts. Man musste tagtäglich vorbereitet sein, um seine Leistungen erbringen zu können. Die einen sagen, es ist viel schlechter, wie das heute ist. Ich sage, es ist gut. Allerdings, damals, vor der so genannten Autonomie, hat man Papiere von oben bekommen, damit man nichts übersehen hat, das von größerer Wichtigkeit wäre, und die Lehrer auf dem Laufenden sind. Jetzt bekommt man nichts mehr. Das ist eine Abwälzung der Arbeiten auf die Direktionen. Das hat es früher nie gegeben. Das ist eine riesige Erschwernis des Betriebes, das muss ich wirklich sagen.

– *Riesige Erschwernisse, mit denen Sie nicht gerechnet haben.*

Herr Winter – Ja, absolut richtig [bekräftigt mit Mimik und Gestik]. Doch muss ich relativieren: Wenn man viele Schüler hat, so wie unsere Schule, dann bekommt man mehr Werteinheiten. Das gibt eine so genannte Kopfquote. Der Unterstufenschüler ist ein und ein bissl was wert, der Oberstufenschüler ist fast zwei Werteinheiten wert. Das heißt, je mehr Oberstufenschüler eine Schule hat, desto mehr Werteinheiten kann die Schule bekommen, beziehungsweise werden ihr zugeteilt. Also, insofern macht die größere Schülerzahl viel aus. Ich muss jetzt

ehrlich sagen: Mein Bruder und ich durften damals in die Mittelschule gehen. Das war in den 50er und 60er Jahren ein absolutes Novum. Das war nicht selbstverständlich, dass man da in die Schule gehen konnte. In meinem Milieu jedenfalls. Nur wenn sich die Eltern das leisten konnten. Ich darf erinnern, meine Eltern mussten damals noch Schulgeld zahlen. Semesterweise mit einem rosaroten Einzahlungsschein. Das war für meine Eltern eine große Leistung, die beide Buben in die Schule gehen zu lassen. Ich möchte nur darauf hinweisen, mein Volksschullehrer hat uns darauf vorbereitet. Wir waren damals drei Kinder von insgesamt 36 Schülern, die in die höhere Schule gehen durften. Da hat er einen Kurs in Eigenregie gemacht und hat uns auf die Aufnahmeprüfung vorbereitet. Das möchte ich nämlich ansprechen. Mit der Demokratisierung, dem Zugang für alle zu allen Schulen, ist es in den 70ern eben so gekommen: Die Aufnahmeprüfung ist abgeschafft worden, der freie Zugang zu den Bildungseinrichtungen ist gekommen. Das finde ich ganz, ganz gut, dass jeder, der will und möchte in die höhere Schule gehen kann. Was er aus dieser Möglichkeit dann macht, das ist ein ganz anderes Paar Schuhe. Man gibt ihm die Chance, ob er sie nützt oder nützen kann, das ist dann was anderes.

– *Das sehe ich ja auch so: Der freie Zugang ist für viele Kinder eine Chance.*

Herr Winter – Ja, aber früher waren die Eltern zum Großteil so vernünftig, dass sie, wenn sie gesehen haben, das Kind ist am Plafond angelangt, es kann diese Belastung nicht mehr ertragen und kann nicht mehr zu positiven Leistungen kommen, auch bereit waren, das Kind an die Hauptschule wieder zurückzugeben. Heute will niemand mehr in die Hauptschule. Da kommt dann alles [hier] zusammen. Das ist das große Problem. Heute sind noch dazu gewisse Dinge da, die man jetzt nicht mehr beherrschen kann. Es ist zur Zeit so, dass die Aggression und die Gruppenbildungen und Mobbing in die Schulsituation hineinkommen sind. Da verschließen sich Kinder plötzlich und man weiß nicht mehr, was los ist, was geschehen ist. Da war es lustig und fröhlich und plötzlich zieht eines sich wie eine Auster zurück und man hat keinen Zugang mehr. Das sind Prozesse, die von uns nicht mehr steuerbar sind. Diese Entwicklung wird immer stärker. Die Aggression. Verbal, auch in der Tat. Und ein zweites Phänomen, das ist der Vandalismus. Wir haben das Problem, dass Dinge angezündet werden, dass Klos ruiniert werden, zugestopft werden. Unser Schulwart kämpft damit. Da vis-à-vis ist eine Mädchentoilette. Die ist alle drei, vier Tage verstopft, so dass Wasser überläuft. Dann werden oben an den Spülkästen die Ventile aufgemacht, dass es pausenlos rinnt. Und dann haben wir wieder die Superüberschwemmung. Oder dass die Kinder... Also, wir haben ein ganz großes Projekt gehabt zur Mülltrennung. Das haben wir sehr engagiert probiert. Eine Kollegin hat das mehrere Jahre hindurch durchgezogen. Und wir haben versucht, die Kinder auf die Umweltproblematik und auf die Mülltrennung hinzuweisen und sie zu einem behutsameren Umgang mit der Umwelt hinzuführen. Dennoch wird von der linken hinteren Ecke der Apfelputzen rechts nach vorne in den Müllkorb geworfen. Dosen werden geworfen, Getränke werden verschüttet, ohne dass mit der Wimper

gezuckt wird. Das sind Dinge, die hat es vor der Öffnung der Schule für alle nicht gegeben. Das muss ich wirklich sagen. Diese Leichtigkeit im Umgang mit Dingen, die einem nicht gehören. Das ist sehr problematisch.

– *Hat das wiederum mit der Überfüllung der Klassen zu tun? Aber andererseits brauchen Sie die hohe Schülerzahl.*

Herr Winter – Ja, die Klassen sind zu groß. Das ist aber eben wiederum darauf zurückzuführen, dass man gezwungen ist, Klassen mit Schülern anzufüllen, weil man ja keine zusätzliche Klasse eröffnen kann, weil das wiederum eine Belastung von 40 Werteinheiten bedeutet. Die hat man ja ganz einfach nicht. Daher müssen die Kinder in Klassen zusammengepresst werden. Es spricht sich immer so gut, Klassenschülerzahl senken. Ja, aber im Endeffekt sind wir jetzt da, dass die Schülerzahlen hinaufgehen werden durch die restriktiven Sparmaßnahmen. Das kann kein Direktor durchstehen, dass er möglichst viel Parallelklassen eröffnet, um die Schülerzahl klein zu halten. Das schafft man nicht, da kommt man hinten und vorn mit dem Wertkontingent nicht zusammen. [Heftige Körpersprache:] Das ist das Paradoxon der Autonomie! Die bieten sie uns an, aber nehmen gleichzeitig das Geld für diese Autonomie. Was soll man selbst denn einsetzen, wenn man gar nichts mehr hat, es einzusetzen. Was ist das für eine Autonomie! Ich kann nichts entscheiden. Ich muss doch das machen, was mir von oben gesagt wird. Alles entscheidet der rote Stift oder damit doch wieder die Behörde.

– *Aha, da können Sie...*

Herr Winter – [unterbricht:] Wenn man aber die Entscheidungschance gibt, dann muss doch diese Möglichkeit auch realisierbar sein. Das ist doch sonst... Eigentlich müssten wir doch sagen, das geht alles nicht. [Wir werden durch die Sekretärin gestört, die den Direktor aufmerksam macht, einen Rückruf nicht zu vergessen. Sie geht dann nach Hause.] Ich muss ehrlich sagen, nachdem ich 19 Jahre Administrator an dieser Schule war, kenn ich unsere Schule in- und auswendig. Mir kann keiner etwas vormachen, sowohl was die Lehrer betrifft, die Schüler, was das Administrative betrifft. Da kenn ich mich wirklich aus, aber wie ich jetzt da durchkommen soll... [Pause] Haben Sie eigentlich unser Konferenzzimmer schon gesehen? Das ist eine Katastrophe. Eine Katastrophe. Jeder Büroangestellte hat bessere Arbeitsbedingungen wie ein Lehrer. Es ist – ich glaube es ist 15 Jahre her – hier umgebaut worden. Da haben wir seinerzeit Tische mit Schubladen gehabt, wo die Lehrer ihre Dinge in Laden legen konnten. Dann waren auch noch kleine Schränke, wo man auch was unterbringen konnte. Dann haben wir Tische verordnet bekommen, wo sechs Leute an einem kleinen Tisch sitzen sollen. Stellen sie sich das vor! Wenn jeder... da sitzen dann sechs, jeder hat seine Hausübungshefte, seine Schulübungshefte, seine Bücher. Kein Mensch kann den Lehrer dazu verpflichten, dass er täglich seine Sachen mit einem Rucksack mit nach Hause nimmt, um damit am nächsten Tag wieder in die Schule zu gehen. Der braucht einen Platz, wo er sein Arbeitsmaterial deponieren kann. Aber das ist hier unmöglich. Und der Beamte vom Ministerium, der für die Einrichtung da zuständig ist, der sagt dann ganz zynisch [wechselt in die Rolle

des Ministerialbeamten:] »Sind ja nicht alle immer zur gleichen Zeit da, da muss man halt einen Schichtbetrieb einrichten.« Ja! Bitte, das ist wohl sehr arg. Ich war empört. Das ist die neue Zeit. Die haben uns aber nichts anderes gegeben.

[...]

Ich habe mir das anders vorgestellt

Herr Winter – In der Zwischenzeit habe ich sehr viele problematische Schüler kennen gelernt. Von denen habe ich vorher nur am Rande gewusst. Und da sehe ich nun ganz stark meinen Aufgabenbereich. Ich möchte mich mit diesen Schülern auseinandersetzen und versuchen, den Klassenvorständen und Klassenlehrern in der Form zu helfen, dass ich Gespräche führe, und mit den Eltern zusammen eine Lösung zu finden. In der Oberstufe habe ich das ganz große Problem des Fehlens. Die Schüler kommen und gehen, wie es ihnen gefällt. Und das kann man eigentlich gar nicht in den Griff bekommen. Es gibt die Eigenberechtigten, die können mit ihren 18 Jahren ihre eigene Entschuldigung unterschreiben. Der braucht seine Eltern gar nicht mehr informieren, ob er jetzt in die Schule geht oder nicht. Die Lehrer und die Eltern müssen das zur Kenntnis nehmen. So ist die Situation. Wenn einer dann pausenlos fehlt, dann versuche ich einzugreifen, mir die Leute zu holen und zu reden, zu reden und zu reden, bis wir eine konstruktive Lösung finden. Das ist meine Aufgabe. So sehe ich das. Ich stehe den Schülern und auch den Eltern zur Verfügung. Ich rede mit den Eltern, auch wenn ich da gerade keine Sprechstunde habe. Ich weiß, wie schwer es ist, mit einem Problem beladen in die Schule zu gehen und dann noch darüber offen zu reden. Und wenn ich dann sage: »Nein, ich habe keine Zeit, kommen Sie ein anderes Mal«, dann wird sich die Frau oder der Mann überlegen, noch einmal in die Schule zu gehen. Dann ist das Problem mit dem Schüler auch nicht mehr zu lösen.

– *Und die Schüler, kommen die auch zu Ihnen?*

Herr Winter – Mit Lehrer-Schüler-Problemen, ja, und auch mit Laufbahnproblemen. Früher musste man in maximal zehn Jahren die Höhere Schule beendet haben. Das ist heute nicht der Fall. Ob der Schüler noch einmal repetieren kann, das kann ich als Direktor entscheiden, jedenfalls wenn Gründe vorliegen, die ein nochmaliges Repetieren begründet erscheinen lassen. Da kommen die Schüler sehr oft: »Aus den und den Gründen ist es mir heuer dreckig gegangen, ich habe Probleme gehabt, die Mutter hat mich hinausgeschmissen«, und so weiter. Das erzählen sie dann schon. Dann versuche ich eben, ihnen noch einmal ins Gewissen zu reden und ihnen doch die Chance noch einmal zu geben. Da muss man sich vorstellen: Da sitzt ein Schüler zum zweiten Mal in der 6. Klasse und muss noch einmal repetieren. Was passiert mit dem, wenn ich ihm diese Chance verweigere? Diese letzte Chance. Da ist er dann 19 Jahre und hat kein Abschlusszeugnis vorzuweisen. Was wird aus dem? Der hat doch nirgends eine Chance, dass er einen Posten, einen Job kriegt. Also sind wir schon gefordert, irgendwo das Netz zu bilden. Wenn wir ihn schon soweit hinaufgelassen haben, dann muss

man auch dafür sorgen, dass er zu einem Ende kommt. Diese Meinung vertrete ich ganz stark.

– Sind die Schüler überhaupt noch dafür zu motivieren, wenn sie ihre Freizeit doch lieber in einer Peer Group verbringen, als hinter Büchern? Läuft da nicht etwas aneinander vorbei?

Herr Winter – Nicht alle sind in einer Peer Group, nicht alle sind mit Drogen befasst. Das ist eine geringe Zahl in jeder Klasse. Freilich, zu glauben, dass es irgendeine Schule gäbe in Graz, die kein Drogenproblem hat, das wäre Vogel-Strauss-Politik. Wir wissen, dass vor der Schule, da irgendwo Drogen angeboten werden. Ob sie es nehmen, weiß ich oft nicht. Offiziell ist mir nichts bekannt. Aber inoffiziell weiß ich, dass dieses Problem existiert. Die Schüler, die dieses Problem haben, die kommen ja nicht häufig in die Schule, die bleiben einfach dem Unterricht unter diesem oder jenen Vorwand fern. Da kriegen die vielleicht von den Eltern auch noch ein Packerl Entschuldigungen blanko ausgestellt. Die geben sie dann dem Klassenvorstand ab.

– Sie haben da also auch die immer größer werdenden sozialen Probleme zu bewältigen.

Herr Winter – Und da ist auch der Druck der Eltern, den wir aushalten müssen. Wir müssen sehr vorsichtig sein mit der Beurteilung der Schüler und auf die Situation des Einzelnen eingehen. Das verlangt viel Einsatz, viel Zeit und Mühe. Keine Frage. Aber das, so glaube ich, müssen wir durchstehen. In den drei Monaten, die ich jetzt die Leitung überhabe, sind mindestens sechs Eltern mit ihren Söhnen dagesessen und wir haben versucht, die Probleme aufzuarbeiten und dafür zu sorgen, dass die Schüler wieder in die Schule gehen. Das ist schon eine große Belastung für mich, das muss ich ehrlich zugeben. [Atmet durch]. Damit habe ich nicht gerechnet. Als ich Administrator war, da habe ich eigentlich wenig Kontakt zu den Schülern gehabt. Jetzt schaut die Sache anders aus. Eine seelische Belastung, wenn du dann hörst, was alles passiert. Habe ich Ihnen erzählt, von unserer ersten Fußballklasse, die voriges Jahr maturiert hat? Sie wissen ja, diese autonome Oberstufe ist vor fünf Jahren bei uns eingeführt worden. Das hat ja denkbar schlecht angefangen. Es wurde angesucht, dann bewilligt, dann ist die Bewilligung vom Bundesministerium wieder zurückgezogen worden und im Endeffekt ist es dann doch zustande gekommen. Da haben natürlich viele Schüler, die sich angemeldet haben, wieder zurückgezogen und sind woanders hingegangen. Dann haben wir nur noch eine geringe Schülerzahl gehabt. Die sind vergangenes Jahr zur Matura gekommen. Acht sind übriggeblieben, vier sind angetreten und sind durchgekommen. Aber davon sind zwei Schüler sehr krank: Der eine hat Knochenkrebs, der andere einen Kopftumor, ein anderer wird mit sich selbst nicht fertig, mit der Motorik und wie er sich den anderen gegenüber benehmen soll. Das ist schon echt eine schwierige Sache. Jetzt läuft es in der nächsten Fußballklasse recht gut an.

Neue Werte, neue Hierarchien

– *AHS und Fußball. Das ist etwas, das es früher noch nicht gegeben hat.*

Herr Winter – Der Sport hat in der Gesellschaft zwar einen sehr hohen Stellenwert, aber im Schulbetrieb, in der Schulhierarchie, hat man immer auf die Turnlehrer hinuntergeschaut. Das weiß ich. Ich bin selber Turnlehrer im zweiten Fach. Das habe ich noch sehr stark gespürt, dass man nicht als Vollakademiker gegolten hat, wenn man Turnen gehabt hat.

– *Sie haben Englisch unterrichtet. War das so etwas wie ein Imageausgleich?*

Herr Winter – Ja, ich habe versucht, ein wissenschaftliches Fach dabeizuhaben, wo ich schon zeigen konnte: Ja, hoppla, so geht das mit mir ja nicht. Da war also eine gewisse mindere Wertschätzung. Aber in der Zwischenzeit, nachdem der Sport wirklich für die Gesellschaft heute ein entscheidender Motor ist... Die Wirtschaft lebt vom Sport. Also, neben dem gesundheitlichen Aspekt auch der wirtschaftliche. Jetzt versuchen wir es auch, wie in anderen Ländern, in Holland zum Beispiel, wo es sogar eine Fußballakademie gibt. Diesen Schultyp muss man fördern. Denken Sie an die Felbertal-Schule oder an Seckau. Das Stiftgymnasium. In beiden Schulen erlernen die Kinder neben der Matura auch ein Handwerk.

– *Aber Fußball ist kein Handwerk, oder sehen Sie das anders?*

Herr Winter – Ja, schon. Jetzt versucht man eben den Sport in diese Richtung zu bringen. Fußballer, die besonders begabt sind und die ihre Zukunft im sportlichen Sektor sehen, laufen große Gefahr, bei Verletzungen dann keinen Job zu haben. Mit der Matura haben sie ein zweites Standbein. Ich glaube, dass das eine Berechtigung hat, das ist nichts Schlechtes. Ganz bekannte Spieler sind bereits aus diesen Maturaklassen hervorgegangen. Und einige Schüler unserer Klassen sind bereits auf dem Sprung, internationale Karriere zu machen. Das sind hochbegabte Fußballer.

– *Jetzt hat also der zweite Jahrgang von Fußballern maturiert. Da sehen Sie schon, welche Laufbahn die Schüler dann nehmen?*

Herr Winter – Momentan tendieren sie zum Fußball. Schon. Wahrscheinlich werden sie Berufskarriere mit Fußball machen. Niemand geht auf die Hochschule.¹⁵⁴ Das stimmt schon. Aber wenn sie sich verletzen und das geht so schnell, dann stehen sie da. Was machen sie dann? So haben sie wenigstens die Chance, dass sie dann ein Hochschulstudium anfangen und sich dort eine Existenz aufbauen.

[...]

– *Ich möchte auf die Hierarchie der Gegenstände und die der Lehrer noch einmal zurückkommen.*

Herr Winter – Die hat sich sehr geändert. In meiner Zeit war zum Beispiel der Lateinlehrer der angesehenste unter den Lehrern. Das war im typischen klassischen Gymnasium. Später ist der Lateinlehrer gesunken und die neuzeitlichen Sprachlehrer haben ihn überrundet. Die Hierarchie hat sich total geändert. Leibesübungen sind sehr wichtig geworden. Schauen Sie die unzähligen Pokale

in unserem Sekretariat an. Nicht nur Fußball. Wir haben auch eine ganz gute Handballmannschaft und eine ganz, ganz gute Volleyballmannschaft. Auch der musische Bereich ist wichtig. Ob das Zeichnen ist, oder Musikunterricht, oder... Da kommt das soziale Feld zu tragen, das sind Bereiche, wo die Lust zu tragen kommt. Ich bin selbst ein begeisterter Musiker, weiß, wovon ich spreche. Das wäre ein großes Anliegen für mich, dass das aufgewertet wird und floriert. [Pause] Aber diese Ambitionen werden wir uns in Zukunft vielleicht nicht mehr leisten können.

Teufelskreis

Herr Winter – In Österreich, allein im AHS-Bereich, gibt es 800 bis 900 Dienstposten im Herbst weniger. Das ist uns schon eingefahren, diese Zahl. Was machen diese Leute, die 30, 40 Jahre alt sind, eine Familie, Kinder haben – und plötzlich keinen Job haben? Das ist die traurige Seite, wenn man da Leiter ist und schauen muss, dass alle unterkommen. Leider ist es so, dass der Stärkere zieht. Der pragmatisierte Lehrer, der muss beschäftigt werden. Ein unbefristeter Vertrag ist stärker als ein befristeter. Da werden die Messer gewetzt: Grüppchenbildung, Eifersucht. Jeder bangt um seinen Job. Das kann für das Klima einer Schule nicht gut sein. Das kann es nicht.

– *Zeichnet sich das in dieser Schule ab?*

Herr Winter – Ja. Es ist ganz schlecht. Ganz, ganz schlecht. Da muss ich versuchen, mit den Leuten zu reden und dafür zu sorgen, dass diese Situation nicht auf die Schüler umgewälzt wird und dass die Leute sich einfach sagen: »Ich hab eh keine Chance zu bleiben, wozu soll ich mich da anstrengen, wenn ich nächstes Jahr ohnedies auf der Straße stehe«, denn sie müssen ihre Pflichten nach wie vor voll erfüllen. Ich muss versuchen, ihnen doch eine gewisse Freude zu vermitteln. Ob mir das gelingt, das ist eine fragliche Sache. Ich bemühe mich. Ich mache mir Sorgen. In den 70ern haben wir noch gemeinsame Feste gefeiert! Da wurde der gesamte erste Stock am Rosenmontag ausgeräumt. Da haben wir ein Lehrer-Tanzfest abgehalten. Gemeinsame Ausflüge haben wir gemacht, nach Venedig, Prag und Florenz, einmal sogar nach Istanbul. Da war eine Gemeinschaft! Da hat es funktioniert! Aber jetzt zerbricht die Mannschaft in kleine konkurrenzierende Grüppchen, wo jeder schaut, dass er sich möglichst gut profiliert, um nicht derjenige zu sein, der die Schule verlassen muss, mit besonderen Leistungen nebenbei aufzeigen, sozusagen so: »Seht her, ich bin gut zu gebrauchen.« Und da ist eine gewisse Feindseligkeit zu spüren. Das Klima... Das ist wirklich oft ganz schwer. Das sieht man auch bei der Dienststellenversammlung, wenn es um diese Sparmaßnahmen geht. Das ist nicht lustig [lange Pause].

– *Haben Sie als Direktor mit sozialen Argumenten eine Chance, zum Beispiel eine alleinerziehende Lehrerin zu halten?*

Herr Winter – Wenn sie einen schwachen Vertrag hat, der vielleicht auf ein Jahr befristet ist, so schlimm es ist, da kann man nichts machen, die muss gehen. Das ist das Dienstrecht. Da sind nicht nur die Frauen gefährdet, sondern auch die

Männer, die Familie haben, die schon lange Taxi gefahren sind, bevor sie schon einmal einen Job gekriegt haben. Da habe ich einige da: »So und jetzt haben Sie endlich einen Job, aber nur einen schlechten Vertrag und jetzt müssen Sie wahrscheinlich die Schule verlassen.« Gott sei Dank ist es bei uns noch nicht soweit, das muss ich immer wieder betonen. Wir sind in der glücklichen Lage, bisher das alles abfangen zu können. Wie es sich weiter entwickelt..., ich weiß es nicht. Es wird am falschen Ort gespart. Ich stehe zur Republik Österreich. Ich habe meinen Eid bei Dienstantritt abgelegt, aber ich verstehe es nicht, dass diese Republik, für die ich jetzt 36 Jahre gearbeitet habe, der ich wirklich aus bestem Wissen und Gewissen gedient habe, sich ernstlich Sorgen darüber macht, welcher Draken-Nachfolger gekauft werden soll, um Zig-Milliarden, und beim Schulwesen, bei der Bildung wird alles derartig restriktiv behandelt. Da setzt mein Verständnis ehrlich aus. Das kann ich nicht nachvollziehen. Dafür kann ich auch nicht mehr mein Ja geben. Das ist unmöglich. Das ist doch das größte Gut, das wir haben. Unsere Kinder. Wenn die nicht ausgebildet sind! Der Ruf nach Fremdarbeitern – also, das ist ein blöder Ausdruck – also, nach gut ausgebildeten Menschen, zum Beispiel im Computerwesen, die will man holen mit dem Argument, dass wir die Leute nicht hätten. Ja, da muss man was tun, dass auch unsere Leute gut sind, dass die was leisten können. Da muss man eben der Schule mehr zur Verfügung stellen. Bitte, das ist meine ganz persönliche Meinung. Ich sage Ihnen ganz offen, wie ich denke und fühle. Ja, so ist es. Das sind die Dinge, die mich sehr belasten. Aber ich bin noch nicht so alt, dass ich das nicht doch schaffen könnte. Ich muss optimistisch sein, sonst schaffe ich diesen Teufelskreis allerdings gar nicht mehr.

Die Suche nach der Schuld

– *Ein anderes Problem, so erzählten Sie mir bei unserem ersten Treffen, sind die vielen Kinder, die es nicht schaffen. Meinten Sie die Schulversager?*

Herr Winter – Schulversager, das sind zum Teil jene, denen es gut geht, die können sich alles leisten, und wollen eigentlich nicht, denen fad ist, denen die Schule ein Gräuel ist, weil da Regeln sind, an die sie sich nicht halten können und die dann irgendwohin abhauen. Aber hauptsächliches Problem in meinen Augen ist die Situation in den Familien. Nicht so sehr, was die wirtschaftliche Situation betrifft, sondern was die Situation zwischen den Ehepartnern betrifft. Wir haben eine ganze Reihe von Problemschülern und Problemschülerinnen, wo die Ehen zu Grunde gegangen sind, wo die Mütter saufen, der Vater auch, sie haben sich getrennt und, und, und. Wenn da die Ehen dann auseinanderbrechen und die Kinder das miterleben, was sich da abspielt zwischen Vater und Mutter, und die dann damit konfrontiert sind... Wir haben zum Beispiel einen Schüler, dessen Mutter hat sich erhängt. Sie war sehr labil, der Vater hat sich nie um den Buben gekümmert, und der hängt total in der Luft. Natürlich kann man sagen, ja, der stammt aus einem Umfeld heraus, materiell nicht begütert. Aber dennoch hat das, so glaube ich, die Grundlage darin, dass die Elternteile irgendwo versagt haben.

– *Was können Sie für ihn tun?*

Herr Winter – Wir versuchen ihn mitzunehmen. Wir versuchen ihm die Schwierigkeiten, soweit wie möglich ein bisschen zu erleichtern. Schaffen muss er die Schule selber. Jetzt muss er das dritte Mal wiederholen. Im Herbst. Ich habe mit ihm ein Agreement abgeschlossen. Er ist auf sich allein gestellt, ist 19 Jahre, wohnt alleine, muss für sich selber aufkommen. Er arbeitet teilweise im Grazer Congress und verdient sich da etwas dazu. Er ist ein Außenseiter, was seine Kleidung betrifft, gepierct und so Zeugs. Aber wir haben uns geeinigt, wenn er regelmäßig in die Schule geht, dann bekommt er noch eine Chance. Wenn er die nicht nutzt, dann kann ich nichts mehr für ihn tun. Schaffen muss er es allein. Er muss sich selber am Schopf packen. Es hilft nichts. Aber das ist nicht ein Einzelfall. Es gibt so viel Probleme. Eben dadurch, dass die Familien nicht funktionieren. Das ist für mich viel gravierender als die materielle Notsituation.

– *Können Sie auch außerhalb der Schule helfen?*

Herr Winter – Das ist kaum möglich, wie im Falle des jungen Mannes, der hat einen Streetworker, der ihn betreut und begleitet. Aber ob das funktioniert? Ich glaube nicht. Der Klassenvorstand hat natürlich alles mögliche getan, um ihn zu fördern und zu helfen. Ich versuche das Meinige beizutragen. Ich rede immer wieder mit ihm. Da sind viele ähnliche Fälle, Kinder aus schwierigen und gescheiterten Familien, die nicht zurechtkommen. Sie wissen gar nicht, was das Kraft kostet. Man sieht das Elend, man sieht die Schwierigkeiten, versucht zu helfen. Und bei jeder Hilfeleistung bleibt ein Stück von einem selber da liegen. Das verlangt sehr viel Kraft. Jetzt bin ich seit zwei Monaten Leiter der Schule. Aber was ich da schon an derlei Gesprächen gehabt hab [an dieser Stelle wird seine Stimme leiser und wirkt erschöpft:] mit den Müttern, mit den Vätern, mit den Kindern, mit allen zusammen. Das habe ich mir nicht so vorgestellt, dass es so viel Elend gibt. Das geht mir wirklich nahe. Aber ich weiß nicht, ob das allein der Umgebung meiner Schule zugelastet werden kann. Vielleicht verschieben sich die Probleme nur. Dort, in den Vierteln der Wohlhabenden, die so genannte Wohlstandsverwahrlosung ist dort zu finden, während bei uns eben die Kinder aus zerrütteten Familien kommen. Dort ist es so, dass die Kinder einen Batzen Taschengeld kriegen, so: »Ich will meine Ruhe haben, mach mit dem, was du willst.« Ja, ich weiß es nicht, aber vom Gespür her sehe ich das so. Das findet man hier nicht. Wir haben hier Kinder hauptsächlich von armen Eltern. Natürlich haben wir viele Kinder aus intakten Familien. Das merkt man dann auch an den Schülern, die wirklich in einer Familie aufwachsen können, wo alles stimmt.

– *Das ist ein Problem. Und dann heißt es, die Lehrer sind schuld.*

Herr Winter – Ich bin sehr betroffen darüber, dass wir derart abgewertet in der Öffentlichkeit dastehen. Ja, das schlechte Image der Lehrer, das ist wohl von den Publizisten verbreitet worden, wir hätten nur einen Halbtagsjob und bekämen viel zu viel bezahlt im Verhältnis zu dem, was wir leisten. Und die meinen, wir wären an der problematischen Entwicklung der Jugendlichen noch schuld. Aber nehmen wir einen Klassenvorstand her. Was der alles investiert, der hat wirklich zu kämpfen. Was der an Zeit hineininvestieren muss, um mit diesen Schwierigkeiten über-

haupt fertig zu werden. Nämlich nicht nur während der Unterrichtszeit, sondern danach, wenn die Kinder kommen und ein Problem haben. Das kann alles nicht berechnet werden, finde ich. Das wissen die Leute nicht, oder sie wollen es nicht wissen. Viele der Journalisten haben offensichtlich ein Schultrauma. Die müssen fürchterlich schlechte Erfahrungen in der Schule gemacht haben. Es wird nie über die Leistungen der Schüler und damit der Lehrer geschrieben. Immer wollen sie das Negative hören. Wie viele fallen durch. Nein, das ist nicht interessant, das ist irgendwo sehr gemein. [Redet schneller:] Die Journalisten einer Grazer Tageszeitung haben uns sehr viel Schaden zugefügt. Das wird so kommen wie in den USA. Wenn dann die Eltern nicht zufrieden sind mit einem Lehrer, dann wird der einfach abgewählt und der kann dann Schuhputzen gehen. Ich weiß das. Warum wir so schlecht dastehen? [Pause] Die Leute nehmen einfach nicht zur Kenntnis, dass wir Menschen sind, wie jeder andere auch, mit unseren Stärken und Schwächen, mit unseren Gefühlen. Die erwarten von uns, dass wir Leistungen erbringen wie Roboter und alles ausbügeln können, was gesellschaftlich danebengeht. Wir sind ein Berufsstand, bei dem gibt es wie in jedem anderen Beruf gute, sehr gute und ausgezeichnete, aber auch weniger gute...

– ... *weniger gute Lehrer?*

Herr Winter – Wer stellt fest, wer ist das Gremium, dass der oder der Lehrer nicht unterrichten soll? Jetzt hat dieser Mensch studiert, hat sein Studium erfolgreich abgeschlossen, hat sein Unterrichtspraktikum abgelegt, und wird dann angestellt. Und dann stellt sich heraus, dass er vielleicht doch nicht so gut geeignet ist. Ja, bitte, wer sagt dem: »Frau Kollegin, Herr Kollege, bitte packen Sie zusammen und gehen Sie woanders hin.« Wenn ich das einer Kollegin sage, dann habe ich die Personalvertretung am nächsten Tag auf dem Hals. Die Schüler wehren sich schon, die versuchen, die Lehrer, die nicht passen, aufzumachen. Die haben dann unter Umständen ihre Hetz mit den Lehrern. Das ist so. Dass der Lehrer dann in seinem Beruf nicht glücklich sein kann und ums Überleben kämpft, liegt auf der Hand. Viele Lehrer sind – und das häuft sich – sind im Landes-Sonderkrankenhaus. Viele sind total ausgebrannt. Jetzt sind gerade etliche wieder unten, die das nicht schaffen. Und es steigt ja auch die Selbstmordrate. Wir haben leider... Aber aus welchen Gründen das passiert ist, das weiß ich nicht so genau. Ja, ich kenne drei Fälle in den letzten zehn Jahren. Zwei an unserer Schule und einer an einer anderen. Vielleicht sind sie generell mit dem Leben nicht mehr fertig geworden. Aber es kann schon auch sein, dass die Überforderung in der Schule eine Rolle gespielt hat. Das greift alles ineinander. Das gibt einem schon sehr zu denken. Wenn dann meine Kollegen mit Kreislauf- und Blutdruckproblemen zu kämpfen haben, weil eben die Belastung zu groß ist. Oder weil sie mit Angst in die Klasse gehen, weil sie sich fürchten, weil die Schülergruppe ja viel stärker ist, als der Lehrer ist. Aber wer sagt dem Lehrer, dass er unfähig ist? Darf ich das überhaupt? Ich glaube, nein. Der Lehrer müsste selber so viel sein, dass er erkennt, das ist nicht mein Beruf. Und wenn er dann in der Mitte seines Lebens steht, was soll der Mensch machen? Der ist Lehrer

geworden, und dann erkennt er plötzlich, das ist nicht mein Beruf. Der kann doch nicht das Handtuch werfen und aufhören. Er muss ja existieren können, er braucht ja eine Lebensgrundlage. Irgendwie sind die alle wie in einem Überdruckkochtopf. Vor der Explosion. Und die Folgen können unter Umständen... Na ja, einstweilen geht es noch.

Juli 2001

Ein Jahr später

Als ich Herrn Winter ein Jahr nach unseren Gesprächen wieder aufsuchte, bestätigte er die desaströse Entwicklung. Er nimmt sich kein Blatt mehr vor den Mund, erzählt, was verloren ist, ohne Bedacht auf seine Rolle als Staatsdiener zu nehmen. Ausgerechnet für seine Schule wurden die Ressourcen so gekürzt, dass die Sprach- und Sportprofilierung gefährdet ist. Die Mühen, den Standort der Schule durch Angebote attraktiv zu halten, werden ihm jetzt sinnlos. Das Viertel zeige nun noch deutlicher die Spuren der sozialen Verelendung. Die Schüler könnten daher nicht mehr ohne Bewachung vor herumstreunenden Banden in den nahen Park. Von Gewalt und Drogenproblemen spricht er ganz offen. Die Auswirkungen des Standortes zeigten sich nun nicht nur im sozialen, sondern auch im ökonomischen Unterschied zu anderen Schulen. Nie und nimmer, wenn er das alles vor einem Jahr gewusst hätte, hätte er die Schule übernommen. Sein Lebensvertrag, für eine bessere Zukunft der Schule zu arbeiten, für die Erfüllung der Werte, unter denen er seine Laufbahn einmal angetreten und auf die er noch vor einem Jahr, wenn auch zweifelnd, gesetzt hatte, ist ihm zerbrochen. Was geblieben ist, sei ein zukunftsloses Opfer.

Sie sind gerade dabei, acht Lehrerposten zu streichen. Das war voriges Jahr noch anders.

Herr Winter – Voriges Jahr, da war ich ja mit Enthusiasmus dabei, mit einer solchen Freude habe ich den Posten angenommen, obwohl ich ja schon vorher gesehen habe, dass das von Jahr zu Jahr schlechter wird. Aber so wie das heuer gewesen ist... Mit der Brechstange haben die die ganze Schule zertrümmert. Sprachen wurden wegrationalisiert, unsere Chemieolympiade, das Orchester, Bildnerische Erziehung, Leibesübungsstunden. Da wird immer von einem hochwertigen Unterricht geredet... Wie soll das gehen? Die Realität ist, dass ich jetzt gerade achteinhalb Lehrerstellen einsparen muss. Da rechne ich und versuche umzuschichten, was halt noch geht. Die Schülerzahlen sind in den Klassen erhöht worden, mit allen Nachteilen, die das bringt. Da werden Aggressionen angestaut, die sich dann entladen. Die Lehrer können nicht mehr auf die Schüler eingehen, schon gar nicht auf die, die das dringend brauchen. Alles ist unmöglich geworden. Da habe ich jetzt Englischklassen mit 29 Schülern. Wenn mir einer sagt, dass das zielführend ist, dann zweifle ich an seiner Intelligenz. Das Klima in der Schule leidet, und wie! Ich muss ja die Fächer zusperren, wo eben kein

Leistungsdruck ist, wo bisher auch die Platz gehabt haben, die nicht so gut sind.

– *Also, genau das, was für die Profilierung so wichtig ist – nämlich Sport, Orchester, die Chemieolympiade, Sprachen als Freigegegenstand...*

Herr Winter – Ja, das darf ich Ihnen jetzt schildern: Ich wache in der Nacht auf und wälze Überlegungen hin und her. Wie vertrete ich das der Lehrerin gegenüber, wie den Eltern gegenüber: »Schauen Sie, Ihr Kind kommt jetzt in eine überfüllte Klasse, mit allen Nachteilen und es bekommt auch keine Nachmittagsbetreuung. Sie haben zwar deswegen ihr Kind zu uns gegeben, aber jetzt müssen Sie es bitte schön woanders hingeben.«

– *Die Situation hat sich also in einem Ausmaß verschlechtert, wie Sie das voriges Jahr zwar befürchtet, aber nicht erwartet haben.*

Herr Winter – Ja, ausgerechnet unsere Schule.

– *Worauf führen Sie das zurück?*

Herr Winter – Wissen Sie, das heißt Strukturbereinigung. Die Schülerzahl ist ja in allen Schulen hinaufgesetzt worden. Jetzt sind wir bei 33.

– *Aber das betrifft alle Schulen...*

Herr Winter – Aber dass es ausgerechnet uns so getroffen hat... Wir sind die größte Schule dieser Art in Graz. Andere Schulen haben mehr Werteinheiten bekommen. Wir haben verloren. Die kleineren Schulen muss man versorgen, damit sie existieren können. Die großen, so wie unsere, da holt man herunter, um es auf die anderen zu verteilen. Ich bin überzeugt, dass die bei uns nichts mehr berücksichtigen. Das ist auch eine Frage der parteipolitischen Macht.

– *Ist das etwas, worüber wir hier offen sprechen können?*

Herr Winter – Nein, das ist ein Gefühl. Ich habe keine Beweise dafür. Das ist mit Vorsicht zu genießen [langes Schweigen]. Alles, was da war, das ist verloren. Da heißt es einfach kürzen und kürzen, zusammenlegen, ohne Rücksicht. Das widerspricht jeder Pädagogik. Den Lehrern wird schon ganz schlecht, und den Schülern. Ich brauch Ihnen ja gar nichts mehr zu erzählen, was sich da alles abspielt, vor allem in der Unterstufe, das ist eine Katastrophe. Wissen Sie, wenn ich das vor einem Jahr gewusst hätte, diesen Posten hätte ich verweigert.

Juli 2002

Ein Lehrer »zweiter Klasse«

Elisabeth Katschnig-Fasch

Gerhard Fasser ist seit zehn Jahren Lehrer für Bildnerische Erziehung an öffentlichen AHS.¹⁵⁵ Während sich eine seiner Schulen in einem schlecht beleuchteten Stadtteil des rechten Murufers befindet, liegt die andere in der so genannten »besseren Hälfte« der Stadt und rekrutiert sich mehrheitlich aus Schülern und Schülerinnen einkommensstärkerer Familien. Ich lernte den Kunsterzieher anlässlich einer Veranstaltung von *Raisons d'agir*¹⁵⁶ kennen, wo er sich mit einer scharfen Wortmeldung zu einem Kurzvortrag eines Berufskollegen engagierte. Ihm gefiel es nämlich überhaupt nicht, dass sein Kollege in erster Linie die Gewerkschaft für die Lehrermisere verantwortlich macht. Man delegiere doch nur das Problem nach außen. Das wäre, so meinte er, doch sehr fehlsichtig. Das Problem sei ein anderes: Lehrer, Schüler und Eltern seien längst auseinandergedriftet. Die Kommunikationslosigkeit wäre das eigentliche Problem, das ihm das Leben als Lehrer schwer mache. Nach der Veranstaltung erzählte mir der jugendlich wirkende 40-Jährige offen von seinem Beruf und seiner Arbeit, wobei er sich an unserer Forschung interessiert zeigte und sich anbot, seine Erfahrungen einzubringen.

Wie zu allen späteren Treffen kommt er auch zu unserem ersten mit dem Rad und entsprechend außer Atem. Er entledigt sich seines sportlichen Überziehpulvers und ist sofort präsent. Ohne weitere Umstände nimmt er Platz und stellt zunächst eine Einschätzung meiner Person mit der Frage her, ob ich mit seinem Kollegen gleichen Namens verwandt sei. Bin ich. Das schaffte ihm Sicherheit, nicht nur, um die übliche Distanz zwischen Fremden zu überbrücken, sondern um sicher sein zu können, nicht jemanden vor sich zu haben, der dann doch im anderen Lager steht. Es ging ihm darum, offen von seinen Enttäuschungen zu sprechen, was in seinem Umfeld tabuisiert sei und überdies in der Kommunikationslosigkeit seiner Kollegenschaft auch gar keine Gelegenheit hätte, thematisiert zu werden. Hier, am neutralen Ort, wo die Logik der Sprachlosigkeit nicht wirksam ist,¹⁵⁷ fällt es ihm offensichtlich leicht, über sich zu sprechen. Es scheint sogar, als nütze er die Gelegenheit, sich Gehör zu verschaffen. Dass mein Gesprächspartner gleich von seiner Laufbahn zu erzählen beginnt, die in einer niederösterreichischen Kleinstadt ihren Anfang nahm, sollte ein erster Hinweis darauf sein, wie dicht und nachhaltig die habituelle Disposition auch in jener Generation wirkt, die keine lineare Lebenslaufbahn mehr aufzuweisen hat.

Zunächst hörte sich seine Biografie für mich wie eine Aneinanderreihung nicht zusammenpassender Ereignisse an, deren logische Abfolge hinter der Zufälligkeit unklar zu bleiben scheint. Sein lebensgeschichtliches »So-war-es-eben« signalisiert jedoch den Kitt der widersprüchlichen Stationen. Meinem Interviewpartner

schien nichts so konsequent und logisch gesetzt wie eben das, was er in seiner Laufbahn nicht beendet hatte. Nach und nach erhielten die vielen Abbrüche die Aura des Selbstverständlichen, waren ihm notwendige Entscheidungen, die aneinandergereiht ein festes Band der Besonderheit seines Lebens ergaben. Sein zersplitterter Lebenslauf formte sich schließlich zu einer Geschichte seines zähen Bemühens, seinen Lebenssinn und seine Selbstbestimmtheit im permanenten Kampf gegen die soziale Isolation nicht zu verlieren.

Seine Laufbahn scheint auf den ersten Blick einer postmodern beliebigen Sinnbastelei¹⁵⁸ zu entsprechen, der puren Lust an der Entdeckung eines Neuen. Sie verdankt sich jedoch dem Zusammenbruch seines familiären Bezugssystems und seiner Freisetzung vom familiären Erbe. Obwohl Gerhard Fasser auf seinem Weg durch die unterschiedlichsten sozialen Felder und beruflichen Situationen immer wieder enttäuscht wurde und das Erhoffte nicht gefunden hat, so ist ihm zumindest die Befreiung daraus immer irgendwie geglückt. Immer weiter suchen, so war seine Devise. Jetzt aber, in der vorherrschenden Logik der politischen und ökonomischen Regelungen und ausgerechnet in einer Zeit der Individualisierung, zerbricht ihm diese Fähigkeit an seiner immer größer gewordenen Abhängigkeit. Vielleicht ist ihm die Erzählung seiner Lebensgeschichte gerade daher eine Möglichkeit, seine Identität und den Sinn seiner Umwege zu beschwören.

Gerhard Fasser beginnt seine Geschichte mit der Erinnerung an den Tod seines Vaters, in den späten 60er Jahren, in einer niederösterreichischen Kleinstadt. Zu diesem Zeitpunkt war er neun Jahre. Den Vater erlebte er während dessen jahrelanger, schweren Krankheit idealisiert ferne, beinahe als »heilig«, die Mutter sehr distanziert: Eine vierköpfige, kleinbürgerliche Familie – der Vater ein »kleiner Ingenieur«, die Mutter Hausfrau, eine um 17 Jahre ältere Schwester, er selbst, ein ungeplanter Nachzügler – eingebettet in ein dichtes, kontrollierendes Verwandtschaftsnetz von Tanten und deren Familien. Eine ganz gewöhnliche kleinbürgerliche Familie nach außen, die zwar ihr Auslangen hatte, nach innen aber mit vielen Konflikten, die immer unbesprochen blieben, nicht fertig wurde. Man diskutierte nicht, man unternahm das Jahr über nichts, außer eine Urlaubsfahrt im Sommer an die berühmten Hausmeisterstrände der oberen Adria. Sonntags der obligate Kirchenbesuch. »Leere Jahre«, meint er, und Jahre der familiären Sprachlosigkeit. Gerhard Fasser beantwortete seine kindliche Vereinsamung mit Lernverweigerung, was die Verwandtschaft veranlasste, ihn jetzt zumindest wahrzunehmen. Aber als Störfaktor, als Bedrohung. Geschlossen übten sie Druck auf ihn aus. Dieses Milieu duldet keine Schulversager. Er brachte – weniger zur Schande seiner mittlerweile verwitweten Mutter, als zur Schande seiner anderen Verwandten – gerade noch die Hauptschule und das anschließende Polytechnikum hinter sich. Aus der für Gerhard Fasser vorgesehenen Beamtenlaufbahn in der städtischen Elektrizitätsgesellschaft, in der auch sein Vater beschäftigt gewesen war, wurde nichts. Ein anderer Beruf kam erst gar nicht in Frage. Die Familie wertete seinen Leistungswiderstand als regelrechte Katastrophe. Die Schande des Abstiegs war nicht mehr zu verheimlichen, die gesamte Familienwürde war ein-

sturzgefährdet. Der 15-Jährige suchte sich daraufhin eine Handwerkslehre, brach sie aber nach einigen Monaten wieder ab. Drei weitere folgten. Nun ließ ihn die Verwandtschaft gänzlich fallen, die Unterstützung wurde gestrichen. Gerhard emigrierte innerlich.

Über seine soziale und psychische Vereinsamung spricht er ohne Verbitterung. Die innerliche Immigration ist sogar eine Art Rettung. Danach erst begann für ihn das Leben, wie er sich ausdrückt. Nach seinen drei abgebrochenen Lehren in einer Zimmerei, einer Bautischlerei und in einem Gas- und Installationsbetrieb, landete er schließlich in einer Porzellanfabrik im nahegelegenen Wilhelmsburg, einem »alten sozialdemokratischen Nest, wo sich schon der Bauernbefreier Kudlich herumgetrieben hat, als er auf der Flucht in den Wäldern war. Das und das berühmte Hainfelder Manifest haben mich beeindruckt.«¹⁵⁹ Hier schloss er seine Lehre endlich ab – diesmal eine Ausbildung zum Siebdrucker. Es war nicht die Arbeit an sich, die ihn interessierte, vielmehr war es die soziale Spannung zwischen den südjugoslawischen Arbeitern, Gastarbeitern der ersten Generation, die arm hausten und jeden Schilling nach Hause schickten, und den Unternehmern, die ihn in den Bann zog. Gerhard Fasser solidarisierte sich mit den »Ausgeschundenen und Abgerissenen«. Das Interesse für die am meisten Unterdrückten unter den Arbeitskollegen ist dem jungen Gerhard Fasser nicht nur Kompensation der eigenen Ausweglosigkeit. Hier kündigte sich vielmehr sein Bemühen um den Sinn des Lebens an, der sich ihm ausschließlich in der Imagination einer Veränderbarkeit der sozialen Verhältnisse plausibel erschließt.

Nach seiner Lehrzeit begann er, mittlerweile 20 Jahre alt, angeregt durch eine Freundschaft mit einem Mönch, philosophische Bücher zu lesen, Bibliotheken aufzusuchen und sich mit Literatur und Kunst auseinander zu setzen. Diese Freundschaft brachte für ihn aus heutiger Sicht eine Wende in sein Leben. Jetzt gelang es ihm, die Sprachlosigkeit zu überwinden, die intellektuelle Diskussion und die Großstadt zu entdecken. Da seine Arbeitszeit in der Porzellanfabrik schon nachmittags endete, konnte er täglich mit dem Bus in das nicht weit entfernte Wien fahren, wo er Ausstellungen und Museen besuchte. Er bemühte sich um Aufnahme in die elitäre Wiener Kunstakademie, wurde jedoch als vierter nach drei Ausgewählten gerade nicht genommen. Im studentischen Milieu diskutierte man Ende der 70er über gesellschaftliche Ungleichheit und solidarisierte sich mit Arbeitern.¹⁶⁰ Das zog ihn an, hier hoffte er auf Gleichgesinnte zu treffen. Er knüpfte Kontakte zu Künstlern, mit denen er bis heute freundschaftlich verbunden ist. Damals vermeinte er seinem Herkunftsmilieu, »der sprachlosen Welt vor dem Fernseher, mit der jährlichen Urlaubsreise und einem Alltag, in dem das Auto im Mittelpunkt gestanden ist«, endgültig entkommen zu sein, die familiäre Erfahrung der Abgetrenntheit von Kommunikation schien überwunden, die familiäre Enge durchbrochen, ihre konformistische Haut endgültig abgestreift.¹⁶¹ Er verdiente seinen eigenen Lebensunterhalt und konnte sich sogar eine Kunstausbildung – zunächst auf einer Volkshochschule – selbst finanzieren.

Später kommt Gerhard Fasser noch einmal auf seinen Vater zu sprechen. Seine

Art, über ihn zu reden, zeugt von dem grundsätzlichen schweren Konflikt der Nachkriegsgeborenen. War Gerhard Fassers Vater am Beginn seiner erzählten Lebensgeschichte ein »Heiliger«, so spricht er später von ihm als einem »glühenden Nazi«. Diese Wahrheit über seinen Vater sei erst durch seine späteren Recherchen ans Licht gekommen. Als begeisterter Nationalsozialist hätte er den Zusammenbruch des Dritten Reiches als einen großen persönlichen Bruch und Identitätsverlust erlebt und völlig in sich vergraben, resigniert und unauffällig sein Leben zu Ende geführt. Heute ist ihm die Beziehungsambivalenz zu seinem Vater bewusst. Die postfaschistische Atmosphäre seiner Kindheit verfolgt ihn noch immer. Immer wieder, meint er, habe ihn dieses Gefühl der Ohnmacht in die Flucht und von einer Beschäftigung zur anderen getrieben. Bald wurde ihm auch das Arbeitermilieu in Wilhelmsburg zu eng; seine Solidarität mit den Arbeitern verlor sich in der Realität der unüberwindlichen Klassenbarrieren.

Nach diesen Erfahrungen trat Gerhard Fasser in das Benediktinerkloster Seckau als Mönch ein. Ein überraschender Schritt, lässt doch die Familiengeschichte keine Affinität zum religiösen Feld erwarten. Selbst die regelmäßigen Kirchenbesuche mit seinen Eltern entsprachen doch eher der Erfüllung eines sozialen Rituals, als einer ethischen Haltung, eher einem Versuch der öffentlichen Rehabilitation des Vaters, die alle Familienmitglieder mitzutragen hatten, aber keiner auch nur angedeuteten religiösen Überzeugung. Und dennoch entschließt sich dieser Schritt wiederum als logische Konsequenz. Der Erste, der ihn aus dem abgeschlossenen, engen familiären Raum herausgeführt hatte, war ein junger Mönch. Mit seiner Hilfe konnte er die mentale und psychisch kleinbürgerliche Struktur überwinden und sich auf den Weg machen. Was er seitdem gesucht habe, so Gerhard Fasser, war »immer das Gleiche, nämlich das Sakrale«, ein nachvollziehbares, psychisches Bedürfnis, der familiären nationalsozialistischen Vergangenheit zu entkommen. Zum anderen entspricht seine Entscheidung der postmodernen Generation, die sich nach der Epoche der Abrechnung mit der faschistischen Elterngeneration in den 70er Jahren, jetzt in den 80ern, ein anderes Leben mit anderen Werten kreierte. Während sich die einen nach Indien aufmachten, wählte Gerhard Fasser den Weg in das Klosterleben. Dass dieser Weg mit der Bereitschaft verbunden war, sich dem autoritären Denken anzuschließen, gehorcht den Formen des *New Age* der späten 80er – aber auch vielen beredten Beispielen politischen Agierens dieser Zeit.¹⁶²

Unpräzise erzählt er von den vier Jahren seines Mönchdaseins. Wie zu erwarten, stellte sich auch hier bald die Erfahrung der Enge und der Enttäuschung in der manifesten Widersprüchlichkeit der Realität des Ordenslebens ein, eines Ordens, »der spirituell das Armutsgelübde hat, aber kollektiv zu den reichsten Orden gehört«. Seine Hoffnung auf die Geborgenheit unter Gleichgesinnten erfüllte sich nicht in dieser Gemeinschaft, in der der Einzelne und seine individuelle Begabung nicht zählen. Sein Eintrittsmotiv begründete somit bereits seinen Ausstieg.

Er zeigt mir ein Foto aus dieser Zeit und fordert mich auf, ihn in der Gruppe

von etwa 25 Ordensleuten zu finden. Es gelingt mir nicht. In der Reihe der jüngeren Mönche hinter den sitzenden ehrwürdigen alten Herren sollte er zu entdecken sein. Der bezeichnete junge Mönch wirkt sichtlich deprimiert. Sein Gesichtsausdruck und seine Haltung zeigen aber dann doch etwas von dem, was ich an Gerhard Fasser wiedererkennen, woran ich ihn dann doch identifizieren kann: Es ist seine im Blick erkennbare Ausgegrenztheit, die an seiner Haltung sichtbare Desintegration. Wie er auf dem Foto keine Zeichen der symbolisch aufgeladenen Würde der übrigen Ordensmänner erkennen lässt, zeigt er auch jetzt keinerlei Spuren seines Berufsstandes. Als Bruder Augustinus ist er in der dichten Gruppe der Mönche ein Fremder, so wie er es in der Gruppe der Lehrer zu sein scheint. Den Grundgedanken der Mitmenschlichkeit hat er mitgenommen. Er ist für ihn noch immer eine brauchbare Basis, aber die gesellschaftliche Funktion von Religion, eine Rechtfertigung seines Daseins als Gleicher in der Gruppe Gleichgesinnter, in Geborgenheit anstatt Verlassenheit, hat er an diesem institutionellen Ort des Glaubens, in der Klosterwelt, nicht gefunden.¹⁶³ Im Gegenteil. Sein Motiv des Ordenseintritts stößt auf radikale Unvereinbarkeit mit der Hierarchie des Ordens, die der Autorität des Glaubens und nicht seinen religiösen Laieninteressen gehorcht. Nach vier Jahren Ordenszeit zog der mittlerweile 25-Jährige nach Wien. Mit einem kleinen Koffer seiner persönlichen Habseligkeiten begann er wieder von vorne.

Jetzt schaffte er die Aufnahme für einen festen Ausbildungsplatz an der renommierten Wiener Kunstakademie und begann sich künstlerisch zu betätigen. Er erzählt mir davon, als wäre das für ihn ein ganz normaler, eben ein nächster Schritt. Dieser Leistung gesteht er nichts Besonderes zu, schließlich habe sie ihm auch gleichzeitig die totale Abwertung der Familie eingebracht, die ihn nicht nur als Versager, sondern nun auch »als Spinner abgetan« hatte. Dem Aufstieg in das Feld der Künstler und Künstlerinnen und des Kunstbetriebes folgte bald die Enttäuschung. Die gesellschaftspolitisch interessierte Community, wie er sie in den späten 70ern in dieser Szene noch vorgefunden hatte, die Solidaritätsbekundungen der Intellektuellen und Künstler und Künstlerinnen mit der Arbeiterklasse, der Aufbruch der sozialen Tabuisierungen durch die künstlerische Avantgarde, das alles war in den späten 80ern kein verbindendes Thema mehr. Stattdessen stieß er auf das Spiel von Macht und Ohnmacht unter dem Diktat des Marktes. In diesem Milieu fand er als nichtetablierter Künstler keine Aufnahme, es blieb auch seiner Wertewelt fremd. Seine Hoffnung auf eine soziale und ideologische Übereinstimmung, auf ein verbindendes politisches Bewusstsein und eine gesellschaftspolitische Kunstkultur, erfüllte sich nicht. Was er antraf, war die gleiche Zersplitterung, die er schon einmal erlebte: Dort Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich von den »Russen, den KPÖlern«¹⁶⁴ distanzieren, hier Künstler und Künstlerinnen, die sich mit dem Markt arrangierten. Sein beherzter Entschluss, sich als Künstler der Welt der Arbeiter zu widmen, fällt nicht mehr auf jenen Boden, den er sich erwartet hatte. Zu groß war der Unterschied, was er mit dem Vergleich, »wenn ein Künstler sich zu Grunde richtet, dann ist er ein Held,

wenn das ein Arbeiter tut, dann ist er ein Kamel«, zum Ausdruck bringt.

Im Feld der Kunstschaffenden hat er weder Aufnahme noch soziale oder geistige Identität gefunden, und dem Feld der Arbeiterschaft misstraute er inzwischen auch. Später, in den 90ern, sah er sich dann bestätigt, »als sich die Linken Schritt für Schritt korrumpieren ließen«. Im Nadelstreif als Arbeiterführer. »Warum«, so fragt er, »hat es da keine Alternative mehr gegeben?« Die kurzlebigen Ideale der 68er-Generation haben ihn noch erreicht und angetrieben. Reste davon hat er in der 84er-Bewegung¹⁶⁵ noch zu verspüren geglaubt. Um die Vision des sozialen Miteinanders zu verwirklichen, ist Gerhard Fasser losgezogen, doch wo auch immer er hinkommt, er hat deren Relevanz in der realen Welt¹⁶⁶ nicht angetroffen.

Der Ausbruch aus den habituellen Umzäunungen einer postfaschistischen, traditionalistischen Familiennorm war Privileg der Kinder städtischer Bildungsbürger. Von einer dünnen Schicht Studierender und von Avantgarde-Künstlern wurde der kulturelle Aufstand zelebriert. Erst Jahre danach, im Effekt der Demokratisierung des Bildungswesens im Österreich der 70er Jahre, erreichte diese Welle auch die Kinder der aufstrebenden kleinbürgerlichen Milieus. Gerhard Fasser ist einer von ihnen. Viele der 68er-Bewegten sind inzwischen in den sicheren Hafen ihrer Herkunftsmilieus zurückgekehrt. Wieder eingepasst in den habituellen bürgerlichen Rahmen und ausgestattet mit sicheren und angesehenen Arbeitsplätzen setzen sie heute das soziale Erbe der Elterngeneration fort. Auf Gerhard Fasser hat kein Erbe gewartet, auf das er sich berufen konnte, keine sozialen und kulturellen Kapitalien, keine herzeigbare Familiengeschichte. Ihm ist nur die traditionell gesicherte Rolle der existenziellen Zuständigkeit und Obsorge des Mannes für die Familie als Verpflichtung geblieben.

Gerhard Fasser lernte seine Frau Anfang der 90er, fünf Jahre nach seinem Ordensaustritt, ausgerechnet in »seinem« Kloster anlässlich eines Besuches kennen. Sie war damals in einer Bibliothek in Graz in der Katalogisierung beschäftigt. Auf Anhieb verstanden sich die beiden sehr gut, in gewissem Sinne verband sie die gleiche Geschichte. Auch sie hatte mit ihrem Elternhaus gebrochen, hatte etliche Schulverweigerungen und einige berufliche Ausbildungsversuche hinter sich. Bald stellte sich das erste Kind ein. Dank seines sozialen Bewusstseins fiel der Entschluss zur Heirat nicht schwer, obwohl er gleichzeitig bedauert, dass seine Suche nach der Verwirklichung seines Traumes damit in gewissem Sinne beendet war. »Bald ist mir bewusst geworden, jetzt ist es aus. Jetzt hast du wie ein Pferd ein Zaumzeug angelegt bekommen. Jetzt hast du Familie und Verantwortung. Jetzt musst du dableiben. Da kann ich es meiner Familie gegenüber nicht mehr verantworten, jetzt wieder was anderes zu machen. Das war ein ziemlicher Prozess, zu erkennen, jetzt bist du auf dem Geleise, jetzt kannst nicht mehr herunter. Das war vor zehn Jahren. Seither bin ich da eingespannt.«

Da er mit »vollem Herzen« für seine Familie ist, wollte er nicht lange überlegen, auch nicht lange hinausplanen und sich auch nicht fragen, was da alles sein könnte. Er will und wollte den Elan nicht verlieren, das Projekt Familie neu und anders zu beginnen. Jetzt benötigte er vor allem ein sicheres Einkommen. Es war

für ihn keine Frage, seiner Frau, die nirgends sonst leben wollte, nach Graz zu folgen. Hier bewarb er sich als Lehrer für Bildnerische Erziehung. Zu seiner Überraschung wurde er, nach seinem Zivildienst, sogar vollbeschäftigt unter Vertrag genommen. Seinen Traum, als Künstler zu leben, hat er für den Broterwerb, und mehr war für ihn der Lehrerberuf zu dieser Zeit nicht, aufgegeben. Er nahm die physischen und finanziellen Strapazen auf sich, um neben seiner Arbeit wöchentlich zweimal von Graz in die 200 km entfernte Bundeshauptstadt zu pendeln, um nach jahrelanger Lehramtsausbildung schließlich als Lehrer approbiert und adäquat entlohnt zu werden.

Heute, wo er seit Jahren Mittelschullehrer in Graz ist, zollt ihm seine Herkunftsfamilie zwar Anerkennung, aber es ist »vielmehr eigentlich so etwas wie neidvolle Anerkennung, weil der Professor ja etwas in diesem Milieu bedeutet.« Und er fügt trocken dazu, dass er zwar nur ein Zeichenlehrer, aber immerhin nicht bei der Sozialhilfe gelandet sei. Die »herabwürdigende Anerkennung« versucht er von seiner persönlichen Enttäuschung zu trennen, denn die Ressentiments gegen die Lehrerschaft sind in seinem Herkunftsmilieu sehr verbreitet. »Die freuen sich jetzt, dass jetzt auch die Lehrer drankommen. Die Lehrer tun ja eh nichts, haben drei Monate Ferien, schlafen den ganzen Tag.« Die Entfremdung von der Familie bleibt, obwohl er sie mittlerweile auch verstehen kann. »Das sind zwar alle SPÖ Wähler, sie fühlen sich aber verraten und verkauft. Ihr Herz hat Jörg Haider gewonnen. Innerlich sind sie vom neoliberalen Schwenk der SPÖ sehr enttäuscht und sympathisieren mit der FPÖ. Kein Wunder, mein Schwager war bei einer großen Maschinenbaufirma beschäftigt. Er ist einfach wegrationalisiert worden. Hat seinen Job verloren. Ein Enttäuschter. Haider ist eben ein Rezept, das ist der Grund, warum die die Blauen wählen. Für den sind 20 Stunden Unterrichtszeit nicht wirklich Arbeit, und dann die Ferien – da weiß man, wie das auf einen kleinen Arbeiter wirkt, das kann ich gut nachempfinden. Jetzt sind sie neidig. So ist das eben.«

Gerhard Fasser lebt mit seiner Familie, seiner Frau und seinen beiden Buben in einer Vierzimmerwohnung eines 15-stöckigen Wohnhauses für Bundesangestellte zur Miete. Viele seiner Nachbarn und Nachbarinnen sind Finanzbeamte und Lehrer. Mitten in der Schilderung seiner Wohnumgebung wird ihm bewusst, dass dies ein Ort ist, der in vielen Aspekten dem seiner Herkunftsfamilie ähnelt. Er lacht: »Da bin ich also genau da wieder gelandet.« Der heute dichtverbaute Stadtteil gehört nicht zu den begehrten Wohnorten, nach seiner Beurteilung ein Glasscherbenviertel, das den Kindern keinen Außenraum zugesteht. Obwohl es hier immer gefährlicher werde und die Kinder nicht mehr allein in den nahen Park gehen könnten, hängt er an dem Viertel und seiner Szenerie mit den Behinderten aus den nahen Sozialwohnbauten, »den schmutzigen Kindern der islamischen Renaissance« und dem skurrilen Publikum. Zwischen großen Verkehrsadern und den Resten ehemaliger Industriegebiete sind die Mietpreise erschwinglich, der Weg zu einer der beiden Arbeitsstätten ist kurz. Hier, im 10. Stock, da hätte er Licht und den freien Blick: »... auch eine Art von Freiheit.«

Immer hat Gerhard Fasser dazwischen gelebt. Jetzt lebt er zwischen dem Berufsfeld des Lehrers und dem sich langsam entfernenden Künstlerdasein. Im Letzteren erhoffte er einmal das zu verwirklichen, was ihn zum Malen und zur Kunst inspirierte: Ein gestaltbares Leben. Der Wunsch nach einem selbstbestimmten, sinnvollen Leben und sozialer Anerkennung bindet seine Lebensgeschichte zusammen. Dieser Wunsch formte sich, als er als Jugendlicher seine Isolation in der Sprachlosigkeit des normierten Familienalltags verließ. Er verfolgte ihn durch die unterschiedlichen beruflichen Stationen und er ist ihm heute umso wichtiger, wo er ihm in der Praxis des Schulbetriebes immer unrealisierbarer, eigentlich bereits verloren erscheint. Die systematische Enttäuschung seiner Ideale, die erneute Erfahrung von sozialer Diskriminierung – das alles distanziert ihn vom heutigen Schulbetrieb. Er fühlt sich dem gesamten Berufsfeld nicht mehr zugehörig, weder der Kollegenschaft der einen Schule noch jener der anderen. Er bedenkt den Unterschied zwischen den Schulen, in denen er unterrichtet: In der einen Schule die Kinder wohlhabender Eltern, in der anderen immer mehr die Schüler und Schülerinnen aus »problematischen Familien«. Die sich so deutlich unterscheidenden Unterrichtsbedingungen – in ein und demselben Schultypus – spiegeln sich in seinen eigenen Erfahrungen als regelrechter Klassenunterschied innerhalb der Lehrerschaft.¹⁶⁷ Es ist der an die beamtenrechtliche Stellung und an das Dienstalter geknüpfte Unterschied zwischen den Lehrern, der ihn mutlos macht. Der bis vor kurzer Zeit noch selbstverständliche Aufstieg in die sichere Existenz als beamteter Lehrer wurde – jetzt, wo auch er in der Sorge um seine Familie die Pragmatisierung begehrt – zum politischen Auslaufmodell erklärt. Jetzt ist er in der Ambivalenz der notwendigen und doch nie mehr erreichbaren Sicherheit gefangen, er kann weder zurück in die Unabhängigkeit eines Künstlerdaseins, noch nach vor in eine versprochene gesicherte Position. Er muss ausharren und sich mit dem systematischen Abbau eines gestaltbaren Lebens als Angehöriger einer bedrohten Mittelklasse arrangieren.

Die Erfahrung seiner eigenen sozialen Differenz, die Erfahrung, dass er selbst nirgends dazupasst, in seiner Lebensbahn auch nirgendwo dazugepasst hat, die zerbröckelnde Solidarität, das alles zwingt ihn dazu, über vieles nachzudenken und anders damit umzugehen als viele seiner Kollegen und Kolleginnen, bei denen er eine gesellschaftspolitische Wachsamkeit vermisst. Er verliert zwar nicht seine Ideale, aber seine Visionen und im Trend des Aussondierens von »überflüssigen« Disziplinen zunehmend seine Sicherheit und damit seine Handlungsmöglichkeiten. In der wiederholt gestellten besorgten Frage an mich, ob ich denn mehr wisse, ob ich Information hätte, ob ich schon etwas darüber gehört habe, dass sein Unterrichtsfach im nächsten Jahr vielleicht doch ganz abgeschafft werden solle, wird seine Angst vor dem endgültigen Absturz direkt greifbar. Jetzt erfährt Gerhard Fasser soziale Ausgrenzung, er erfährt das Schweigen, das ihn an seine Kindheit erinnert. Er ist gerne Lehrer und ein engagierter, aber mit seiner Erfahrung, nicht anerkannt zu werden, sich nicht mitteilen zu können, mit dem Gefühl, eigentlich nicht mehr gebraucht zu werden, wird er

nicht fertig. Wenn er vom sinnhaften Leben einer Putzfrau spricht, dann ist dies ein Argument dafür, seine eigene beherrschte Position innerhalb seiner beiden Schulen zu rechtfertigen, ihr einen Sinn der Wesentlichkeit zu verleihen.

Ein Kunsterzieher

(Interviewerin: Elisabeth Katschnig-Fasch)

– Sie haben in ihrer Wortmeldung bei dieser Tagung, wo wir uns kennen gelernt haben, leidenschaftlich beklagt, dass Schüler, Lehrer und Eltern nicht an einem Strang ziehen, dass alle gegeneinander kämpfen.

Herr Fasser – Unter den Schülern gibt es massivste Mobbingprobleme. Einzelne Kinder gibt es, die von anderen so behandelt werden, dass sie aussteigen und nicht mehr in die Schule gehen. Da habe ich das in einer vierten Klasse erlebt. Die haben einen Schüler systematisch so fertig gemacht – nach außen hat man das nicht gemerkt, alle waren lustig. Aber irgendwann hat er sich abgemeldet. Die Eltern haben mir das dann erst berichtet. Da waren wir alle aus den Wolken. Er hat das nicht nach außen getragen, aber intern haben sie ihn fertig gemacht. Dieses System der Konkurrenz setzt sich auch unter den Lehrern fort. Ein Leistungssystem setzt sich da durch – die unfähigen Lehrer muss man gegenüber den fähigen Lehrern und gegenüber den ganz guten... Ein Lehrerranking wird da installiert und damit ein Schulranking. Also, die Konkurrenz hat System. Auf diese Weise soll Leistungsansporn forciert werden. In den diversen Konferenzen wird das aber nie angesprochen. Es wird auch nie darüber gesprochen, in welche Richtung diese Entwicklung geht. Da redet man von Schulentwicklung, es geht aber um Imagepflege der einzelnen Schulen. Jeder erklärt jedem, wie gut er ist, was er alles Großartiges kann. Aber man diskutiert das Problem darunter nicht an. Was heißt diese Entwicklung wirklich? Da gibt es die zwei Drittel, die pragmatisiert sind, die anderen sind, so wie ich, Vertragslehrer. Da haben wir also zwei Klassen, die nach außen zwar nicht in Erscheinung treten, aber nach innen. Da kannst dich bemühen und bemühen. Eine Kollegin zum Beispiel, die eine Vertragsstelle hat und gezittert hat, ob sie die behalten kann... Jahr für Jahr hat die gezittert. Bei solchen Kollegen, deren Dienstverhältnis nicht so sicher ist, die agieren ganz anders als die wohlbestallten, die fixen. Ich habe mich gewundert, warum es nicht möglich ist, in dieser großen Menge, die nichts zu befürchten haben – sogar wenn sie einen totalen Unsinn machen, gibt es keine Kündigungen –, warum die nicht massiver mit ihrer Meinung herausrücken, warum die alle so verhalten diplomatisch und unverbindlich herumlavieren und nicht sagen, was los ist. Aus so einer Situation heraus könnte man von denen doch wesentlich mehr Offenheit und Kritik und denen gegenüber, die so unsichere Verträge haben, auch mehr Großzügigkeit erwarten. [Stimme wird lauter:] Diese Angst, nur nicht aufzufallen, nirgends anzuecken... Das ist ganz eigenartig. Obwohl... [Pause]

– Die Kollegen, die nichts zu befürchten haben, die haben also auch Angst.

Herr Fasser – Genau. Man sagt zwar, den Letzten beißen die Hunde. Wenn da

irgendwas eingespart wird, dann eh nur auf Kosten der Jungen, auf Kosten derer mit unsicheren Stellen, auf Kosten nur derer, die eh schon... Also, das große System wird in dieser Reform ohnedies nicht angetastet werden. Da würde ja alles umstürzen. Das tun sie ja doch wieder nicht. Da wird irgendwie herumgebessert. Man schaut, dass man Schulen bestimmte Positionen wegnehmen kann, um damit das Sparziel zu erreichen. Aber substanzuell wird nichts geändert. Diese große Menge von gesicherten, abgesicherten und pragmatisierten Lehrern ist nicht in der Lage aufzustehen und zu sagen: »Nein bitte, wir wollen auch für diese Lehrerkollegen...« – also keine Solidarität. Nein. Da ist nichts sichtbar. Das hängt auch mit diesem lange in Österreich gepflegten Obrigkeitsdenken zusammen. Der österreichische Mittelschulprofessor war so eine Mischung aus Priester und Polizist. Er hat die Staatsmoral repräsentiert. Er hat das Gute, Wahre, Schöne für die nach außen gefestigte Staatsbürokratie vertreten müssen. Also, innerhalb des Systems steigt man auf und macht Karriere. Die staatlichen Schulen garantieren Ausbildung und so weiter und bewerten letztlich die Menschen. Und der Mensch in Österreich beginnt erst ab dem Doktor. Erst mit einem akademischen Grad ist man wirklich Mensch. So war es sicher bis vor 20 Jahren und so ist es auch heute. Und die, die dieses Menschseinzertifikat ausgeteilt haben, waren die Professoren, die Staatspriester. Für diese Gesellschaftsschicht ist Streik und Protest, Gewerkschaft ein Fremdwort. Die haben noch immer nicht verstanden, dass sie es nötig hätten, sich zu solidarisieren. Bis sie das verstehen, so glaube ich, ist es schon zu spät.

– *Ja, das werden wir dann sehen.*

Herr Fasser – Ja, da sitzen verdammt noch einmal 60 Pragmatisierte – ich bin übrigens nicht pragmatisiert, aber die meisten sind unter Dach und Fach. Lehrer, die sich eigentlich nicht fürchten müssten vor der Konkurrenz. Das ist das Thema. Die brauchen sich nicht fürchten, dass einen die Kollegen verdrängen. Wovor also haben die heute Angst? Warum sagen sie ihre Meinung nicht? Warum halten die immer ihren Mund? Warum reden wir in dieser Situation miteinander nur leeres Zeug eigentlich?

– *Ja, das ist die Frage.*

Herr Fasser – Also, jeder Lehrer hat seinen Bereich und der andere kommt einem nicht in die Quere. Es arbeitet jeder vor sich hin. Und du bist so gezwungen. Ich muss schauen, dass ich mit meinen wöchentlich 280 verschiedenen Schülern irgendwie zu Rande komm. Da habe ich so viele verschiedene Klassen, da muss ich schauen, dass ich für die irgendwie Programm mache. Und so kommt mir eigentlich kaum jemand in die Quere. Also, ich muss mich nicht direkt mit meinen Kollegen auseinandersetzen. Auch nicht mit dem Direktor, mit gar niemandem. Vielleicht könnte ich mehr, aber... [Pause]

– *Einerseits bedauern Sie die mangelnde Solidarität, andererseits – so kommt es mir vor – sind Sie darüber...*

Herr Fasser – [unterbricht:] Es wird mir immer dann bewusst, wenn es darum geht, im Konferenzbereich ein Problem zu behandeln. Kürzlich hat es geheißen

Lehrerstreik, aber bei unserem Konferenzzimmerbrettel ist Dienststellenversammlung gestanden. Das war schon das Erste. Da stand unser Gewerkschaftsvertreter auf und hat da zaghaft darüber geredet, dass es ihm ja eigentlich sehr unangenehm ist, dieses Wort Streik, das möchte er da in diesem Zusammenhang vermeiden. Das ist alles in Wirklichkeit ein Nur-nicht-anecken. So auf die Art, nicht. Warum streiken wir eigentlich? Oder ist das überhaupt ein Streik? Nicht einmal das war ja ein Thema. Weil offiziell war das ja eine Dienststellenversammlung. Also, da habe ich mir gedacht, verdammt, warum? Ich will mich da nicht als den großen Wortführer... Es gibt da so viele gescheite Leute unter unseren Kollegen, die immer das Sagen haben oder die halt... So zum Beispiel sind in der einen Schule diese Sprachaustauschgeschichten sehr wichtig. Die Franzosen und die Engländer, die Franzosen fahren nach Reuneon, die Engländer nach Amerika – mit diesem Sprachaustausch – auch die Italiener, die machen pausenlos Austausch mit Oberitalien. Ich habe den Eindruck, das sind die Wortführer, die wichtigen Leute an der Schule also. Wenn es um etwas geht, dann werden die zuerst gefragt, dann kommen erst die Religionslehrer und dann erst die Bildnerischen Erzieher. Die Turner, ja, die Turner sind durch ihre Schikurse wichtig. Die Turner lasst man unangetastet, Sport ist heute unantastbar.

– *Und was bedeutet das für Ihren Gegenstand?*

Herr Fasser – Da hat es ja im Sommer [2000] eine politische Wortmeldung gegeben, man möge doch diese veralteten Gegenstände wie Musikerziehung, Bildnerische Erziehung abschaffen und an allen Schulen das Fach Wirtschaft einführen. Das war so der erste Vorstoß. Es hängt daran, ob an dieser Idee des allgemeinbildenden höheren Schulwesens festgehalten wird oder nicht. Das ist aber eine Gefahr, immer mehr, wenn man von diesem Modell abgeht, dann sehe ich für mein Fach und Musik an einer höheren Schule keine Chance.

– *Sie sagen das ja relativ gelassen.*

Herr Fasser – Ja, ich sag das so gelassen. Natürlich, der erste Moment dieser Überlegung ist schrecklich, weil ja der eigene Job da dran hängt, die eigenen beruflichen Möglichkeiten. Aber entgegenwirken, in welcher Form kann ich entgegenwirken? Ich weiß nicht. [Pause] Ich bin ziemlich desillusioniert.

– *Ja, das kann ich verstehen.*

Herr Fasser – Das ist ja so, dass man ja nicht wirklich den Feind ausmachen kann, wie zum Beispiel beim Umweltproblem. Alle Parteien haben sich seit den 80er Jahren ein grünes Mäntelchen übergeworfen, weil für jeden sonnenklar ist, wenn es draußen stinkt, wenn die Bäume absterben, wenn das Wasser vergiftet ist – das sieht man. Das ist was Greifbares. Aber die Reformen im Bildungswesen, das geht alles so diffus, dass man schwer irgendwo jemanden hat, dem man die Fensterscheiben einschlagen kann. In der Hainburger Au 1984, da konnte ich mich vor einem Baum hinsetzen und mich dort anketten oder vor den Caterpillar legen. Aber wo soll ich mich da hinlegen? Das ist alles eine immaterielle Ebene. Ich kann nicht die Unterrichtsministerin attackieren, diesen oder jenen... das ist sehr viel diffuser, das Ganze.

– *Sie sagen, es sollen ja auch Stellen eingespart werden. Dazu kommt noch, wie Sie mir gesagt haben, dass auch die Schülerzahl [der Oberstufe] im Sinken ist. Was ist da mit Ihrer Vorstellung von einem sicheren Beruf?*

Herr Fasser – Für mich hat das ziemlich einschneidende Konsequenzen. Ich denke, dass da ziemlich viel abgewiegelt wird. Ich frage immer wieder nach und informiere mich immer wieder, soweit ich auch Informationen kriege. Es wird abgewiegelt. Da heißt es: »Es braucht sich niemand Sorgen machen. Es ist alles geritzt. Es wird nicht so heiß gegessen, wie es gekocht wird.« Für mich selbst – na ja. Ich kenne das ja schon. War schon einmal mit dem Kofferl auf der Straße, damals, als ich aus dem Kloster ausgetreten bin. Ich habe das schon einmal durchgespielt und ich weiß, wie es ist, von ganz unten wieder anzufangen, keinen Job zu haben, keine Wohnung zu haben, sich irgendwo zu versuchen. Das habe ich schon erlebt und weiß, dass es verdammt schlimm ist. Je älter man wird, umso schlimmer wird es, weil ich mich ja auch nicht mehr so umstellen kann. Ich wüßte gar nicht, in welchen Bereich ich dann gehen würde, was ich da noch tun würde oder könnte. Natürlich habe ich immer davon geträumt, mit meiner eigenen Malerei leben zu können. Diesen Traum verfolge ich noch immer, diesen Faden habe ich noch in der Hand. Aber das ist sehr unrealistisch. Er zieht sich durch mein ganzes Leben und das ist mir auch wichtig. Das gibt mir Halt, weil es mit meiner Identität zu tun hat. Ich verliere nicht meine Identität als Mensch, wenn ich kein Lehrer sein könnte. Ich falle also nicht ins Nichts. Das andere sind natürlich die finanziellen Probleme mit einer Familie. Also, das ist schlimm. Das macht mir immer Angst. Immer. Ich spüre das immer. Das, so glaube ich, wird in unserer kapitalistischen Gesellschaft auch ganz bewusst eingesetzt: In der breiten Masse der Arbeitenden soll immer diese Angst herrschen, rausfliegen zu können, jederzeit wieder weg... Da heißt es, flexibel muss man sein. Mit allen möglichen Euphemismen wird das kaschiert. Das ist die Grundhaltung des Systems, das kann Millionen Menschen ausgrenzen und dabei prächtig florieren. Man kann prächtig Geschäfte machen und die Zahlen weisen nach oben und die Masse von Leuten, die nicht zählen, weil sie nicht zahlen können, die werden ruhig gestellt. Das schlepe ich immer mit mir herum.

– *Das beeinträchtigt. Vor allem die Angst, den Job zu verlieren. Können Sie da Ihre Zukunft überhaupt noch planen?*

Herr Fasser – Ich habe, und das ist meine Vergangenheit, mich immer im Augenblick gefunden. Es hat jetzt keinen Sinn, mir den Kopf darüber zu zerbrechen, wo ich in Zukunft sein werde. Jetzt bin ich 40, also so in der Lebensmitte. Allein von der existenziellen Ebene ist mir die Endlichkeit sehr, sehr bewusst. [Pause]

– *Sie haben Kinder.*

Herr Fasser – Ja, die sind neun und fünf jetzt. Ja, ja. Na ja, klar, aber, sicherlich... Ich denke schon an die Zukunft, an die Zukunft der Kinder. Aber wenn ich das realistisch betrachte, bin ich so verdammt machtlos. Der Gedanke – nein, da kannst verrückt werden. Du kannst nichts planen, du kannst nicht. Du hast nichts

in der Hand. Du hast es nicht einmal... Ich mach mir keine Illusionen.

[...]

Wie viel Traum brauchst du, um zu leben?

– *Ist Ihr Gehalt als Lehrer ausreichend?*

Herr Fasser – Mein Bekannter in Wien, der bei Wagner und Biro im Stahlbau gearbeitet hat, der würde für mein Geld gar nichts angreifen, der hat enorme Beträge bekommen, solange die Firma in Dresden und in London diverse Baustellen hatte. Aber dafür war sein Job verdammt unsicher. Er musste ja auch dann gehen, hat aber wieder was anderes gefunden. Der misst anders. Es mag durchaus sein, dass jetzt mit der Oberstufenreform – ich weiß nicht, ob Sie davon wissen? Die Meldung im Sommer, man möge doch diese veralteten Gegenstände durch ein zeitgemäßes Wirtschaftsstudium ersetzen – das ist eine sehr bedenkliche Geschichte. Haben Sie da nähere Informationen, haben Sie Näheres über die Hintergründe in Erfahrung bringen können? [Diese Frage stellt mir mein Gesprächspartner schon während der Vorgespräche.]

– *Nein. Ich habe davon gehört, aber ich weiß auch nicht mehr als Sie.*

Herr Fasser – Ja...

– *Aber ich möchte doch noch einmal fragen, können Sie mit Ihrer Familie finanziell sorglos leben?*

Herr Fasser – Nein, nein. Wenn ich Hausbesitzer wäre und nicht jeden Monat die Fixkosten hätte, dann ginge das locker. Wenn ich meinen eigenen Grund und Boden hätte und in meinen eigenen vier Wänden leben würde. Aber, na ja, es geht noch relativ, aber trotzdem ist das ein ziemlicher Brocken, das ist... Ich weiß, dass ich finanziell nie auf einen grünen Zweig kommen werde. Das ist mir schon ganz klar.

– *Ihre Frau...*

Herr Fasser – [unterbricht:] Die arbeitet auch. Halbstags. Jetzt geht es uns ja schon viel besser. In den letzten Jahren habe ich immer Minusstände gehabt, weil ich durch diese Fahrerei nach Wien... das war finanziell schon sehr aufwendig. Jetzt ist das ein bisschen entspannter, aber in den letzten acht Jahren bin ich immer am Limit gewesen. Da war ich froh, wenn es sich am Monatsende gerade ausgegangen ist. Also, erspart habe ich mir in den letzten zehn Jahren gar nichts. Urlaube, das waren so Ausflüge im Inland. Auf den Bahamas waren wir nicht [lacht]. Hätte mich auch nicht interessiert. Also, wenn es nach mir ginge, also, wenn es ginge, wenn ich könnte, dann würde ich meine Familie zusammenpacken und eine Rundreise nach Südfrankreich und nach Nordspanien machen. So würde ich das machen. Das würde mich auch sehr interessieren. Da hätte ich auch meine Interessen für kulturelle Dinge. Tja, das ist einfach nicht drinnen. Ein Traum, ja. Grad im letzten Jahr habe ich eine Abrechnung, so einen Strich gemacht. Da bin ich 40 geworden. Da habe ich mich gefragt: Wie viel Traum brauchst du, um zu leben? Oder wie weit führt man sich selbst hinter das Licht mit seinen ganzen Hoffnungen, die man so hegt. Meine Privatreligion ist so: Ich

schaffe das und das noch, und an dem richtet man sich auf. Seit dem letzten Jahr sehe ich das zusehends nüchterner. Je mehr man mit Arbeit, also mit äußerlicher Betätigung eingedeckt ist, also das und das organisieren muss, oder dauernd beschäftigt ist mit der Frage, wie mache ich das mit der Schule und den Kindern... Damals, wie sie noch klein waren, da war ich so beschäftigt mit dem täglichen Dings. Ja, da reicht's eh. Ich habe noch immer den Rest von Mönch in mir. Also, ich brauch die Zeit in der Nacht. So von Mitternacht bis drei Uhr früh, wenn es absolut ruhig ist, wenn alle Leute schlafen, das ist meine Zeit zum Nachdenken. Ja, das ist ein wichtiger Punkt, diese Distanz zu behalten und sich nichts vorzumachen, sich mit der eigenen Situation klar auseinander zu setzen. Ich brauche diese Zeit zum Denken, zum Durchatmen. Da habe ich einen Freund, einen Schriftsteller, der hat sich ganz nüchtern damit auseinander gesetzt und dann gesagt: »Nein, eine Familie kommt für mich nicht in Frage.« Er ist froh, wenn er 300.000 Schilling [jährlich ca. 20.000 €] versteuern kann. Mit dem Betrag kommt er über die Runden, aber einem anderen kann er nicht zumuten, damit zu leben, außer man heiratet jemanden, der Immobilien, oder was weiß ich, besitzt oder sonst begütert ist. Es funktioniert halt nur, wenn man nicht so auf einen Verdienst angewiesen ist. Ja.

– Als die Kinder klein waren, waren Sie so beschäftigt, dass Sie gar nicht nachdenken konnten. Das klingt so, als wäre das für Sie ziemlich unmöglich, Ihr Berufsleben vom Familienleben zu trennen?

Herr Fasser – Bei mir ist das so: Den Größeren habe ich relativ oft in die Schule mitgenommen, wenn ich nachmittags etwas für die Schüler herrichten musste, für Werkerziehung etwas, da gibt es immer etwas zu tun. Ich habe sie also immer versucht in meinen Beruf einzubinden. Aber dass ich die Arbeit als Lehrer nicht trennen kann, das hat auch gewaltige Nachteile. Da schlepp ich eben meine beruflichen Probleme in meine Nächte. Die Familienarbeit... also, das haben wir so eingeteilt, dass meine Frau die Wäsche wäscht und den Boden macht. Der Boden ist ihr ganz wichtig. Ich mache Kochen und Einkaufen. Zu Mittag sind die Kinder versorgt, der kleinere, Felix, isst im Kindergarten, der Fabio, der größere, isst in der Nachmittagsbetreuung. Ich kann nicht zu Mittag, wenn Fabios Schule aus ist, mit dem gekochten Essen dastehen. Ich habe ja oft noch bis zwei, drei oder vier nachmittags Unterricht. Meine Frau hat auch unregelmäßig Dienst, die arbeitet in einer Galerie und hat manches Mal den ganzen Tag Dienst, dann wieder nur einen halben Tag. Sie ist gelernte Apothekenhelferin und hat dann in einer Bibliothek gearbeitet. Seit Anfang dieses Jahres arbeitet sie in der Galerie. Sie verkauft dort die Eintrittskarten und die Kataloge. Das macht ihr jetzt wirklich Spaß. Zwei Jahre hat sie dazwischen in der Rechtsabteilung der Landesregierung Dienst gemacht, also Akten von dort nach da schleppen und nach Zahlen einordnen und Faxe einholen und weiterschicken, Stempel und Vermerke. Sie war schon am Verzweifeln [lacht]. Jetzt hat sie einen Bereich, der sie interessiert. So sind wir beide im Kunstbereich, das ist für beide interessant. Sie hat ja mit Ausstellungen zu tun, so haben wir beruflich gleiche, also fachähnliche Tätigkeitsbereiche. So

sind wir beide irgendwie im Kunstbereich. Ja, jetzt lernt sie langsam die moderne Szene in Graz kennen, durch die Ausstellungen und die Künstler, die hier in der Galerie Dinge inszenieren.

[...]

Der Sinn liegt nicht in der Art der Tätigkeit

– *Sie haben ja schon viele Berufe ausgeübt. Jetzt sind Sie als Künstler Lehrer. Ist ja eigentlich eine ideale Kombination, das macht Sinn.*

Herr Fasser – Das ist... ja... was den Sinn betrifft... also, den möchte ich nicht nur mit Arbeit in Verbindung bringen. Oft denke ich mir, also, diese Stunden heute waren total sinnlos. Das ist aber eher in einem banalen Sinn gemeint. Für mich ist der Sinn schon etwas tiefer. Das hängt für mich mit religiösen und philosophischen Fragen zusammen und nicht so sehr mit der äußeren Dienstleistung. In jede Art der Tätigkeit kann ich einen Sinn hineinlegen. Der Sinn liegt eben nicht in der Art der Tätigkeit selbst. Da kann man ganz verantwortungsvolle Tätigkeiten auf eine völlig sinnlose Art und Weise absolvieren und man kann... Aber das ist philosophisch. Ich habe zum Beispiel auch ein halbes Jahr im Krankenbereich gearbeitet. Aber lassen wir das. Im Krankenhaus war das, während meiner Klosterzeit bei den Barmherzigen Brüdern in Wien. Da gibt es die ganz Wichtigen, die Primarii, die da die Expertisen ausstellen, die Götter in Weiß, die daherkommen und den Patienten kurz betrachten und dann wieder weiterreisen zum nächsten Patienten. Und da gibt es die Putzfrauen mit der grünen Schürze. Das ist vielleicht blöd zu vergleichen. Aber dieser großartige Primar könnte seine großartigen Operationen nicht durchführen, wenn die ganze Bude verdreckt und versaut ist. Die ganzen kleinen Dienstleistungen sind für das Arbeitsergebnis, die Heilung der Patienten genauso wichtig. Das ist also eine sehr verantwortungsvolle Sache. Genauso wie der Herr. Ich möchte das eine nicht gegen das andere ausspielen, beides hat seinen Sinn. Natürlich, jeder weiß, die Putzfrau ist das Letzte. Die kriegt schlecht bezahlt und sie hat einen blöden Job. Aber wenn man Sinn so versteht, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen und das Ganze mit einzubeziehen, dann hat jede Tätigkeit ihren Sinn.

Ein untypischer Außenseiter

– *Ich komme noch einmal zur Schule. Sie sind also, wie Sie sagen, in einer Außenposition als Lehrer. Da haben Sie eine besondere Erfahrung und einen besonderen Blick.*

Herr Fasser – Seit man dieses Total-Quality-Management-System bei uns versucht hat zu implementieren, zählen eigentlich nur wirtschaftliche Parameter. Da ist Erziehung und Bildung in die Wirtschaftsmetaphorik eingebaut. Damit tauchen auch eigene Vokabel auf, wie in der Managementliteratur. So versucht man eben Bildung abzuhandeln. Da geht es darum, Dinge zu versachlichen und vertraglich ausgehandelte Leistungen zu erbringen. Gleichzeitig sollen wir Erziehungsaufgaben erbringen. Das halte ich für eine große gesellschaftliche

Lüge. Das geht nicht. Die Erziehung kann nicht von einer Institution übernommen werden, die von ihrer Kompetenz und von ihren Aufgaben her so eingeschränkt ist und so spezialisiert ist wie die Schule. [...] Falsche Tatsachen werden da vorgegaukelt. Wenn unser Schulsystem zunehmend als gesellschaftliche Sortiermaschine betrachtet wird unter diesen neuen Zwängen, da kann es doch mit dem Lebensraum und der Menschlichkeit nicht sehr weit her sein. Ich seh das immer wieder bei problematischen Schülern, den so genannten Verhaltensauffälligen und ihren besonderen Bedürfnissen. Die werden, wenn sie nicht irgendwie in das System einordenbar sind, doch ausgeschieden. Es gibt innerhalb der Schule keine Struktur, die mit schwierigen Schülern umgehen kann. Und die werden aber immer mehr unter diesen Bedingungen. Da gibt es diese Integrationsklassen. Aber dazu gibt es keine Infrastruktur. Eine Lüge also.

– *Sie empfinden diese Situation als Lüge, wie meinen Sie das?*

Herr Fasser – Oft sehe ich gerade bei Kindern aus Scheidungsfamilien, dass sie niemanden haben im familiären Umfeld, wo sie einen Halt haben oder aufgefangen werden. Da kannst als Lehrer nur zuschauen und den Ist-Zustand exekutieren. Du siehst, der wird schwächer und schwächer. Dann überlebt er irgendwie noch. Dann, nächstes Jahr, das Gleiche und da kannst zuschauen. Das ist schwierig. Obwohl der nicht blöder wäre als der andere, der ein intaktes Familienleben hat, der gehätschelt und getätschelt wird, einen ehrgeizigen Vater oder eine ehrgeizige Mutter im Hintergrund und drei Nachhilfelehrerinnen hat. Aber die sozialen Unterschiede kannst du nicht ausgleichen. Als Lehrer spielst du eine Rolle, als Direktor, Klassenvorstand, Mathematik-, Englischlehrer, jeder hat seine Rolle, und jeder zieht in eine andere Richtung.

– *Das klingt ja ziemlich resignativ.*

Herr Fasser – Meine [Rolle] ist sicherlich die eines Außenseiters, ich meine Position. Ich bin nicht an wichtiger Stelle, kein Angelpunkt, ohne den nichts läuft. Sowohl, was den Fächerkanon in der Mittelschule betrifft, als auch sonst von meinem Werdegang. Ich bin ein untypischer Außenseiter. Andererseits, andererseits brauch ich nicht die Sinnggebung, die mir von der Gesellschaft zuerkannt wird, für mein Selbstwertgefühl. Vielleicht rede ich mir das ein. Ich hoffe, ich glaube, dass ich mich immer von den äußeren Zuschreibungen distanzieren konnte. Als Künstler geht es mir darum, Gedanken in die Welt zu setzen, die sind für mich wichtig. Und das mache ich als Lehrer. Aber bei den Mittelschullehrern ist ein traditioneller Werdegang wichtig, die haben nicht, so wie ich, die Schule abgebrochen, die haben auch keine Studienberechtigungsprüfung gemacht und dann irgendwie...Bei denen ist sicher alles anders gegangen: Mittelschulzeit, Studium, dann studiert. So ist das bei mir nicht. Da gehöre ich nicht hinein.

April/Juni 2001

Angestellt auf Zeit – Marginalisierung im Universitätsbetrieb

Gerlinde Malli

Auch die Freiheit der Wissenschaft, jenes hochbesetzte Symbol bildungsbürgerlicher Tradition, das sich nach den Konzepten der so genannten Gelehrtenrepublik definiert, ist unter Druck geraten. Die Veränderungen betreffen in Graz drei Universitäten¹⁶⁸, besondere Orte gesellschaftlicher und kultureller Herstellungskraft für das Grazer Bildungsbürgertum.

Im Zuge der Modernisierungsprozesse wurde die Kluft zwischen der gesellschaftlichen Veränderung und den alten Formen der internen Organisation, bzw. zwischen den an die Universitäten herangetragenen Aufgaben und deren traditionellen Idealen, immer größer. In den 1960er Jahren setzten Reformen ein, die auf das Defizit von demokratischen Strukturen reagierten und zu einer Ausweitung der an Entscheidungen beteiligten Personenkreise führten.¹⁶⁹ Gleichzeitig öffnete der universitäre Bildungsbereich seine Grenzen für Studierende aus allen Milieus. Die neue Universität sollte antihierarchisch und antielitär wirken. Der Wegfall der Studiengebühren war ein entscheidender Schritt, Studierenden aus bis dahin ferngehaltenen Schichten den Zugang zu erleichtern. Die Reformen aber griffen nicht weitreichend genug. Traditionell gut gefestigte hierarchische Strukturen und Bildungsideale wirkten weiter. Zu Beginn der 90er Jahre regte sich neues Unbehagen. Medial transportierte Kritik hielt den universitären Bildungsstätten vor, sie verabsolutieren die Interessen ihrer Mitglieder und Angehörigen und vernachlässigen den Außenbezug. Der Diskurs medialer Berichterstattung war von einer abwertenden Rhetorik des Bestehenden beherrscht: Die Universitäten seien schlecht funktionierende, mit pragmatisierten, nicht leistungsfähigen Beamten und Beamtinnen besetzte Betriebe. Für die schon in der Ordinariatenuniversität angelegte defizitäre Dienstleistungsorientierung und unprofessionelle Wahrnehmung von Managementaufgaben biete sie überhaupt kein Konzept. Sie wurde als ineffizient, unflexibel, leistungsschwach und im Korsett staatlicher Regulierung erstarrt kritisiert.

Mit dem Universitätsorganisationsgesetz 1993 wurde eine Reform der österreichischen Universitäten in Gang gesetzt, die eine konsequente Umwandlung der bisher staatlich gelenkten in autonome und »leistungsstarke« Institutionen vorsieht. Bereits damals zeichnete sich ab, was mit dem Universitätsgesetz 2002 nun verwirklicht werden soll. Die staatliche Zuständigkeit und Verantwortlichkeit für Bildung wird reduziert, die Universitäten werden voll rechts- und geschäftsfähig, an die Stelle des Bundesdienstrechts tritt das Angestelltenrecht. Nicht mehr der Staat ist Dienstgeber, sondern die autonome Universität ist Dienstgeberin der

Beschäftigten. In der neuen Entscheidungs- und Verantwortungsstruktur ist die Mitbestimmung der Universitätslehrerinnen und -lehrer des Mittelbaus und der Studierenden weitgehend ausgeschaltet. Die Charakteristika der neuen Struktur, wie sie die erweiterte Autonomie vorsieht, werden der Wirtschaftseffizienz angepasst. Die Universität soll als selbständiger Betrieb reüssieren können. Der Einfluss des Staates folgt der Steuerung im Sinne eines ökonomischen Anreizsystems. Unter diesen Vorzeichen erfordern Vollrechtsfähigkeit und Ausgliederung in Ausbildung und Forschung sowohl eine inhaltliche Ausrichtung als auch einen organisatorischen Aufbau nach ökonomischen Grundsätzen. Akkumulierungs- und Kontrollstrategien begleiten die Transformation ihres ehemals hochbesetzten symbolischen in ein ökonomisches Kapital. So hofft man im internationalen Wettbewerb bestehen und daraus wieder an Selbstbewusstsein gewinnen zu können. Der feste Platz als unabhängiger Ort der Wissensproduktion scheint nun vielen endgültig verloren.

Das neue Modell und seine Konsequenzen

Das bisher gültige wissenschaftliche Paradigma hat durch neue ökonomische Abhängigkeiten sein Selbstverständnis eingebüßt.¹⁷⁰ Die Verflechtung von wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse mit wirtschaftlicher Rentabilität, die sich hinter der propagierten Privatisierung verbirgt, bedroht die wissenschaftliche Autonomie. Budgetkürzungen lassen befürchten, dass vor allem Bereiche, die außerhalb des freien Marktes liegen – geisteswissenschaftliche Disziplinen zum Beispiel – für Investitionszwecke zugerichtet werden müssen. Da dort investiert wird, wo Gewinne zu erwarten sind, ist die Existenz mancher Studienzweige bedroht. Erstmals hat nun auch die Wissenschaften ein Prozess eingeholt, der sich in anderen gesellschaftlichen Bereichen längst vollzogen hat. Die Beschäftigungsverhältnisse und die damit verknüpften Arbeitsbedingungen werden betriebswirtschaftlichen Modellen angepasst. Gefordert werden auch hier flexible und mobile Dienstnehmerinnen und -nehmer. Sicherheit beruht nicht mehr auf langfristiger Beschäftigung, sondern auf »Beschäftigungsfähigkeit.«¹⁷¹ Diese funktionale Flexibilisierung, die eine andauernde Anpassungsbereitschaft erfordert, entpuppt sich in Bourdieu'scher Wendung als »fleischgewordene Höllmaschine.«¹⁷² Die Gefühle der Unsicherheit im etablierten Feld wissenschaftlicher Reputation werden durch ein Gefühl des »Nicht-Genügens« und der Unwürdigkeit verstärkt. Den Preis des radikalen Reformumbaus zur Dienstleistungsuniversität zahlen viele – besonders jene, deren Plätze in diesem System nicht gesichert sind.

Die Chancen für Frauen, in Eingangspositionen der universitären Laufbahn zu kommen, sind zwar mit der ersten Reform gestiegen, die nun eingeführte Befristung der Arbeitsverträge verweist aber auf diskontinuierliche Berufslaufbahnen. Nach einzelnen Stufen steht der Verbleib sowohl für die jungen Wissenschaftlerinnen als auch für ihre männlichen Kollegen stets erneut zur Dispo-

sition.¹⁷³ Befristete Beschäftigung gilt generell als kostengünstige Variante für die Rekrutierung und Erprobung neuer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Ein häufig angeführtes Argument ist es, dass dem Nachwuchs so die Chance gesichert werde, in das Feld der scientific community »einzutreten«. Angesichts der gegenwärtigen Budgetsituation laufen diese Versprechungen freilich weitgehend ins Leere. Der Aufbau einer wissenschaftlichen Karriere ohne zeitliche Unterbrechungen wird nach dem neuen Modell zum Ausnahmefall, der »ganz normale« Abbruch der Karriere zum persönlichen Problem, die begonnene wissenschaftliche Laufbahn zur Falle. Wenn es Frauen auch gelungen ist, in einzelnen Disziplinen als Wissenschaftlerinnen zu arbeiten, so besetzen sie in erster Linie doch befristete Stellen.¹⁷⁴ Durch das neue Dienstrecht wird ihre latente Benachteiligung in der männerdominierten scientific community nicht nur perpetuiert, sie droht sich sogar zu verschärfen. Da Spitzenpositionen an den Universitäten nach wie vor Männerdomänen sind, verringern sich ihre Einflussmöglichkeiten durch die reduzierte Mitbestimmung an der Basis und im Mittelbau. Die ehemals bruchlosen Berufsbiografien von Wissenschaftlerinnen transformieren sich zu puzzleteiligen Laufbahnen. Ein Phänomen, das bereits für das Ende der 70er Jahre konstatiert wurde, scheint mittlerweile zur Norm geworden zu sein.¹⁷⁵ Der Vorteil der vielgepriesenen Wahlmöglichkeiten zum Besseren verkehrt sich und wird zum Zwang der Wahl zum Schlechteren. Das Neue daran ist, dass diese Brüchigkeit, diese Zerbrechlichkeit von Lebenskonzepten, nun institutionell verankert wird.¹⁷⁶

Neue alte Abhängigkeiten

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden nun mit den Gesetzmäßigkeiten des freien Marktes konfrontiert. Managementfähigkeiten sollen als Erfolgsnormen gelten, kapitalisierbares Wissen als Grundlage. Gleichzeitig lebt die Universität als über Jahrhunderte gewachsene Institution von Strukturen, die ihr Dauerhaftigkeit verleihen. Tradition, Riten und Praktiken ihres partriarchalen Ursprungsmodells sind stabil und reproduzieren sich durch die Logik der akademischen Initiation weiter. Es mag zum Wesen jeder Institution gehören, dass sie von jenen gehalten wird, die in ihr gesichert sind. Das universitäre Feld als »Stätte der Auseinandersetzung und des Kampfes«¹⁷⁷ um Prestige, Renommee und Anerkennung, als System des Reputationswettbewerbes und Revierdenkens, wird weitergetragen, während die Anforderungen an die Nachwuchsgeneration der globalen Bildungsindustrie gehorchen. Obwohl es die kontinuierliche Modellkarriere mit klaren Aufstiegsbedingungen für sie nicht mehr gibt, sind sie ihren grundlegenden Prinzipien, den »Praktiken der Reproduktion der eigenen Zukunft«, unterworfen. Paradoxerweise mehr denn je, denn die Manipulation ihrer Karrieren wird durch ihren unsicheren Status verstärkt. So sind sie mit kulturellen und strukturellen Widersprüchen konfrontiert, Frauen sind zudem, nach wie vor, dem Spannungsverhältnis zwischen weiblicher und wissenschaftlicher

Sozialisation ausgesetzt. Ihre Karrierechancen messen sich an der männlichen Erfolgslogik, an den altbewährten Wahrnehmungs- und Handlungsschemata, ebenso wie an den gesteigerten Anforderungen der funktionalen Flexibilität, die keinen Platz für kontinuierliche Beziehungen oder unkalkulierbaren Zeitbedarf für Kinder zulässt. Die neoliberalen Umstrukturierungen sind demnach höchst ambivalente Prozesse der Festschreibung und Flexibilisierung der Geschlechterverhältnisse. Die Forderungen der Frauenbewegung der 80er Jahre nach Selbstbestimmung nehmen damit eine paradoxe Wendung. Die wohlklingende Rhetorik der Eigenständigkeit ist nun als Aufforderung an die Wissenschaftlerinnen zu begreifen, ihre Arbeits- und Leistungsfähigkeit zu steigern. Die Ambivalenz dieses Arrangements besteht in der Notwendigkeit, die neuen und alten Spielregeln zu befolgen, obwohl sie sie gleichzeitig in Frage stellen. Sie hoffen, dass sie die überstrapazierten Konzepte der Selbstbestimmung und des Selbstmanagements durch eigensinnige Aneignungs- und Produktionsweisen für sich nutzbar machen können. Ohne die Kämpfe und die Errungenschaften der ersten Frauengeneration an den Universitäten schmälern zu wollen, sieht es so aus, als müssten die nachfolgenden Generationen doch wieder von vorne beginnen, um ihre Rechte einzufordern und eine kongruente Identität als Wissenschaftlerinnen aufbauen zu können.

Vermeintliche Freiheiten

Die Universitäten müssen sich immer mehr auf jene Wissensproduzenten- und producentinnen verlassen, die einen Teil ihres Lebens dazu bereit sind, hohe Leistungen für geringe Beträge zu erbringen. Kurzfristig angelegte Projektarbeiten unterbrochen von Phasen der Arbeitslosigkeit bzw. des Jobbens in völlig anderen, fachfremden und dequalifizierenden Bereichen des Arbeitsmarktes bilden immer häufiger das erste Versatzstück der Berufsbiografien von Frauen und Männern, die im Forschungsbereich tätig sein wollen. Ihnen wird die Ungewissheit zum erzwungenen Lebensprinzip. Ein Weiterhandeln von Projekt zu Projekt, von Werkvertrag zu Werkvertrag treibt ihr Leben voran, durchzogen von der Angst, ab eines bestimmten Alters die Möglichkeiten der ohnehin knappen finanziellen Unterstützung in Form von Stipendien, kurzfristigen Projektaufträgen oder Fondsverträgen ausgeschöpft zu haben. Die Unterbezahlung ihrer Arbeit ist bereits miteingeplant; durch die Angehörigen des »akademischen Proletariats« wird letztendlich das Funktionieren der Institutionen gewährleistet. Die Anerkennung, die sie dafür ernten, ist gering: Sie führen ein Nomadendasein am Rande der Universität und stehen nicht nur finanziell, sondern auch symbolisch am unteren Ende der Hierarchie. Soziale Errungenschaften wie gesicherter Mindestlohn, Krankenstand, bezahlter Urlaub oder eine Arbeitslosenversicherung gibt es für sie nicht mehr.

Galt die freiberufliche Tätigkeit als Wissenschaftlerin – oder seltener als Wissenschaftler – in den 80er Jahren noch als Inbegriff für Selbstbestimmung

und Unabhängigkeit, so werden seit Beginn der 90er Jahre die neuen Unfreiheiten der »freischwebenden« Existenz zunehmend spürbar. Heute ist es kaum noch möglich, aus dieser unsicheren Position in fixe Stellen aufzusteigen – weil es sie nicht mehr gibt. Mit diesen »harten Tatsachen« verblassen auch die Illusionen, sich lediglich in einer Einstiegs- oder Übergangssituation zu befinden. Dazu kommt, dass das kulturelle Kapital prekariert werdender Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen auch am übrigen Arbeitsmarkt zumeist ökonomisch wertlos ist. Die Freuden des selbstbestimmten Arbeitens schwinden und sein Preis ist hoch: Die finanzielle Beengtheit nötigt zur permanenten Jagd nach Aufträgen, um nicht zu verarmen, die Anstrengungen und Unsicherheiten sind auf Dauer weder physisch noch psychisch durchzuhalten.

Auf dem Weg ins Innere

Gerlinde Malli

Magdalena ist eine von vielen jungen Wissenschaftlerinnen, die durch die geplante Dienstrechtsreform ihren Arbeitsplatz bedroht sahen. Sie ist Assistentin an einem Institut der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Ich lernte sie in einer wissenschaftlichen Veranstaltung kennen, an der wir beide teilnahmen.

Magdalena teilt ihre Stelle und ihr Büro mit einer Kollegin. Sie sitzen Rücken an Rücken. Abgesehen von Sekretärinnen, Studentinnen und dem Reinigungspersonal sind die beiden Assistentinnen die einzigen am Institut präsenten Frauen. Nicht selten, so erzählten sie, werden sie mit ihnen verwechselt. Die Erwartung, einer Frau an der Universität zu begegnen, die entweder Sekretärin, Studentin oder Putzfrau ist, liegt offensichtlich noch immer näher als die Annahme, sie könnte sich in den Reihen des Lehrpersonals befinden. Das Büro von Magdalena ist klein und spiegelt das gewohnte Ambiente wissenschaftlich arbeitender Menschen wider: Chaotische Schreibtische beladen mit Papier und Büchern ohne Zahl, Bücher in den Wandregalen, ein Tischkalender in greifbarer Nähe, das surrende Geräusch der laufenden Computer im Hintergrund. Ich musste Magdalena nicht lange um ein Gespräch bitten, es schien ihr ein Bedürfnis zu sein, über ihre berufliche Situation zu sprechen. Im Moment werde ihr und allen nicht pragmatisierten Kolleginnen und Kollegen die berufliche Existenz schwer gemacht. Ihre Kollegin am Nebentisch brachte sich ins Gespräch ein und bestätigte das Gesagte. Magdalena schlug vor, dass wir uns in einem Kaffeehaus treffen. Sie wollte das Gespräch nicht am Institut in ihrem Büro führen, um nicht zu stören oder gestört zu werden.

Unser erstes Treffen fand in einem Café am Stadtparkrand statt. Magdalena wartete bereits auf mich. Noch einige Schritte vom Gebäude entfernt, konnte ich sie durch die Glaswand erkennen. Sie saß an einem kleinen Tisch in der Ecke, vertieft in ein Buch. Magdalena ist Mitte 30. Sie wirkt erfahren, eingepasst in eine Welt, die sie im Begriff ist, zu erobern. Als ich das Kaffeehaus betrat, blickte sie auf und legte ihr Buch zur Seite. Ich fragte sie gleich nach den Hintergründen ihrer angedeuteten Schwierigkeiten an der Universität. Mit einer Sprechgeschwindigkeit, die mir zwar vertraut war, mich aber in diesem Moment dennoch überraschte, brachen ihre Worte über mich herein, emotional und aufgeregt, dann wieder abwägend, aber nie resigniert.

Magdalena ist in einem familiären Umfeld aufgewachsen, das geprägt war von Sicherheit, Fleiß und gegenseitigem Respekt. Ihr Vater war Angestellter im Bereich der Verkehrssicherheitstechnik. Ihre Mutter arbeitete vor der Geburt ihres ersten Kindes als medizinisch-technische Assistentin. Beide waren schon

verhältnismäßig alt, als sie als zweites Kind auf die Welt kam. Als sie 13 war, erfüllten sich die Eltern ihren lang gehegten Traum: Sie verließen die deutsche Stadt, in der sie bis dahin gelebt hatten und zogen nach Österreich, um den Rest ihres Lebens am Land zuzubringen. Magdalena musste sich dem Rhythmus ihrer pensionierten Eltern anpassen. Obwohl sie Altvertrautes vermisste, konnte sie die neue Umgebung bald genießen. In unserem Gespräch erinnerte sie sich daran, wie sie mit Bleistift und Papier die Schönheiten der Landschaft festzuhalten versuchte. Sie meinte, ihre Kreativität als Wissenschaftlerin nun in Form der Textproduktion auszuleben.

Heute wohnt Magdalena in einem Stadtteil von Graz mit einem hohen Anteil an jungen Akademikerinnen, Akademikern und Jungfamilien. Am Stadtrand, gerade noch eingebunden ins öffentliche Verkehrsnetz, aber alten Gärten nahe genug, um sich wohl zu fühlen, lebt sie alleine in ihrer Wohnung. Sie fühlt sich nicht einsam. Immer wieder gibt es Beziehungen. Ihr Alleinleben ist weder bewusst gewählt, noch eines um jeden Preis, in dem Männer keinen Platz haben. Sie bindet ihren Lebensentwurf in erster Linie an den Beruf und an finanzielle Unabhängigkeit. Kinder zu kriegen und eine beständige Partnerschaft zu haben, zählen nicht zu ihren aktuellen Zukunftsperspektiven. Sie hat sich aus der für ihr Herkunftsmilieu nicht hinterfragten Selbstverständlichkeit des weiblichen Rollenbildes ohne Widerstände und krisenhafte Identitätserfahrungen herausgelöst. Das Bild der alleinlebenden Frau wird heute im städtischen Umfeld als Normalität erfahren, während Frauen der vorigen Generation ihr Alleinleben erst nach krisenhaften Jahren als Gewinn verbuchen konnten. Magdalena ist die Emanzipation aus der tradierten Rolle der Mutter und Hausfrau in die berufliche Karriere gelungen. Der berufliche Aufstieg kostet sie aber enormen Aufwand an Zeit und Energie. Es bleibt zu fragen, ob Beruf und Familie überhaupt in Einklang gebracht werden könnten.

Magdalena verfügt über ein großes Beziehungsnetz. Sie bedauert, dass ihr wenig Zeit bleibt, es zu nützen. Sofern es für sie Freizeit gibt, verbringt sie diese mit ihrer alten Mutter, die seit dem Tod ihres Mannes in Graz lebt. Die Art, wie sie über diese Fürsorgepflicht spricht, erschien mir als verschwiegenes Übereinkommen zwischen Tochter und Mutter, als ein Sozialvertrag, der nie ausgehandelt werden musste. Diese Bindung widerspricht den Anforderungen, die ihr Beschäftigungsverhältnis an der Universität an sie stellt. Die zwanghafte Mobilitätsforderung auf allen Ebenen, die Freiheit in Zeit und Raum suggeriert, passt nicht zu einem Lebenskonzept mit dauerhaften Beziehungen und familiären Betreuungspflichten. Zwei Wirklichkeiten mit unterschiedlichen sozialen Orientierungen und unvereinbaren kulturellen Geschwindigkeiten prallen aufeinander.

Im mittelständischen Milieu sozialisiert, war sie bereit, den Preis zu zahlen, der für die Verwirklichung einer wissenschaftlichen Karriere verlangt wird. Ihr bisheriges Leben scheint permanent für eine berufliche Zukunft geopfert worden zu sein.¹⁷⁸ Nicht selten sprach sie von hundertprozentigem Leistungseinsatz, von Entbehrungen und unbedingter Konsequenz im Berufsalltag, der weit mehr als 40

Stunden in der Woche beansprucht. Seit sechs Jahren ist sie in den universitären Betrieb involviert. Nach ihrer Projektarbeit hat Magdalena als halbtägig angestellte Vertragsassistentin gearbeitet. Lange Zeit wurde sie mit Versprechungen in Schwebelage gehalten, hin und wieder wurde ihre halbe Stelle auf eine ganze aufgestockt.¹⁷⁹ Die überwiegende Zeit ihrer Berufserfahrung hat sie allerdings auf Halbtagsvertragsbasis zugebracht. Abgesehen davon, dass diese Beschäftigungsform aus ihrer heutigen Sicht keine langfristige Perspektive sein kann, weil sich der Einsatz, die Investitionen und Entbehrungen nicht bezahlt machen, wurde zuletzt ihre Situation auch existenziell immer unerträglicher. Knapp 9.000 Schilling (654 €) monatlich reichten gerade zum Überleben und standen in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Leistung. Bereits der Gedanke an eine Forderung nach finanzieller Aufstockung erzeugte bei ihr schlechtes Gewissen, Schuld- und Schamgefühle.¹⁸⁰ Dennoch schaffte sie es nach langem Zögern, ihrem Vorgesetzten klar zu machen, dass sie eine ganze Stelle mit adäquater Entlohnung verdiene. Ein Sprung über den eigenen Schatten. Im Sommer des Vorjahres wurde ihre Halbtags- in eine Ganztagsstelle umgewandelt. Als mir Magdalena davon erzählte, sprach sie von Glück und Zufall. Das knappe Angebot an Stellen und die Existenz einer akademischen Reservearmee ließen sie ihren Aufstieg als glücklichen Zufall deuten. Aber es wäre kurzschlüssig und im gängigen Klischee des passiven Geschlechts gedacht, wenn weibliche Karrieren an der Universität nach dem Zufallsprinzip abliefen.¹⁸¹ Im Zuge ihres sich vertiefenden Einblickes in die oberen Sphären der institutionellen Hierarchie wurde ihr die Bedeutung ihrer Geschlechtszugehörigkeit mit aller Klarheit vor Augen geführt. Die diskriminierenden Wahrnehmungs- und Handlungsschemata von Männern in Machtpositionen forderten strategische Neutralisierungsarbeit, um an den herabsetzenden Äußerungen und Praktiken nicht zu zerbrechen.

Durch die neue Hochschulreform, die zum Zeitpunkt unseres Gespräches noch nicht als Gesetzesentwurf, sondern lediglich als Schlagwortkatalog vorlag, verlor Magdalenas Bild von Universität seinen Zauber. Bis dahin glaubte sie an die Universität als Ort der kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlich relevanten Problemen, als Stätte, in der Bildung als Wert gesichert ist, ohne ständig Vermarktung und Profit der Wissensproduktion als Legitimationsgrundlage bedenken zu müssen.¹⁸² Jetzt sieht sie das geisteswissenschaftliche Bildungsideal gänzlich überholt. Es fällt ihr schwer, sich in einer Welt zurechtfinden zu müssen, die sich nicht mehr für bedächtiges Nachdenken und Überdenken gesellschaftlicher Probleme interessiert – allzu viel an Kreativität werde heute eher bestraft und wirke sich kontraproduktiv auf die Sicherung des eigenen Lebensunterhaltes aus. Suggestiert wird eine Welt, die für den »pluralistisch denkenden« Menschen alle Möglichkeiten offen hält, während sie gleichzeitig vorschreibt, wie man sich zu vermarkten hat. Vor dem Hintergrund universitärer Transformationsprozesse wirkte Magdalenas Bild von Universität wie ein verzweifelter Versuch, etwas zu retten, das von neuen Profilen überrollt wird. Magdalenas massive Verteidigung eines von kapitalistischen und politischen Interessen freien, demokratischen

Universitätsmodells ist zugleich auch Verteidigung ihrer eigenen Position, die sie sich hart erkämpfen musste. Die Umsetzung der neuen Dienstrechtsüberlegungen würde Magdalenas gesamte wissenschaftliche Laufbahn in Frage stellen und ihre Anstrengungen entwerten. Zur Zeit unseres Gespräches vermittelte sie den Eindruck, ihre Zielvorstellungen verloren zu haben. Magdalenas Kompetenzen und Qualifikationen sind speziell auf das universitäre Feld zugeschnitten und lassen sich in der freien Marktwirtschaft kaum in ökonomisches Kapital transformieren.¹⁸³ Die Unsicherheit verdoppelte sich. Dennoch, Magdalena war bereit zu kämpfen: »Ich werde mich anketten am Dach [...], das würd vielleicht wenigstens Aufsehen erregen.« Diese Aussage hat symbolisches Gewicht. Sie bringt die Verbundenheit mit der Institution ebenso zum Ausdruck wie den Übergang von Unsicherheit in totale Hilflosigkeit, in Machtlosigkeit gegenüber der wirtschaftlichen Vorherrschaft und ihrer ideologischen Rhetorik.

Eine Vertragsassistentin

(Interviewerin: Gerlinde Malli)

Ein ewiges Hin und Her

[Am Beginn des Gespräches schilderte mir Magdalena ihre bisherige Berufslaufbahn.]

Magdalena – Ich mein, man kann nichts planen irgendwie auf der Basis von halb [einer Halbtagsstelle]. Man ist zwar soweit gesichert, dass man irgendwie davon leben kann. Irgendwie! Aber es ist nicht die Perspektive zu sagen, dass man so sein ganzes Leben lang machen kann. Also, das, das geht einfach nicht! Ich sage nicht, dass es am Anfang schlecht ist, also ein, zwei Jahre, wenn man das weiß, ist es okay. Aber es muss dann irgendwann einmal eine Aufstockung, eine längerfristige, rauskommen, weil eben 100 Prozent gefordert werden und dann sollte man auch 100 Prozent bezahlt werden. Und sich eben nicht immer Gedanken machen müssen: Ja, krieg ich jetzt irgendwie noch schnell für ein paar Wochen einen Nebenjob, damit ich mir den Urlaub vielleicht finanzieren kann? Oder vielleicht einen neuen Wintermantel? Oder was auch immer. Das sind Dinge! Ich hab dadurch, dass ich eben bei den Projekten Zeiten gehabt habe, wo ich auch nichts gehabt habe, da hab ich zwar gewusst, ich kann dann mit dem Projekt wieder einsteigen, aber da war halt ein Vierteljahr lang kein Verdienst da. [...] Da habe ich ein ziemliches Minus produziert gehabt auf dem Konto. Und das habe ich halt die ersten Jahre mit dieser halben Stelle dann auch abgezahlt. Das ist wirklich so dahingegangen, gerade dass ich über die Runden gekommen bin und meine Schulden zurückgezahlt habe aus der vorhergehenden Zeit und deshalb war ich natürlich immer froh, wenn ich aufgestockt war. Ja, und es hat halt lange Zeit auch immer wieder Konflikte gegeben, wenn eine Möglichkeit gewesen wäre, eine ganze Stelle daraus zu machen, die nicht genutzt wurde von Institutsseite, wo man halt wieder mehrere halbe gehabt hat.

Die haben das mit einem Schlag zunichte gemacht!

– *Deine Stelle an der Uni teilst du mit einer Kollegin?*

Magdalena – Ja, und es hat halt lange Diskussionen immer wieder gegeben und es hat jahrelang gedauert, bis ich meinen Standpunkt da auch den Professoren gegenüber deutlich gemacht habe, dass das eigentlich keine Aussicht ist. Wenn man einerseits sagt, ja, es ist alles wunderbar, und ja, Sie werden habilitieren und wunderbar, aber andererseits kein ganzes Einkommen da ist! Und ich mein, das ist zum Glück dann irgendwann auf fruchtbaren Boden gefallen. [...] Das ist halt lange, ein langer Kampf gewesen. Ja. Und jetzt hätte ich das zwar, und aus ist der Traum schon wieder... [lacht]. Ja, diese schöne Situation hat leider nur drei Monate angehalten, weil eben im Dezember [2000] diese neuen Dienstrechtsvorstellungen präsentiert worden sind, wo dann irgendwie, ja, irgendwie eine Perspektive, die sich über sechs Jahre, eigentlich länger schon, weil vorher war ja auch immer der Wunsch da, in der Wissenschaft bleiben zu können, verloren gegangen ist. Die haben das mit einem Schlag zunichte gemacht! Und was sich jetzt so abzeichnet seit Dezember, von den Verhandlungen her, ist, dass alles eigentlich noch frustrierender ist und ohne irgendwie mit der Aussicht, dass sich da von der Perspektive her etwas bessert. Also, ich find das ziemlich demotivierend, weil dadurch auf einmal... Mit einem Schlag wird davon ausgegangen, dass es egal ist, ob man etwas leistet oder nicht. Automatisch ist ein Vertragsende da.

– *Das würde deine ganze Arbeit entwerten.*

Magdalena – Das ist ein völliger Bruch mit allem, was vorher da war und das wirft natürlich meine eigene Lebensplanung total über den Haufen. Weil eben genau das... also, das Gefühl zu sagen, es hängt von mir selber ab, von meiner eigenen Leistung und wenn ich was leiste, dann kann ich auch bleiben, das fällt weg. Egal, ob ich was leiste, ich muss sowieso gehen. Das ist sozusagen im Augenblick so meine Situation. [...] Wissenschaft ist etwas, was mich interessiert, was ich gerne mach, aber ich denk trotzdem, dass es ein bisschen viel verlangt ist, zu sagen, auch wenn... also, nur weil es einem Spaß macht oder weil es etwas ist, was vielleicht aus Sicht von vielen Außenstehenden eine privilegiere Stellung ist, dass man sich mit etwas beschäftigen kann, was einen interessiert, dass man dafür in Kauf nehmen muss, dass man entweder sehr wenig verdient, oder eben halt keine Sicherheit hat. Ich denke mir, das kann es nicht sein! Also, auch wenn es ein Job ist, der einem sehr viel persönliche Befriedigung gibt, heißt das nicht, dass es das ersetzt, dass man auch einfach ein normales Einkommen hat. Gerade wenn man auch vergleicht mit anderen Studienabsolventen, wäre schon zu erwarten, dass man davon auch zumindest leben kann, ohne dreimal darüber nachzudenken, ob man jetzt auf Urlaub fährt oder nicht oder eben eine größere Wohnung nimmt oder nicht. Aber das wird einem immer so ein bisschen... ich weiß gar nicht woher, es kommt dann vielleicht auch aus einem selber eher... das schlechte Gewissen. Ja, eigentlich, ich muss ja froh sein, dass ich das machen darf, weil eigentlich macht es mir ja Spaß

und jetzt darf ich mich nicht allzu sehr beschweren, dass ich nur halb bin, oder, dass das so unsicher ist, weil anderen geht es noch viel schlechter.

[...]

Gratwanderung

Magdalena – Während des Studiums und auch am Anfang habe ich eigentlich nicht den Eindruck gehabt, dass mir irgendein Nachteil daraus erwächst, dass ich eine Frau bin. Aber das ist eine ziemliche, ja, verkehrte Sicht der Welt. Wenn man dann länger drinnen ist in dem System, fällt einem sehr wohl auf, wo da genau die gläserne Decke ist. Dadurch, dass ich eben relativ lang auf der Uni bin, bin ich in den verschiedensten Gremien mittlerweile drinnen. Ich habe alles mögliche bereits kennen gelernt und gesehen, so dass es auf einmal sehr berührt. Also, während des Studiums und auch in sonstigen Bereichen wäre mir nie aufgefallen, dass ich jetzt als Frau einen Nachteil gehabt hätte. In diesen Gremien war ich auf einmal in sehr vielen Fällen die einzige Frau, die dort war. Und das ist jetzt vorrangig nicht unbedingt schon ein Problem, aber man merkt es dann irgendwann, dass es dann doch ein Problem werden kann. Mir ist es ganz krass aufgefallen, so vor ein paar Jahren. Das ist jetzt zwei Jahre, glaube ich, her. Bei einem Habilkolloquium von einem Kollegen wollte ich halt einmal schauen, wie so etwas abläuft, auch im Hinblick auf das eigene, um sich da seelisch darauf einzustellen. Ja, und da war ich die einzige Frau. Unter den Zuhörern, unter dem Gremium, das dort saß, der Vortragende, also derjenige, um den es ging, war auch ein Mann, und ich habe mir dann überlegt, wie wäre es eigentlich, wenn ich da draußen sitze? Und dann habe ich mich relativ unwohl gefühlt. Weil ich einfach glaube, dass dann, wenn es um etwas geht, also, wenn es um eine höhere Ebene auf der Uni geht, dass da auf einmal sehr wohl diese Männerseilschaften einsetzen. Ohne, dass das bewusst gemacht wird, aber wo man einfach als Frau irgendwie so, na ja, mit einem zgedrückten Auge angeschaut wird: Ist das so ernst zu nehmen, was die sagt? Oder kritischer hinterfragt wird. Vor allen Dingen, wenn man sich überlegt, dass man vielleicht ein geschlechtsspezifisches Thema hat. Also da, da stell ich mir das sehr schwierig vor. Und das habe ich auch de facto erlebt in einigen Gremien, wo über Frauen in einer Weise geredet wird, die zwar offiziell nach außen hin lustig aussieht, aber die keineswegs lustig ist! Und das ist aber ein Bereich, der einem erst zugänglich wird, wenn man länger drinnen ist. So als Studentin oder als junge Assistentin denkt man sich, na ja, ich werde das jetzt durchsetzen. Dann merkt man aber, dass das keineswegs so leicht durchzusetzen ist! Dass Wortmeldungen zum Beispiel von Frauen erst einmal nicht registriert werden. Dass man zehnmal darauf hinweisen muss, dass das im Protokoll aber doch eingetragen gehört, dass man das und das gesagt hat. Dass diese Dinge einfach vergessen werden, weil man eine Frau ist, während bei den Männern... deren Wortmeldungen zum Beispiel sofort protokolliert werden, und bei mir unter den Tisch fallen. Da merkt man dann, dass man sich auch hart durchsetzen muss, dass es nicht automatisch geht. Und das sind oft so, so Feinheiten, die man

nicht wirklich festmachen kann, die aber einfach vom Atmosphärischen da sind. Also ich denk, die Luft ist für Frauen, sobald sie in eine höhere Ebene kommen auf der Uni, noch immer sehr dünn. Und da ist noch einiges zu machen. [...] Ich mein, ich hätte mir zum Beispiel auch einmal eine Professorin gewünscht als Vorbild, jetzt nicht als Vorbild zum Nacheifern, aber irgendwie doch als Ansprechperson oder so. Ich denke mir, da fehlt einiges auf der Uni.

– *Und wie geht es dir persönlich damit, welche Möglichkeiten hast du gefunden, damit umzugehen?*

Magdalena – Na ja, persönlich versuche ich halt irgendwie damit umzugehen und habe bis jetzt noch immer irgendeinen Weg da durch gefunden, aber das ist halt, ja, immer so eine Gratwanderung irgendwie, dass man halt durch irgendwelche Strategien, sei es jetzt durch Freundlichkeit oder sei es durch beharrlich Hinterherhacken... so dass man dann bekommt, was man möchte, aber es dauert halt eine gewisse Zeit lang.

– *Ein bisschen mehr Einsatz, der notwendig ist, um...*

Magdalena – [Unterbricht:] Ich bin überzeugt davon, dass bei manchen Männern das eben nicht solange dauert... Und nicht diese Energien notwendig sind und dass man sich eben auch nicht mit diesen leicht grinsenden Bemerkungen auseinandersetzen muss, die manchmal gemacht werden. Ich arbeite in verschiedenen wissenschaftlichen Vereinigungen, die sich mit Vortragsorganisationen und solchen Sachen beschäftigen, und dort versuche ich halt auch immer wieder: Ja, man könnte eine Frau einladen zu diesem Thema oder man könnte, was weiß ich, die und die einladen. Und dann kommen immer so Bemerkungen: Ja, müssen wir das? Und haha, jetzt müssen wir aber, sonst schimpft sie mit uns. Diese blöden Witzeleien, die, wenn ein Mann eingeladen wird als Vortragender, nicht kommen. Aber das ist natürlich nichts, wo man sich dann aufregen kann, wo es auch keinen Sinn hat, sich aufzuregen, weil dann steht man gleich als Extrememanze da. Da werden Atmosphären geschaffen, die irgendwie stören.

[...]

Das sind die, die eh nichts besseres zu tun haben, als auf der Straße zu stehen

– *Was macht ihr Assistentinnen gegen das neue Dienstrechtsgesetz?*

Magdalena – Wir haben einen Informationsbrief organisiert. Weil, was mich so besonders aufregt, ist eben, dass in der Öffentlichkeit kaum darüber informiert wird, was das heißt. Und wir haben eben versucht, den Brief so zu formulieren, dass auch Wirtschaftstreibende kapierten, was damit gemeint ist, was das heißt, wenn eben zum Beispiel Firmenchefs gezwungen sind, ihre Mitarbeiter nur wegen Vertragsablauf auf die Straße zu setzen und damit eigentlich Know-how verlieren... Was jeder normale Wirtschaftsbetrieb eigentlich versucht, für sich zu bewahren und bei sich zu behalten. Also, die guten Leute will man ja behalten! Wir haben eben versucht, auf die Art und Weise einen Brief zu formulieren und an die verschiedenen Parteien in der Steiermark, an die Nationalratsabgeordneten und die Wirtschaftstreibenden von den größeren Firmen zu verschicken, einfach,

um einmal wirklich Information auch zu betreiben. In der Presse steht das ja nicht drin, da steht immer nur, dass die Uni-Lehrer an ihrer Pragmatisierung festhalten wollen, was so ja nicht stimmt! Aber es wird einfach nicht wirklich in die Öffentlichkeit gebracht. Ja gut, da waren halt ein paar, eine Hand voll Leute, die das gemacht haben. Also, eigentlich waren wir zu dritt. Und die anderen haben uns unterstützt und wir haben es auch abgeschickt.

– *Gab es eine Reaktion darauf?*

Magdalena – Die Reaktion war gleich Null, aber ich mein, die haben wir auch nicht erwartet. Gut, dann haben wir gesagt, sollten wir noch mehr machen, irgendwelche Aktionen? Dann ist halt die Frage, was steht uns zur Verfügung? Zum Beispiel Streik ist lang diskutiert worden, na ja, aber wen treffen wir? Die Studenten! Und angesichts der Studiengebühren ist das natürlich auch nicht gerade die feinste Lösung, wenn wir streiken. Außerdem kratzt das die Öffentlichkeit wahrscheinlich so gut wie gar nicht. Also, das ist eher mein Eindruck, dass in den letzten Jahren die Lobby für Bildung und für die Universitäten überhaupt denkbar schlecht geworden ist. Das geht quer durch die Parteienlandschaft. Es tritt eigentlich kaum jemand auf, der sagt, Bildung ist etwas Wichtiges oder das, was weiß ich, Humboldt'sche Universitätsideal: Forschen und Lehren, oder Geisteswissenschaften zu betonen, dass das was Wichtiges ist für so ein Land wie Österreich, das sich so etwas eigentlich leisten könnte oder können sollte, das sagt ja keiner! Es wird immer nur darüber geredet, wie faul die Studenten sind, dass die so lange brauchen, wie faul die Uni-Lehrer sind, dass die alle pragmatisiert sind und nichts mehr tun. Das ist ja das Klima, das herrscht und da ist es halt, glaub ich, denkbar schwierig, eine breitere Basis zu finden, hier zu protestieren. In Graz ist sie halt auch im Sande verlaufen bisher – die Überlegung, wirklich einen Aktionstag wenigstens auf die Füße zu stellen. [...] Aber ich sehe irgendwie keine Basis, weder auf der Uni, dass da alle an einem Strang ziehen, also, die Professoren mit den Assistenten und mit den Studenten zusammen, noch irgendwie außerhalb, dass man eine größere Gruppe an Menschen dafür interessieren kann. Das wird dann eher heißen: Aha, ja genau, das sind die, die eh nichts Besseres zu tun haben, als auf der Straße zu stehen.

– *Die haben Zeit dafür.*

Magdalena – Ja, genau! Da sind meine Vorstellungen, wirklich eine Protestwelle oder so was in Gang zu setzen... Es ist relativ frustrierend und diese verschiedenen Aktionen, Emails zu schicken an Nationalratsabgeordnete oder Faxmitteilungen... Ich mein, ich bin in diesen Email-Listen drin und schick die auch immer weiter. Aber ich glaub, das sind Tropfen auf dem Stein und das interessiert nicht wirklich jemanden. Und bei dieser Regierung habe ich auch eher den Eindruck, wenn man sich die anderen Maßnahmen anschaut, die haben sie genauso durchgedrückt, die genauso ohne Hand und Fuß durchdacht waren und ich befürcht, dass sie das genauso auch mit dem Dienstrecht machen werden.

– *Bekommt ihr Informationen von den Verantwortlichen?*

Magdalena – Ja, wie soll ich sagen... Man versucht, uns in permanenter

Unsicherheit zu halten und das dann mit der schönen Etikette Flexibilität zu versehen. Also, diese Schlagworte, die machen mich wirklich krank! [Die Stimme wird lauter und bestimmter:] Das ist, also... Ich finde, es ist eine Zumutung, dass dieser ganze, dieser Kram noch nicht einmal im ausformulierten Gesetzestext präsentiert wurde, sondern wirklich per Power point. Schlagworte, schöne bunte Folien, das ist scheinbar dieser neue Stil, wo die Betroffenen nicht darüber informiert werden, was man sich genau vorstellt. Wo permanent nur Unsicherheit erzeugt wird, und wo so wunderbare Schlagworte in die Luft gesetzt werden, ohne sich zu überlegen, was das heißt.

– *Das ist es, was präsentiert wird?*

Magdalena – Ja, es gibt nichts! Ich habe gedacht, es gibt einen Kreis an Insidern, die vielleicht ausformulierte Papiere bekommen, Gesetzesentwürfe wirklich mit Paragraphen und richtig durchformuliert, aber laut Informationen von Seite der Gewerkschaft, von Leuten, die dabeisitzen bei diesen Verhandlungen, gibt es noch nichts anderes als das, was im Internet zu holen ist, also diese Power point Folien. Ich mein, das find ich eine Zumutung, weil bei einem konkreten Text, da könnte man, da müssten dann auch Übergangsbestimmungen drinstehen. Da könnte man sich irgendwie genauer damit auseinandersetzen. Schlagworten kann man sehr schwer begegnen. Weil die Schlagworte, die klingen natürlich für die Öffentlichkeit super: Flexibilität und Mobilität zwischen Wirtschaft und Uni und In- und Ausland, ja toll, aber wenn man sich das genauer anschaut, wie soll man wirklich jetzt, bei einem rein geisteswissenschaftlichen Fach zum Beispiel zur Wirtschaft wechseln? Ich mein, was macht ein Numismatiker? Geht er zur Nationalbank? Oder zum Beispiel für meinen Bereich, für die Theorie, fällt das auch flach. Auch bei Fächern, wo man glaubt, dass da der Wechsel zwischen Uni und Wirtschaft eigentlich jederzeit möglich sein sollte, auch da gibt es sicher Bereiche, wo das nicht so automatisch möglich ist. Aber ich mein, das ist natürlich nicht durchdacht. Erstens klingt das einmal toll, Flexibilität und Mobilität. Und gegen das kann man irrsinnig schwer anargumentieren. Ich mein, das geht so weit, dass ich zwischendurch schon geschaut habe, was es denn für Fachhochschul-Studiengänge gibt, die ich absolvieren könnte. Aber ich mein, ich möchte, wenn, dann doch in meinem Bereich bleiben und jetzt nicht völlig das zur Seite schmeißen und ganz was anderes anfangen. [...] Das ist das Einzige, worüber ich froh bin: Dass die Regierung relativ schnell ist und ich zu Weihnachten wahrscheinlich weiß, was läuft.

Ich werde mich anketten lassen am Dach

– *Werdet ihr in irgendeiner Weise unterstützt, zum Beispiel von Professoren?*

Magdalena – Ich mein, am Institut schon. Mit allen, mit denen ich gesprochen habe... Da ist einerseits Entsetzen drüber da, insgesamt, was jetzt diese Uni-reform betrifft, also, auch die Autonomie und die anderen Vorstellungen, die auch damit verknüpft sind und da ist auch Bereitschaft da, wenn ich irgendeine Liste habe zum Unterschreiben, sie würden unterschreiben. Soweit schon, aber nicht so

sehr, dass das über das hinausgeht. Also, dass sie von sich aus ganz aktiv sich einschalten würden. Den Eindruck habe ich nicht. Aber es ist bei uns am Institut sicher durchgehend Skepsis bis Ablehnung gegenüber diesen Dienstrechtsvorstellungen da. Und auch so, wenn man mit anderen Professoren spricht von anderen Instituten oder von Wien, wo ich eben Gelegenheit hab. Ich mein, ich versuch es überall anzuschneiden, das ist das Einzige, was ich im Augenblick wirklich mach. Das kann ich jederzeit tun, also, sowohl mit Professoren als auch privat im Bekanntenkreis, einfach einmal zu informieren, was da wirklich passiert. Aber da habe ich schon den Eindruck, dass manche halt wirklich noch nicht gesehen haben, was auf sie zukommt. Also, ich habe mehrmals gehört: »Na ja, so schlimm wird das schon nicht werden, und auf österreichisch werden wir schon Mittel und Wege finden, gute Leute wie Sie, die werden wir immer behalten können.« Solche Aussagen! Aber das ist natürlich nicht, nicht die Lösung dafür! Weil, wenn es nur davon abhängt, vom guten Willen des jeweiligen Professors, ob sein Assistent oder seine Assistentin bleiben kann? Ich mein, das ist ein Rückschritt ins vorige oder noch vorvorige Jahrhundert, also, das kann es irgendwie nicht sein. Also, mir kommt vor, da ist so ein bisschen Lethargie und »es wird schon nicht so schlimm werden.« Ich glaube aber, dass es relativ schlimm werden wird! [...] Und ich mein, das ist ja etwas, was ich befürchte, dass die Verhandlungen jetzt erst einmal bis zu den Osterferien hingezogen wurden und ich nehm an, dass sie wahrscheinlich sogar die Taktik haben, das noch bis zum Sommer hinzuziehen.

– *Die Unsicherheit hinauszuzögern...*

Magdalena – ... Die Unsicherheit hinauszuzögern und dann zack! Kurz vor dem Sommer noch zu beschließen, weil dann haben wir überhaupt keine Möglichkeit mehr, zu streiken! Und ich mein, sicher, ob wir jetzt in der Uni sitzen und forschen oder nicht forschen, das kratzt überhaupt niemanden. Dann fehlt uns auch die Möglichkeit, irgendwie Öffentlichkeit einmal in die Uni reinzuholen. [...] Wenn die Möglichkeit weg ist, dann ist die Hoffnung, dass es halt stillschweigend runtergeht. Und das befürchte ich sehr, dass es so sein wird. Ich würd es halt gut finden, wenn wir wirklich jetzt nach Ostern trotzdem noch einmal einen Aktionstag haben. Ich mein, ich habe auch schon mit verschiedenen Kollegen darüber gesprochen, dass wir da was machen müssten, aber es ist halt noch keine wirkliche Basis dafür da. Die einen sagen: »Na, warten wir noch ab, jetzt wird ja noch weiterverhandelt, wenn wir jetzt schon streiken, wird uns das dann schlecht ausgelegt.« Das ist so die Haltung von der Gewerkschaft, die kommt. Dann gibt es welche, die nur an sich selber denken, die ohnehin schon aufgegeben haben, die wissen, nächstes Jahr läuft ihr Vertrag aus, die demotiviert sind, da noch was zu verändern, die nicht daran glauben, dass da was zu ändern ist. Und dann ist noch eine kleine Gruppe, die sagt, wir müssen etwas tun, die aber nicht genau wissen, wie sie es anpacken sollen. Und zu denen gehöre ich. Weil ich mein, sicher, Briefe schreiben, Studenten informieren, schön und gut, aber, es kommt nicht viel dabei raus, es ist zu wenig. Ich habe eh schon einmal

gescherzt am Institut, ich werde mich anketten lassen am Dach oder irgendwas [lacht]. Aber das ist dann irgendwie der Galgenhumor, weil, na ja, das würd vielleicht wenigstens Aufsehen erregen. Ja.

[...]

Düstere Aussichten

Magdalena – Bei mir laufen jetzt die Verfahren. Das kann ja sein, dass ich tatsächlich theoretisch dann nach altem Dienstrecht bleiben könnte, aber es ist für mich wirklich die Frage [Pause]. Ich mein, einerseits wär das beruhigend einmal, aber es ist die Frage, ob ich in dem System überhaupt bleiben will, weil, wenn rundherum das alles nur noch auf Profit ausgerichtet ist, dass nur noch Fächer bevorzugt werden, die irgendwie einen Output nachzuweisen haben, die irgendwie gesellschaftsrelevant angeblich sind, also sprich Jus oder Medizin oder all das, wo man sich was drunter vorstellen kann, aber sicher nicht die Geisteswissenschaften [Pause]... Mit dieser Haltung, mit diesem Klima irgendwie, ich weiß nicht, ob das wirklich sinnvoll ist, dann dort zu bleiben. Also, das wär dann die weitere Überlegung, dass das für mich dann fraglich ist, selbst wenn ich es persönlich noch schaffen sollte, ob ich mich nicht doch, dann allerdings etwas beruhigter und ohne Zeitdruck, etwas anderes überlege und versuch, außerhalb ein Standbein aufzubauen und wegzukommen von diesem Unibereich. Wo ich dann vielleicht in meiner Freizeit mich mit den Dingen beschäftige, die ich jetzt in der wissenschaftlichen Arbeit betreibe, aber wo ich nicht in diesem System stehe, in dieses System nicht verwickelt bin.

– *Weil du als Vertreterin dieses Systems es sozusagen nicht repräsentieren möchtest und du damit nichts zu tun haben willst?*

Magdalena – Ja, weil man ist ja dann trotzdem in den Zwängen drin. Diejenigen, die verbleiben werden, die haben einerseits die doppelte und dreifache Arbeit, weil die wenigen jungen Assistenten, die dann nachrücken, die nur vier Jahre da sind, die werden weder in der Lehre noch in der Forschung viele Aufgaben übernehmen können. Und die Autonomie der Universitäten, das heißt, dass eben alles durchrechenbar sein soll und dass man Drittmittel auftreiben soll für die Forschung... Weil gerade da, denke ich mir, sollten wir, gerade in unserem Bereich, Themen behandeln, für die sich sonst kein Geldgeber findet. Gerade dafür ist ja eine Uni da, dass sie eben auch gesellschaftskritische Themen bearbeitet und dazu Studien macht. Wenn dafür kein Geld mehr da ist, weil man eben dafür auch keine Drittmittel findet, und man sie dann eben auch von Uniseite nicht mehr durchführen kann, weil ein Großteil des Budgets auch durch Drittmittel aufgebaut werden soll, das sind für mich sehr düstere Aussichten. Das ist ein Punkt, wo ich sage, in dem System möchte ich nicht unbedingt arbeiten. Da mache ich lieber ganz was anderes und versuche dann halt, mich selber weiter zu beschäftigen, ich kann ja weiter publizieren. Also, so oder so, finde ich, schaut's relativ düster aus im Unibereich in Österreich.

April 2001

Die beherrschte Freiheit Kunstschaffender

Bettina Messner

Das künstlerische Feld ist einer der unsicheren Orte des sozialen Raumes.¹⁸⁴ Es stellt nur vage Positionen bereit, legt wenig fest, ist an wenige Voraussetzungen und ungewisse Zukunftsaussichten gebunden. Einen gemeinsamen Nenner für Künstlerinnen und Künstler, ein klar abgestecktes Berufsbild zu finden, ist schwierig. Dazu trägt nicht zuletzt die Unschärfe der begrifflichen Bestimmung von »Kunst« und »Künstler« bei. Es gibt weder eine Standesvertretung wie für manche anderen freie Berufe, noch ist ein bestimmter Ausbildungsweg daran geknüpft. Der Betriebsablauf gehorcht keinen geregelten Arbeitszeiten. Die meisten der Vertreter und Vertreterinnen der Bildenden Kunst – und von diesem Feld ist hier die Rede – können nicht existenzsichernd von ihrer Arbeit leben.¹⁸⁵

Im künstlerischen Kontext wird symbolischer Erfolg tendenziell höher bewertet als finanzieller. Um den Erfolg zu definieren, werden die Quantität der Ausstellungen und das symbolische Gewicht der Präsentationsorte als zentrale Kriterien herangezogen. Haben Kunstschaffende erst einmal die Chance, in bekannten und renommierten Häusern auszustellen, ergibt eines das nächste. Es dominiert das Schneeballprinzip. Die für den Aufstieg nötige Propaganda läuft über interne Kanäle – über Empfehlungen durch Kuratorinnen und Kuratoren. So sind Künstlerinnen und Künstler in höchstem Maße von Personen abhängig, die Öffentlichkeit repräsentieren.

Der künstlerische Kanonisierungs- und Hierarchisierungsprozess stellt sich als hochkomplexes Machtgefüge dar, in dem die Möglichkeiten der Einzelnen von den symbolischen Kräfteverhältnissen zwischen ihnen und den Institutionen abhängen. Frauen befinden sich weiterhin in den untergeordneten Regionen. In Relation zu anderen Milieus mag ihre Position als überlegen erscheinen. Vielfach werden Künstlerinnen wegen ihrer angeblichen Unabhängigkeit auch beneidet. Im Verhältnis zur männlichen Konkurrenz aber haben sie prinzipiell die schlechteren Karten. Kunst von Frauen wird von vielen Galeristinnen und Galeristen, Kunsthändlerinnen und Kunsthändlern seltener gekauft und nicht mit demselben Wert gehandelt wie Kunst von Männern.

Für Kunstschaffende, und das gilt für Frauen wie für Männer, ist der Weg der gesellschaftlichen Anerkennung schwierig. Ausstellungsmöglichkeiten zu finden, wird durch die Tatsache erschwert, dass Galeristinnen und Galeristen selbst auf die Künstlerinnen und Künstler zugehen wollen und deren offensive Bewerbung gar nicht schätzen. So müssen sich Kunstschaffende in einer Realität voller Doppelbotschaften zurechtfinden, ständig am Informationsfluss und am künstlerischen Gesellschaftsleben teilnehmen, sich stets sichtbar machen und über

Umwege für die Bekanntheit der eigenen Person und ihrer Kunst sorgen, nie offen, sondern indirekt über kapitalstarke Netzwerke. Ihre Position zwingt sie in eine double-bind Situation: Einerseits müssen sie ihren finanziellen, andererseits ihren symbolischen Marktwert sichern.¹⁸⁶ Das Klischee einer jenseits aller Normen und Reglementierung stehenden Kunstproduktion hat die Epochen überdauert und wirkt selbst heute noch bei den Kunstschaffenden als unbewusstes Leitbild. Diese Einstellung kann sich durch die unsicheren existenziellen Aussichten noch verstärken und auf das Selbstbild zurückwirken. Gerade Frauen lehnen den finanziellen Aspekt in der Kunst ab, nicht zuletzt, weil sie von geringeren Chancen ausgehen, sich über Kunst finanzieren zu können.¹⁸⁷ Die bürgerliche Vorstellung, Kunstschaffen habe mehr mit Muße und mit Innerlichkeit zu tun als mit harter Arbeit, wirkt weiter.

Der Mythos der Autonomie

Innerhalb des künstlerischen Feldes kämpfen konkurrierende Gruppen um die Definitionsmacht. Hier wird entschieden, was als Kunst zu gelten hat und wer sich Künstlerin und Künstler nennen darf. Die Unschärfe des Berufsbildes ist gleichzeitig Ergebnis wie Voraussetzung dieser Kämpfe. Kunstwerke werden dabei sowohl innerhalb des Feldes als auch nach außen hin als ideologische »Spielmarken« eingesetzt, die als Zeichen symbolischer Macht eine politische Rolle spielen.¹⁸⁸ Viele Kunstschaffende der Avantgarde¹⁸⁹ antworten auf die Definitionskämpfe um den »richtigen« Kunstbegriff mit ihrem beharrlichen Bestehen auf die »Freiheit der Kunst«.¹⁹⁰ Ihre Forderung nach Autonomie bezieht sich hauptsächlich auf den künstlerischen Arbeitsvorgang, der einen Gegenpol zur entfremdenden, alltäglichen Arbeit bilden soll. Das Bild eines exzentrischen, scheinbar nicht der Norm entsprechenden Lebens wird einerseits von den Künstlerinnen und Künstlern selbst bedient, andererseits fungiert es als gesellschaftliche Projektion: Der Künstler, der sich »durchs Leben schlägt« als Inkarnation der Selbstverwirklichung, der freien Lebensführung und der geistigen Freiheit.¹⁹¹ In der existenziellen Realität erweist sich die Autonomie als Mythos – ein Mythos, der von kapitalistischen Wertorientierungen entsprechend eingesetzt wird. Da werden Kunstschaffende als Vorbild der Marktwirtschaft zitiert, an denen Manager lernen könnten, wie man etwas verkauft, wofür es keine Nachfrage gibt.¹⁹² Projektorientiertes Arbeiten, fern von strukturierten Dienstverhältnissen, wird in diesem Diskurs zum Vorbild für die »neuen Selbstständigen«. »KünstlerInnen bringen traditionell ihre Seelen in die Arbeit ein und das ist genau die Qualifikation, die das moderne Management sucht, wenn neue Arbeitskräfte rekrutiert werden sollen. Das Unternehmertum, die selbständige Unabhängigkeit und die geheiligte Individualität von KünstlerInnen sind die Traumqualifikationen der Wissensarbeiter von morgen: gewerkschaftlich nicht organisierte, bestens ausgebildete Individuen ohne Solidarität, die sich als Tagelöhner verdingen. Der heroische Künstler der Avantgarde von gestern wird der Streikbrecher

von morgen. Wir sehen, wie es rund um uns passiert, und wir tun es selbst, mit oder ohne Eigeninteresse.«¹⁹³ Experimentelle Kunst ist von der finanziellen Unterstützung des Staates abhängig. In der Hand des Staates liegt es, die Voraussetzungen für ihre notwendige Freiheit zu schaffen oder sie zu verhindern. Mit dem Eindringen der kommerziellen Logik in die Subventionspraxis der öffentlichen Hand ist die Unabhängigkeit der Produktion und Verbreitung der Kunst und der Kultur in Frage gestellt.

Mit den Slogans »Selbsternterhaltung« und »Eigenverantwortlichkeit« ist die öffentliche Aufforderung, sich über privates Sponsoring zu finanzieren, auch ins künstlerische Feld eingedrungen. Ab den 80er Jahren stellte sich die staatliche Subventionierung immer mehr unter ökonomische Rechtfertigung. Die Rücknahme von staatlichen Förderungsgeldern bedroht vor allem kleine Kulturinitiativen. 1997 mussten 23% der Kulturarbeiterinnen und Kulturarbeiter mit einem Monatseinkommen unter 872 € auskommen, nicht einmal 20% erwerben einen Anspruch auf Pensionsversicherung.¹⁹⁴

Privates Sponsoring setzt voraus, ein Werk zu erwerben, das die Investition lang- oder besser kurzfristig bezahlt macht. Innovatives kann jedoch nur entstehen, wenn Zeit, Raum und Geld für experimentelle Phasen zur Verfügung steht. Die so genannte *Freie Szene* ist durch die marktorientierte Kalkulation und die gleichzeitige Reduktion öffentlicher Gelder gefährdet, ausgebremst und ausgehungert zu werden. Durch die Reduktion öffentlicher Unterstützungsgelder steigt der Konkurrenzdruck für jeden Einzelnen, jede Einzelne. Jede unsichere Marktlage animiert, Insiderwissen besser für sich zu behalten und die Konkurrenz von Informationen auszuschließen – ein Verhalten, das sich in allen freischaffenden Berufsbereichen breit macht.

Graz als Avantgarde-Stadt

Die 60er und 70er Jahre bezeichnen den Beginn und die Hochblüte avantgardistischen künstlerischen Handelns. Gestützt von einer progressiven Kulturpolitik entwickelte sich Graz zu einem international beachteten Zentrum der Gegenwartskunst. Diese Entwicklung verdankt sich dem Widerstand ambitionierter Kunstschaffender gegen das traditionsbewusste Beharrungsvermögen und die Dominanz bürgerlicher Werte: Der Verein *Forum Stadtpark* formierte sich, um den Kampf gegen ästhetische, gesellschaftliche und politische Ideale der Vorgängergeneration anzutreten; das radikale Konzept Grazer Autoren und Autorinnen um die Literaturzeitschrift *manuskripte* fand in empörten Gegenreaktionen des bürgerlichen Publikums Antrieb und Bestätigung. Das Avantgarde-Festival *steirischer herbst* erregte mit seinen gezielten, öffentlichkeitswirksamen Provokationen aus vielen Sparten der Kunst jene, die sich im Besitz der Definitionsmacht glaubten. Das Konzept dieses alljährlich stattfindenden Festivals verstand sich als konkurrierende Abgrenzung zur etablierten »Hochkultur« und zur »populären Volkskultur«. Mit diesem Festival gelang es Graz, internationalen Anschluss als

alternative »Kulturstadt« zu finden und ihre periphere Lage mit einem außergewöhnlichen Angebot zu kompensieren.¹⁹⁵ Mit dem Schwerpunkt »Avantgarde« sollte eine explizite Abgrenzung zu anderen kulturellen Festivals in Österreich gesetzt werden. In den Reaktionen und Nicht-Reaktionen der Bevölkerung spiegelt sich das sich ständig verschiebende Spannungs- und Konfliktfeld zwischen traditionellen und progressiven Kräften.¹⁹⁶ Kunst wollte einerseits kompromisslos gegenüber dem Publikumsgeschmack betrieben werden, andererseits sollte sich ein breites und kompetentes Publikum angesprochen fühlen. In dieser Ambivalenz versucht der *steirische herbst* seit Jahren einen Balanceakt zwischen der Förderung neuer innovativer Kunst und der Erfüllung der Erwartungshaltung des Publikums. Die durch Institutionen wie *Forum Stadtpark* und *steirischer herbst* gestützte Avantgarde-Bewegung hat sich im Laufe der Jahrzehnte, trotz immer wieder hochstilisierter Skandale und permanent aufkommender und wieder verebbender Gegenstimmen, allmählich in das bürgerliche Kunstverständnis integriert und somit etabliert. Mag die Anerkennung über die Jahrzehnte auch erreicht worden sein, sie erweist sich als zweischneidiges Schwert: Durch die Akzeptanz eines immer breiter werdenden Publikums droht sie vom allgemeinen Kunstkonsens einverleibt zu werden und damit ihr anfängliches Widerstandspotenzial zu verlieren. Die äußeren Zeichen bleiben, der Inhalt passt sich an.

Kulturhauptstadt Graz 2003

Seit den 80er Jahren entdeckt man weltweit die Bedeutung von Kultur als Wirtschaftsfaktor für Standorte und Regionen. Mit dem europäischen Konzept der »Kulturhauptstadt«¹⁹⁷ als Tourismus- und Wirtschaftssymbol wird Kultur als Schlagwort und als Etikett benutzt, um zahlungskräftige Investoren in die Stadt zu locken, publikumswirksame Kunst wird forciert. Mit der allgemeinen Tendenz zu Erlebnisparks werden Dekoration und Ambiente mitunter wichtiger als Inhalte. Die Durchführung von Mega-Events, das Forcieren von finanziell lukrativen Großausstellungen führt zu einer Erstarrung der Kulturfähigkeit vor Ort. Auch hier in Graz verlieren unabhängige, noch nicht etablierte künstlerische Kulturarbeiterinnen und Kulturarbeiter ihre Argumentationsbasis und damit auch Chancen für ihr finanzielles Überleben. Große Veranstaltungen, die Flakschiffe der Eventkultur, beanspruchen den Löwenanteil des Budgets. Viele Kulturschaffende beklagen, dass kleinere und vor allem regional gewachsene Initiativen übergangen werden.¹⁹⁸ Permanent werden Kulturbudget-Kürzungen angekündigt: Die 5%-Sperrung der städtischen Subventionen für alle Projekte würde für kleinere Vereine und Initiativen eine mehrwöchige Betriebseinstellung bedeuten.¹⁹⁹ Zusätzlich wird auch vom Landeskulturressort eine Kürzung der Ermessensausgaben, aus denen die *Freie Szene* finanziert wird, um 20% angekündigt. In diesem Szenarium hat sich der Stellenwert der Kultur und Kunst verschoben. Der Kulturhauptstadt 2003 fehlen die Rahmenbedingungen, um junge Kunstschaffende zu binden, die eine sich ständig erneuernde kreative Szene

sichern. Es fehlt eine adäquate Ausbildungsstätte für zeitgenössische Kunst, es gibt zu wenig Raum und kaum Servicestellen oder Treffpunkte zum Informationsaustausch für Künstlerinnen und Künstler.²⁰⁰

Ohne Netz

Bettina Messner

Veronika D. zählt zu den international erfolgreichen Künstlerinnen.²⁰¹ Die Medien- und Objektkünstlerin ist seit über 25 Jahren bekannt und anerkannt, sowohl als eigenständige Kunstschaaffende als auch durch ihre Tätigkeit bei der feministischen Kunstzeitschrift *Eva&Co* und der gleichnamigen Künstlerinnengemeinschaft.²⁰² Neben ihrem feministischen Engagement arbeitet sie heute vor allem in sozialpolitischen Projekten, zur Zeit an dem Frauenprojekt *Woment!*²⁰³, einem gebündelten Kunstprojekt, das im Rahmen der Kulturhauptstadt Graz 20+03 Würdigungsstätten für herausragende Frauen und Frauengruppen im Stadtraum errichtet, um sie vor dem historischen Verschwinden zu bewahren.²⁰⁴ Seit vielen Jahren gilt ihr Engagement jenen, die kaum eine Öffentlichkeit finden.

Als ich gegenüber einigen Bekannten aus der Grazer Kunstszene erwähnte, dass ich mit Veronika Gespräche führen wollte, meinten sie, ich solle mich doch jüngeren, weniger erfolgreichen Künstlerinnen zuwenden, davon gebe es mehr als genug. Veronika habe es ohnehin schon geschafft. Diese Äußerungen verrieten den manifesten Konkurrenzdruck zwischen den Generationen innerhalb der Kunstszene.

Veronika ist groß und schlank. Ihr rotes, gewelltes Haar umgibt ihren Kopf wie eine Flamme. Ihr auffallendes Erscheinungsbild kontrastiert ihre zurückhaltende, beinahe scheue Art. Sie spricht ruhig, überlegt abwägend und entschärft emotionale Äußerungen durch ein zurücknehmendes Lachen. In ihren Formulierungen bewegt sie sich oft auf einer Metaebene, ersetzt das verletzbare »Ich« durch ein anonymisierendes »man«. Ihre jahrelangen Erfahrungen im Umgang mit Öffentlichkeit waren Inhalt unseres ersten Treffens in einem Café in der Innenstadt. Als Privatperson ließ sie sich dabei im Hintergrund. Da wir uns bereits von verschiedenen Anlässen kannten, wurde die Gesprächsatmosphäre bald privater, freundschaftlicher und offener. Das unkompliziert angebotene Du-Wort trug dazu bei, die Generationsdifferenz zwischen uns schnell zu verringern. Im Laufe mehrerer Gespräche stellte sich in einigen Momenten eine Art »Verschwesterung« her. Nun lernte ich Veronika als Künstlerin kennen, die auf struktureller und persönlicher Ebene immer wieder hart auf die Probe gestellt und eingebremst wurde. Prozesshaftigkeit und Nachhaltigkeit, Prinzipien, die in den 70er Jahren verstärkt in den künstlerischen und gesellschaftlichen Vordergrund traten, bestimmten ihre Sprache, ihre überlegt gewählten Worte und den immer wieder verzögerten Redefluss ihrer reflektierenden Gedanken. Prinzipien, die sie durch ihre künstlerische Tätigkeit zum Ausdruck bringt und die mit Qualitäten verbunden sind, die seit den 80er Jahren durch die Forderungen nach Schnelligkeit, Kurzfristigkeit und Marktkonformität mehr und mehr an Bedeutung verlieren.

Diesem Treffen folgte zwei Wochen später ein erstes Interview in ihrer Wohnung. Das Mehrparteienhaus aus der Jahrhundertwende am Rande des bürgerlichen Bezirks Geidorf liegt an einer Straße, die vom täglichen Verkehr stark frequentiert wird. Während ich eintrat, erzählte Veronika vom Lärm und der Schmutzbelästigung der Renovierungsarbeiten der letzten Wochen, die sie am Arbeiten hinderten. Die Wohnung ist gleichzeitig ihr Arbeitsort. Zwar hat sie ein von der Stadt zur Verfügung gestelltes Atelier, aber dort könne sie nicht arbeiten, es sei in einem desolaten Zustand, schimmelig und kalt.²⁰⁵ Sie habe schon des öfteren urgiert, ohne Erfolg. Die Stadt kümmere sich nicht darum, da man sie »draußen haben« wolle, um für jüngere Künstlerinnen und Künstler Platz zu schaffen. Die Zimmer ihrer Wohnung sind klein und praktisch eingerichtet. Wir setzten uns in die Küche, den einzigen Raum, aus dem Licht in den Vorraum drang. Veronika räumte einige Papierstapel vom Tisch auf den Boden, um Platz für den Tee zu machen.

Veronika ist in einem kleinen Dorf in einer ländlichen Gegend in der Weststeiermark aufgewachsen. Sie war, und das sei für bäuerliche Verhältnisse unüblich gewesen, stets von Büchern umgeben, was sie auf den Einfluss ihrer Großmutter zurückführte, einer gebildeten Frau, die als Müllerin in einem einfachen bäuerlichen Umfeld gelebt und gearbeitet hatte. Dass Veronika den künstlerischen Weg einschlagen wollte, war für die Eltern eine Katastrophe. Sie hatten vor, das Mädchen zusammen mit dem Bruder im väterlichen Betrieb einzusetzen. Veronika stellte sich mit Unterstützung der Lehrer gegen die Verpflichtungen des väterlichen Erbes, das bei Söhnen restriktiver als bei Töchtern wirkt. Sie setzte durch, dass sie an der Höheren Technischen Bundeslehranstalt für Bautechnik und Kunstgewerbe in Graz eine Ausbildung zur Grafikerin absolvieren konnte. Das Bewusstsein, ihre Interessen durchsetzen zu wollen und zu können, bestimmte ihren weiteren Lebenslauf und gab ihr Rückhalt. Anfang der 70er Jahre, in einer Zeit der politisch motivierten Aufbruchstimmung, die eine grundlegende Abkehr vom bürgerlichen Traditionalismus und soziale Öffnung markiert, traf Veronika in Graz auf eine lebendige künstlerische, intellektuelle und alternative Szene, auf das international bekannte Avantgarde-Festival *steirischer herbst* und das *Forum Stadtpark*, auch auf eine belebte Architekturszene, die sich neuen, experimentellen Denk- und Kunstrichtungen zuwandte. Den Aufbruch aus der dörflichen Enge in die Stadt erlebte Veronika als Befreiung. In ihren Aussagen verdeutlicht sie, dass sie die Enge ihrer Herkunft nicht nur auf örtliche Gegebenheiten bezieht. Der Blick, die Wahrnehmung, ist von Anfang an Zentrum ihrer Geschichte. Das Stadtleben und der internationale Kunstkontext stehen im übertragenen Sinne für die »Öffnung des Horizontes« und prägen ihren Kunstbegriff und ihre künstlerischen Ambitionen. Das politische und soziale Engagement der 68er-Bewegung bestimmt im Gegensatz zu vielen anderen ihrer Generation bis heute ihr Leben und ihre Kunst:²⁰⁶ »Mein Ansatz, mein Antrieb ist: Human rights, Gleichstellung, Akzeptanz. Das sind meine Themen. Der humanistische Gedanke steht im Mittelpunkt.« Ihren Zugang zu Kunst bezeichnet sie als »nüchtern und

illusionslos«. Deshalb strebte sie gleichzeitig die vielseitige und praxisorientierte Grafikausbildung an, in der ihr handwerkliches Können vermittelt wurde. Wieder setzte sich Veronika gegen die traditionellen Muster weiblicher Lebensentwürfe durch. Ihre Ausbildung sollte die Basis für die spätere finanzielle Unabhängigkeit werden, denn die experimentelle, freie und avantgardistische Kunst – das war ihr von Anfang an klar – steht einer existenziellen Sicherheit unvereinbar gegenüber.

Ihr künstlerisches Schaffen ist heute noch zweigeteilt. Ihren Lebensunterhalt bestreitet sie aus Aufträgen in der Werbegrafik. Damit schafft sie sich Raum und Grundlage für ihre experimentellen Kunstproduktionen. Diese Strategie bietet gleichzeitig eine Verknüpfung ihrer Interessensgebiete. Unabhängigkeit ist ihr ein zentrales Anliegen, wofür sie auf die Sicherheit einer fixen Anstellung verzichtet und soziale wie finanzielle Risiken in Kauf nimmt. Das Vorbild ihrer starken Großmutter findet eine vertraute Entsprechung im Frauenbild der modernen Selfmade-Women, die selbstbestimmt ihren beruflichen Weg einschlagen und finanziell unabhängig bleiben. Die Realität dahinter ist jedoch von rauherem Stoff. Einige Jahre lebte Veronika in einer Lebensgemeinschaft mit dem Vater ihres heute 25-jährigen Sohnes. Sie ordnete ihre beruflichen Ziele nicht denen ihres Mannes unter und blieb für ihr Kind allein zuständig. Ihr künstlerischer Beruf, der es ihr erlaubte, zu Hause zu arbeiten, erleichterte zumindest ihre zeitliche Ökonomie. Veronika erinnert sich an die Zeit mit ihrem Sohn, an die Zeit ihrer ersten künstlerischen Projekte. Das in den 80er Jahren propagierte Bild der »Powerfrau«, die alles mit Leichtigkeit und ohne Hilfe erreichen kann, ließ sich an ihr Leben als alleinerziehende Mutter und Künstlerin nicht vermitteln. Sie kämpfte gegen die realen strukturellen Gegebenheiten in ihrem Umfeld, das auf eine intakte Kleinfamilie abgestimmt war und für alternative Lebensentwürfe keinen Raum bot. Sie erzählt, wie sehr ihre Lebensvorstellungen mit denen ihrer bürgerlichen Umgebung in Graz kollidierten. Die Vereinbarkeit ihrer Rolle als Künstlerin und als Mutter wurde dauernd in Zweifel gestellt, ihr ständig streitig gemacht. Immer wieder waren sie und ihr Sohn den prüfenden Blicken der Fürsorge, misstrauischer Lehrer oder Nachbarn ausgesetzt. Nicht nur im Alltagsleben, sondern auch im Kunstbetrieb wurde sie zu einer Außenseiterin. Es war daher für Veronika klar, gegen die Benachteiligung von Frauen »anarbeiten« zu müssen und den Ideen der 70er Jahre in den 80er Jahren Taten folgen zu lassen. Mit drei Künstlerinnen gründete sie Mitte der 80er Jahre das Netzwerk *Eva&Co*, das über ein Jahrzehnt mit zahlreichen Projekten auf sich aufmerksam machen konnte. 1992 wählte *Eva&Co* den »Freitod«. Die Ziele wären nur langwierig zu erreichen gewesen. Schließlich scheiterte das Projekt an seiner Budgetausstattung in einem zunehmend marktconformen Kunstbetrieb.

Veronikas Vergleich mit der Gegenwart fällt ernüchternd aus. Sie ist desillusioniert. Heute werde der Anspruch der Projekte von *Eva&Co* auf deren feministische Anliegen reduziert dargestellt und ihr umfassendes sozialpolitisches Engagement ignoriert, entwertet und in ein »Frauen-Eck« gestellt. Aus der

Nische herauszutreten und innerhalb eines allgemeinen Kontextes wahrgenommen zu werden, das gelänge heute wie damals nicht. Zwar hat sich für Künstlerinnen seit den 80er Jahren einiges zum Positiven verändert, aber von Egalität sei noch keine Rede. Die angestrebte Gleichberechtigung wird ihrer Ansicht nach nicht einmal im Ansatz realisiert. Veronika hat die Marginalisierung von Frauen im Kunstbereich ebenso wie im privaten Umfeld deutlich erfahren. Auch wenn sie vieles durchgesetzt und erreicht hat, es war nie »gut genug«. Heute noch würden neue Beziehungsformen mit den weiterwirkenden traditionellen Beziehungsmustern konkurrenzieren müssen. Das Klischee der »Powerfrau« werde gesellschaftlich zum Vorteil derjenigen, die über entsprechende Ressourcen verfügen, zum Nachteil aber jenen Frauen, die auf Hilfe angewiesen sind. Alleinerziehende Mütter und ältere Frauen sieht sie im Schatten dieses propagierten Bildes erst recht alleine gelassen. Nach ihrer persönlichen Erfahrung änderten die vielversprechenden Ansätze die gesellschaftlichen Muster nur sehr langsam, wobei sie mit Rückentwicklung bzw. Einzementierung der traditionellen Ordnung wieder rechnet.

Der Kampf gegen Klischeevorstellungen durchzieht ihr Leben wie ihre Kunst. Die Aversion gegen Normen hat sie verinnerlicht, auch wenn sie längst erkannt hat, dass sie gegen Windmühlen kämpft. Wenn es ihr zu viel wird, flüchtet sie kurzzeitig ins Ausland. Durch ihre internationale künstlerische Ausrichtung versucht sie einerseits beruflich weiterzukommen, andererseits ihren Blick für das Neue zu öffnen. Sie erzählt von den Gefühlsschwankungen zwischen ihrer Verletztheit, auf die sie mit Rückzug reagiert, und ihrem Stolz auf das bisher Erreichte. Froh ist sie jedenfalls darüber, dass ihr Sohn kein Macho geworden sei.

Wie alle »Nachlassverwalterinnen« von *Eva&Co* ist Veronika einem Kunstbegriff, dem Veränderungspotenzial zukommt, treu geblieben.²⁰⁷ Gelegentlich arbeitet sie noch mit ihren ehemaligen Mitstreiterinnen an verschiedenen Projekten. Aber auch hier spürt sie zunehmend Vereinzelung. Die gegenseitigen Rückendeckungen sind lockerer geworden. Dass sie sich in ihrer Kunst beharrlich den »Nicht-Machtmenschen« zuwendet, zeigt ihren ungebrochenen politischen Glauben an eine Veränderbarkeit der Verhältnisse. Ihr Engagement für Kunst, die sich mit den Lebensbedingungen von marginalisierten Menschengruppen auseinandersetzt, schöpft aus ihrer eigenen Erfahrung. Sie kann sich in der gesellschaftlichen Außenseiterposition über die Milieugrenzen hinweg einfüllen, ihre eigene Situation und ihr Wissen für sie einsetzen. Solche Kunst wirft keinen finanziellen Gewinn ab. Die Spaltung zwischen Beruf und Berufung ist existenzielle Notwendigkeit, die ein Jonglieren mit unterschiedlichen Ansprüchen und Realitäten verlangt: Hier herrscht der klare Vereinbarungsrahmen des jeweiligen Auftrages, dort die Idee und die Produktion ins Ungewisse.

Trotz ihrer bisherigen Erfolge, die zu ihrer internationalen Bekanntheit beitragen, hat Veronika erfahren, dass Aufmerksamkeit ein plötzliches Desinteresse von Seiten der Kulturpolitik folgen kann. Ihre Skulptur in Form der Telefonnummer des Grazer Frauenhauses, die sie für den öffentlichen Raum zum alltäg-

lichen Thema Gewalt gegen Frauen schuf und die von 1996 bis 2000 an einem frequentierten Ort neben der Mur stand, wurde in einer Nacht- und Nebelaktion entfernt. Von verantwortlichen Politikern wurde ihr zwar ein Ersatz-Standort versprochen, aber dabei blieb es auch schon. Sie spürt den täglichen Kampf im Kunstbereich härter werden. Da ihr projektorientiertes, gerade kostendeckendes Arbeiten für eine private Absicherung im Alter nicht reicht, gerät sie unter ökonomischen Druck. Zu den vielen Unsicherheiten kommen jetzt, wo sie älter ist, neue Probleme und Formen der Diskriminierung hinzu. Die Verteidigung ihre Prinzipien gegen die Schnelllebigkeit, gegen sich ständig verändernde Anforderungen und stärker werdende Einflüsse der Ökonomie – nicht zuletzt Strategie der Distinktion, um sich ein Überleben im angestammten Sektor zu sichern – kostet sie immer mehr Kraft. Die nachfolgende jüngere Generation könne sich den äußeren Bedingungen schneller und wendiger anpassen. Sie selbst hat keinen Jugend-Bonus mehr, der gerade den in der Kunst so wichtigen Innovationsanspruch zu erfüllen verspricht. Veronika sieht sich zwischen älteren Künstlerinnen, deren Arbeit vereinzelt anerkannt wird, und jüngeren Künstlerinnen, die jene Netzwerke und Errungenschaften gut zu nützen wissen, die ihre Generation mühselig aufgebaut hat. Dass dieses seltsame Zwischendasein für sie noch ein gutes Ende nimmt, glaubt sie nicht. Die sich verschärfenden Machtkämpfe in einem Feld, in dem die Ressourcen kontinuierlich verringert werden, und die spürbare Verschlechterung des Klimas in ihrem Arbeitsfeld lassen immer weniger Raum. Schiefe Blicke und offene Aggressionen nehmen zu. Immer wieder neue Strategien zu entwickeln und auf die Veränderungen flexibel zu reagieren, um weitermachen zu können, darum gehe es jetzt.

Eine Künstlerin

(Interviewerin: Bettina Messner)

Außerhalb jeder Norm

[...]

– *Ich stelle immer wieder fest, dass es eine Zeit dauert, bis man akzeptiert wird, wenn man von außen kommt.*

Veronika – Ich hab mich nie bemüht, in die Künstlerkreise reinzukommen. Das war, weil ich nicht in diese Richtung gearbeitet habe. Irgendwie habe ich ganz anders gedacht. Den Künstlertypus von damals in Graz habe ich abgelehnt. Da waren nur Männer, die sich egozentrisch als Genies gebärdeten. [...] Ich hab immer spartenübergreifend gearbeitet. Ich habe immer schon außerhalb jeder Norm gearbeitet. Ich hätte sicher angepasst arbeiten können, aber das reizte mich nicht. [...]

– *Außerhalb der Norm, so stellen sich die meisten das Leben als Künstlerin auch vor. Die Bilder und die Realität des Lebens als Künstlerin...*

Veronika – [unterbricht] Als Künstlerin ist man sofort den Klischeebildern ausgeliefert, die ganz, ganz tief verwurzelt sind. Entweder bist du die Hure, sozusa-

gen, die viele Liebhaber hat, die leichtlebig ist und sehr sinnlich ist, oder die andere ist die Hausfrau, die Aquarelle malt, die gut verheiratet ist und einen Mann hat, der sie für Ausstellungen in Banken bringt, wo sie die Arbeiten relativ gut verkaufen kann. Es gibt nur die zwei Extreme.

– *Aber beide werden negativ gewertet.*

Veronika – Es wird negativ gewertet. Du hast keine Chance, speziell wenn du ein Kind hast. Es ist mir immer wieder passiert: Mein Sohn ist in der Schule – da war er zirka sieben Jahre alt, Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre – über das Berufsleben der Eltern befragt worden und mein Sohn sagte unter anderem: »Mein Papa muss immer Kunden suchen und bei meiner Mama kommen die Männer immer von selbst [lacht].« Er hat damit gemeint, dass ich genug Aufträge habe. Der Vater, der Architekt ist, hat Schwierigkeiten gehabt. Und natürlich bin ich daraufhin in die Schule zitiert worden. Schon allein, dass ich das aufklären muss, ist ja schon arg..., dass das so gewertet wird. Es ist erstaunlich in welche Richtung die Vorstellungen und Wertungen gehen. Oder mein Sohn ist in der Schule oder im Kindergarten immer extra von der Fürsorge angeschaut worden und gefragt worden, wenn er zum Beispiel blaue Flecken am Schienbein gehabt hat. Es war immer eine besondere Behandlung.

– *Weil du Künstlerin bist?*

Veronika – Ja, genau, man ist Vorurteilen ausgesetzt. Diese Klischeebilder von Künstlern vermitteln, dass du den Alltag nicht schaffst, dass du nicht normal bist. Mir ist zum Beispiel nicht zugetraut worden, dass ich eine Geburtstagstorte für meinen Sohn schaffe. Es war dann eine besondere Überraschung, dass die Kinder dann meine Geburtstagstorte besonders gemocht haben. Oder ich bin einmal in die Schule zitiert worden, wegen der Ernährung meines Sohnes. Ich habe ihm einmal Biskotten mitgegeben. Wie schlecht ich ihn ernähren würde... Und da ich mich sehr gesund ernähre und zum damaligen Zeitpunkt sogar Brot selbst gebacken habe, war das für mich sozusagen... Das, was ich alltäglich gemacht habe, hat nichts gezählt. Ich wollte meinem Sohn nichts verbieten, wollte ihm meine Ernährung nicht aufdrängen. Es war sein Wunsch und dann hab ich sie ihm einmal mitgegeben. Er war sicher der Einzige, der kein Loch im Zahn gehabt hat, weil wir sehr gesund lebten. Er war kräftig und sportlich und trotzdem...

– *Wie bist du damit umgegangen?*

Veronika – Ich hab mit aller Rabiatheit von mir gewiesen, dass ich mich da rechtfertigen soll. Ich habe kein, unter Anführungszeichen, »liederliches Künstlerinnenleben« geführt. Bei Männern, Künstlern, ist das egal. Wenn sie Kinder haben, das betrifft ihr Leben ja gar nicht. Was ich so kenne: Bei Künstlern gibt's eigentlich selten Männer, die die Verantwortung für ihre Kinder übernehmen. [Pause] Die männlichen Künstler werden von Frauen sehr verehrt..., die dann bereit sind, alles für sie zu tun. Die Künstler geben sich ja als Genies. Also, mir ist es ja immer passiert..., wenn ich einen Lebensgefährten gehabt habe, ist auf einmal er das Genie geworden [lacht].

– *Das kennt man ja aus der Kunstgeschichte auch...*

Veronika – Ja. Wenn ich einen Freund gehabt habe, ist er plötzlich Dichter geworden oder hat zu malen begonnen oder plötzlich Erfindungen machen müssen. Wäre ja auch legitim, wenn sie dann nicht versucht hätten, mir meinen Lebensraum zu nehmen. Männer verkraften das nicht wirklich, dass die Frau etwas ernsthaft betreibt. Männer wollen im Mittelpunkt stehen und wenn sie merken, es gibt zwar keinen anderen Mann, aber es gibt Interessensgebiete, wo sie nicht rankommen oder die sie nicht zerstören können, da werden sie ganz eifersüchtig. Obwohl ich das wunderbar abgegrenzt habe oder es zumindest versucht habe abzugrenzen. Das ist jetzt mein Resümee nach 25 Jahren: Männer sind intuitiv eifersüchtig auf die Kunst. [Pause] Der erste Lebenspartner war Architekt und der wollte, dass ich seine Pläne zeichne. Also, dass ich ihm helfe, dass ich ihn unterstütze. Auf meine Arbeit ist er nicht eingegangen. Ich habe das schon gemerkt. Bei einer Frau ist das Kind an erster Stelle. Wenn man konzentriert arbeitet, wird man bei jeder kleinsten Störung herausgerissen. Ich habe das so gelöst, dass ich ein eigenes Zimmer habe, wo ich arbeiten kann. Die Störungen, wenn man in der Wohnung arbeitet, zum Beispiel wenn der Mann ganz liebevoll kommt und fragt: »Magst einen Kaffee trinken?« [Lacht] Das war so, dass ich die Türen dann zugemacht hab, beide Türen zugemacht hab. Das war das äußere Zeichen, dass ich nicht gestört werden darf.

– *Hat es funktioniert?*

Veronika – Mein Mann und mein Sohn haben sich dann gegenseitig kontrolliert, wer das einhält und wer das nicht einhält. [...] Man braucht eine Zeit lang, bis Respekt der Arbeit gegenüber aufgebaut wird.

Die wahren Künstler

– *Und in deiner Umgebung, wurde hier deine Arbeit als Arbeit anerkannt?*

Veronika – Zuerst wurde sie von den Leuten nicht als Arbeit akzeptiert. Ich hab in den 70er Jahren den Ruf der faulen Ehefrau bekommen, weil mein Mann auch die Wäsche aufgehängt hat. Und er wurde wunderbar gelobt und ich war die Böse, weil er Wäsche aufhängen musste. Da hat sich ja einiges gebessert. Bei den gleichaltrigen Männern ist es noch immer so vorhanden. Das ist ziemlich einbetont, aber bei den 25 bis 30-Jährigen, da hat eine Wandlung stattgefunden. Künstlerinnen haben jetzt mehr Selbstbewusstsein. Sie haben jetzt schon andere Vorbilder und sie wissen, dass sie etwas fordern können. Wenn sie dann resignieren und lieber ein gutes Privatleben haben wollen, oder ob sie dann doch den künstlerischen Weg einschlagen. Es gibt sicher gewaltige Rückschläge. Das betrifft ja auch die Männer, das ist ja nicht mehr so, und damit muss man sich schon auseinandersetzen, das ist eine gewaltige Anstrengung. Und es hängt auch von der Art der Kunst ab. Ich hab immer den Ausweg gehabt, dass ich die Kunst nicht als hundertprozentig betrachtet habe, dass ich auf anderem Wege Geld verdienen konnte. Wenn ich gemerkt habe, in der Kunst sind zu viele Widerstände, konnte ich von der Kunst loslassen. Der Künstler hat ein Lustprinzip, Kunst zu produzieren. Das ist ein Faktum, wenn man Kunst macht. Damit entsteht auch

erst Kunst, wenn man Freude an kreativem Schaffen, Freude an der Arbeit hat. Die Arbeit muss positiv besetzt sein. Wenn die Widerstände zu groß waren, dann habe ich sehr oft die Kunst fallen lassen – also, für mich gedanklich fallen lassen – und hab mich auf andere Arbeiten konzentriert.

– *Was waren das für Widerstände?*

Veronika – Die Chancenlosigkeit, die man hat. In der Steiermark gibt es kaum Kunstkäufer, es gibt keinen Kunstmarkt. Es ist ja so, dass ich nicht wirklich Werke mache, die man verkaufen kann, da ich nicht mit dem Werkcharakter arbeite. Und das ist eine Sache, wo man ziemlich viel Geduld haben muss, viel Überzeugungsarbeit leisten muss. [...] Es werden mir immer Leute aufgezeigt, die die wahren Künstler sind. Die halt Bilder malen oder Objekte machen. Bei mir sind sich viele Leute ziemlich unsicher, was ich mache. Das hat mit der Definition von Kunst zu tun, was normalerweise, landläufig unter Kunst verstanden wird. Kunst soll einen Werkcharakter haben und in Wirklichkeit soll sie irgendwo ins Wohnzimmer passen. [Pause] Das ist so. [Pause] Ich bin sehr nachlässig bei der Aufbereitung der Kunstprojekte, was ich eigentlich als Künstlerin unbedingt machen sollte. Es interessiert mich in Wirklichkeit nicht, obwohl das eigentlich zum Geldverdienen total wichtig wäre. Also, wo ich mir oft denke, wenn ich ein Passepartout drübergeben würde oder einen Rahmen rundherum und ich es auch edel genug präsentieren würde, wäre es finanziell von Vorteil. Es ist ja auch die Form der Präsentation. Es ist auch so, dass von einer Künstlerin gefordert wird, dass man Atelierfeste macht, so diesen gesellschaftlichen Umgang, edle Weine präsentiert. Und die Kleidung wird auch irgendwie gefordert, dass man etwas Außergewöhnliches haben sollte. Andererseits, wenn man nicht der äußeren Norm entspricht, wird man leicht zum Feindbild.

Unterbezahlt oder gratis

– *Du hast erzählt, dass du am Beginn deiner Tätigkeit hauptsächlich Auftragsgrafik gemacht hast, dass du dich davon finanziert hast.*

Veronika – Ich hab schon immer künstlerisch gearbeitet, nur Geld verdient habe ich in der Werbegrafik. Dadurch habe ich mir für die Kunst eine Unabhängigkeit geschaffen. Das ist immer noch so. Die Kunstprojekte entwickeln sich und irgendwie begeistern sie mich auch und ich lasse mich dann oft hinreißen. Eigentlich muss ich schon aufpassen, dass das nicht doch ein Märtyrersyndrom wird bei mir. Die Alternative ist, keine Kunst mehr zu machen und eine Fixanstellung zu suchen. [Pause]

– *Und die Auftragsgrafik in den Vordergrund zu stellen?*

Veronika – Es gibt auch Auftragsarbeiten in der Kunst, aber die haben einen bestimmten Wunsch, ein bestimmtes Ziel oder eine bestimmte Vorgabe und ein bestimmtes Budget und da arbeitet man in einem Rahmen, aber das ist nicht förderlich für die eigenständige Entwicklung als Künstlerin. [...] Mit einem Job bist du unabhängig. Wenn du unabhängig arbeiten willst in der Kunst, darfst du nicht darauf angewiesen sein, dass du Geld bekommst. In alten Zeiten waren die

Künstler immer von ihren Mäzenen abhängig, also von ihren Auftraggebern. Das Mäzenatentum gibt es jetzt nicht mehr, der Markt entscheidet, ob es Kunst ist, welche Kunst erfolgreich ist... Ich meine, bei Frauen ist es oft so, dass der Mäzen halt der Ehemann wurde, aber dann entwickelt sich die Kunst eher zum Hobby. Kunst wird in den Bereich Hobby transportiert. [...] Man könnte sich natürlich schon über die künstlerische Arbeit finanzieren, aber man müsste halt sehr angepasst arbeiten und irgendwie ist das nicht meine Art zu arbeiten. Ich vernachlässige viel zu sehr den Werkcharakter in der Kunst. Ich arbeite mit der Wahrnehmung. Es ist ein Experimentieren in der Kunst und das ist für mich der Reiz der Sache.

– *Wie ist das dann mit den Aufträgen?*

Veronika – Die Aufträge sind eher die schlecht bezahlten Arbeiten. Ich trage das Risiko einer selbstständigen Unternehmerin mit allen sozialen Unsicherheiten. Es ist so, dass natürlich sehr viele Künstler und Künstlerinnen viele Sachen auch gratis machen und das ist ja eigentlich auch das Problem. Also, das Angebot ist ja groß und viele Künstler sind froh, wenn sie dann etwas verwirklichen können und arbeiten dann sehr eifrig und sehr gern. Unterbezahlt oder gratis. Viele finanzieren sich das Leben, indem sie einen anderen Beruf ausüben, sie unterrichten, oder viele beziehen Arbeitslosengeld oder Notstandshilfe oder sind gut verheiratet. Ich kenn aber auch Künstlerinnen, die zwischendurch als Putzfrau jobben. Alles ist möglich.

– *Du hast bei unserem ersten Treffen das Finanzamt erwähnt. Bist du dort als Künstlerin eingestuft?*

Veronika – Ja. Das haben sie schließlich akzeptiert. Sie haben meine grafische Arbeit durchwegs als künstlerische Arbeit betrachtet, weil das Arbeiten waren, die mit dem Luftpinsel gemacht waren. Für mich ist das Handwerk. Die Ausgaben aus meiner künstlerischen Tätigkeit wollten sie als Hobby aus der Buchhaltung werfen, weil ich dafür zu wenig Einkommen vorzuweisen hatte. Ich befand mich mit dieser Androhung an der Kippe zum finanziellen Ruin. [Pause] Sie haben das angeschaut und ich habe gedacht, wie die dazu kommen, da Wertungen zu machen! Da haben sie keine Befähigung dazu. Dann hab ich ihnen zwei dicke Ordner mit Zeitungskritiken gezeigt. Wenn Kunstkritiker meine Projekte auf der Kunstseite besprechen, dann wird meine Tätigkeit wohl Kunst sein, oder? Ich lasse mich nicht von einem Finanzbeamten einstufen und bewerten. Akzeptiert haben sie es dann wegen meiner grafischen Tätigkeit, die ja eigentlich sonst sehr bekämpft worden ist, dass das ja keine künstlerische Tätigkeit sei. Aber das waren Entwürfe von Maschinen, die noch nicht existiert haben. Meine Grafik aber ist durchwegs sofort als künstlerisch beurteilt worden [lacht], weil halt handwerkliches Können dabei war. [Pause] Das Problem ist die Versicherung. Wenn man neben der normalen Arbeit noch künstlerisch tätig ist, muss man auch die Künstlerversicherung zahlen, das heißt, dass man zwei Versicherungen zahlen muss. Da gibt's ja dauernd Diskussionen, Änderungen. Ich weiß gar nicht, wie das jetzt ausgegangen ist.

– *Findest du unter den Künstlern und Künstlerinnen in Graz Zusammenhalt?*

Veronika – Wie soll ich sagen? [Pause] Ich hab die meisten Anregungen eigentlich in anderen künstlerischen Bereichen bekommen, auch die meisten Kontakte... Literaten zum Beispiel haben mit mir keine Probleme. Da kreuzen sich unsere Bereiche nicht. Oder die Wissenschaft war mir immer sehr wichtig, dass ich dort Kontakte habe, und gar nicht so sehr im Bereich Bildende Kunst. Bei *Eva&Co* haben wir am gleichen Strang gezogen und haben versucht, diese Konkurrenz untereinander abzubauen, dass es eine Solidarität untereinander gibt. Am Anfang war es so, dass man sagen konnte, es ist chancenlos im Bereich der Bildenden Kunst. Es ist nicht nur auf Graz bezogen so, sondern auf ganz Österreich bezogen. Man ist wahnsinnig, wenn man beschließt, Künstler zu werden. [Pause] Es wird schon auch gespielt. Manche Künstler wollen das Klischee des Künstlers verstärken: Ich bin so arm und mir geht es so schlecht, ich bin am Existenzminimum und kämpf da herum und auch die seelischen Verzweiflungen und dergleichen mehr. Mir ist aufgefallen, dass durchwegs berühmte Künstler auch mit diesem Image gespielt haben, auch amerikanische Künstler. Auf die Grazer Kunstebene bezogen, waren das aber recht gut situierte Leute. Es wird damit sehr kokettiert und ich war nie bereit, mich auf das einzulassen. Also, ich wollte eigentlich nie das Image des Hungerkünstlers, der Hungerkünstlerin geben, sondern ich wollte meine Arbeit machen, das, was mich interessiert. [Pause]

In gewisser Form sind wir chancenlos

– *Der feministische Aspekt war und ist dir immer wichtig gewesen...*

Veronika – Vielleicht kann man über die Männer etwas ändern. Aber wenn es nach feministischer Intention aussieht, da sind dann sofort die Widerstände da. [Pause] Ich habe da Erfahrungen. Früher, wenn ich mit *Eva&Co* Ausstellungen und Projekte gemacht habe, hat ständig in der Nacht das Telefon geläutet. Dann hat sich niemand gemeldet. Das war oft nach feministischen Projekten so. Ein regelrechter Telefonterror. Deswegen bekam ich auch einen gehörigen Schrecken, als ich gehört hab, dass man im Rahmen von *Woment!* eine Gedenktafel für *Eva&Co* auf mein Wohnhaus geben möchte. Wir hatten viele Redaktionssitzungen in meiner Wohnung. *Eva&Co* war zwar im Ateliergebäude ansässig, aber das könnte mit der Zeit abgerissen werden. Deshalb will man die Tafel an mein Wohnhaus geben. Jetzt ist zwar kein Terror mehr da, aber ich kenne das Hasspotenzial mancher Männer gegen den Feminismus, gegen Frauen. Und ich wohne im Parterre. Ich weiß auch nicht, ob es gut ist, wenn ich das hier so sage, denn wenn man Ängstlichkeit an den Tag legt und wenn diese veröffentlicht wird, kann es noch ärger werden. Als Künstler oder Künstlerin verliert man Anonymität. Sobald du künstlerisch tätig bist, setzt du dich einer gewissen Öffentlichkeit aus. Wie geht man damit um? Es gibt Männer, bei denen werden große Aggressionen ausgelöst, wenn Frauen groß sind, selbstbewusst sind und ihre Meinung in der Öffentlichkeit vertreten. [Pause] Ich habe viele negative

Erfahrung gesammelt. In gewisser Form sind wir chancenlos und ohne Zukunft. Das kann ich sagen. Ich will es nicht so negativ sagen, aber das kann ich sagen, nach den letzten 30 Jahren. Kaum glaubt man, es hat sich etwas entwickelt, kommen wieder Rückschläge. [...] Das Problem ist, dass Frauen weniger die Chance kriegen, sich zu entwickeln oder dass Frauen bei den großen Aufträgen nicht mitbezogen werden, also bei denen, die finanziell lukrativ sind. Ich kenne wenig Künstlerinnen – oder besser gar keine –, die wirklich gut verdienen. [Pause] Ich glaube, sehr viele müssen hart kämpfen. Wichtig wäre, eine Lobby hinter sich zu haben. Es geht noch immer über private Freundschaften, sehr viele Aufträge, wer wo Geld bekommt und so. Und in diese Kreise kommen Frauen wesentlich schwieriger hinein. Es gibt selten Männer, die sich für eine Frau einsetzen würden, also unter Männern läuft das über Kumpelei.

[...]

Für sich selbst rudern

Veronika – Die junge Frauengeneration im Allgemeinen hat sich darauf eingestellt, dass sie verstärkt eigenverantwortlich arbeiten müssen, das Kind aufziehen müssen und als Frauen permanent ein schlechtes Gewissen haben, weil sie mit den Dingen, die alltäglich zu erledigen sind, immer belastet sind. Jetzt ist da eigentlich ein Rückschritt. Eine Frau hat keine Interessensvertretung. [Pause] Was ich gemerkt habe, mir sind die Nicht-Macht-Menschen immer sehr sympathisch. Und auf die kann man sich aber durch ihre Situation nicht verlassen. Man kann sich auf die Schwachen, auf deren Solidarität nicht verlassen. Sie haben keine Möglichkeit, kein Lobby, jede muss für sich kämpfen oder glaubt das. Jede glaubt, die Schwierigkeiten sind ihre eigenen, privaten. [...] Es hat sich unter dem Scholten [Rudolf Scholten, sozialdemokratischer Bundesminister von 1990-1997, zuständig für die Kunstagenten] einiges verändert gehabt. Er war sehr offen für die Kunst. Da hat es allgemein einen offeneren Zugang zu Kunst gegeben, sie waren mutiger in der Verteilung der Subventionen. Es sind auch nicht so gängige Projekte finanziert worden. Das letzte Jahr [2001] brachte eine gewaltige Verschlechterung durch die Budgetkürzungen. Alle Kunstinstitutionen haben finanzielle Schwierigkeiten und wenn die schon Schwierigkeiten haben, dann haben die Künstler und Künstlerinnen noch viel größere Schwierigkeiten. Zuerst wird bei der Kunst gekürzt, dann hebt sich natürlich jede Solidarität unter den Künstlern und Künstlerinnen sofort auf. Also, wenn jeder nur noch für sich selbst rudern muss, denkt er nicht mehr an jemand anderen. Und es ist ja wahrscheinlich gezielt hervorgerufen worden, wahrscheinlich ganz bewusst gesteuert.

An der Grenze der körperlichen Leistungsfähigkeit

– *Der Glaube an die positive Veränderung – ist der bei dir noch da?*

Veronika – Ja. Ich glaube immer noch, dass sich im positiven Sinne etwas verändern kann. Diese Modelle sind natürlich schwer zu durchbrechen, die ganzen Denkmuster, die andauern. Es hat sich bis jetzt noch kein Modell für die

Problematik mit den Frauen als Lösung erwiesen. Da gibt's noch keine Lösungsmodelle. Meine Hoffnung sind die jungen Leute, wo ich merke, dass die Männer mit einem ganz anderen Bewusstsein dem gegenüber treten. Und ich glaube, da gibt es viel mehr Tendenzen, dass Männer und Frauen gemeinsam arbeiten, gemeinsam Projekte machen. [Pause] Ich möchte aber nicht wissen, wie es dann ist, wenn sie älter werden. Die 68er sind genauso konservativ geworden wie ihre Vorgänger. Insofern bin ich dann doch für die Quotenregelung. Und wenn es noch so ungerecht aussieht, es bringt auf die Dauer doch ein anderes Bewusstsein. In Norwegen ist es ganz selbstverständlich, dass überall in der Politik mehr Frauen sind. Das hat eine alte Tradition, weil die Männer in der Geschichte nie zu Hause waren, mit dem Schiff unterwegs waren. Bei uns sind einfach konservative Traditionen, die weitergeführt werden, die ein Umdenken schwierig machen. In diesen Traditionen muss man sich halt irgendwie bewegen und durchhandeln.

[...]

– *Mich würde die Bedeutung der Galeristen für deine Arbeit interessieren.*

Veronika – Ich hab die Öffentlichkeit immer über die Medien gesucht. Ich hab einen besseren Zugang zu Kritikern als zu Vermittlern. Zu Galeristen gibt es keine Kontakte.

– *Machst du alles selbst, auch die Öffentlichkeitsarbeit?*

Veronika – Manche Künstler haben Galeristen oder irgendeine Lobby, die sie unterstützen. Ich mach das alles selber. Ich muss alles selber machen. Das ist natürlich zeitaufwändig. Ich würde die Strategien ja können, das einzige Problem ist, man müsste sehr viel unterwegs sein und sehr viele Leute kennen. Und es gibt ja Künstler, die ganz gezielt zu bestimmten Veranstaltungen gehen, damit sie bestimmte Leute treffen. Aber das liegt mir nicht. Das sind die gesellschaftlichen Regeln, das ist in der Wissenschaft ganz dasselbe, wer wo veröffentlicht wird. Man kann als Künstler nicht einfach eine Mappe irgendwohin schicken, weil sich die niemand ansieht, und mit einer Empfehlung bekommt dieselbe Mappe mehr Aufmerksamkeit.

– *Wie, würdest du sagen, ist dein Stellenwert als Künstlerin in Graz?*

Veronika – Das kann ich nicht einschätzen. Es schwankt sehr stark, einmal ist er höher, dann wieder niedriger.

– *Worauf führst du das zurück?*

Veronika – Ich glaube, das geht allen Künstlern so. Sobald du ein bisschen erfolgreich unterwegs bist, hast du auch sofort eine Strömung gegen dich. Kritik ist natürlich schon etwas Gutes. Man merkt, dass man etwas bewirkt hat. Graz ist sehr klein und man kann von der Enge gewaltig erdrückt werden. Das ist dasselbe: Mein Heimatort war auch sehr klein und wenn ich dort geblieben wäre, hätte ich mich nicht weiterentwickeln können und ich wäre dort in dem Kreis geblieben. Und dasselbe ist jetzt eigentlich auch hier in Graz, wo ich schon den Eindruck habe, dass man erdrückt wird. [Pause] Man muss sich frei bewegen können. Dieses freie Bewegen ist bei Frauen auch immer eine Schwierigkeit, weil

sie meistens mit Kind oder Familie wo hängen und dadurch eher ortsgebunden sind oder finanziell gebunden sind, dadurch diese Bewegungsfreiheit nicht haben. [Pause] In meiner Situation kann ich zufrieden sein. Es kann wohl kaum einer meiner männlichen Künstlerkollegen sagen, dass er seit 25 Jahren künstlerisch freischaffend tätig ist. Das kann hier in Graz wohl kaum jemand nachweisen. Ohne Karenzgeld, Urlaubsgeld, Krankengeld, Notstandshilfe und vor allem, ohne mich bei meinen Kunstprojekten zu verschulden. Natürlich bin ich dafür einige Male an die Grenze meiner körperlichen Leistungsfähigkeit gegangen. Im Nachhinein betrachtet weiß ich, dass ich diesen Einsatz nicht mehr bringen würde. Wozu auch? Es sind viele Ressourcen verloren gegangen, durch Mehrfachbelastungen und Alltagsbelastungen. In Wirklichkeit habe ich mich nie wirklich auf die Kunst konzentrieren können. Die Wege dafür wurden mir nicht gegeben. Ich habe mir diesbezüglich – in Bezug auf die Ausgangssituation 1976, der Chancenlosigkeit von Künstlerinnen – keine Illusionen gemacht. Ich habe ganz nüchtern den damaligen Ist-Zustand erhoben und analysiert. Das Produkt dieser Erhebungen war dann *Eva&Co*. Ich bin nicht blind lächelnd, traumwandlerisch durch die Welt gegangen. [Pause]

Selten Rückendeckung

– *Du hast früher eine Zeit lang in Schweden gelebt...*

Veronika – Ja, vor 25 Jahren. Schweden war damals sehr liberal und sozial fortgeschrittener als Österreich. Im eigenen Land ist es als Künstler schwieriger. Ich hab im Ausland immer mehr Erfolg gehabt und umgekehrt, wenn ein ausländischer Künstler nach Graz kommt, der macht ganz andere Erfahrungen, weil er keine Gefahr ist für die heimischen, und er geht irgendwann wieder. Er geht wieder, bringt neue Anregungen mit. Ich habe mir immer leichter getan, anderswo zum Beispiel einen Vortrag zu halten, in Graz ist es ein Problem. [...] Ich habe viele Jahre nur für das Ausland gearbeitet, da bin ich in Graz ziemlich in Ruhe gelassen worden.

– *Hast du jemanden, der dich unterstützt?*

Veronika – Wirkliche Unterstützung habe ich nie bekommen. [Pause] Es gibt schon Leute, die zumindest Interesse zeigen, die sich mit der Arbeit auseinandersetzen, das ist Unterstützung, wenn man Reflexionen haben kann. Das finde ich spannend. Und sonst steht man relativ allein da. Natürlich habe ich Kontakte zu Künstlerinnen, die ähnliche Ansätze haben. Ich habe auch gute Kontakte ins Ausland, wo sich wirkliche Freundschaften entwickelt haben. Ich muss sagen, die Eva und ich, wir haben uns Rückendeckung gegeben und es ist auch heute noch so. Wir sind sehr unterschiedlich, auch von den Arbeiten her, aber wir wissen zumindest von der Problematik, die uns Frauen oder Künstlerinnen begegnet. [...] In der letzten Zeit, als *Eva&Co* gut gelaufen ist, da war ich jemand, von dem die anderen etwas haben wollten. Als Künstlerin bin ich immer in der Position der Abhängigkeit. Es gibt von Frauen schon immer wieder Bestärkungen, aber die sind natürlich weltweit selber in einer Kämpferposition. Es gibt mittlerweile eini-

ge selbstbewusste Frauengruppen. Die haben auch einen anderen Ansatz, als das vor 20 Jahren war. Sie sind selbstständiger, beweglicher und aktiver. Sie sind auch bereit, sehr viel Energie zu investieren und ich weiß nicht, wie lange sie durchhalten werden. [...] Aber ich schätze in 10 bis 15 Jahren werden sie ganz anders reden. [...] Die jüngeren Künstlerinnen bauen kontinuierlich Netzwerke auf. Das ist auch ein Vorteil vom Internet. Natürlich machen sie eher auf Girlie, aber was ich sehr sympathisch finde, ist, dass diese jungen Frauen ganz selbstverständlich ihre Kinder in ihre Arbeiten miteinbeziehen, ihren Alltag, und das in gewisser Form in einer frech-provokativen oft auch sehr fröhlichen Art, durchwegs positiv betrachtend. Vor 20 Jahren war das in der Kunst nicht möglich gewesen.

Dezember 2001/Februar 2002

Betteln, um zu helfen

Gerald Winter

Annemarie M. ist ausgebildete Psychiaterin und Psychotherapeutin. Die gebürtige Schwedin leitet den Gesundheits- und Flüchtlingsbetreuungsverein *OMEGA*²⁰⁸, in dem Folteropfern und nach Kriegserlebnissen Traumatisierten entsprechende therapeutische Hilfe angeboten wird. Das Betreuungsangebot richtet sich auch an all jene Migranten und Migrantinnen, die am Verlust ihrer Heimat und dem Zwang, sich in einer neuen sozialen Struktur orientieren zu müssen, leiden. Viele der Klienten und Klientinnen sind schwerst depressiv oder orientierungslos. Um ihr Selbstvertrauen und Kompetenzen zu stärken und um sich in einer neuen Kultur einzufinden, richtete der Verein neben dem psychotherapeutischen Programm Beschäftigungsprojekte verschiedenster Art ein – Computerkurse, Kochkurse, Frauencafés, Tanzen und Musik. 35 in unterschiedlichen Ausmaßen beschäftigte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen suchen so zu verhindern, dass die Hilfesuchenden passiv auf die Entscheidung der zuständigen Beamten über ihren Asylantrag in den Quartieren warten müssen und der völligen Entmündigung durch Politik und Gesellschaft ausgeliefert werden. Die Überwindung des erzwungenen Wartens ist der erste Schritt in Richtung Integrationsarbeit, die der Verein leistet.

Ihre eigene fremdländische Herkunft kann und will die 55-jährige Leiterin dieser Hilfsorganisation nicht leugnen. Jedenfalls sei es ihr auch deshalb bisher nicht gelungen, wirklich akzentfrei Deutsch zu sprechen, wie sie gleich eingangs betont. Anfang der 70er Jahre, als Graz für skandinavische Studierende noch ein beliebter Studienort war, kam sie hierher, um Medizin zu studieren. Ihr Studium beendete sie in Schweden, heiratete und arbeitete hier zehn Jahre in einer staatlichen sozialmedizinischen Einrichtung. Nach der Scheidung übersiedelte sie wieder nach Graz, wo sie mit ihrem zweiten Mann, einem Lehrer, seit nunmehr 15 Jahren am Stadtrand lebt. Offen und frei von distanzierenden Höflichkeitsfloskeln der Verwaltungssprache erzählt mir Annemarie – in der Selbstverständlichkeit jener, die den Geist der 68er noch in sich tragen, ist sie gleich per Du mit mir – wie es zu dieser Vereinsgründung kam und von den Belastungen ihrer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, von zunehmenden Verwaltungsarbeiten, die von ihr kaum noch zu bewältigen sind. Ihre Art, die Dinge direkt zu benennen und ihr legerer Umgang sind offensichtlich ein wesentlicher Faktor für das kollegiale, wenn auch nicht hierarchiefreie Klima innerhalb der Mitarbeiterschaft. An den Anfang und in den Mittelpunkt unseres Gespräches, das immer von Telefonaten unterbrochen wurde, schließlich wegen einer dringenden Intervention dann auch verschoben werden musste, stellte sie den Verein. Beim nächsten Treffen sprach sie von sich und von der Verbindung zwischen ihrer Kindheit in

Südschweden und ihrer Arbeit in Graz.

Hier begann sie zunächst in einer NGO²⁰⁹ mitzuarbeiten, die als Zentrum für sozialmedizinische, rechtliche und kulturelle Belange von Flüchtlingen eingerichtet wurde. Um sich selbst einen breiteren Agitationsraum zu verschaffen und eigenständig auch im psychotherapeutischen Bereich handeln zu können, gründete sie 1996 gemeinsam mit einem Psychiater aus Bosnien ihren eigenen Hilfsverein für Flüchtlingsbetreuung. Die Trennung geschah nicht ohne Konflikte, auf sachlicher wie auch emotionaler Ebene. Annemarie hat damit eine zusätzliche Konkurrenz auf den Markt der Betreuungsvereine im Kampf um Fördergelder und Klientel gebracht. Inzwischen normalisiere sich die Zusammenarbeit aber wieder, wie sie meint. Dennoch bleibt mir die gegenwärtige Anspannung im sozialen Markt der Hilfstätigkeit nicht verborgen. Die Knappheit der Ressourcen durch Einsparungsmaßnahmen und der Rückzug des Staates aus der Fürsorge für Asylsuchende zwingt jede der Hilfsorganisationen, sich um das existenzielle Überleben im zunehmenden Konkurrenzdruck zu kümmern.

Dem Verein steht das Erdgeschoss eines Gebäudes aus der unmittelbaren Nachkriegszeit zur Verfügung – ein vom sozialen wie materiellen Fortschritt verlassenes einstöckiges Vorstadthaus. Eine unscheinbare Tür zur ebenen Erde führt zu den Räumen des Vereins, eine alte Toreinfahrt in den Hof zu verwinkelten Nebengebäuden und kleinen Substandard-Wohnungen im ersten Stockwerk. Hier leben noch ein paar alte Bewohner und einige Flüchtlingsfamilien. Die Vereinsräume selbst sind einfach, wie das ganze Haus, nur das Allernotwendigste ist vorhanden. Gleich ist man im Warte-, Büro-, Arbeits-, und Vorraum: Ein Tisch mit zwei Sesseln und einer Fülle von Informationsbroschüren und Veranstaltungshinweisen im Eingangsbereich, daneben ein mit einer Unmenge von Aktenordnern überfüllter Schreibtisch. Hier bin ich mitten im Geschehen. Alles ist in ständiger Bewegung. Der einzige Computer wird permanent von unterschiedlichen Personen benutzt, das Telefon läutet ununterbrochen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eilen zwischen dem Arbeitsraum und dem kleinen Büro hin und her. Es herrscht ein unentflechtbares Sprachengewirr. Ich kann zunächst nicht unterscheiden, wer die Betreuenden und wer die zu Betreuenden sind. Herkunft und Outfit sind ähnlich. Wie ihre Klientel kommen die Helfenden aus unterschiedlichen regionalen und kulturellen Kontexten, aus dem ehemaligen Jugoslawien ebenso wie aus Afrika und Asien. Alles spielt sich hier in diesem Raum ab, das Team arbeitet dicht nebeneinander, jede und jeder in den unterschiedlichen Betreuungsbereichen. Das, was in meinen Augen und Ohren zunächst nur als Chaos ankommt, entspricht der Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Arbeitsaufgaben, Sprachen und Symbole. Eine Zwischenwelt, ein fortlaufender Prozess, der den Hilfesuchenden die Möglichkeit bietet, abseits aller Einwanderungsbürokratie und Integrationsauflagen, Anschluss des Eigenen mit dem Fremden zu finden und in der Kunst des Überlebens für sich persönlich Neues zu schaffen.²¹⁰ Gerade durch das Fehlen der formalistischen Struktur wird unmittelbarer Einsatz möglich und direkte Hilfe wirksam. Dennoch verlangt ein solcher Zwischenraum

klare Kompetenzstrukturen der Helfenden, die aber bei der Überfülle an anfallenden Arbeiten ganz offensichtlich nicht aufrecht zu halten sind.

Der Ort als steingewordene Realität

Ich suchte sehr lange, bis ich die Flüchtlingsbetreuungseinrichtung *OMEGA* im Kerngebiet des so genannten »Glasscherbenviertels« – wie der Stadtteil im Bezirk Gries trotz der Aufwertungsbemühungen der Stadt noch immer genannt wird – fand. Ein Vorstadtgebiet, das in seiner Bewertung als Problemviertel innerhalb des Stadtgebietes eindeutig beschrieben ist. Man denkt an den hohen »Ausländeranteil«²¹¹ und seine Unzahl von Rotlichtlokalen. Hierher kommt man jedenfalls nie zufällig. Eine verwinkelte unscheinbare Seitengasse lenkte mich von einer lauten Einzugs- und Durchzugsstraße hierher. Lärm und Abgase kontrastieren die lokale Eigenart dieser städtischen Hinterbühne mit ihren kleinen biedermeierlichen Plätzen und Häusern aus unterschiedlichsten Bauepochen. Von hier führt ein Verbindungsgässchen in den von allen Verschönerungsmaßnahmen ausgesparten, inoffiziell kurz in »Ausländergasse« umbenannten Teil der Griesgasse. Die Fluktuation der Geschäfte und Cafés ist hoch, die Szenerie verändert sich nahezu monatlich.²¹² Secondhandläden erzielen ihren Umsatz mit dem Kauf und Verkauf von Handys, Wettbüros und kleine Spielsalons kommen und gehen, immer mehr Geschäfte stehen leer. Der zunehmenden Ansiedlung ausländischer Bevölkerung in diesem Stadtteil und der gleichzeitigen wirtschaftlichen Resignation versucht die Stadtplanung durch Infrastrukturmaßnahmen entgegenzuwirken. Das großangelegte EU-Projekt *URBAN* errichtete unter dem hoffnungsvollen Titel »Gries – ein Bezirk lebt auf«²¹³ in der unmittelbaren Nähe einen Park für den an Grünflächen armen Stadtteil und revitalisierte ein lange leer gestandenes städtisches Hallenbad. Damit hoffte man die verlorene »Funktionsfähigkeit« dieses Stadtraumes wieder in Gang zu setzen. Ein Komplex mit freifinanzierten Wohnungen für eine entsprechend potente Käuferschicht sollte dazu beitragen. Das Ziel der Integration, ein Miteinander der Bevölkerung, wurde jedenfalls mit all den Bemühungen bisher nicht erreicht, die neuen Räume schließen sich als soziale und ethnische Inseln vielmehr gegeneinander ab.

Verhinderte Arbeit

Der Verein lebt als NGO in erster Linie von Subventionen, zuletzt im Jahr von 41 unterschiedlichen Geldgebern, davon 29 öffentlichen.²¹⁴ Da keine zentrale Zugangsstelle für die Antragstellung existiert, muss sie als Leiterin die Gelder von unterschiedlichsten Institutionen, die untereinander selten in Kontakt stehen – UNO, EU, Bund, Land, Stadt, Gesundheitsressort, Sozialressort, Jugendressort, Innenministerium, Frauenreferat – organisieren. Mit einem solch zusammengeflackten Budget kann Kontinuität in der Betreuungsarbeit nicht sichergestellt werden. Die aber ist für eine sinnvolle therapeutische Arbeit unerlässlich, eine Unter-

brechung würde die hier Betreuten in eine neuerliche Krise stürzen, die Vertrauensbasis wäre ruiniert, die Sicherheit des Überlebens-Zwischenraums verloren. Der ständige Kampf um das rechtzeitige Einbringen der Anträge behindert Annemarie in ihrer eigentlichen Betreuungsarbeit. Für ihre ursprüngliche Aufgabe und ihre Profession als Ärztin bleibe da einfach keine Zeit. Die Bürokratie absorbiert ihre Zeit und ihre Kraft.

Als Helfende ist Annemarie auf die »Gnade« anderer angewiesen. Sie erzählt von ihrer Abhängigkeit und davon, dass sie der Rolle als Bittstellerin nicht entkommt. Nicht als qualifizierte Psychiaterin und Psychotherapeutin behandle man sie auf ihrer »Betteltour«, ihre Position sei vielmehr in dem in der christlichen Tradition der Nächstenliebe eingebetteten Schema der Hierarchie der Gebenden und Nehmenden festgeschrieben. Zur finanziellen Abhängigkeit der Arbeit komme die ständige existenzielle Unsicherheit der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die eine enorme Herausforderung für alle darstellt. Die Gelder werden immer nur für ein bis zwei Jahre vergeben, so muss sie jedes Jahr neu ansuchen, jedes Jahr dutzende Anträge schreiben, laufend neue Überzeugungsarbeit für Beträge leisten, die mitunter gerade für ein oder zwei Monatsgehälter reichen. Hinzu kommt, dass die Subventionen durch die langen Behördenwege extrem verspätet ausbezahlt werden, so dass viele Projekte in ihrer Anfangsphase finanziell nicht abgedeckt sind. Das zwingt sie, von laufenden Projekten Gelder umzuschichten, äußerste finanzielle Reserven anzuzapfen oder die Konten zu überziehen. Wenn dann, wie jüngst, bereits zugesagte Subventionen wegfallen, weil die öffentliche Hand wieder »andere Schwerpunktsetzungen« bevorzugt, wie es in der Sprache des obersten staatlichen Geldgebers heißt, sieht sie sich mit der Überlebensfrage des ganzen Unternehmens und der Sinnfrage ihres Arbeitsinsatzes konfrontiert.

Annemarie – Ich habe gedacht, das wird ein Topf sein, wo wir planen können und jedes Jahr mit einer gewissen Summe Geld rechnen können, damit man dann sagen kann, so viele Arztstunden, so viele Psychologestunden. Und jetzt, vollkommen unerwartet, kommt dann eine knappe halbe Seite: »Leider ist das Projekt nicht genehmigt.« Und da ist es nicht, dass man also ein bisschen weniger Geld kriegt, sondern man kriegt dann alles oder gar nichts. Und jetzt stehen wir an. Das Projekt hat angefangen zu laufen am ersten Dezember vorigen Jahres und das heißt, wir sind ja Kopf gestanden, um das zu erfüllen, was im Projekt drinnen steht, obwohl wir die Leute, die wir brauchen, ja nicht anstellen können, bevor das Projekt genehmigt ist. Das heißt, jetzt sind vier Monate von der Projektzeit gelaufen und wir haben versucht, Restgeld, das wir gehabt haben oder in der Freizeit das Projekt zu erfüllen und jetzt kommt ein nein. [...] Wir versuchen ja die Leute zu aktivieren, dass sie auch zu uns kommen und hier etwas machen und nicht picken bleiben in den Flüchtlingsquartieren. Und eigentlich ist es von uns so geplant, dass Emir, der wichtigste Mitarbeiter von allen..., er sollte wenigstens voll gedeckt sein von diesem Geld. Und jetzt ist er fast ungedeckt und das heißt, man müsste andere Sachen entweder streichen, umwidmen, seine Tätigkeit

umwidmen, jemanden anderen entlassen, weil ihn können wir nicht... auf ihn können wir nicht verzichten. Und ich versuche jetzt sozusagen eine Rettungsaktion, fahre zum FGÖ [Forum gesundes Österreich], wo ein Ansuchen liegt, wo ich nicht glaube, dass das total gut ist, weil es nicht ganz den Richtlinien entspricht. Ich habe ein Kurzkonzept geschrieben, wie man dieses Projektansuchen besser formulieren kann und habe auch einen Termin beim Sozialministerium gekriegt, dass ich morgen zu beiden Stellen gehe und versuche, mich warm zu reden, dass wir es brauchen und versuche auch hier auf Landesebene mit dem zuständigen Landesrat ein Gespräch zu führen, dass wir Teile decken können und von anderen Geldgebern Geld frei kriegen, um Emir zu bezahlen. Aber das ist dieses öde Gefühl, dass du ewig in einer Bettlerrolle bist.

Besonders schwierig, eigentlich unmöglich, ist es für sie, in Kategorien einer Kosten-Nutzen-Rechnung zu argumentieren. Ihre Denk- und Handlungslogik folgt einer anderen Ökonomie und damit anderen Kriterien als jenen der Institutionen. An der entscheidenden Stelle, nämlich der existenziellen Sicherung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und ihrer therapeutischen Arbeit, durchbrechen ihre Vorstellungen von Sinn und Erfolg jene der Verwaltungslogik.

Annemarie – Wir hätten oft einen guten Nationalökonom gebraucht, der wirklich Kosten-Nutzen berechnet. Was mir auch ein bisschen von meinem Berufsblick zuwider ist, dass man leidenden Menschen nicht helfen darf, ohne zu beweisen, dass es dem Staat Kosten erspart. Man müsste das eigentlich als ein humanitäres Menschenrecht sehen, dass Menschen geholfen werden kann. Aber sicher würde man besser durchkommen, wenn man nicht mit der Hilfsschiene kommt, sondern man sagt, mit den und den Sachen erspart das Land oder die Stadt sich Geld auf lange Sicht. Da bin ich ja wirklich nicht gut, in solchen Rechnungen.

Bei Behörden ist mit individuellem Leiden nicht zu argumentieren. In erster Linie widmet sich deren Aufmerksamkeit den Budgetzahlen. Der Konflikt zweier aufeinander prallender Denkkonzepte unterschiedlicher Ökonomien prägen den Alltag der Vereinsarbeit. Der Staat gibt Teile seiner Zuständigkeit an NGOs ab, er baut aber gleichzeitig mit bürokratischen Auflagen Abhängigkeiten und subtile Kontrollmechanismen auf, die ein erfolgreiches Arbeiten der Helfenden erschweren. Die ständige Überwachung der öffentlichen Hand durch die Auflagen der Geldvergabe, die in Annemaries Augen unklaren und undurchschaubaren Regeln folgen, schafft eine Situation, in der sie sich in einer Position ohne Rechte wiederfindet. Die staatliche und mittlerweile auch die überstaatliche europäische Bürokratie funktioniert hier als Kühlsystem,²¹⁵ das mit seinen behäbigen Strukturen spontane Hilfsmaßnahmen verhindert und Experimente, wie die Etablierung von Zwischenräumen, bremst.

Annemarie – Es ist schade, weil ich stecke fast meine ganze Energie in das Geldauftreiben und kann viel zu wenig mein professionelles Wissen einsetzen. Projektentwicklung, Forschung und neue Sachen entwickeln, die professionell etwas weitergebracht hätten. Das kommt leider eher so zwischen Tür und Angel.

Da die Geldbeschaffung allein in ihren Händen liegt und ihre Ressourcen von

dieser Außenarbeit absorbiert werden, bleibt die Betreuungsarbeit den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen verantwortet, die ihrerseits mit der persönlichen Überforderung und existentieller Unsicherheit in einem strukturellen Vakuum kämpfen. Auf nationaler Ebene ist Annemarie gezwungen, permanent nach Konfliktlösungen zu suchen. Die Arbeit, die sie und ihr Team leisten, bleibt in diesem Kampf unbedankt. Im internationalen Netzwerk der Flüchtlingsarbeit erntet sie mit ihren Konzepten Bestätigung und Würdigung. Sie kann auf eine große Anzahl an Kontakten zu kritischen Intellektuellen, Ärzten und Sozialarbeitern aus ganz Europa zurückgreifen und kann dadurch renommierte Tagungen und Veranstaltungen nach Graz holen.²¹⁶ Dieser Austausch ist zwar für die praktische Arbeit von äußerster Wichtigkeit, aber als Kapital für ein Mehr an Subventionen nicht einsetzbar.

Annemarie – Europaweit sind wir jetzt oft eingeladen worden und haben uns dort immer wieder vorgestellt. Ich glaube, wir waren sechsmal in den letzten ein- einhalb Jahren eingeladen, um unsere Projekte vorzustellen. Also, auf einer europäischen Ebene, so hab ich das Gefühl, kriegt man Anerkennung. Dann haben die in Brüssel entschieden, dieser Geldtopf wird an die verschiedenen Länder zurückgegeben, und im Land selbst wird beschlossen, wo das Geld hingehet, wer Projekte kriegt. Jetzt haben wir beim Bundesinnenministerium angesucht und da haben wir aus irgendeinem Grund, trotz mehrerer Ansuchen, nie Geld gekriegt.

Dennoch trug die symbolische Anerkennung auf EU-Ebene letztlich zur (vorläufigen) finanziellen Rettung des Vereines bei. Annemarie ist es gerade gelungen, zu nationalen Mitteln noch Gelder von der Union zu lukrieren. Da ließ sie sich auch nicht vom riesigen bürokratischen Dschungel und den eindrucksvoll geschilderten, »bis zu sieben Kilogramm schweren Projektansuchen« abschrecken.²¹⁷ Der Mechanismus der Geldvergabe funktioniert wie eine Förderspirale. Alles dreht sich im Kreis. Hauptaugenmerk der Vergabe von Geldern liegt nicht auf Argumenten der Notwendigkeit oder der Qualität der praktischen Arbeit, sondern darauf, von wem der Bittsteller bereits gefördert wird. Um zu EU-Geldern zu kommen, muss eine Grundfinanzierung aus nationalen Mitteln vorhanden sein, die man wiederum wesentlich leichter bekommt, wenn man Beiträge aus der EU vorweisen kann.

Annemarie – Ich habe trotzdem jetzt angesucht, weil es drei Jahre waren, habe alles extra hinauspoliert, was wir die letzten Jahre gekriegt haben. Und dann bin ich hingekommen. Das heißt, es ist immer ein Spiel, dass man versuchen muss, irgendwo sicheres Geld zu haben, und dann kann man ergänzend dazu Geld dazubekommen.

Das Erbe

Schon in ihrer Kindheit im südschwedischen bürgerlichen Milieu wurde Annemarie für soziale Ungerechtigkeiten sensibilisiert. Sie lernte, dass Widerstand Sinn macht. Als Tochter einer alleinerziehenden Mutter wurde sie immer wieder damit konfrontiert, anders zu sein. Sie erinnert sich in unserem Gespräch an die vorgeschriebenen Arztuntersuchungen in der Volksschule für Kinder, die

nur einen Elternteil hatten. In ihrer Klasse betraf das nur eine Mitschülerin und Annemarie selbst. Wie die Kinder aller ärmeren Familien, sollte sie damals in eine Sommerkolonie ans Meer geschickt werden. Diesen staatlichen Fürsorgeeifer empfand ihre Mutter, selbst Volksschullehrerin, als soziale Herabwürdigung und veranlasste sie in den frühen 60er Jahren Schweden den Rücken zu kehren und mit ihr für vier Jahre nach Griechenland zu ziehen. In dieser Zeit war Annemarie von der Schule freigestellt. Hier lernte sie erstmals durch die Bekanntschaft mit Menschen aus Israel, die nach den Konflikten mit arabischen Ländern hierher flohen, das Leiden von Flüchtlingen kennen. Damals sei wohl der Grundstein für ihren Gerechtigkeits- und Freiheitssinn, aber auch für ihr Maß, nicht in engen nationalen oder lokalen Grenzen zu denken und zu leben, gelegt worden. Später, mit 15 Jahren, ging Annemarie mit einem Stipendium für ein Jahr in den USA zur Schule.

Annemarie – Ich glaube, das ist auch eine Freiheitstriebkraft oder was weiß ich. Gleichzeitig, wenn ich denke, meine ganze Art aufzuwachsen war teilweise ein bisschen verwahrlost, mit einer Mutter, die gearbeitet hat, Schlüsselkind und diese Art, wie mit uns als Zweite-Klasse-Bürger umgegangen wurde, weil wir keine ganze Familie waren. Das ist auch in Empörungen geblieben und vielleicht bin ich empfindlicher gegenüber Ungerechtigkeiten, ich weiß es nicht. Weil ich glaube, dass bei all diesen Sachen... das ist ja auch mein psychoanalytischer Beruf... ich glaube, es ist ja kein Zufall, dass man landet, wo man ist. Und ich glaube immer, es hat einen egoistischen Grund, dass es in meiner Bewältigung, in meinem Leben hilfreich ist. Das heißt, man landet hier nicht, weil man ein guter Mensch ist, sondern weil man es egoistisch braucht. In Amerika war es insofern schwierig, weil ich dort mitten in der Pubertät war und als komisch abgewertet wurde. Wegen meiner Gewohnheiten. Ich hatte zum Beispiel, was ganz normal war in Schweden, nur zwei Paar Hosen, drei Röcke, ein schöneres Kleid, ein Sommerkleid, drei Paar Schuhe. Und meine amerikanische Schwester hatte 32 Röcke. Man hat in Amerika jeden Tag neue Kleider anhaben müssen in der Schule, sonst wurde man als schmutzig angeschaut. Man durfte nicht die gleichen Kleider zweimal... hat nicht geheißt, dass die gewaschen wurden dazwischen, aber man hat jeden Tag wechseln müssen. Also, solche Kleinigkeiten, wo ich behandelt wurde, als ob ich blöd wäre, vom Land komme. Wo ich ganz stark gespürt habe, dass das, was ich bin, nicht genügt oder in diese neue Gesellschaft nicht passt. [...] In der Familie, bei der ich war, hat man auf keinen Fall mit irgendeinem schwarzen Mensch sprechen dürfen, weder mit Juden noch mit Italienern. Da war der Vater Universitätsausbildung und der hat zum Beispiel cool gesagt, dass, wenn Gott gewusst hätte, wie schlecht die amerikanischen Neger sein würden, dann wäre es nie in der Bibel gestanden, dass, egal, ob Jude oder Grieche oder... Also, er war religiös, aber hat alles, was nicht protestantisch und weiß war, total gehasst. Nach einem Jahr war es so, dass ich physisch Angst gehabt habe, wenn ich dunkelhäutigen Menschen begegnet bin, da habe ich Herzklopfen gekriegt. Das war ein guter Lernprozess, was man mit einem 15-

Jährigen machen kann. Weil ich habe zum Beispiel griechische Freunde... meine beste Freundin in Griechenland, ihre Mutter war Kongolesin. Also, ich habe gute schwarze Freunde gehabt, bevor ich nach Amerika gekommen bin. Aber ein Jahr dieses ständigen Hörens, dass die gewaltsam sind, die werden dich vergewaltigen, umbringen, was weiß ich. Da hat mein Körper reagiert. Ich habe Schiss gekriegt und Herzklopfen und Angst. Es ist ja dann relativ schnell vergangen wieder, wie ich zurück in Schweden war. Aber ich denke, das war eine wichtige Sache für mich, zu lernen, wie schnell man jemanden mit Propaganda umstimmen oder Angst machen kann.

Soziales Engagement hat in ihrer Familie Tradition. Ihr Großvater stellte im Zweiten Weltkrieg seine Wohnung den mit Booten von Dänemark nach Schweden geflohenen Juden und Widerstandskämpfern zur Verfügung. Ihre Mutter organisierte während der Ungarnkrise Veranstaltungen für Flüchtlinge an ihrer Schule und sie selbst engagierte sich bereits in ihrer Jugend bei *Amnesty International* und später bei *Ärzte gegen Atomkrieg*, ehe sie als Beauftragte in einem Krankenhaus für psychisch kranke Flüchtlinge und zusätzlich in einem Beratungszentrum für Drogen- und Alkoholabhängige zu arbeiten begann. Das alles sieht sie rückblickend sehr nüchtern und ohne paternalistisches Pathos. Sozialengagement sei eben in Schweden gesellschaftlich sehr hoch angesehen, und für sie und ihre Familie wäre es wohl ein Versuch gewesen, den fehlenden materiellen Reichtum zu kompensieren und das finanzielle Kapital durch soziales Ansehen aufzuwiegen. Sie verzichtete auf den Einstieg in die strenge Spitalhierarchie, in der sie in ihrem Alter nach eigenen Angaben mittlerweile Professorin oder Oberärztin wäre. Die sozialen Bewertungs- und Anerkennungskriterien seien aber in Österreich anders. Jetzt, wo sie seit Jahren hier lebt und arbeitet, wird sie selbst, und das in doppelter Weise, mit Mechanismen der Ablehnung gegenüber Fremden konfrontiert. Nun erfährt sie nicht nur als Ausländerin, sondern auch als Leiterin einer Organisation für Menschen ohne gesellschaftliche Reputation, soziale Abwertung. Assoziationen, die man im öffentlichen Diskurs mit Flüchtlingen verbindet, überschatten ihre Arbeit und ihr privates Dasein. Erst der Verweis auf ihren akademischen Grad sichert ihre Position, um in Verhandlungen ernst genommen zu werden.

Annemarie – Also, vom Aussehen her werde ich als Jugoslawin eingestuft. Also, Menschen glauben... Und dementsprechend bin ich in Geschäften manchmal oder bei Behörden [überlegt] unfreundlich zumindest behandelt worden. Was mich dann so empört, wenn ich dann meinen Ausweis gezeigt habe, wie es dann um 180 Grad dreht, wenn man einen Titel hat. Aber das hat ja nie eine Freude gemacht, sondern ich hab mich dann nur geärgert... wie kann man plötzlich, weil jemand einen Doktor Med. Titel hat, plötzlich ist man dann... genügt man.

Annemarie spricht neben ihrer Muttersprache Schwedisch Englisch, Griechisch und fließendes, aber nicht akzentfreies Deutsch. In unserem Gespräch beklagte sie sich darüber, nicht immer sofort verstanden zu werden, vor allem bei Telefongesprächen. Andererseits schafft sie es zum Beispiel, Beamte durch ihren Akzent

auf sich aufmerksam zu machen. Hinter ihrer Weigerung, den schwedischen Akzent abzulegen, steckt Heimweh, aber auch geschickt eingesetzter Widerstand.

Annemarie – Am schlimmsten, glaube ich, ist, wenn ich müde bin, und das ist noch immer so, wo ich also falsch spreche. Und das ist auch zu Hause so, mit engen Freunden. Und ich kann mich nicht klar ausdrücken oder jemand sagt mir, ich versteh nicht, was du sagen willst. Da ist so eine Frustration und Ohnmacht, warum kann ich das nicht sagen, was ich meine oder warum kommt es nicht an? Das ist die Grundsubstanz von Heimweh. Dass ich lieber in meinem eigenen Dorf wäre, wo nichts ist, aber das ist Heimat, wo ich absolut alles versteh. Die Art, Schmäh zu machen, die Dialektwörter. Dort würde niemand nachfragen. Da braucht man auch nur die Hälfte sagen und die Leute fangen an zu lachen. Das und ein bisschen von dieser Naturverbundenheit, das Meer, wo man weit sehen kann, oder die Vegetation oder weiß der Teufel was, wie die Wolken ausschauen [lacht]. Das ist mehr als Menschensehnsucht, weil hier geht es jetzt mit Kommunikation und Telefon und was weiß ich eh relativ leicht, den Kontakt zu halten. Aber die Sprache ist für mich total... Wenn ich hier telefoniere, kann ich ja wahnsinnig werden...²¹⁸

Um dem zunehmenden Druck, dem sie und ihr Mitarbeiterstab ausgesetzt sind, entgegenzuwirken, bemüht sich Annemarie, den NGO-Status des Vereines aufzugeben. Sie versucht ihn als Jugendwohlfahrtseinrichtung für ausländische Jugendliche von der Stadt anerkennen zu lassen. Der Verein würde die Arbeit seiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dann direkt der Stadt verrechnen. So könnte die finanzielle Situation ein wenig kalkulierbarer gemacht werden und sie selbst aus ihrer energieverzehrenden Rolle als Bittstellerin treten, um endlich ihrer eigentlichen Profession als Therapeutin nachkommen.

Und das klang so, als müsse sie sich selbst überzeugen.

Eine Sisyphus-Arbeit

Cécile Huber

Hilde, die Geschäftsleiterin des Vereins *ZEBRA*²¹⁹, einer Grazer NGO, lernte ich vor einigen Jahren im Rahmen der Vorbereitungsgespräche zu einer antirassistischen Tagung kennen, an der die Konfliktlinien zwischen Beamten, Hilfsorganisationen und Betroffenen in Graz erstmals gemeinsam eruiert, diskutiert und reflektiert wurden. Ihr direkter Blick, ihr freundliches Lächeln sowie ihre gesetzte Stimme kennzeichnen ihre sonst unauffällige Erscheinung. Ihr Initiativgeist und Pflichtbewusstsein, ebenso ihre Beharrlichkeit und ihr unermüdliches Engagement wurzeln in einer katholischen Tradition von Nächstenliebe und Mitmenschlichkeit bzw. im christlich-sozial geprägten bäuerlichen Milieu ihrer Familie. Ihre ehrenamtlichen Arbeitserfahrungen bei *Amnesty International*, die sie als ihre politische Sozialisation bezeichnet, beruhen auf einem demokratischen Verständnis von Menschen und Menschenrechten im Sinne einer Zivil- oder Bürgergesellschaft. Ihr gesellschaftspolitisches Interesse für das Soziale hat ihren Entschluss zum Soziologiestudium genährt. Es ist deshalb kein Zufall, dass sie aus ihrem langjährigen ehrenamtlichen Einsatz für die Causa der Menschenrechte ihren Beruf machte und sich deren Einhaltung im gesetzlichen wie im praktischen Sinn verpflichtet fühlt.

Hilde verbrachte ihre ersten Lebensjahre in Tirol in einem, wie sie sagt, »sehr seltsamen Ort«, der von seiner geografischen Lage und reduzierten Infrastruktur her (ein Lebensmittelgeschäft, eine Kirche und ein Kino) eine in sich geschlossene Welt darstellt, wo die Menschen unwillkürlich aufeinander angewiesen sind (»Seltsam deshalb, weil das auf 2000 Meter gelegen ist; [...] man hat nur mit einer Seilbahn ins Tal fahren können und dort sozusagen hat die Zivilisation begonnen.«) Sie ist das jüngste von drei Kindern einer Bergarbeiterfamilie, Hilfsbereitschaft und Mitmenschlichkeit zählten hier als moralische und soziale Verpflichtung zu den Erziehungsregeln. Mit der Schließung des Bergwerks übersiedelte ihre Familie nach Kärnten, in die Nähe des Stammbergwerks, wo ihre Großeltern mütterlicherseits auf einem Bauernhof lebten. Sie und ihre ältere Schwester besuchten das Gymnasium in Villach, wo sie nach zwei Jahre im Internat in eine Wohngemeinschaft zog, während ihr Bruder in Innsbruck studierte. Nach der Matura an einer Hotelfachschule studierte sie Rechtswissenschaften in Graz. Später wechselte sie die Studienrichtung und inskribierte Soziologie. In diesen Jahren wuchs ihr Interesse für Menschenrechtsfragen. Nun begann sie sich ehrenamtlich bei Amnesty International zu engagieren.

Nach einer Veranstaltung zu »Folter und Rehabilitation von Folteropfern« bildete sich die Initiativgruppe zur Gründung des Vereins *ZEBRA*, an der einige ihrer Freunde beteiligt waren. Die Förderungsmittel waren gering, der Großteil

der Arbeit, nämlich die Asylwerber- und Schubhäftlingsbetreuung, musste auf ehrenamtlicher Basis geleistet werden. Allmählich distanzierte sich Hilde von der ihr realitätsfremd gewordenen Arbeit bei *Amnesty*, weil diese, wie sie sagt, »mit der Situation in Österreich nichts zu tun hatte, obwohl es bereits damals Themen gab, die nach wie vor aktuell sind, wie die Polizeübergriffe oder die Situation in Haftanstalten.« Ab 1989 engagierte sie sich deshalb als ehrenamtliche Mitarbeiterin beim neuen Verein, wo sie ihre Juskenntnisse in der Rechtsberatung einsetzen konnte, im Büro und als Vorstandsmitglied tätig war. Noch wesentlicher für sie waren ihre ersten unmittelbaren Erfahrungen mit den aus Krisenregionen kommenden Flüchtlingen, die das Team in der Schubhaft betreute und sie nur im seltensten Fall aus der katastrophalen Lage ihrer Haft befreien konnte. Die vielen Rückschläge sind ihr unvergesslich. Sie erzählt von den erbärmlichen und menschenrechtswidrigen Zuständen, die noch vor 12 Jahren in Österreich herrschten. »... eine Frau mit drei Kindern, wo es uns erst mit einem Rechtsanwalt gelungen ist, die rauszubekommen. Da war die kleinste, glaube ich, nicht einmal fünf Jahre alt; die sind über drei Monate in der Schubhaft gesessen.«. Als Hilde vor zehn Jahren – knapp vor ihrer letzten Diplomprüfung – die Geschäftsführung des Vereins übernommen hat, war sie sofort mit unzähligen bürokratischen und öffentlichen Aufgaben konfrontiert. Noch heute geht es, wie damals, vor allem darum, die Finanzierungsgrundlage der Beratungs- und Betreuungsarbeit durch Projekte zu sichern. Zudem drängte sich die Notwendigkeit von Öffentlichkeitsarbeit auf. Die österreichische Bevölkerung, die, durch Meldungen wie »Das Boot ist voll« alarmiert, geneigt war, Angst bzw. Fremdenangst gegenüber Flüchtlingen und Asylwerbern zu empfinden, musste für die Probleme dieser Menschen sensibilisiert werden. Personalentscheidungen galt es zu treffen. In diesem Feld war der kooperative Teamgeist aller gefragt und erst das notwendige Vertrauen zwischen Betreuenden und Betreuten zu schaffen. Auf die Gefahr hin, das moralische Leitbild der Selbstlosigkeit und Interessenfreiheit²²⁰ zu verletzen, musste sich Hilde von Mitarbeitenden trennen.

Das Lokal des Vereins befindet sich am südlichen Rand der Innenstadt, in einer relativ ruhigen Seitenstraße, die sich zwischen dem verkehrsreichen Schönauergürtel und dem breit angelegten Augarten erstreckt. Auf den ersten Blick unterscheidet sich das dreistöckige Haus kaum von anderen, frisch renovierten Wohnhäusern. Einzig drei neben der Eingangstür angebrachte Schilder verweisen auf seinen gemeinnützigen Charakter. Bunte Bilder im Stiegenaufgang begleiten mich bis zum ersten Stock, wo Kinderstimmen durch die mit gefärbtem Glas geschmückten Türen dringen. Einen Stock höher befindet sich der Verein. Seit den 90er Jahren wird die Altbauwohnung dem Verein von der Stadtverwaltung vermietet. Solange sich der Verein in erster Linie der sozialen und rechtlichen Betreuung von Flüchtlingen und Asylwerbern widmete, reichten die Räumlichkeiten aus. Mit der zunehmenden Zahl von Flüchtlingen aus den ehemaligen Ostblockländern und Kriegsgebieten Jugoslawiens drohten sie aus ihren Nähten zu platzen. In Ermangelung freistehender städtischer Mietobjekte musste sich

Hilde auf dem privaten Wohnungsmarkt umsehen und wurde mit unerschwinglichen Mietspreisen und fremdenfeindlicher Ablehnung konfrontiert. Schließlich wurden zwei Parterrewohnungen im Griesviertel gefunden. Die rechtliche, sozialmedizinische und psychotherapeutische Beratung und Betreuung wurden transferiert, während die Geschäftsleitung und die Referate Öffentlichkeitsarbeit am alten Ort blieben. Auch wenn die im Griesviertel keineswegs zufällig gegebene Nähe zur Klientel und anderen Hilfsorganisationen wie *ISOP* und *OMEGA* von Vorteil zu sein scheint, so bedeutet die räumliche Trennung sowohl für die Klientel als auch für die interne Koordination der Betreuungsarbeit einen Mehraufwand an Zeit und Fahrtkosten. Zudem ist die Handlungsfähigkeit der Mitarbeitenden beeinträchtigt.

Ich habe mit Hilde den Interviewtermin um 13.00 Uhr vereinbart. Ein wenig früher angekommen, nehme ich im Gang Platz, der mit einigen Sesseln und einer Stellage mit Informationsbroschüren in verschiedenen Sprachen zu einem Warteraum für die Klientel umfunktioniert worden ist. Die Türen zu den einzelnen Büroräumen stehen weit offen, das Licht und die Stimmengeräusche strömen ungehindert in den Gang hinaus. Hilde schlägt mir vor, das Interview in einem Café im naheliegenden Augarten zu machen, in einem ursprünglich als »Multi-kulturelles Zentrum«²²¹ geplanten Begegnungszentrum.²²² Eine Fotoausstellung, die den kulturpolitischen Weg Sloweniens vor Augen führt, ist einziges Indiz einer alltäglich praktizierten, interkulturellen Begegnung. »Na ja. So ist es halt!«, lautet Hildes Abschlusswort zu diesem Thema. Ein für Hilde typischer Satz, der das Ohnmachtgefühl, das aus ihrer langjährigen Arbeit und ihren zermürbenden Erfahrungen in der Handhabung sozialer Projekte und kultureller Initiativen entstanden ist, wiedergibt. Er ist auf eine »Ordnung der Dinge« zurückzuführen, an der Hilfsorganisationen und NGOs wenig ändern können. Als ausführende Hand des Staates sind sie selbst Teil dieser Ordnung und befinden sich dadurch in einer unüberwindbaren double-bind Situation, die immer wieder zu Erbitterungen und Hoffnungslosigkeit führt.²²³ Dies ergibt sich aus einer Vielzahl von strukturellen Bedingungen und Abhängigkeitsverhältnissen, die in erster Linie auf die Modalitäten der Finanzierungs- und Projektabwicklungsfragen zurückzuführen sind. Inhalt, Zweckmäßigkeit und Höhe der finanziellen Mittel werden von den zuständigen Ministerien in eigener Kompetenz entschieden.²²⁴ Es handelt sich um »ein österreichisches Spezifikum«²²⁵, das Hilde viel Kraft kostet und ihr Durchhaltevermögen täglich auf den Prüfstand stellt.

Hildes Betroffenheit und objektivierende Argumentationslinie bezieht sich explizit auf die strukturellen Hindernisse, mit denen sie tagtäglich konfrontiert ist, arbeiten und leben muss. Sie bedingen nicht nur ihren Spielraum und ihre Strategien, sondern fördern auch die Konkurrenz zwischen den lokalen Betreuungseinrichtungen (insbesondere mit *ISOP*, *OMEGA* und der *Caritas*), anstatt eine Vernetzung zu ermöglichen. Die Subventionsgeberhaltung stellt einen permanenten Widerspruch für sie dar, weil sie zwischen der finanziellen Abhängigkeit, die sich als »Kontrollmechanismus« erweist und ihrer moralischen

Haltung zerrissen ist. Zudem fühlt sie sich für die Arbeitsplätze ihrer 15 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verantwortlich, da auch sie zum Großteil Migrantinnen und Migrantinnen sind und trotz Qualifikation wenig Anstellungschancen haben.

Die Subventions- und Ressourcenknappheit, von der alle Hilfsorganisationen gleichermaßen betroffen sind, verdankt sich dem Rückzug des Staates aus seiner Fürsorgepflicht, der bereits 1987 mit der Veröffentlichung des Buches »Sozialstaat Österreich – bei Bedarf geschlossen«²²⁶ angekündigt worden war und sich angesichts der derzeitigen Lage als triste Realität bewahrheitet.²²⁷ Sich dem marktwirtschaftlichen und politischen Kurs beugen zu müssen, heißt für Hilde, ihre soziale Arbeit als professionelle Dienstleistungen zu verkaufen und sich an die leistungsorientierten Anforderungen des Marktes immer mehr anzupassen. Auch wenn in der Logik von politischen und bürokratischen Technokraten, die das Budget »sanieren« müssen, Effizienz und Leistungsnachweis den Vorrang vor menschlichem Leiden haben, so versucht Hilde Lösungsmöglichkeiten zu finden, um der Klientel über einen »Mindeststandard« hinaus zu menschenwürdigen Lebensbedingungen zu verhelfen. Stets mit diesen Grenzfragen konfrontiert, befindet sie sich auf einer permanenten »Gratwanderung«. Sie sieht sich in den administrativen Widersprüchen der Staatsverwaltung gefangen. Trotz Verbitterung und Ohnmacht der Verwaltungsmaschinerie gegenüber will sie und kann sie ihren Einsatz und die Durchsetzung demokratischer Rechte bzw. Menschenrechte nicht aufgeben. Hildes Sprache ist die einer Pragmatikerin. Sie orientiert sich an Zahlen, Fakten und konkreten Ereignissen, die zu ihrem Verständnis und zur Ausübung ihrer beruflichen Praxis gehören. Sozialpolitische Probleme können nicht allein mit Engagement gelöst werden.²²⁸ Selbst wenn Verhandlungsgespräche mit Ministerialbeamten, mit Stadträten und Politikern sowie das Auftreten in der Öffentlichkeit, bei Pressekonferenzen, Tagungen und Benefizveranstaltungen ihren sprachlichen Habitus geprägt haben, ist ihr Sinn für Solidarität nicht beeinträchtigt. Es geht ihr stets darum, zu verhindern, dass Menschen ihrer Rechte beraubt werden.

Die Geschäftsführerin einer NGO

(Interviewerin Cécile Huber)

Es geht um die Sicherung von Menschenrechten

Hilde – Also sicher, an sich muss man ungefähr die Hälfte des Teams jedes Jahresende kündigen, weil wir nur die Finanzierung von ungefähr 50 Prozent sichergestellt haben. Und das ist immer die Frage, wie geht es sich aus und wie kann man damit jonglieren, damit es funktioniert. [Pause] Und sicher auch zum Teil bei der Subventionsgeberhaltung ist es so, indem sie auch Nützlichkeitsabwägungen ziehen, dass man sagt: Gut, was wollen wir als politische Stelle, als Behörde. Es gibt einen Konflikt mit dem Innenministerium, die dann gesagt haben: »Ihr verursacht uns Arbeit, indem ihr Berufungen einbringt und warum sollen wir auch dafür zahlen?«

– *Das war damals mit den Asylanträgen?*

Hilde – Ja, und mit dem Schubhaftbetreuungsvertrag dann über weitere Folge hinweg. Und das ist natürlich, denke ich, eine Frage des Selbstverständnisses, ob politische Vertreter oder Behördenvertreter sagen, ob es hier um Finanzierung von Kontrollmechanismen geht. Es geht um die Sicherung von Menschenrechten oder um eine Verfügungsstellung von Betreuung für bestimmte Klientengruppen, oder ob sie sagen, okay, wir wollen, dass ihr uns Arbeit abnehmt und wir zahlen sicher nicht, wenn ihr uns, unter Anführungszeichen, Arbeit erzeugt, ja.

– *Und wo hat das dann hingeführt?*

Hilde – Es war dann so eine österreichische Zwischenlösung, würde ich einmal sagen. Sie haben uns den Schubhaftbetreuungsvertrag gestrichen, haben uns im Therapiebereich aber weiter gefördert und auch in der Sozialberatung. [...] Aber die Schubhaft war immer ganz ein zentraler Arbeitsbereich von uns und mit Wegfall dieses Vertrages war der Zugang zur Schubhaft und die Betreuung dann nimmer wirklich in diesem Ausmaß möglich. Das heißt, ich denke schon, dass wir damit ein Stück Identität auch verloren haben.

– *Also, die Vereinsidentität und die der Menschen, die da im Verein mitgearbeitet haben.*

Hilde – Ja, also die Schubhaft ist natürlich immer auch der schwierigste Teil gewesen, weil ich denke mir, es ist für die Leute, die betreuen, sehr belastend, weil man macht Beratungen in einer Gefängnissituation. Man hat sicher mit den Fällen und Menschen zu tun, deren Hoffnung tatsächlich aus ist und die mit mehr oder weniger starkem Stress da in der Schubhaft sind und zu einem großen Teil natürlich auch Angst vor Abschiebung haben und wo man einfach rechtlich letztendlich nur sehr wenig tun kann, sondern wo es eher darum geht, zu begleiten, mit Familien Kontakt aufzunehmen, ja, irgendwie eine Verbindung nach außen zu halten. Und das ist, glaube ich, sicher der schwierigste Teil der Arbeit und der, der am meisten belastet, aber sicher einer der wichtigsten.

Wenn man von Subventionen lebt, wird das Vernetzen einfach schwierig

– *Habt ihr da in dieser Zeit keine Unterstützung von anderen Organisationen gehabt?*

Hilde – Also, wir haben schon versucht, das öffentlich zu machen und in der Presse ist einiges berichtet worden. Von den Organisationen war es ein bisschen ambivalent, weil ich sag einmal, es war immer so, wenn man von Subventionen lebt, wird das Vernetzen einfach schwierig, das ist so die Erfahrung auch der letzten Jahre. Das heißt, es geht um Fördertöpfe, die begrenzt sind, um eine Konkurrenz um diese Gelder, und da war natürlich schon auch für die Caritas die Perspektive, unseren Teil dazuzubekommen.

– *Die Caritas hat schon damals einen Teil dieser Betreuung gemacht?*

Hilde – Wir haben Hälfte-Hälfte gehabt, jeder hat eine Halbtagsstelle für die Betreuung gehabt und die Caritas hat inzwischen die ganze Stelle. Ich muss auch sagen, wir haben es nicht sehr eingefordert, weil es waren damals gerade die

gesamten Schubhaftvertragsverhandlungen und wir haben gesagt, okay, wir wollen nicht unsere Geschichte oder von einem anderen verlangen, dass sie nicht verhandeln, oder nur mit ZEBRA oder so. Damals ist mir das als Anspruch zu hoch erschienen, das von ihnen auch einzufordern. Und vom Vorstand war auch ganz klar, dass die Vorgabe, das heißt, auch der Inhalt der Verträge immer problematischer wird. Es war die Rechtsberatung sehr stark in Zweifel gezogen und wir haben gesagt, okay, jetzt ist die Frage, ob wir mit diesen Verträgen dies überhaupt noch machen wollen.

– *Wieso, welche Vorgaben waren es?*

Hilde – Es war in diesen Verhandlungen im Gespräch, dass keine Rechtsberatung mehr durchgeführt werden darf, dass für Schubhäftlinge nur sehr eingeschränkt vor allem Rechtsmittel eingebracht werden dürfen und das ist natürlich eine sehr massive Beschneidung, es ist letztendlich in der endgültigen Vertragsform dann ein bisschen aufgeweicht worden, aber es ist auch so eine schwierige Konstellation von der Behörde, die der Fremdenpolizei in der Schubhaft vorge setzt ist und gleichzeitig Betreuungsstrukturen finanziert. Das heißt, aus ihrer Sicht natürlich beide Parteien finanziell unterstützt oder fördert und in der Beratungsarbeit kommt man dann oft in Konfliktsituationen, wo man gegeneinandersteht und wo man das ausfechten muss. Und da ist von dieser gemeinsamen Finanzierung oder Vorgesetztsein von beiden Stellen durch das Innenministerium schon ein Problem, ein strukturelles.

Es ist so eine Haltungsfrage

– *Das heißt, die Strukturen und die Arbeitsziele der Leute stehen mehr oder weniger im Widerspruch.*

Hilde – Ich würde sagen, du arbeitest finanziert vom Innenministerium in einer Struktur, die auch vom Innenministerium finanziert ist und es gibt natürlich, ich würde nicht sagen auf jeden Fall, aber es gibt immer wieder Fälle, wo man in Konfrontation treten muss, denke ich... als NGO, wenn es um massive Fehlentscheidungen, Haftbedingungen und so weiter geht und da ist schon oft, nicht ausgesprochen, aber doch implizit die Erwartung: Ihr kriegt Geld von uns, bitte, macht nicht so einen Wirbel oder eine Kritik oder uns das Leben schwer, sondern es geht darum, möglichst reibungslos Schubhaft zu vollziehen.

– *Und wie siehst du das?*

Hilde – Ich denke, es ist eine Haltungsfrage, also ich sehe es nicht als legitim und rechtmäßig, wenn öffentliche Stellen, wie das Innenministerium, diese Sichtweise haben, dass man Betreuung nur finanziert, um das reibungslos zu gestalten, sondern ich denke, wenn es die Haltung dahinter ist... Es geht uns darum, in einem sensiblen Bereich Menschenrechte zu sichern, auch durch Kontrolle von außen und durch NGO-Kontrolle, dann müsste die Konsequenz sein: Okay, ihr kriegt Geld von uns. Aber es ist natürlich auch Teil der Aufgabe, aufzustehen und zu protestieren, wenn was nicht passt. Also ich denke, es ist so eine Haltungsfrage, bei der vielleicht ein Verständnis von Bürgergesellschaft auch dahinter ist.

Aber das Ministerium bezahlt NGOs, damit sie für quasi Behördenstellen vertretend tätig sind. Es war zum Teil auch personell bedingt, es war gerade damals mit dem zuständigen Sektionschef, als Hauptkontrahent und Vertreter dieser Position. Und es ist sicher in Österreich ein Spezifikum, dass so wenig über den Spendenbereich kommt und über Sponsoring und einfach so eine starke Tradition ist, dass die NGO-Arbeit von Subventionen lebt.

– *Also, die Abhängigkeit vom Staat.*

Hilde – Ja.

Ein permanenter Widerspruch, in dem man lebt

Hilde – Ich denke, es ist eine Frage, wie man damit umgeht und es wird keiner sagen können in dieser Szene, man schaut einfach nicht drauf, was der Subventionsgeber will. Ja, ich denke, das tut jeder. Es ist immer eine Grenzfrage, wo man sagt: Das geht noch und das geht aus dem Selbstverständnis heraus nicht mehr, und wo verkauft man sich, sage ich unter Anführungszeichen, und wo nicht. Und ich sehe das schon bei uns, als wir angefangen haben, waren wir zu viert und jetzt sind wir 15 Leute. Die Verantwortung wächst natürlich und auch das Gefühl, okay, es geht um 15 Arbeitsplätze, nicht mehr um vier. Und es geht um Arbeitsplätze von Lehrlingen und von älteren Arbeitnehmern und von Leuten, die vielleicht sonst nicht so viel berufliche Perspektiven haben. Ja, und da tut man sich dann schon schwer zu sagen, das ist uns jetzt egal, was das Innenministerium sagt.

– *Als Geschäftsleiterin siehst du beide Seiten, und es ist schwer, beide miteinander in Einklang zu bringen.*

Hilde – Ich denke, es ist so ein permanenter Widerspruch, in dem man lebt, zwischen Finanzierung und Finanzierungsrealität und auch dem, was man an Anspruch auch mitdenkt. Ich meine, solange man sich dieses Widerspruchs bewusst ist und immer wieder sagt, okay, wo steht man jetzt noch und was macht man eigentlich, denke ich mir, passt es auch für mich. Schwierig wird es dann, wenn man das nicht mehr als Realität wahrnimmt. Es ist wie vieles in der Arbeit, es ist eine Arbeit zwischen... so in der Gratwanderung. Man lebt in einem Widerspruch und lebt damit, und es ist manchmal schwer auszuhalten, denke ich. Es geht auch in vielen ganz kleinen Entscheidungen rein, bis hin zur Klientenarbeit: Geht man jetzt in Konfrontation mit der Behörde oder versucht man es doch noch einmal mit Gespräch? Lässt man sich auf dies mit der Fremdenpolizei ein, was manchmal für die Klienten sehr sinnvoll ist, oder tut man das nicht? Und da denke ich, im Einzelfall spiegelt sich das immer wider.

– *Ist das jetzt auch aktuell?*

Hilde – Es ist ständig präsent, ja. Also, ich denke, diese Schubhaftvertragsgeschichte war natürlich herausragend, weil es um einen Subventionsvertrag gegangen ist, um die Entscheidung, wie tun wir? Es war auch wichtig für mich, nicht allein entscheiden zu müssen, sondern einfach einen Vorstand und ein Team zu haben, mit denen ich das diskutieren kann und besprechen kann. Ja, aber im

Prinzip stellt sich die Frage jeden Tag [Pause].

– *Das bedeutet, dass im Verein der Arbeitsschwerpunkt durch die Finanzierung für die psychotherapeutische Betreuung sich verschoben hat. Bedeutet das, dass dieser Bereich an Wichtigkeit zunimmt?*

Hilde – Ich würde sagen, der Beginn war die Schubhaft und die Asylwerber- und Flüchtlingsberatung. Dann war eher eine arbeitsmarktpolitische Entwicklung so Anfang der 90er, die Konjunktur war gut, man hat Arbeitskraft gebraucht und Asylwerber wurden damals zum Arbeitsmarkt zugelassen. Das hat zur Konsequenz geführt, dass plötzlich am Grazer Arbeitsamt hunderte Asylwerber gestanden sind [lächelt] und Arbeit gesucht haben. Es war so der Druck auf das Arbeitsamt, wo wir dann als erste einen Landesvertrag bekommen haben und damit in diese Migrantenberatung letztendlich, oder in die arbeitsmarktrelevante Beratung, reingekommen sind. Es ist dazugewachsen und ich halte es für sehr sinnvoll, weil wir sind eigentlich ziemlich die einzige Stelle in Österreich, wo Migranten und Flüchtlinge gleichermaßen als Klientel vorhanden sind, sonst ist es eher entweder-oder. Es sind oft weder die Gründe für Migration und Flucht so trennbar und die Lebenssituation: Asylwerber heiraten einen Österreicher oder eine Österreicherin, kriegen die Arbeitsmöglichkeit, suchen eine Arbeit. Also ich denke, die Leute sind nicht so in ein Kasterl zu stecken und deswegen denke ich, es passt auch gut so. Ja, und die Therapie war sicher der dritte Bereich, der von der Grundintention des Vereins, ein Folteropferrehabilitationszentrum zu gründen immer schon Haupt- oder eines der Hauptziele war. Insofern haben wir erst einfach später das nachgeholt, was als Gründungsidee eigentlich war.

[...]

– *Und diese Betreuung wird im Verein angeboten und wer arbeitet da mit?*

Hilde – Also, ein Merkmal von ZEBRA ist sicher, dass das Team sehr durchmischt ist, was die Herkunft der Leute betrifft und das war vom Anfang an eine sehr bewusste Entscheidung, zu sagen, es sollen die Leute, die aus den jeweiligen Ländern kommen, auch durchaus aus einem Selbsthilfegedanken raus, oder Selbstinitiative oder Selbstpolitisierung, auch in der Betreuung tätig sein und auch ihr Geld damit verdienen können und nicht so eine Stellvertretungsfunktion. Und eine zweite Tendenz, die hinzugekommen ist und zum Teil etwas im Widerspruch steht, aber nicht im Widerspruch stehen muss... Es ist so diese Professionalisierungstendenz. Wir sagen, es ist wichtig, auch professionelle Psychotherapeuten, Sozialarbeiter, Leute mit Qualifikationen zu haben. Am Anfang haben wir eher begonnen mit viel muttersprachlichen Leuten, vom Team her, und haben damals relativ wenig auf Qualifikationen geschaut, was auch zu Problemen geführt hat. Nicht nur Qualifikationen, ich kann mich erinnern: Wir haben Anfang der 90er Jahre einen Mitarbeiter aus dem Iran beschäftigt, der selbst eine ganz schlimme Fluchtgeschichte hinter sich gehabt hat, also im Prinzip schwer traumatisiert war. Ein sehr intelligenter und sehr engagierter Mitarbeiter, aber der einfach diese tägliche Konfrontation mit Flüchtlingsschicksalen nicht geschafft hat. Und ich denke, da waren wir noch nicht professionell oder nicht weitblickend

genug, um zu sagen, das ist vielleicht nicht der richtige Job für ihn, oder er braucht zumindest mehr Begleitung und Stütze, damit er es schaffen kann. Wir haben dazugelernt und ich finde, dass von der Profession her, die Leute schon von ihrer Ausbildung her Techniken mitkriegen, wie sie reflektieren, wie sie mit der Belastung umgehen können, wie sie sich distanzieren können.

– *Diese Belastung ist groß.*

Hilde – Ja, ich würde schon sagen, also, es sind einerseits die Klientenzahlen relativ hoch. Es sind viele Klienten. Es ist der Umgang mit sehr aussichtslosen Fällen, also, wo man einfach wenig Unterstützungsmöglichkeiten da hat. Es geht so im Asyl-, im Therapiebereich ganz oft um Geschichten, wo es sehr viel um Gewalterfahrungen, um Folter, um Vergewaltigung, also wirklich bis ins ganz massivste Eingreifen in die Existenz von Menschen geht, und das ist belastend. [...] Und ich denke mir, na klar, da gibt es auch die Symptomatik und das Ausgebranntsein auch bei uns. Aber trotzdem denke ich, dass die Stabilität der Leute recht gut ist und im Schnitt auch so das Umgehen mit der Belastung ganz gut funktioniert. Es ist meistens bei Dingen, die man ein bisschen zu positiv betrachtet, aber ich habe den Eindruck, dass zwar Burnout existiert, aber ich denke, das ist bei Sozialarbeit sehr häufig, dass es aber nur in einer Form ist und auch vom Angebot, vom Team und der Supervision so weit ist und im Prinzip okay ist.

Es sind öffentliche Mittel

– *Im letzten Jahresbericht hast du den Begriff Rechenschaftsbericht verwendet. Wie hast du das gemeint?*

Hilde – Ich meine, ich sehe natürlich schon die Notwendigkeit und die Verpflichtung und die Aufgabe, Rechenschaft abzulegen über das, was in dem Verein passiert.

– *Wem gegenüber?*

Hilde – In dem Sinn relativ unterschiedlichen Stellen, der Öffentlichkeit gegenüber. Ich denke aber auch an... Leute, die doch spenden, mit Mitarbeit, Unterstützungen, in welcher Form auch immer, mit dem Verein irgendwie verbunden sind, und ich denke, da sind die Netzwerke vielfältiger als man oft selbst mitkriegt, wie viel Leute uns anerkennen, unterstützen, ja, also in dem Sinn und natürlich denke ich auch so der Druck. Okay, man kriegt öffentliche Gelder [kurze Pause].

– *Also den Behörden gegenüber.*

Hilde – Den Behörden, den politisch Verantwortlichen gegenüber und ich meine, das finde ich schon okay. Es sind immerhin Steuergelder, es sind öffentliche Mittel, wo es natürlich darum geht, die sorgfältig zu verwenden, finde ich schon in Ordnung. Also, ich finde auch die Art, wie es gemacht wird und wie es kontrolliert wird in Ordnung, weil es ist sehr bürokratisch und arbeitsaufwändig, aber sozusagen aufzuzeigen und zu rechtfertigen, wie und warum man was macht, das ist schon okay.

Es gibt so ein Bekenntnis, das immer vorgetragen wird zu Menschenrechten

– *Und wie ist aus deiner Sicht die Situation hier in Graz, wie schätzt du sie ein, von der politischen Konstellation her?*

Hilde – Zu diesem Thema sage ich einmal, so zwischen Parteien, Politik, Behörden, anderen Vereinen sind wir relativ gut etabliert. Ich merke es einfach so, wenn es so um Menschenrechte, Migration, Asyl geht, sei es von den Medien oder anderen, dass *ZEBRA* sehr häufig kontaktiert wird. Es gibt schon eine recht gefestigte Position darüber. In Graz, also das Klima ist einerseits so positiv, würde ich sagen, ja. Es gibt einfach eine Reihe von Einrichtungen, die, sage ich einmal, halbwegs gut miteinander umgehen. Natürlich gibt es Konkurrenz, aber... und auch Abstimmungen, wo es nicht so gut läuft, oder wo man sich gegenseitig im Weg steht, aber an sich, denke ich, ist die Vernetzung nicht so schlecht und das ist nicht so, dass man gegeneinander arbeitet. Es wird einiges gefördert und es gibt so einiges an Einrichtungen. Trotzdem gibt es nichts, was jetzt von politischer Seite, wo ein Konzept dahinter erkennbar ist. Also ich denke, es gibt so ein Bekenntnis, das immer vorgetragen wird zu Menschenrechten und Graz – Stadt der Menschenrechte – und natürlich, Asyl soll jeder bekommen, der verfolgt ist und auch Einwanderer sind Menschen, so in die Richtung.

– *Auch Menschen.*

Hilde – Auch Menschen, genau! Aber es gibt letztendlich von der Politik, und das betrifft Stadt und auch das Land, so ganz Steiermark, es gibt keine Diskussion, was heißt eben Integration? Was meinen wir mit Integration? Oder was meint wer mit Integration? Es gibt keine Planung von Integrationsmaßnahmen. Letztendlich erschöpft sich die Verantwortungsübernahme, dass man halt ein bisschen Geld an die Vereine verteilt und das ist es. Und es ist wenig an Innovationen gedacht, also die Projekte werden gerade so bedient, dass sie überleben können, aber viel mehr ist es nicht. Und da freut man sich, dass die sowieso brav arbeiten und Beratung und so anbieten aber... [kurze Pause] Es ist in Wirklichkeit konzeptlos. Ich denke, man müsste einmal die einzelnen Politiker fragen, was für sie Integration ist und ich glaube, die meisten wissen überhaupt nicht, was sie damit anfangen sollen oder was sie damit meinen und verstehen. Also, es gibt da keine öffentliche Diskussion darüber und was mir Angst macht, ist, dass einfach so bestimmte Themen so ungeheuer zu eskalieren neigen in der Stadt.

Die Bettlergeschichte ist da so eine Stellvertretergeschichte

– *Was zum Beispiel?*

Hilde – Na ja, zum Beispiel diese Bettlerdebatte mit den Roma, und ich verstehe es einfach nicht, warum es so eine politische Bedeutung gewinnen kann, dass da eine Handvoll Leute, seien sie vierzig oder hundert, im öffentlichen Raum als Bettler eben vorhanden sind, na. Und was ist dabei? Dass das einer Stadt so viel Unmut und so viel Aggression und so viel Empörung und so viel politische Feigheit verursacht? Das ist mir einfach verdächtig.

– *Es ist eine Geschichte, die schon so seit zwei, drei Jahren läuft und immer wieder an Aktualität gewinnt. Es war einmal dieses Bettlerverbot.*

Hilde – Ja, mit diesem Wegweisungsrecht der Polizei und jetzt habe ich gerade vor kurzem wieder einmal was drüber gelesen in der Grazer Stadtzeitung. Es kommt dann immer wieder hoch!

– *Das heißt, es ist eine ungelöste Frage. Würdest du es so sehen, dass das ein konkretes Beispiel ist für diesen Mangel an politischer Linie?*

Hilde – Also, es ist sicher ganz stark ein sehr großer Antrieb in Richtung Konsenspolitik, so ja möglichst einheitliche Beschlüsse, wo alle zustimmen und alle dabei sind, schon mit einem Grundbekenntnis, und das schätze ich nicht gering, so zu Menschenrechten. Aber trotzdem ist es so: »Um Gottes Willen, nur nicht auf Konfrontation«. Und ich denke, manchmal braucht es einfach eine Konfrontation und braucht es eine klare Stellungnahme. Die Bettlergeschichte ist da so eine Stellvertretergeschichte.

– *Ein Symptom?*

Hilde – Ein Symptom, ja, und ich verstehe auch nicht wirklich das Problem dahinter. Eigentlich verstehe ich es nicht, was das Problem für die Stadt ist mit diesen Menschen. Ich kann verstehen, dass es für Einzelne vielleicht unangenehm ist, jemand zu sehen, der bettelt oder wenn er auch angesprochen wird, okay. Aber was ist sozusagen das politische Drama dahinter? Das ist mir nicht klar! Das ist sehr konturlos und zum Teil wird es ein bisschen von der FPÖ hochgeschaukelt und politisch verwendet und manchmal auch von der ÖVP, und von den Grünen merke ich in der Stadtpolitik auch relativ wenig an klaren Aussagen oder an Aussagen zu relevanten Themen. Es ist so ein bisschen ein Halbschlaf, wo ich immer das Gefühl habe, es lauert irgendetwas unter der Decke, was ich nicht genau benennen kann.

– *Also, diese latente, ungreifbare...*

Hilde – [Unterbricht:] Es ist ein bisschen eine Friedhofsruhe, wo ich das Gefühl habe, aber unter der Decke spielt sich da recht viel ab. Ja, es gibt dann wieder solche Geschichten oder Strukturen, wo ich denke, es funktioniert dann in Graz doch wieder ganz gut in Richtung Behörden. Ich glaube, dass es jetzt von der NGO-Seite eine recht gute Gesprächsbasis gibt, was in anderen Bundesländern überhaupt nicht der Fall ist, wo ich auch merke zum Beispiel mit dem Landesflüchtlingsbüro oder so, ohne das irgendwie schön reden zu wollen... Es gibt auch Konflikte, aber trotzdem ist es irgendwie klar, dass, wenn irgendetwas in Planung ist, oder wie die Kosovo-Aktion angestanden ist, dass die NGOs eingeladen und eingebunden werden und dass man sich die Arbeit aufteilt und schaut, wer kooperiert und wer tut mit und welche Finanzierung bedeutet es auch. Also, da gibt es wesentlich einiges mehr in Graz als in anderen Städten.

April/Mai 2001

Die gefangene Generation

Elisabeth Katschnig-Fasch

Wenn Menschen widersprüchlichen Handlungsaufforderungen ausgeliefert sind, geraten sie in eine double-bind Situation.²²⁹ Dieses aus der Psychopathologie bekannte Phänomen scheint heute mehr und mehr die ganz normale Alltagsstimmung zu beherrschen. Zwischen den Gewohnheiten und tradierten ethischen Wertgefügen auf der einen und gänzlich neuen, unbekanntem Erfordernissen und Zuständen auf der anderen Seite, zwischen dem, was einmal normal und verbindlich den Alltag geregelt und das Selbstverständnis gehalten hat, und dem, was nun ganz anderen, regellosen und unsicheren Bedingungen unterliegt, werden Betroffene in fatale Konflikte und Zerreißproben gezwungen. Das passiert unweigerlich, weil sich unter der Ökonomie des Neoliberalismus gesellschaftliche Verhältnisse mit neuen Wertsystemen und Orientierungen herstellen und etablieren. Tradierte Ideale sind wertlos, unzeitgemäß und unsinnig geworden, Handlungen und Meinungen, die bisher als richtig, selbstverständlich und bewährt gegolten haben, gelten plötzlich als falsch, ohne dass ihre Absicht und ihre Logik durchschaubar wäre. Die Ursache dieser schmerzvollen Situationen ortet Pierre Bourdieu im Wesen der habituellen Prägung jedes Menschen. Der Habitus, verstanden als jene gesellschaftlich und kulturell vorgegebene Disposition, die Gewohnheiten, Perspektiven und Standpunkte prägt und ein dauerhaftes System von Bewertungen hervorbringt, schafft eine an sich stimmige Verankerung der Einzelnen im gesellschaftlichen Raum.²³⁰ Wenn die Veränderungen der Gesellschaft aber so schnell vor sich gehen, dass Erwartungen, Einstellungen und Lebensziele von der Realität überrollt werden, ist eine regelrechte »Gespaltenheit des Habitus«²³¹ die Folge leidvoll erlebter Unvereinbarkeiten. Reale Situation und Erwartung führen dann ein unvereinbares Doppelleben. Viele stecken fest zwischen einer Zukunft, die nicht planbar ist, und einer Vergangenheit, die nichts mehr bedeutet. Sie machen die Erfahrung, gerade dafür bestraft zu werden, wofür sie im Recht zu sein glaubten. Sie sehen sich in wechselseitiger Doppelbindung gefangen, in der nichts mehr stimmt und Orientierungen wie Beziehungen verloren gehen.

Dieses Gefangensein in widersprüchlichen Situationen zieht sich beinahe durch alle Gespräche, ob die von uns Befragten über ihre Arbeitswelt sprechen, über ihre Familie oder über die Unvereinbarkeiten, die das kulturelle Erbe ihnen auferlegt hat. Es charakterisiert das aus dem Gleichgewicht geratene Verhältnis zwischen kultureller Identität und dem Takt einer neuen Zeit. Dies passiert auch, wenn der Auftrag mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nicht gelöst werden kann oder wenn man nicht mehr in der Lage ist, sich mit widersprüchlichen Aufträgen auseinander zu setzen, wenn etwa Maßnahmen zur Einsparung auszu-

führen sind, wissend, dass dies mit Berufsidealen und sozialer Verantwortung unvereinbar ist. Jene, die die »Unredlichkeit der Institution« zu vertreten und sich mit den für sie unerträglichen Auswirkungen der politisch vorangetriebenen Marktlogik zu arrangieren haben, werden gleichzeitig für alle Ineffizienz verantwortlich gemacht. Sie schildern ihre Gefühle des Scheiterns und Versagens und klagen, nicht mehr arbeiten, jetzt nicht mehr jenen helfen zu können, die den Anforderungen der Selbsthilfe am wenigsten gerecht werden können. Das gewohnte Verständnis von sozialer Arbeit und Nächstenliebe ist unter den gegebenen Zwängen ungültig, die Arbeit wertlos, die Auffassung von Gerechtigkeit und Menschlichkeit ist unerfüllbar geworden. Zwischen dem institutionellen Auftrag und dem Lebensziel zerbricht der Zusammenhang. Die gestern noch gültige Logik der Praxis des Handelns, die auf eine Harmonie zwischen der sozialen Zugehörigkeit, den Selbstanforderungen und den Vorstellungen ausgerichtet war, funktioniert heute nicht mehr. Auf welche Anweisung soll wie reagiert, wie dagegen ankämpft werden? Unter den Bedingungen effizienzorientierter Einsparungsmaßnahmen ist dies ein alltägliches Dilemma.

Diese zeit- und gesellschaftsbedingte Zerrissenheit trägt Züge des pathologischen Zustands der Schizophrenie, in der Betroffene schließlich glauben zu zerfallen. Niedergeschlagenheit, das subjektive Gefühl der Wertlosigkeit, Ängste oder Schuldzuweisungen, sind die Folgen unterschiedlicher kultureller Dispositionen, unterschiedlicher kultureller Geschwindigkeiten und objektiver struktureller Widersprüche. In dieser Prekarität verlieren sich Vergangenheit und Zukunft. Das Fatale dabei ist, dass Ambivalenzerfahrungen immer gerade dort spürbar werden, wo Sicherheit und Beständigkeit gefährdet sind. Ausgerechnet in diesen Situationen werden habituelle Erfahrungen und Erwartungen aktualisiert. Derartige »Reproduktionskrisen«²³² tauchen stets dann auf, wenn Arbeitsverhältnisse prekär werden oder der familiäre Auftrag nicht mehr zu erfüllen ist. Dann verkommt auch die Verantwortlichkeit, das Credo der neuen Arbeitswelt, im Druck des Sich-zurechtfinden-Müssens und im Arrangieren mit den Zuständen. Ein durch Familientraditionen selbstverständlich angenommener oder projektierter Lebenslauf ist nicht erfüllbar, die habituelle Disposition hat ihre Funktion verloren. Bourdieu spricht von der »geprellten Generation«. Durch die Bildungsreform besser ausgebildet als ihre Eltern, kommt die nachfolgende Generation zu spät, um einen entsprechenden und sicheren Arbeitsplatz zu finden. Die selbstverständliche Erwartung der Aufstiegs-gesellschaft an die Nachkommen, das Erbe zu erweitern oder zumindest den Status der Eltern zu erreichen, können sie nicht mehr erfüllen. Selbst die Leistung ist keine Garantie, so empfindet das die meisten der von uns Befragten, die in der Selbstverständlichkeit einer linearen und kontinuierlichen Biografie und den damit internalisierten Sicherheiten aufgewachsen sind und auf die mangelnde Stabilität nicht vorbereitet waren, »...denn weil genau das, ...das Gefühl zu sagen, es hängt von mir selber ab, von meiner Leistung und wenn ich was leiste, dann kann ich auch bleiben, das fällt jetzt weg«, wie dieses Dilemma eine Universitätsassistentin formuliert.

Wie immer sich die Formen von double-bind Situationen ausdrücken, sie entstehen durch die Ambivalenz einer neuen, noch nie da gewesenen Problemsituation, die im Für und Wider ihren sprachlichen Ausdruck findet und das Denken prägt. Diese Ambivalenz ist zur Normalität geworden. Die Selbstwahrnehmung pendelt zwischen traditionell geprägten Erwartungen, den in der Unsicherheit besonders gesteigerten Bedürfnissen nach Anerkennung und der gleichzeitig geahnten Enttäuschung. Im Übergang zwischen fordistischer Moderne²³³ und neoliberaler Nachmoderne bleibt kaum Möglichkeit zur Identitätsfindung und noch weniger zur Formulierung konkreter Forderungen zur Verbesserung der Lage. Sprachlosigkeit, Angst und defensiver Rückzug – das ist die eine Konsequenz. Irgendwie in der Spaß-, Erlebnis- und Erfolgsgesellschaft mitzuhalten, um sich und der Welt glauben zu machen, dass man überleben wird – das ist die andere.

Andere, und dies sind überwiegend Jüngere, scheinen zwar besser zurechtzukommen, weil sie bereits in der Zeit der neuen Bedingungen geboren und sozialisiert wurden. Sie haben traditionelle Hemmungen, soziale Rücksichten und Bindungen abgeworfen, um frei zu sein und ihre Sprache und Begriffswelten und damit ihre Werte und Werthaltungen den Funktionseigenschaften der neuen Marktbedingungen angepasst und zu ihren persönlichen Eigenschaften gemacht. Sie sind flexibel, mobil und effizient. Aber auch wenn ihr Vertrauen in die neuen Begrifflichkeiten vor den neuen Referenzen gerechtfertigt scheint, so zeigt sich der double-bind Effekt dann doch in der Paradoxie der Bedeutungen der neuen Begriffe und Diskurse. Im herkömmlichen Sinn ist Flexibilität sowohl die Fähigkeit des Nachgebens, als auch die Fähigkeit der Wiederherstellung der eigenen Form. Flexibel heißt heute für eine bestimmte Verwendbarkeit gerüstet zu sein, worauf Richard Sennett in seinem Werk *Der flexible Mensch*²³⁴, in der Originalausgabe *The Corrosion of Character*, ausführlich Bezug nimmt. Die mit diesem Schlüsselbegriff intendierten Eigenschaften, wie die Fähigkeit, sich von der Vergangenheit zu lösen, jederzeit verfügbar zu sein und Risiken einzugehen, werden nur um den Preis der eigenen Form, des Opfers des Eigensinns erreicht. Ähnlich verhält es sich mit dem suggerierten Begriff der Freiheit zur Selbstbestimmung. All den schillernden und verlockenden Begriffen und euphemistischen Sprachregelungen werden Bedeutungen und Wünsche zugemessen, die sich nicht erfüllen und diejenigen, die ihnen vertrauen, werden zwischen Täuschung und Enttäuschung, zwischen Vorstellung und Wirklichkeit gefangen gehalten. Die neuen Begriffswelten sind Ausdruck und Werkzeug systemisch beeinflusster Vergesellschaftung, womit sich neue Wertgefüge mit der Macht der Versprechung durchsetzen. Sie geben sich als hoffnungsvolle und existenzsichernde Qualitäten und entfalten in der gleichzeitigen Erfahrung der Menschen, dass sie dennoch oder gerade deshalb ersetzbar sind, ihre volle Wirkung.

Frauenleben – Männerleben

Johann Verhovsek
Weg vom Land

Cécile Huber
Der Auftrag

Bernhard Wolf, Johann Verhovsek
Abgedrängt

Anita Niegelhell
Ein eigenes Leben
Unklare Verhältnisse

Gilles Reckinger
Zwischen den Welten
Ausharren
Pendlerdasein

Weg vom Land

Johann Verhovsek

Jedes Mal, wenn ich mit Anna H. sprach, war das öffentliche Gesundheitszentrum, in dem sie arbeitet, beeindruckend gegenwärtig. Das kleine, danebenliegende Kaffeehaus, in dem wir uns trafen, verschwand gegen Nachmittag im mächtigen Schatten des mehrstöckigen, schachtelförmigen Baues mit den unzähligen Fensterreihen. Anna H. arbeitet dort seit vier Jahren für eine Gebäudereinigungsfirma als Reinigungskraft, wie die politisch korrekte Berufsbezeichnung lautet. Wir hatten knapp zwei Stunden Zeit, bevor Anna H. zur Arbeit musste. Durch die Glasfront des Cafés konnte man den breiten Eingangsbereich der Institution gut beobachten. Vom frühen Morgen an waren den ganzen Vormittag Scharen von Leuten in das Objekt geströmt. Nun wurde es ruhiger. Die Öffnungszeit für die Kundenbetreuung ging ihrem Ende zu. Bald würden auch die Ärzte, Schwestern und die Verwaltungsbediensteten die Arbeitsstätte verlassen und ihrer Freizeit nachgehen. Dann beginnt das Tagwerk von Anna H. und ihren Kolleginnen, die in sechs Stunden all die Schmutzspuren beseitigen müssen, die in den großflächigen Wartezimmern, Behandlungsräumen, Labors, Klosetts, meterlangen Gängen und dutzenden Büros verursacht worden sind.

Armin²³⁵, ein befreundeter Arbeitskollege von Anna H., trat als Kontaktperson auf. An sich wollte er uns nur miteinander bekannt machen und dann gehen, aber Anna H. bat ihn zu bleiben. Sie meinte, unsicher zu sein, alle Fragen beantworten zu können. So war Armin bei unserem ersten Gespräch dabei. Er hielt sich im Hintergrund. Einige Tage zuvor hatte er mir viel über die Männerpartie²³⁶ in der Reinigungsfirma erzählt und dabei auf die extremen Leistungsvorgaben für die Frauen hingewiesen, die Tag für Tag am selben Objekt²³⁷ körperliche Schwerstarbeit zu leisten haben. Sie müssten teilweise bis zu 350 m² Fläche pro Stunde putzen. Die Leistungsanforderungen, die seine Kolleginnen im Gesundheitszentrum zu bewältigen haben, bezeichnete er schlichtweg als Katastrophe.

Annas Unsicherheit legte sich sehr rasch. Nur zu dem Zeitpunkt, als ich um die Bandaufnahme bat, zögerte sie kurz, ob das denn so wichtig sei, was sie sagt. Danach konnte sie nichts mehr aus der Ruhe bringen. Den Oberkörper leicht vorgebeugt und vor Aufmerksamkeit gespannt, die Füße überkreuzt, den Kopf hin und wieder auf den linken Arm gestützt, aber immer auf eine ordentliche Sitzhaltung achtend, stellte sie sich der für sie ungewohnten Situation. Am Anfang unserer Unterhaltung versuchte sie, ihren oststeirischen Dialekt zu verbergen. Sie erzählte selbstbewusst, ausdrucksstark und ohne Ausschmückungen von einer verborgenen und unattraktiven Arbeitswelt, die Anna H. das notwendige Maß an Eigenständigkeit und Unabhängigkeit ermöglicht, auf das sie stolz ist.

Anna H. kam 1960 in einer rund 1500 Einwohner zählenden Marktgemeinde

im oststeirischen Hügelland zur Welt. Ihre Eltern waren Bauern, genauer gesagt »Bergler«²³⁸, und betrieben eine kleine Landwirtschaft. Annas Vater arbeitete zusätzlich als Straßenbahnbediensteter im rund 65 km entfernten Graz, während die Mutter neben der Hausarbeit und der Kinderaufsicht den täglichen Arbeitsanfall im Betrieb erledigte.²³⁹ Der Arbeitseinsatz war hoch, das Familieneinkommen gering. Die Erträge aus der Landwirtschaft in dieser im Sinne moderner Agrarwirtschaft rückständigen Region lagen in den 70er und 80er Jahren noch weit unter dem österreichischen Durchschnitt. Die Umstellung von der vorindustriellen Selbstversorgerwirtschaft zu einer marktorientierten, rationalisierten Güterproduktion war hier erst spät erfolgt. Die kleinbäuerlichen Betriebe dieser Region waren wenig rentabel und ihre Verschuldung überdurchschnittlich hoch. Im Wesentlichen bestimmten hier traditionelle Strukturen das Denken und Handeln. Die ungeschriebenen Gesetze der ständischen und patriarchalen Ordnungen, die Autorität der katholischen Kirche, die enge Bindung an Familie und Dorfgemeinschaft, der Auftrag, sich mit Fleiß den herrschenden Regeln anzupassen, sind dort selbst heute noch die Norm.

Annas Aufwachsen als drittes von vier Kindern verlief, wie sie mir im zweiten Gespräch schilderte, »ganz normal.« Die Schule gehörte zu den unangenehmen Dingen, die einfach sein mussten. Den Töchtern aus kleinbäuerlichen Familien war keine berufliche Karriere zugeschrieben.²⁴⁰ Anna H. wollte Friseurin werden, aber um zu einer der wenigen und bei den Mädchen immens begehrten Lehrstellen vor Ort zu kommen, hätte sie Protektion gebraucht. So nahm sie eine Lehrstelle als Schneiderin in einem lokalen Familienbetrieb an. Dass Anna H. eine Lehre machen durfte, war bereits ein Privileg. Ihre um vier Jahre ältere Schwester, die gerne Krankenschwester geworden wäre, musste zu Hause bleiben, in der Landwirtschaft mitarbeiten und die nachkommenden Kinder betreuen. Kurz und prägnant hakt Anna H. in unserem Gespräch die üblichen Stationen des Frauendaseins in diesem ländlichen Gebiet ab: Schule, Fabrikarbeit, Heirat, Hausbau, Kinder. Ihr um zwei Jahre älterer Bruder begann als Hilfsarbeiter am Bau. Nur die jüngere Schwester erlernte einen Beruf. Sie wurde Fotokauffrau.

Zum Bruch in ihrer Berufslaufbahn kam es, als Anna H. 19 Jahre alt war. Als sie davon erzählt, wechselt sie in das unbestimmte »man«, um auf ein allgemeines Schicksal hinzuweisen (»Ja, wie es dann halt so ist, lernt man einen Mann kennen und dann hab ich auch mein erstes Kind heimtragen.«). Es folgte die Heirat, nach drei Jahren das zweite Kind und der Bau eines »großen Hauses«. Über ihren Ex-Mann erzählte sie mir nur das Nötigste. Er ist »Lokomotivführer bei der Bundesbahn und war wenig zu Hause«. Gleich nach der Geburt der Kinder begann Anna H. stundenweise als Putzfrau zu arbeiten, um den Hausbau zu finanzieren, außerdem drängte es sie, rauszukommen. Später, als beide Kinder bereits die Schule besuchten, half sie einer langjährigen Freundin beim Aufbau ihrer kleinen Reinigungsfirma in Graz. Sie fuhr zwei- bis dreimal in der Woche in der Früh mit dem Zug in die 50 km entfernte Stadt, immer unter Bedacht, ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter zu wahren. Die Fahrzeit von zwei Stunden

nahm sie in Kauf, nicht nur, um etwas dazuzuverdienen und ihrer Freundin zu helfen, sondern auch, um ihrem Alltag zu entkommen. Ihre Freundin war ihr Vorbild. Daheim fühlte sie sich immer stärker unterdrückt und abhängig. Die schrittweise Lösung der Beziehung zu ihrem Mann zog sich über Jahre. Letztendlich war es für sie trotzdem schwer, den Schritt zur Scheidung in dem Wissen zu gehen, alles zurücklassen zu müssen. Heute ist sie froh, dass sie »einfach den Elan noch gehabt hat und die Power«, um sich durchzusetzen. Einige Jahre später wäre ihr das nicht mehr gelungen, vermutet sie. Dass ihre Tochter zu diesem Zeitpunkt in Graz den Beruf einer Fotokauffrau erlernte und der Sohn knapp vor dem Pflichtschulabschluss stand, erleichterte ihr den Schritt. Anna H. spricht von »draußen«, wenn sie das Land meint; heute ist die Stadt längst ihr neuer Lebensmittelpunkt geworden.

Als Anna H. den Schlusstrich unter ihre 18-jährige Ehe zog, war sie gut vorbereitet. Sie hatte sich Geld zur Seite gelegt und eine 45 m² große Wohnung gemietet, und sie wusste, dass sie mit der Unterstützung ihrer Bekannten in Graz rechnen konnte. Dann ist sie »einfach weg«gegangen. Sie brauchte Abstand von einem Ort, wo jedem bekannt war, dass sie eine »Geschiedene« ist und wo sie permanent an ihre Vergangenheit und an das Scheitern ihrer Rolle als Ehefrau erinnert wurde. Jetzt sah sie die Chance gekommen, ein selbstständiges Leben zu schaffen, sich von ihrem Mann und zugleich von den dörflichen Strukturen zu lösen. In der kleinen Reinigungsfirma ihrer Freundin konnte Anna H. nur drei Vormittage arbeiten. Das war zu wenig. Um finanziell unabhängig zu bleiben, suchte und fand sie über eine Zeitungsannonce eine weitere Stelle bei einer größeren Reinigungsfirma. Seither arbeitet sie dort jeden Nachmittag sechs Stunden. Zusätzlich übernahm sie an zwei Vormittagen die Stiegenhausreinigung eines neugebauten Wohnhauskomplexes. Und am Wochenende putzte sie die Büros eines Architekten. Erst jetzt verdiente sie genug, um die Miete und den Lebensunterhalt in Graz begleichen zu können. Die viele Arbeit diente ihr auch zum Vergessen.

Ihre Einstellung bei der Gebäudereinigungsfirma lief völlig unspektakulär ab. Keine Zeugnisse, Praxisjahre oder Protektionen waren nötig, um aufgenommen zu werden. Die wichtigste Anforderung bestand darin, sofort verfügbar zu sein und in einem kurzen Gespräch mit dem Betriebsleiter der Firma die grundlegenden Arbeitstugenden wie Pünktlichkeit, Verlässlichkeit und Fleiß zu bekunden.²⁴¹ Das Unternehmen verließ sich blind auf ihre Fähigkeiten im Reinigen. Hätte sie sich nicht bewährt, wäre das Risiko für die Firma freilich sehr gering gewesen. Schließlich hatte man nichts in ihre Arbeitskraft investiert.

Anna H. weiß, dass sie verhältnismäßig wenig verdient, dennoch ist ihr der Beruf Möglichkeit, ihre Selbstbestimmtheit zu wahren. Sie trifft ihre Entscheidungen in Anpassung an die objektiven Möglichkeiten, die ihrem Realitätssinn entsprechen. Es ist eine Realität des Notwendigen und Zweckmäßigen, die abseits von den in intellektuellen Milieus geführten, abstrakten Diskussionen um Ausbeutung und falsche Ideologien liegt.²⁴² Sie erkundigt sich nicht, wie viel

oder wie wenig sie verdient, will es nur einfach schaffen. Womit Anna H. in ihrer Arbeit konfrontiert wird, ist eine Form der industrialisierten Dienstleistung. Dem tayloristischen Prinzip entsprechend, ist dort jeder Handgriff vorgegeben, jede Minute Arbeitszeit genau kalkuliert. Die Arbeitsweise erinnert an Fließbandarbeit, nur dass in diesem Fall die Frauen das Fließband bilden, indem sie sich im vorgegebenen Tempo von Objekt zu Objekt bewegen. Anna H. muss den Rhythmus ihrer Arbeitsweise stark beschleunigen und effektivieren, ihre Ausdauer trainieren und gleichzeitig – was ihr schwer fällt – ihren Anspruch an Ordnung und Sauberkeit reduzieren, um in der kurzen Zeit, die ihr vorgegeben ist, das Nötigste zu erledigen. Diese Zeitknappheit zwingt zu höchster Selbstdisziplinierung. Zigaretten- oder Kaffeepausen sind im engen Zeitkorsett nicht eingeplant und auch die sozialen Kontakte mit den Arbeitskolleginnen werden auf die Momente der Arbeitsaufteilung und Befehlsausgabe eingeschränkt. Jede Frau arbeitet stundenlang für sich allein in einem der Trakte des Hauses. Die Verantwortlichkeiten sind klar aufgeteilt und die Kontrollmöglichkeiten einfach. Jedes Versehen, jeder Fehler wird sanktioniert. Im Trakt der Hauptambulanz des Gesundheitszentrums, wo in den Abendstunden alle Arbeiterinnen zusammenkommen, um als Abschluss ihrer Tagesleistung einen besonders verschmutzten Bereich gemeinsam zu bewältigen, ist es anders. Dort ist es, wie Anna H. erklärt, dann oft schwierig, die Arbeiterinnen erneut zu motivieren. Dann kommt es zu Konflikten, bei denen sich Anna H. verpflichtet fühlt, besänftigend einzugreifen, die Gemüter zu beruhigen. Sie selbst motiviert sich mit der Überzeugung, dass sie darum »kämpfen muss, dass das da drinnen hinhaut, weil sonst hat keiner von uns einen Job.« Sie ist bereit, alle Kräfte zu mobilisieren, um zu verhindern, dass dieses Objekt an eine andere Firma verloren geht. Sie würde eher die Reinigungsfirma wechseln, als diesen Arbeitsort verlassen, der für sie zu einem Symbol für ihre Selbstständigkeit geworden ist. Außerdem hat sie mit einigen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Gesundheitszentrums Bekanntschaft geschlossen. Sie arbeitet gern für diese Leute, nicht nur, weil sie sich integriert wähnt, sondern auch, weil sie sich mit dem gesellschaftlich hohen Ansehen des Gesundheitszentrums verbunden fühlt. Hier kann sie sich verorten, arbeitet nicht irgendwo oder putzt nur Stiegenhäuser.

Es gelingt ihr, das Erleben von Ärgernissen, Benachteiligungen und erfahrenen Ungerechtigkeiten gedanklich und sprachlich immer wieder auf ihre Arbeitskolleginnen zu übertragen, so als wäre sie selbst nicht davon betroffen. Wenn sie von ihren »Damen« spricht, dann thematisiert sie das kollektive Schicksal all ihrer Mitarbeiterinnen, von dem sie ihr individuelles Los dadurch unterscheidet, dass sie – zumindest nach außen hin – damit zurechtkommt und »alles schaukeln mag«. In ihrem Selbstbild setzt Anna H. ihre Fähigkeiten, hart zu arbeiten und mit den Vorgesetzten gut auszukommen, höher an als bei ihren Kolleginnen. Daraus leitet sie einen Führungsanspruch ab, der ihr auch zugestanden wird. So hatte sie im Gesundheitszentrum bereits nach relativ kurzer Dienstzeit die Agenden einer Vorarbeiterin übertragen bekommen, allerdings ohne dafür entlohnt zu werden.

Seither teilt sie – neben ihrer sonstigen Arbeit – die Arbeit der Kolleginnen ein, kontrolliert sie, schult die neuen Mitarbeiterinnen und kümmert sich um die Beschwerden der Auftraggeber. In ihrem dritten Arbeitsjahr bei der Firma erhielt sie sogar das Angebot, offiziell zur Objektleiterin aufzusteigen. Doch sie lehnte es ab, verzichtete auf eine Karriere, von deren Sinn sie nicht überzeugt ist. Es ist ihr klar, welche Folgen die Annahme des verlockenden Offertes hätte. Für Anna H. ist es nicht vorstellbar, von sechs Uhr früh bis neun Uhr nachts unterwegs und für neun Objekte gleichzeitig verantwortlich zu sein. Sie will nicht enden wie ihre unmittelbar vorgesetzte Objektleiterin, die »zeitweise nicht mehr klar denken kann«, weil sie »bis zum Umfallen« eingespannt ist. Diesen Verzicht auf die letzten Freiheiten an Zeitsouveränität und Selbstbestimmung mochte sie nicht leisten.

Anna H. hat es vorläufig geschafft, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Sie ist davon überzeugt, dass sie diesen Weg weiter gehen kann, solange sie gesund bleibt. Erschöpft sich allerdings ihr körperliches Kapital vor der Pensionierung, »dann wird es vielleicht ein bisschen kritischer sein.« Sie hat jetzt einen Freund und müsste »gar nicht mehr so viel arbeiten«. Sie will nichts mehr von dem aufs Spiel setzen, was ihr Unabhängigkeit bedeutet, und sie ist davon überzeugt, dass in erster Linie ihr hohes berufliches Pflichtbewusstsein, ihre Eigenständigkeit und Zukunft sichert.

Ihr Urteil über ihre Kolleginnen verhärtet sich dort, wo sie Arbeitsscheue oder ein Durchbrechen der herrschenden Ordnung vermutet. Trotz der äußeren Veränderungen in ihrem Leben, bleibt sie damit ihrer kleinbäuerlichen Vergangenheit näher, als man auf den ersten Blick vermuten würde.

Die Reinigungsfrau

(Interviewer: Johann Verhovsek)

Gleich an die Arbeit

– *Wie lang sind Sie bei der Firma?*

Anna H. – Also, ich hab vor vier Jahren eine Scheidung gehabt, da bin ich ausgezogen und dann hab ich mir eine Wohnung gesucht und ja, eigentlich hab ich eine Annonce in der Zeitung gelesen von der Firma. Und dann bin ich eben zur Firma hin, haben wir dort eine kurze Einschulung gehabt und dann haben sie mich eben verständigt, haben sie mich genommen.

– *Und Sie haben als einfache Hilfskraft angefangen?*

Anna H. – Ja, da hab ich ganz normal einen Stock bekommen und den Stock geputzt und hab alles erledigt, was zum Machen war, auch in vier Stunden.

– *Also, der Einstieg war rasant.*

Anna H. – Gleich an die Arbeit.

– *Und haben Sie da irgendwelche Qualifikationen vorher vorgewiesen oder haben Sie das schon irgendwo einmal gemacht?*

Anna H. – Also, ich hab... Wo ich gewohnt hab, ich komm vom Land draußen, da war ich in der Gemeinde drüben, da hab ich immer das Gemeindehaus in

Ordnung gehalten und gereinigt auch und so. Ja, und so kleine Sachen nebenbei so. Also, ich hab mich schon auskennt in dem Bereich, muss ich sagen. Bin nicht so ohne irgendwas reinkommen. Außerdem hab ich ein großes Haus gehabt, das war auch zum in Ordnung bringen [lacht], sozusagen. Will man es schön haben, dann muss man das eben machen.

[...]

– *Und wie ist das, gibt es da eine Objektleiterin, die einweist?*

Anna H. – Ja, richtig. Also, wir waren dann alle da zu der und der Zeit herbestellt in das Gesundheitszentrum und dann sind wir eingeteilt worden, ausgesucht, so, so, so. Weil da ist ja ein Westtrakt, ein Haupttrakt und ein Behandlungsbereich, das sind drei große Trakte. Und ich bin ins Ambulatorium gekommen und es hat mir eigentlich sehr gut dort gefallen.

– *Da arbeitet man also nicht zusammen an einem Stock?*

Anna H. – Nein, jeder hat seinen eigenen Stock. Ich weiß jetzt nicht, wie viel Quadratmeter das sind, das ist irrsinnig groß. Es sind... Ich hab einen kleineren Stock gehabt, dafür hab ich auch ein bisschen weniger Zeit gehabt und hab dann aber vom ganzen Ambulatorium den Müll zusammengeführt und um halb sieben haben sich alle Frauen dann im anderen Ambulatorium getroffen und das haben s' müssen in einer Stunde machen, die ganzen Frauen. Und ich war meistens schon immer früher unten. Das hat mir die Frau Merz bald überlassen, diese Einteilung, weil dort immer Schwierigkeiten waren am Anfang. Und da war ich dann schon länger dabei und dann hat sie mich gebeten, dass ich mich da drum kümmer, weil es ist ein ganz extremer Stock, der ist irrsinnig schmutzig, weil da gibt es ein eigenes Labor, wo auch Abdrücke und das gemacht werden und das ist immer mit dem ganzen Gips und den Massen... Und im schlechtesten Fall muss man spachteln. Das geht so mit dem Wischen ja gar nicht mehr runter. Und auch mit dem Alkohol, mit dem sie da arbeiten, die Spritzen und das. Die Flecken sind alle am Boden, da entstehen dann weiße Flecken und das sollst du aber jedes Mal richtig wegbringen. Das ist schon, also die Stund, die da unten ist, die ist extrem gewesen immer und ist auch heute noch so.

– *Und das muss wahrscheinlich auch besonders sauber sein, nehm ich an?*

Anna H. – Extrem. Das Ambulatorium sowieso, ja. Da wird mit Desinfektion gearbeitet, außerdem muss jeden Tag die Klimaanlage gewischt werden. Durch die Klimaanlage ist schon immer Staub in der Luft. Das wirbelt. Also, du kannst da noch so hygienisch putzen, wenn du nachher reingehst und mit dem Tuch drüberfährst, hast du trotzdem noch ein bisschen einen Staub. Obwohl du schon einen Unterschied merkst, ob das jetzt gereinigt wurde oder nicht, weil sonst legt er sich ja viel mehr an. Aber es ist extrem im Ambulatorium.

– *Und gibt es hin und wieder Reklamationen von der Firma, die das in Auftrag gibt?*

Anna H. – Also, das geht eh vom Gesundheitszentrum aus und es ist in jedem Stock ein Bücherl. Wenn Reklamationen sind oder etwas, wenn da eine neu anfängt und irgendwas vergessen wird, das wird dann in das Bücherl reinge-

schrieben und wenn irgendetwas extrem ist, dass es schon länger nicht berücksichtigt worden ist, dann kommt es eben zur höchsten Stelle. Und da gibt es eine Frau, die das managt und mit der, also jedes Mal wenn ich komm, setz ich mich mit ihr in Verbindung und dann sprechen wir des aus, wenn irgendetwas Extremes ist oder Kleinigkeiten. Und sie sagt mir das, und ich geh dem dann nach und schau, dass das im Lauf des Nachmittags erledigt wird auch. [...]

– Also, keine so unangenehmen Situationen, sondern es wird schon eher locker gelöst?

Anna H. – Ja, es gibt schon ab und zu Sachen. Die Frauen sind ja eingeschult, die Frauen wissen, das und das müssen sie machen. Zum Beispiel beim Wegräumen, ab und zu kommt es vor vielleicht. Es ist noch gar nicht so lange her, dass Schreivarbeiten am Tisch waren und der Herr Doktor hat des nicht mehr angefundnen. Aber die Dame hat es auch nicht weggetan, weil sie wissen, dass sie... Und die ist jetzt auch schon das vierte Jahr, putzt immer den gleichen Stock. Die wissen das, für das sind sie eingeschult, dass sie das stehen lassen. Das hebt man auf, wischt drüber und legt's wieder hin. Und das war dann eher ein Versehen. Aber solche Sachen kommen vor, wo du dann eigentlich als Reinigungskraft gleich verurteilt wirst.

– Ist das Misstrauen groß?

Anna H. – Ja, obwohl die meisten schon Jahre da drinnen sind und von jedem Stock die Angestellten die Frauen auch kennen.

[...]

Wenn ich nach Kilometern bezahlt werde, wäre ich besser dran

Anna H. – Wenn zum Beispiel jetzt eine neu kommt, die schul ich dann ein am Stock. Da geh ich mit, da zeig ich ihr alles, da geh ich mit. Teilweise arbeite ich auch mit, zeig es ihr, dass sie es nicht umständlich macht, sondern dass sie so arbeitet, dass sie in der Zeit zusammenkommt, dass sie sich halt auskennen. Und dafür bin ich halt auch da, dass ich sie dann anlern und einschul.

– Und das geht ja wiederum auf Ihre Kosten, da haben Sie dann ja weniger Zeit für Ihre Arbeit?

Anna H. – Ja, sicher, es ist oft so. Dann ist irgendetwas, dann wirst wieder weggepiepst. Ich hab so einen Piepser, dann muss ich wieder dorthin, also ich... Kilometer, wenn ich nach Kilometern, glaube ich, bezahlt werde, dann wäre ich besser dran, ehrlich. Da bin ich schlecht im Schätzen. Brauchen S' nur einmal das Gebäude anschauen. Am Abend tun mir die Füß schon sehr weh, muss ich sagen.

– Ich werde mir jetzt einmal einen Stock anschauen.

Anna H. – Ein Wahnsinn, ja, es ist wirklich sehr groß. Die Frauen sind bestimmt sehr unter Druck. Es ist ja nicht so, dass die Frauen teilweise nur da arbeiten. Es sind viele Frauen, die alleinstehend sind, die auch Kinder haben, die studieren oder was, die was dazuverdienen müssen oder überhaupt verdienen müssen. Die gehen ja vormittags auch arbeiten. Es ist ja nicht so, dass wir nur da drinnen arbeiten.

[...]

– *Da muss man wirklich schnell sein in diesen sechs Stunden. Kann man da keine Pause machen?*

Anna H. – Also, die Damen gehen schon eine rauchen, es sind die meisten Raucher. Aber die Zeit fürs Rauchen müssen sie eh wieder reinbringen. Also, man sollte nicht einmal rauchen, so ist es. Von der Firma aus sollst nicht einmal eine rauchen gehen in derer Zeit. Aber man ist wirklich sehr belastet in der Zeit, was die Frauen putzen und schaffen, muss ich sagen, wenn du da nicht eine rauchen gehen kannst, dann tät ich den Fetzen auch rüberschmeißen, auf Deutsch gesagt. Nein ehrlich, wirklich! Weil du musst ja das wieder einbringen, es hilft dir ja keiner auf deinem Stock Du musst das einfach einbringen. Es ist nur so... sicher, es gibt solche Leute und solche, manche nutzen's aus und manche nicht. Ich mein, das ist eben so in diesem Bereich und du kannst nicht neben jedem immer stehen, das geht auch nicht. Aber dann musst eben wieder einmal ein bisschen nachhelfen, dass es besser ist.

[...]

Wenn du es heute nicht schaffst, dann verlierst deinen Arbeitsplatz

– *Und die Kolleginnen, von denen Sie gesprochen haben, wie kommen die mit den Arbeitsbedingungen zurecht?*

Anna H. – Ja, ich mein, die schauen, dass sie es schaffen, das ist ganz logisch, weil sonst, wenn du es heut nicht schaffst, dann verlierst deinen Arbeitsplatz, oder wenn du das nicht so hinkriegst. Aber, ich sag eh, im Prinzip fangt's bei der Firma selbst schon an, weil du heute so einen Zeitdruck drauf hast. Also, die Frauen haben einen irrsinnigen Zeitdruck drauf, um das geht's. Weil ich kann heut, wenn ich acht Stunden hab, auch alles viel schöner machen, als wenn ich nur vier Stunden da drauf hab, nicht.

– *Und ihr würdet auch mehr investieren, aber das bekommt ihr nicht bezahlt?*

Anna H. – Nein, das kriegst du nicht, also da fangt es ja eigentlich an, auf Deutsch gesagt, und da kommt dann doch Hektik und das alles zusammen, die Nervosität und das ist sicher das Um und Auf.

– *Gibt es da auch manchmal Konflikte zwischen den Arbeiterinnen oder arbeiten alle da so getrennt?*

Anna H. – Ja, im Nord- und Westtrakt arbeiten sie schon sehr getrennt, aber am Abend dann kommen alle zusammen und da sind dann auch alle schon ziemlich müde und da kommt es dann schon zu kleineren Streitereien. Da muss man schon manchmal die Stange halten, da sind sie dann manchmal wie Kinder. Aber da muss man sie schon auch verstehen. Da sind sechs Frauen heraußen für einen Stock, der wirklich sehr schmutzig ist, der schmutzigste im Gesundheitszentrum, und da haben sie schon einen großen Druck, denn in einer Stunde soll das alles perfekt sein. Es sind die Türen, da sind so viel Türen, das ist ein Wahnsinn! Es sind so viel, überhaupt im Behandlungsbereich, die Kabinentüren, da sind schon zwei bei einer Kabine. Wie ich meinen Stock gemacht hab, hab ich gezählt, habe

ich jeden Tag 65 Türen geputzt, innen und außen. Und wenn du da aber was Falsches nimmst oder was, kann es dir passieren, dass du die Schlieren drinnen hast, dann kannst du wieder hingehen. Das ist ein Wahnsinn, das ist sehr viel. Also, am Anfang hab ich sehr viel Muskelkater gehabt, heut macht es mir nichts mehr. Heut bin ich schon trainiert. Nein, wirklich. Da jammern sehr viele Frauen, dass sie die Hand am dritten Tag gar nicht mehr raufbringen. Mit der Zeit gewöhnst dich dann dran.

– *Wie schaut es eigentlich mit der Entlohnung aus in der Firma? Wie viel verdienen Sie als vollbeschäftigte Reinigungskraft in der Stunde und im Monat?*

Anna H. – Also, ich muss sagen, ich weiß es gar nicht so genau... Wie viel haben wir? 79 oder 88 Schilling [ca. 6 €] so in der Stunde.

– *Und das ergibt im Monat dann in etwa?*

Anna H. – Also, ich kann das jetzt nicht so sagen, weil ich das Stiegenhaus der Wohnsiedlung auch noch dabei hab, aber zu viel ist es nicht.

[...]

– *Und ist das von der Entlohnung her befriedigend?*

Anna H. – Ich mein, wenn ich mehr krieg, würd ich auch nichts dagegen sagen. Aber es ist halt nicht anders. Aber es ist ja, es hat ja mit dem Alter auch etwas zu tun. Ich glaub, ich glaub, dass nicht viele Frauen, wenn sie sonst wo eine Chance hätten, so viel der Reinigung nachgehen würden. Aber dadurch, dass du dann schon das gewisse Alter hast, was willst du da noch extra anfangen, außer, außer so was. Deshalb gehen ja auch so viele Frauen..., die sind ja nicht so extrem junge Frauen, die reinigen gehen, nicht. Das hängt von dem schon ab, weil du dann die Chance gar nicht mehr kriegst, irgendwo hinzukommen.

[...]

Ohne die Leute da würde es ausschauen wie ein Saustall

– *Wie sind die Angestellten dieses Bürohauses hier zu Ihnen?*

Anna H. – Eigentlich ganz gut. Wichtig wäre nur – wir werden auch nichts ändern können wahrscheinlich – wichtig wär nur, dass in dem Bereich wirklich a ein bisserl mehr Anerkennung da wäre für die Leute, die das machen. Weil es gibt Leute, die tragen wirklich die Nase so hoch, als wenn die gar nichts wären, und dabei..., ohne die Leute da würde es ausschauen wie ein Saustall überall, ehrlich gesagt.

– *Und das erleben Sie auch immer wieder, dass Sie abschätzig behandelt werden?*

Anna H. – Ja, das erleb ich schon. Es gibt schon Leute, die, ah... nicht mir gegenüber, ich hab mit jedem gute Beziehungen, weil ich eben auch zugeh auf die Menschen, oder ich bin kein unfreundlicher Mensch so. Ich komm auch gut aus mit die Leut. Aber man erlebt schon gegenüber den Arbeiterinnen, dass manche, die da im Haus jetzt Assistentinnen sind, den Frauen keinen Gruß zurückschicken. Dass die Schwestern kommen und die Nase hoch tragen und so, und so etwas ärgert mich. So was kann mich auch ärgern, weil die sollen einmal den

Saustall lassen und dann sollen sie in der Früh kommen. Was täten sie dann machen? Einen Aufstand machen bis zum Gehtnichtmehr. Aber sie waren das, die das verursacht haben. Dann können sie sich ruhig anders verhalten gegenüber den Damen. Ich sag nur, es gibt solche. Es ist nicht, dass der Großteil der Leute so ist, aber es gibt gewisse, die wirklich... [Pause].

– ... *Die das spüren lassen?*

Anna H. – Richtig. Wer bist du und wer bin ich, so ungefähr. Und so was ist auch ungerecht, oder?

– *Ja, sicher.*

Anna H. – Weil die haben eh nichts geschenkt, die haben nichts geschenkt.

– *Also, die Anerkennung ist nicht besonders groß.*

Anna H. – Ja, für die Leut [meint ihre Kolleginnen] halt schon. [...]

– *Also, das ist schon etwas, was einem die Arbeit schwerer macht, wenn man diese Anerkennung nicht bekommt.*

Anna H. – Bestimmt, wenn du jetzt da reingehst und die Damen kommen da zusammen und du grüßt die und du kriegst nicht einmal einen Dank zurück, weil sie die Nasen so hoch hält, dann denkst dir halt auch, wie kommen die dazu. Ich hab einmal... Das muss ich noch erzählen. Ich hab einmal bei einem Architekten gearbeitet. Da hab ich Samstag, ja sonntags auch... Früher hab ich ja rund um die Uhr gearbeitet, am Anfang, weil es ist nicht anders gegangen. Heut hab ich es eh ein bisschen leichter, Gott sei Dank. Damals war ich gerade in Scheidung und die zwei Kinder... Und damals hab ich bei einem Architekten das Büro gemacht. Das hat über 100 Quadratmeter gehabt oder so, und der hat immer gesagt, er nennt uns nicht Putzfrau, hat er gesagt, »weil wenn ich heute was brauch und es gibt solche Leut nicht wie Sie es sind, dann hilft meine schönste Planung und meine Architektur nichts.« Also, das hab ich von ihm so geschätzt, ehrlich gesagt. Und ich hab das auch so gern getan bei ihm dann. Der war auch sehr zufrieden, aber mir war es dann zu viel. Zwei Jahr habe ich es bei ihm gemacht, dann hab ich aufgehört. Ich mein, der war menschlich. Aber das findest eigentlich selten, weil der hätte das auch nicht sagen brauchen, weil ich mein, dem geht es bestimmt nicht schlecht. Der hat seine Aufträge und der ist jedes Jahr einmal oder zweimal nach Indien geflogen, der war ein bisschen so ein Indienanhänger. Aber das habe ich eigentlich voll nett gefunden, das hat mich wieder aufgebaut, muss ich sagen.

Die sind dann oft auch selber schuld

[In unserem zweiten Gespräch erzählte mir Anna H. von ihrer Herkunft, ihrem Leben und kam wieder auf den Druck in der Arbeit zu sprechen, dem viele dann doch nicht standhalten. Sie hören dann entweder von selbst auf oder erhalten die Kündigung.]

Anna H. – Die sind dann oft auch selber schuld. Eine Dame haben wir gehabt, die ist drei Tage arbeiten gegangen und dann schon wieder Krankenstand. Das kann man auch nicht machen und das dann im Jahr so oft. Das kann man halt auch nicht machen. Und manche, zuerst sind sie überhaupt einmal zur Probe da.

Es gibt schon manche, die dann sagen: »Nein, das ist wirklich nichts.« Die kann man dann auch nicht einsetzen, weil das eben so viel ist und dann das und dann das nicht hinhaut und dann kriegst nur Schwierigkeiten. Aber einige, was da sind, die sind eh schon seit dem Anfang mit, die wissen, wie es läuft. Ab und zu, dass dann wer geht oder so. Jetzt haben wir da eine gehabt, eine türkische Frau, die war ja ein paar Monat da und da war sie von den paar Monaten schon zweimal Krankenstand und dann ist sie zurückgekommen, weil sie schwanger ist.

– *Und jetzt geht sie in Karenz?*

Anna H. – Ist sie schon, weil sie ist in Frühkarenz. Wie die das alle machen, weiß ich nicht, weil ich hab nicht können früher weggehen [lacht]. Ich habe immer bis zum letzten Moment hingearbeitet. Da ist auch irgendwie darüber nachzudenken, wie das alles so geht. Na ja, also, ab und zu stellt es einem schon den Hut auf, ehrlich gesagt, darf man nicht darüber nachdenken.

– *Und Sie sind jetzt auch schon mehr in der Position, wo sie kontrollieren und schauen, was die anderen machen. Gibt es da irgendwelche Aufstiegschancen für Sie?*

Anna H. – Ja, hätte ich können. Da haben sie voriges Jahr, haben sie schon eine gesucht, eine Objektleiterin, von unserer Firma aus und das habe ich aber abgelehnt. Da hätte ich ein Firmenauto, Firmenhandy, alles gekriegt. Da hab ich mir gedacht: »Den Stress tu ich mir nicht an.« [lacht] Obwohl ich damit wahrscheinlich kein Problem gehabt hätte, aber ich wollte nicht. Weil ich weiß, die Objektleiterin da, die für dieses Haus da ist, die hat so viel, das ist ein Wahnsinn. Die ist rund um die Uhr, die ist von sechs Uhr in der Früh bis neun Uhr in der Nacht unterwegs. Ja, und dann hat sie noch eben für die, die sie dann eingestellt haben... was eigentlich, ja, kann ich ruhig sagen..., das hätte ich eigentlich gekriegt. Die Frau haben sie aber dann gekündigt, weil das nie so hingehaut hat. Und jetzt haben sie aber die ganzen Objekte, die die eine Frau gehabt hat, auf zwei Frauen, auf die Frau Merz und die andere heißt Frau Pucher, aufgeteilt. Jetzt hat sie noch um neun Objekte mehr dazugekriegt und hat ja schon so viel. Also, das ist nur Druck.

– *Da hat man sich wieder einen Posten eingespart.*

Anna H. – Richtig, richtig. Aber zum Urlaub-Gehen kommt sie auch nicht in dem Fall. Sie ist auch schon sehr fertig jetzt. Sie bräucht auch den Urlaub, geht aber nicht. Jetzt hat sie vor kurzem gehen wollen. [Sie übernimmt die Rolle der Objektleiterin:] »Mir geht der Urlaub ab, ich kann schon zeitweise nicht mehr klar denken.« Und jetzt hat sie auch noch die neuen Objekte. Nirgends hat was gepasst, nirgends hat es richtig hingehaut und sie muss sich erst richtig einarbeiten und der Urlaub ist wieder weg. Ich glaub, die hat schon über 90 Tage [unverbrauchten] Urlaub. Aber das ist auch eine Katastrophe. Ich mein, bis zum Umfallen kannst auch nicht arbeiten. Also, da denk ich mir schon, wie die Firma sich das vorstellt.

– *Da ist es manchmal besser, man bleibt in einer unteren Position.*

Anna H. – Richtig, richtig, ja. Ich mach das da gewissenhaft, damit sie da ent-

lastet ist. Sie ist entlastet da, weil sie sagt oft: »Wenn ich Sie da nicht hätte.« Weil es ist ein riesengroßes Gebäude und es ist ein öffentliches Gebäude und sie kann nicht immer da sein, wenn sie so viele Objekte betreuen muss, das geht nicht. Und jetzt hat sie jemanden gebraucht. Und drum hat sie jetzt erst vor kurzem gesagt, wie wir gesprochen haben wegen dem Urlaub, hat sie gesagt: »Bin ich froh, dass ich Sie hab.« Weil sie muss einfach weg. Sie kommt, aber nie lang und da bin ich da. Wenn irgendjemand Probleme hat oder was, dann zieh ich sie zu Rate, dann ruf ich sie an, dann käme sie sofort, wenn ich sie brauchen täte. Aber ich schau immer so, dass ich alles so schaff.

[...]

Sie sollten einmal einen Mann das Ganze reinigen lassen

– *Da gibt es ja in der Firma diese Männerpartie, die so die Grundreinigung und die Sachen machen. Müssen die Frauen da mehr leisten als die Männer?*

Anna H. – Das bestimmt. Ich mein, sie müssen auch und das Mittel, das sie da reinriechen, ist schon arg. Wenn sie da Grundreinigung machen, dann wird das aufgeschüttet, das stinkt schon so grauslich. Wenn du das einen halben Tag lang machen musst oder was, da bist du auch... Ich mein, sie haben da ja eh die Maschinen dazu. Also, im Prinzip sind es die Frauen, die müssen viel mehr einschöpfen. Weil sie sollten einmal einen Mann das Ganze reinigen und das alles machen lassen, so wie es die Frauen auch machen. Ich glaub, die würden alles rüberschmeißen. Weil dort haben sie doch noch ihre Stehzeit bei der Grundreinigung, eine Stunde, oder eineinhalb Stunden. Da können s' dann einen Kaffee trinken gehen oder was, bis das wieder trocken ist. Das ist ganz was anderes und kriegen aber in dem Fall auch mehr bezahlt, nicht. Ja [lacht]. Aber im Prinzip, was die Frauen oft leisten, gehört ihnen auch das bezahlt, was die Männer bekommen. Überhaupt in einem solchen Gebäude.

März 2001

Der Auftrag

Cécile Huber

Malek ist zur Zeit unserer Begegnung Mitarbeiter einer NGO, in der er seit 1992 für die Beratung und Betreuung von Asylwerbern und Schubhäftlingen zuständig ist. Er kommt aus Marokko, ist mit einer Kunstlehrerin verheiratet und Vater zweier Mädchen. Sein langjähriger Arbeitsplatz und sein Familienleben sprechen für eine gelungene Integration. Ich kenne ihn seit einigen Jahren. In dieser Zeit hat sich sein Äußeres kaum verändert; er ist mittelgroß und sehr schlank, hat gewelltes dunkles Haar und einen leicht gebräunten Teint. Unabhängig von der Jahreszeit trägt er Jeans, Turnschuhe und sein Lederblouson. Ich habe ihn stets als einen gesprächigen und freundlichen Menschen erlebt. Er scheint von unkomplizierter Natur. Von Anfang an war mir der leidenschaftliche Kettenraucher sympathisch, vielleicht deshalb, weil er mich an Personen, Orte und Bilder aus meiner Kindheit in Nordafrika erinnert.

Bei der letzten Vollversammlung des Vereins wurde der in den letzten Monaten vermehrte Rückgang der Asyl- und Schubhaftbetreuungsklientel thematisiert, für die Malek gemeinsam mit einer Mitarbeiterin Verantwortung trägt. Diese neue Entwicklung stellt die gesamte Vereinsidentität in Frage, war doch die Asylwerber- und Schubhäftlingsbetreuung die wichtigste Aufgabe, die der Verein seit seiner Gründung im Jahr 1986 mit Hilfe einer ehrenamtlichen Gruppe in Angriff genommen und im Auftrag des Bundesinnenministeriums für Graz und Steiermark sichergestellt hatte.²⁴³ Der problematische Rückgang von Betreuungsfällen kam nicht von ungefähr. Schon zwei Jahre zuvor war die Verlängerung des Schubhaftbetreuungsvertrags vom Innenministerium in Frage gestellt worden. Objekt der ministeriellen Kritik war die Beratungspraxis der NGOs, die ihre Klientel »zu sorgfältig« über ihre Rechte informierten. Angesichts einer solchen Praxis habe sich, laut Ministerium, die Zahl der Asylanträge drastisch erhöht und die zuständigen Sachbearbeitenden vor eine kaum zu bewältigende bürokratische Aufgabe gestellt. Um eine Entschärfung dieser »katastrophalen« Situation einzuleiten, wurde nicht, wie man vermuten könnte, die Anstellung zusätzlichen Personals befürwortet. Stattdessen machte der bundespolitische Referent den kompromisslosen Lösungsvorschlag, die Rechtsinformationen für Asylwerber und Schubhäftlinge zu reduzieren. Dies löste Empörung bei den NGOs aus und wurde vom Vereinsvorstand einstimmig abgelehnt. Dennoch konnte nun auch Malek seine bisherige Tätigkeit nur mehr eingeschränkt fortsetzen.

An jenem Abend kam mir Malek merklich betrübt vor. Sein Unmut kreiste um seine Befürchtung, dass die erzwungene Reduzierung der Asylbetreuung auch als sein persönliches Versagen interpretiert werden könne. Er war beunruhigt, dass seine beruflichen und sprachlichen Kompetenzen nicht mehr gefragt seien und er

fürchte das wachsende Gefühl der Sinnentleerung seiner Arbeit. Einige Wochen später traf ich Malek anlässlich einer Benefizveranstaltung des Vereins.²⁴⁴ Ich fragte ihn, ob er über seine jetzige Situation berichten wolle. In der Folge hatten wir zwei Treffen.

Das erste Mal kam er an einem Sonntagnachmittag zu mir. Wir setzten uns in die Veranda. Er streckte seine Beine aus, zündete sich eine Zigarette an und begann zu reden. Er erzählte und rauchte fast ununterbrochen, als wäre sein qualmender Mund ein brennender Ort, dessen Feuer er mit seinen Worten schürte, um den Druck und seine Sorgen zu erleichtern. Zunächst schien es mir, als wolle er sich durch die detailreiche Schilderung seiner Lebensgeschichte von seiner beruflichen Enttäuschung und seinem Gefühl, gescheitert zu sein, wegdenken und mich von meinem Vorhaben, mit ihm über seine Arbeitssituation als Betreuer von Schubhäftlingen und über seine Zukunft zu sprechen, ablenken. Später, beim wiederholten Abhören des Tonbandes, wurde das Verbindende zwischen seiner Herkunftsgeschichte und seinem beruflichen Dilemma als Kern seines Leidens sichtbar. Es ist der unerfüllbar gewordene Auftrag, der ihn an die Schuld eines uneingelösten Erbes erinnert. Jetzt, wo sich sein Verständnis von Arbeit und Nächstenliebe nicht mehr zum Ausdruck bringen kann, wo sein Einsatz nicht mehr gebraucht wird, empfindet er sich als Versager. Zwischen der Last eines unerfüllten Erbes und den Zwängen der neuen institutionellen Logik, scheint ihm sein Lebensweg zerbrochen zu sein.

Malek wurde im Marokko der 50er Jahre in einem kleinen Dorf nahe der spanischen Enklave Melilla geboren. In einer Gesellschaft, die sich nach der Unabhängigkeit Marokkos (1956) zwischen dem Erbe der französischen und spanischen Besatzungsmacht und dem königlich autoritären und korrupten Regime von Hassan II. herumschlägt²⁴⁵ und wo die Prekarität der materiellen und politischen Lebensbedingungen mit der beinahe zwangsläufigen Auswanderung der Männer nach Europa verknüpft ist. Eine traditionelle Gesellschaft, in der der Islam das Weltbild der Menschen repräsentiert und die sozialen Beziehungen der Familie, der Geschlechter und der Gesellschaft reglementiert, die moralischen Gesetze vorschreibt, die in die patriarchalen Strukturen²⁴⁶ eingebettet sind und mithin die Macht der Väter, Brüder und Ehemänner in sozialen Praxen besiegelt. Fortbestand und Akkumulation der familiären Kapitalressourcen obliegen den Männern.²⁴⁷

Der Blick, den Malek auf seine Migrationgeschichte wirft, ist der eines Wanderers zwischen den Kulturen. In lebhaften und dichten Bildern schildert er seine Kindheit und sein wiederholtes Ausbrechen nach Europa. Maleks Vater besuchte die Koranschule, wurde Aufseher in der väterlichen Landwirtschaft und später Beamter im Verteidigungsministerium.²⁴⁸ Als Gebildeter genießt er in der Dorfgemeinschaft von Nadur, wo die Familie lebt, großes Ansehen. Maleks Mutter repräsentiert das traditionelle Bild einer muslimischen Frau. Sie brachte dreizehn Kinder zur Welt, Malek ist »der dritte Sohn«. Die Hauptschule, die Malek besuchte, lag 28 km von seinem Heimatdorf entfernt. Viele Schüler nahmen den

Weg täglich mit dem Bus. Sein Vater aber mietete ein Zimmer, wo Malek gemeinsam mit seinen zwei älteren Brüdern sein Schicksal in die Hand nehmen musste. Mit aufgeregter Stimme erinnert er sich an die Zeit, als sein ältester Bruder drei Monate lang im Unterricht fehlte und damit einen unvergesslichen Besuch seines Vaters veranlasst hatte. Während sein Bruder ordentlich geschlagen wurde, bekam Malek eine Warnung besonderer Art. Mit autoritärem Ton wiederholt er die Worte seines Vaters, die in seinen Kopf eingebrannt zu sein scheinen: »Wenn du auf diese Idee kommst, dann will ich dich nicht mehr sehen, du gehörst nicht mehr hierher.« Ein bedingungsloser Auftrag. Diese Drohung kam einem Vertrag gleich, der auf der symbolischen Wirksamkeit und Gewalt einer gesellschaftlichen Tauschökonomie²⁴⁹ basiert, deren Spielregeln im Familienverband tief verankert sind und Malek verpflichtete, das kulturelle Familienkapital zu übernehmen. Als Gegenleistung unterstützte ihn die ganze Familie, emotional wie finanziell. In dieser zweifachen Abhängigkeit geriet er unweigerlich in die Widersprüche des Erbes,²⁵⁰ die zu einer ambivalenten und konflikträchtigen Beziehung zu seinem Vater und zur Brüchigkeit seiner Laufbahn führen sollten.

In seinen Hauptschuljahren machte er die ersten bewussten Erfahrungen mit der staatlichen Gewalt, die er in der Spaltung seiner Wünsche, seiner Gefühle und seines Selbst erlebte. So konnte er beispielsweise der Anziehungskraft eines Kinobesuchs in der Enklave Melilla nicht widerstehen, gleichzeitig spürt er heute dieselbe Wut, die er damals an der Grenzkontrolle empfunden hatte. Diesen Hass teilt er mit vielen Marokkanern. Ähnlich ambivalent spricht er von den Franzosen, deren Sprache er im Unterricht sehr früh lernen musste. Sein ständiger Wechsel im Verlauf des Interviews bringt seine Sprachkenntnisse zur Geltung, die er zunächst im französisch beeinflussten Universitätsfeld Marokkos und später noch während seines Übersetzerstudiums in Graz perfektionieren konnte. Einerseits kann er sich mit den Franzosen genauso wenig wie mit den Spaniern identifizieren, andererseits erzählt Malek von seiner Begeisterung für den Lebensstil seiner französischen Professoren. In diesem gesellschaftlichen Kontext der kolonialen Unterdrückung entwickelte er sich zu einem rebellierenden jungen Menschen und geriet in die innere Zerrissenheit der »Zwiespältigkeit des Kolonisierten«.²⁵¹ In den Widersprüchen zwischen seinen Handlungen und Wünschen artikuliert sich seine leidenschaftliche Sehnsucht nach Freiheit. Er engagierte sich in der sozialistischen Schüler- und Studentenbewegung der 70er Jahre und spürte sein ausgeprägtes Verlangen nach Europa, das er voller Enthusiasmus mit den »modernen« Freiheiten der europäischen 68er-Bewegung assoziierte, die aber gleichzeitig mit dem Weltbild und den Werten der Kolonisatoren übereinstimmten.

Schon nach seiner Matura (1976) entschied sich Malek, ins Ausland zu gehen. Die politischen Ereignisse hielten ihn jedoch in Marokko fest, wo er Politikwissenschaft zu studieren begann. Emotionsgeladen erzählt er von den Studenten- und Schülerprotesten, vom Verschwinden von Menschen, von der Ermordung des Vorsitzenden der sozialistischen Partei und zahlreicher Sympathisanten,

von seiner Betroffenheit und seinem politischen Engagement gegen die tyrannische Brutalität des Hassan-Regimes.²⁵² Mit dem Besuch eines ehemaligen Schulkollegen, der inzwischen in Graz lebte und ihn in Begleitung seiner österreichischen Freundin überraschte, erwachten Maleks Freiheits- und Auslands träume erneut. 1979, nach Abschluss seines ersten Studienabschnitts, besuchte er ihn mit einem Touristenvisum. Er weiß die Großzügigkeit der Polizeibehörde in Graz zu schätzen, die knapp vor Ablaufdatum seines Visums einer Verlängerung seines Aufenthalts zustimmte. Zurück in Marokko, setzte er sein Studium fort und durchlebte Jahre der Destabilisierung und Orientierungslosigkeit, die mit dreimaligen fluchtartigen Reisen zu Freunden oder Familienmitgliedern im Ausland verknüpft sind. Das erste Mal flüchtete er drei Wochen vor einem Prüfungstermin nach Paris. Ehe er bei einem alten Freund Unterkunft fand, saß er stundenlang im Pariser Bahnhof Austerlitz. Verängstigt von der Ungewissheit, begann er seine Flucht zu bereuen. Ehe er wieder zurückkehrte, fuhr er nach Deutschland zu seinen Brüdern, die ihn an seine Pflicht, zu studieren, erinnerten. Plötzlich unterbricht Malek seine Erzählungen und betrachtet sich aus dem Blickwinkel seiner Brüder: »Ich war, ich bin in der Familie einer, der versagt hat und der sie enttäuscht hat.« Seine Rückkehr nach Marokko war von kurzer Dauer, aber bedeutungsvoll. Er, der von Aberglauben nichts wissen will, ließ sich von seinem Cousin überzeugen, zu einem Wahrsager mitzufahren. Der sah in Malek einen Mann, der gezwungen wird, das Meer zu überqueren und nannte ihn »Mussa u sallah«, nach der legendären Figur eines Mannes, der unerwartet immer wieder verschwindet und auftaucht und den nun auch seine Mutter in Malek zu erkennen glaubte.

Zwei Monate später fuhr er nach Belgien und inskribierte an der Universität Brüssel für eine Licence en Droit Administratif.²⁵³ Bei der Pflichtröntgenuntersuchung wurde eine TBC-Erkrankung festgestellt, die ihm zunächst sechs Monate im Sanatorium brachte. In dieser Ausnahmesituation verstand er, seinen Gerechtigkeitssinn, sein Mitgefühl und seine Französischkenntnisse – sein soziales und kulturelles Kapital – in privaten Freundschaften und kollektiven Anliegen kämpferisch und diplomatisch einzusetzen. Er fungierte als Sprachrohr seiner Landsleute, nicht nur, wenn es darum ging, ihre Wünsche vor der Sanatoriumsverwaltung zu vertreten, oder Konflikte zu schlichten, die es sowohl zwischen Ausländern und Inländern als auch zwischen flämischen und wallonischen Patienten gab. Und wieder fuhr Malek nach Marokko zurück, diesmal mit der Absicht, seinen Wehrdienst zu leisten. Obwohl er nun körperlich gesund war, fühlte er sich in seiner Haut nicht wohl. Er konnte seiner Zerrissenheit und Orientierungslosigkeit nicht anders als mit innerer Wut und Hilflosigkeit begegnen. In diesem Zustand führte er ein heftiges Streitgespräch mit einem Beamten, das zum Auslöser seines erneuten Verschwindens aus Marokko wurde. Diesmal fuhr er über Amsterdam nach Stockholm. Dort bot sich ihm die Chance, als Arabischlehrer zu arbeiten. Es sollte nicht dazu kommen. Das kalte Klima und das Erlernen der Sprache machten ihm zu schaffen und holten ihn erneut, über

Belgien und Deutschland, wo er seine Brüder traf, nach Marokko zurück.

Jetzt war er fest entschlossen, seinen Präsenzdienst zu leisten. Als Zivildienstler im Verwaltungsbereich des Innenministeriums wurde er nun Zeuge politischer Korruption, an der höchste Repräsentanten seines Landes, jene, die ohnehin materielle und symbolische Privilegien genossen, beteiligt waren. Bestechungsgelder für kleine Beamte und der Missbrauch öffentlicher Gelder auf allen Stufen der politischen Hierarchie waren gang und gäbe. Nepotismus, männliche Bündniswirtschaft und die Manipulation der Wahlergebnisse zählten zur Praxis staatlicher Macht und Gewalt (»Wie eine Krankheit, wie ein Wurm, der den Baumstamm von innen frisst.«).

Nach einigen Monaten war seine Entscheidung, das Land endgültig zu verlassen, gefallen. Seine zwei Dienstjahre erduldet er noch. Seinen Idealen von Moral und Integrität blieb er treu.²⁵⁴ Obwohl er – aufgrund der Beziehungen seines Vaters – nun die Chance gehabt hätte, einen guten Posten im Ministerium zu bekommen, weigerte er sich. Nun musste er gehen. Hier länger zu bleiben, hätte zumindest seinen kulturellen Tod bedeutet (»Aber ich krepriere hier.«). Die Enttäuschung seines Vaters verfolgt ihn heute noch wie ein Fluch. Malek wurde zum Versager der Familie abgestempelt. 1984 reiste er endgültig ab. Er fuhr abermals nach Graz. Diesmal mit der Intention, sein Studium der Politikwissenschaft abzuschließen. Dieser Studienzweig existiert an der Grazer Universität nicht, so versuchte er es in Wien, wo schließlich sein bisheriges Studium nicht anerkannt wurde. Entmutigt fuhr er zurück nach Graz und wechselte zum Übersetzerstudium. Hier konnte er eine wesentliche Trumpfkarte zum Einsatz bringen, nämlich seine Sprachkenntnisse in Arabisch, Spanisch und Französisch. 1987 lernte er seine zukünftige Frau kennen. Damals lebte er von seinem Stipendium und arbeitete stundenweise als Deutschlehrer für Flüchtlinge bei der *Caritas*. Als seine Frau schwanger wurde, brauchte er einen Job. Malek bewarb sich bei der Stellenausschreibung einer Hilfsorganisation für Flüchtlinge und wurde angestellt. Hier ist er heute noch beschäftigt.

Das Läuten des Telefons unterbricht seine Erzählung. Als ich zurückkomme, steht Malek auf und zeigt mit dem Finger auf seine Uhr, es ist Zeit für ihn zu gehen. Dann zündet er sich noch eine Zigarette an und erwähnt kurz die schwierige Beziehung zu seinem Vater.

Das zweite Gespräch fand an seinem Arbeitsplatz statt, im Parterre eines Wohnhauses im Griesviertel, das die größte Konzentration an ausländischer Bevölkerung in Graz verzeichnet. Hier befindet sich die Vereinszweigstelle mit ihren Büros für rechtliche Beratung, für sozialmedizinische und psychotherapeutische Betreuung von Asylwerbern, Folteropfern und Flüchtlingen. Ich höre Stimmen hinter einer Tür. Die wöchentliche Teamsitzung ist noch im Gange. Ich setze mich in die ehemalige Küche, deren bunt zusammengesetzte Einrichtungsgegenstände an die Menschen erinnern, die hierher kommen. Malek kommt augenscheinlich gestresst aus der Sitzung. Er hat noch einige wichtige Anrufe zu tätigen, dann lässt er mich in sein geräumiges und helles, frisch ausgemaltes

Büro. Vor dem großen Fenster steht sein Bürotisch mit Computer, davor ein Tisch mit zwei Sesseln, wo wir Platz nehmen. Im Gegensatz zu unserem ersten Treffen scheint er nervös zu sein. Er hat noch einen wichtigen Termin. Ohne Zeit zu verlieren, teile ich ihm mit, was ich noch besser verstehen wollte, nämlich wieso er als »Versager« in seiner Familie gelte. Außerdem wollte ich noch einmal auf seine Arbeit zu sprechen kommen.

Heute erzählt er nicht, er erklärt und versucht, sich selbst zu erklären. Er übt eine Art Selbstkritik aus, ohne sich von seinen Gefühlen und Emotionen lösen zu können. Seine Abreise sei wohl eine Flucht nach dem Scheitern seines erprobten Widerstandes und die Voraussetzung für sein Überleben gewesen, eine legitime Reaktion auf den sozialen und moralischen Zwang der strukturellen Bedingungen seiner Lebenswelt, die er im ersten Gespräch mit seinem Innenblick und nun mit seinem Außenblick kritisch zu betrachten versucht. Nach vielen Jahren der Auseinandersetzung mit sich selbst verstehe er nun die Enttäuschung seiner Eltern, wenn er sie besucht. Schließlich strebe er weder das Leben, noch die üblichen materiellen Werte eines Gastarbeiters an und könne keine der Symbole des erfolgreichen »facancier«²⁵⁵ vorweisen. Maleks Haltung, für die er sich bereits als Schüler und Student stark machte, und die er nun im Verein als Berater vertritt, bildet den Kern seiner praxisgewordenen humanistischen Weltanschauung. Sie ist aber gleichzeitig der Kern seiner gegenwärtigen Probleme. Dass er seine Arbeit nicht mehr ausführen und seinen Idealen nicht mehr gerecht werden kann, hat zu einer persönlichen Krise geführt.

Malek spricht aus seiner Erfahrung, die von Menschenschicksalen und nicht von Mindestquoten ausgeht. Seine Überzeugung, dass Asylwerber nicht wie Verbrecher inhaftiert werden sollten, hört sich wie ein Appell an, ein Hilferuf, den die »Verdamnten dieser Erde«²⁵⁶ von heute an die westlichen Demokratien richten. Angesichts der aktuellen regressiven Asylgesetzentwicklung klingt seine Ansicht wie eine Utopie, an deren Umsetzbarkeit er selbst zweifelt. Er braucht Abstand und Distanz, um wieder zu sich zu finden. Es ist auch kein Zufall, wenn Malek sich derzeit mit der Glaubensfrage beschäftigt, ist es doch das Leiden, das Menschen bewegt, nach möglichen Antworten in Angeboten der Religionen zu suchen.²⁵⁷ In seiner zwischen den Kulturen geprägten Lebensgeschichte, die seine »hybride Identität«²⁵⁸ kennzeichnen, befindet sich Malek zwischen dem Islam, der das religiöse und säkulare Leben seiner Herkunftskultur bestimmt und dessen fundamentalistische Ausprägung seit dem 11. September 2001 im Westen ver-teufelt wird, und dem traditionellen Katholizismus Österreichs. Auch hier beeinflussen religiöse und politische Machtverhältnisse das Denken und Handeln der Menschen und führen zur Verkennung ihrer wechselseitigen Machtmechanismen.²⁵⁹ Selbst wenn Malek die religiöse Frage für sich gelöst zu haben scheint, und ihr mit Offenheit zu begegnen versucht, kann er der sozialen Wirksamkeit im Alltag und in seinen familiären Beziehungen kaum ausweichen. Er kritisiert die konsequente religiöse Haltung seines Vaters heftig und er lehnt die Koranschriften, die Gehorsam und blinden Respekt einfordern, strikt ab. Gleichzeitig

unterwirft er sich selbst der katholischen Dominanz. Als Vater eines Schulkindes wird er zu einer Entscheidung gezwungen.²⁶⁰ Er weiß von den Konflikten in den Mischehen in seinem Bekanntenkreis in Graz zu berichten und vermeidet, um der Ruhe willen, jegliche Auseinandersetzung. Er weiß auch, dass er die Spuren seiner Kultur und seiner Sozialisation weder aus seinem Körper noch aus seinem Denken löschen kann.²⁶¹ Von Religionen ist er genauso wie von Politikern, die von Freiheiten und Menschenrechten sprechen, enttäuscht und desillusioniert. Der Anerkennung seines Vaters und seiner Familie beraubt, versucht er, das Glück eines Mannes zu finden, der sich – wie sein Vater – der Erziehung seiner Kinder verpflichtet fühlt. Er ist nicht an der Anschaffung materieller Güter interessiert. Er glaubt nicht an die Auffassung des »maktub«²⁶², die Menschen handlungsunfähig macht, sondern will den Lauf seines Lebens selbst bestimmen.

Ein Flüchtlingsbetreuer

(Interviewerin: Cécile Huber)

Die Arbeit

– *[Ich beziehe mich auf die gerade stattgefundene Vereinssitzung, in der über den Rückgang der Betreuungsarbeit gesprochen wurde:] Wo siehst du die Schwierigkeiten?*

Malek – Ich glaube, das hat mit dem Rückgang der Klientenzahl im Verhältnis zu den Arbeitsstunden zu tun und auch die Form, wie wir arbeiten. Es hat der Geschäftsführung oder dem Vorstand nicht gefallen und wir mussten uns die Sache anschauen und das ist gut, dass es passiert ist, weil viele Sachen klarer geworden sind.

– *Was ist dir da klar geworden?*

Malek – Vieles. Wie wir arbeiten. Es ist diese Betriebsblindheit. Wenn man tagtäglich mit Klienten arbeitet, hat man keine Zeit, um nachzudenken, wie man arbeitet, was man erreicht. Das war ein Anstoß, dass im Referat jeder Einzelne ein bisschen nachgedacht hat und sich die Frage stellte: Was mache ich richtig? Zuerst haben wir die Frage gestellt: Warum ist die Zahl der Klienten zurückgegangen? Dafür gibt es viele Faktoren, von innen und von außen, es gab auch viele Veränderungen, es betrifft die Asylwerber, die kommen, und wo sie danach untergebracht werden. Das heißt nicht, dass wir schlecht gearbeitet haben.

– *Hängt es damit zusammen, dass die Caritas die Schubhaftbetreuung bekommen hat?*

Malek – Ja, ja, das ist die Konkurrenz, sicher. Ich weiß nicht, ob jetzt das ein Thema ist. [Er scheint irritiert zu sein und blockt ab].

– *Und wie siehst du das?*

Malek – Hm, hm. Na, seit dieser Krise hat sich vieles getan, wir kriegen Geld nicht nur für das Referat, sondern für den ganzen Verein, es geht um Qualitätssicherung, um Qualitätsstandard und so, und wir sind alle, der ganze Verein, damit beschäftigt.

– *Und da gibt es Probleme, weil die Mitarbeiter sich umstellen müssen. Das gibt Druck. Woher kommt der Druck?*

Malek – Der Druck, der Druck kam von der Geschäftsführung, von oben, ich weiß es nicht, einfach vom Arbeitgeber und von der Geschäftsführung, weil die Geschäftsführung Berichte an die Geldgeber liefern muss, und sagt, wir haben X-Millionen bekommen und dafür haben wir so viel und so viel Leute betreut.

– *Du machst noch die Betreuung von Schubhäftlingen.*

Malek – Ja, ich mache auch die Schubhaftbetreuung, ich mache die ersten Kontakte, seit ich beim Verein bin, der Einzige, der von Beginn an das macht.

– *Da machst du deine Erfahrungen mit Menschen...*

Malek – Das sind keine guten Erfahrungen. Du hast mit Polizisten zu tun und es ist klar, dass du erfährst, was die Leute erzählen, Freiheiten werden eingeschränkt, Schubhäftlinge werden misshandelt, rassistisch behandelt und angesprochen und so, und das seit achteineinhalb Jahren. Das heißt, es werden neun, aber ich höre damit auf. Ich habe meinen Wunsch bei der Geschäftsführung schon deponiert. Ich habe gesagt, wenn ich vom Karenzurlaub zurückkomme, möchte ich nicht mehr, und es wurde akzeptiert.

– *Und warum möchtest du nicht mehr?*

Malek – Ich bin müde davon, ich habe genug davon, es ist eine frustrierende Arbeit. Es ist nur Frust. Ich kann die Leute nicht rausholen, ich habe kein Erfolgserlebnis, das einzige Erfolgserlebnis ist, dass wir es schaffen, den Leuten den Aufenthalt dort ein bisschen leichter zu machen, dass sie Kontakt nach außen haben, dass sie eine psychosoziale Betreuung haben, dass sie ein paar Sachgüter bekommen, dass ein paar Wünsche von ihnen befriedigt werden, wie lesen, rauchen, telefonieren und so. Das ist schon ein großes Ergebnis, für die Leute. Aber man hat höhere Ansprüche, ich will nicht, dass Asylwerber in die Schubhaft kommen, ja! Aber die Gesetzeslage ist leider so. Das ist die Ohnmacht, die Ohnmacht, ja, und mit der Situation ständig konfrontiert zu sein. Einer sitzt im Gefängnis und er weiß nicht, warum, und erwartet von mir, rausgeholt zu werden und ich kann ihn nicht raus holen.

– *Das teilst du den Menschen in dieser Situation mit?*

Malek – Das sagen wir ihnen ganz am Anfang, ja. Trotzdem, [sehr laut] wenn wir uns in seine Lage versetzen, ist es klar, er will raus! Wieso wird er verfolgt? Er war im Gefängnis und er kommt wieder ins Gefängnis. Er hört von den Europäischen Staaten, sie seien Rechtsstaaten und von Menschenrechten und Freiheiten, Grundfreiheiten und Meinungsfreiheiten und was weiß ich, und auf einmal stimmt das für ihn nicht. Ja, und er fragt, was ist denn das? Warum bin ich da? Und sie werden auch nicht informiert oder schlecht informiert.

... denn für sie sind die alle Kriminelle, einfach Zuwanderer, die wegen Arbeit hierher kommen

– *Hast du den Eindruck, dass sich die Situation in diesem Bereich in den letzten Jahren geändert hat?*

Malek – Verschlechtert nicht. Eigentlich hat es sich verbessert, weil Geld vom Innenministerium da ist, weil viel früher gab es keine Schubhaftbetreuung in diesem Sinne. Jetzt wird diese Betreuung vom Innenministerium finanziert, das heißt, es ist schon ein Schritt gemacht worden, ja, es wird sicher immer besser. Es haben sich sogar die Verhältnisse im Gefängnis gebessert, ja. Es gibt jetzt den Menschenrechtsbeirat, der Besuch erstatten darf, einfach so, ohne Voranmeldung und es gibt die Schubhaftorganisationen, die auch Missstände aufdecken und mit der Leitung des Polizeigefangenenhauses sprechen, wenn es irgendeinen Konflikt gibt. Zweitens ist es die Kontrolle dieser Institution und der Behörden, wenn ich hingehge und ein Schubhäftling mir sagt: »Sie haben mich nicht telefonieren lassen«, dann gehe ich direkt zum Leiter und er regelt das. Und da sehe ich, dass wirklich was getan worden ist, dass ich etwas veranlasst habe, wenn ich ihnen sage: »Ihr habt das Recht nicht.« Wir sind da eine Kontrolle. Früher gab es das nicht. Die Polizeibeamten haben sie erst am Abend telefonieren lassen, damit sie uns nicht erreichen, weder die Caritas noch uns, he! [...] Morgen haben wir zum Beispiel mit dem Gendarmeriekommando eine Schulung. Wir schulen sie, wir klären sie auf, denn sie haben keine Ahnung, mit wem sie es zu tun haben, denn für sie sind die alle Kriminelle, einfach Zuwanderer, die wegen Arbeit hierher kommen. Und durch unsere Schulungen lernen sie schon viel, es gibt viele positive Rückmeldungen nach dieser Schulung.

– *Und trotz alledem hast du das Gefühl, du hast versagt?*

Malek – Ja, sicher. Ich glaube, dass alle, die in diesem Bereich arbeiten, das so genannte Burnout-Syndrom haben, irgendwann einmal, oder diese Betriebsblindheit. Du bist ständig mit Problemen konfrontiert, du hast keine Zeit, um nachzudenken, wie kann ich das besser machen? Wie kann ich ein Projekt auf die Beine stellen? Ständig kommt ein Problem rein, dann kommt das nächste rein.

[Das Telefon läutet, es folgt eine längere Unterbrechung unseres Gesprächs. Nach der Pause wechselt er das Thema und beginnt von seiner Heimat zu erzählen.]

Sie erwarten von mir, dass ich wie die anderen ausschaue

– *Wie ist es für dich, wenn du auf Urlaub nach Marokko zurückfährst? Welche Eindrücke und Gefühle hast du dabei? Wie reagieren die Leute?*

Malek – Ehm, ehm. Aus meiner Region sind es viele Leute, besonders Männer, die ins Ausland gefahren sind. Im Durchschnitt sind es zwei, drei pro Familie im Ausland, in verschiedenen europäischen Staaten, einfach auf der Suche nach Wohlstand, aber nicht nur nach Wohlstand, anfangs waren sie eigentlich auf der Suche nach dem Notwendigsten. Ja! Dann haben die Leute aus unserer Gegend einen Wohlstand erreicht, der besser ist als in anderen Regionen Marokkos. Als die Leute ausgewandert sind, haben sie angefangen, sich dem europäischen Wohlstandsmuster anzupassen, mit Autos und Hausbauen, und zu zeigen, was sie erreicht haben. Das ist ein Maßstab für einen Auswanderer, einen Gastarbeiter, für einen *facancier* [Urlauber²⁶³], wie wir sagen. Bei uns sagen sie *les facances*

[die Ferien], besonders für die, die in Frankreich leben.

– *Les vacanciers...*

Malek – Ja, les facances. Das gilt für alle, das heißt 99 Prozent der Leute, die auf Urlaub kommen und ihre Familie besuchen, kommen mit Auto, schöner Kleidung und weißem Hemd und weiß im Gesicht, das ist ein Zeichen der guten Gesundheit, vielleicht dicker geworden, das ist ein Zeichen des Wohlstandes, das heißt, er bekommt viel zu essen, lebt vielleicht im Überfluss. Also, das ist für die Marokkaner das ideale... [sucht nach einem Wort]

– ... *Bild?*

Malek – Bild.

– *Für die, die zu Hause geblieben sind?*

Malek – Die im Ausland wissen, was die Leute, das heißt, ihre Verwandten, Familien und Nachbarn von ihnen erwarten, wenn sie auf Urlaub zurückkommen.

– *Und bei dir?*

Malek – Es gilt auch für mich. Sicher. Wie gesagt, es sind diese Erwartungen von allen, und obwohl die Familie mir das nicht deutlich sagt, weiß ich, dass sie genau die gleichen Erwartungen haben. Das heißt, wie ich aussehe, wie ich angezogen bin, wie ich hinkomme. Sie erwarten von mir, dass ich wie die anderen aussehe, vielleicht nicht dicker, weil sie wissen, dass ich immer so bin [hebt seinen kleinen Finger, um seine Schlankheit zu zeigen], aber dass ich keine Jeans mehr anziehe oder nicht immer mit den gleichen Klamotten, die ich schon mit 16 in Marokko getragen habe. Meine Mutter sagt zum Beispiel: »Immer mit diesen engen Jeans.« Sie sagt es indirekt, indem sie fragt: »Machen die Österreicher keine breiten Hosen?«, oder ähnlich. Ich trage keinen Anzug und keine Krawatte und habe kein Auto und kein Haus gebaut, nichts! Das heißt, an erster Stelle bin ich für meine Familie ein Versager. Ich bin ein Versager nicht nur, weil ich im Ausland bin, sondern was das Studium betrifft! Versager. Ja! Ich habe studiert und ich hätte eigentlich dort [in Marokko] bleiben sollen und einen höheren Posten haben, um zu zeigen: Der hat es geschafft! Oder weil die Familie in mich investiert hat, mich zur Schule geschickt hat. Besonders für meinen Vater war es ein Versprechen zu sich selbst und selbst die Nachbarn wissen es auch, er sagte: »Meine Kinder, Söhne und Töchter, schicke ich zur Schule.«

– *Und sie wissen, dass du jetzt arbeitest und dein Studium abgeschlossen hast?*

Malek – Aber das ist für sie kein Erfolg. Meinem Vater habe ich einmal gesagt: »Jetzt frag mich, wie es mir geht, wie ich lebe? Frag mich doch!« Er sagte: »Gut, ich frage dich.« Und ich sagte: »Mir geht es gut, ich habe einen guten Job.« Und er sagte: »Auch wenn du dort Minister wirst, für mich ist das unwichtig, ich will dich hier sehen mit einem tollen Posten.« [Spricht langsam und deutlich, so als würde er seinen Vater imitieren].

– *Dein Vater wollte, dass du in Marokko bleibst.*

Malek – Ja, sie waren immer dagegen, deswegen sage ich, ich bin für sie ein, ein... ich habe sie sehr, sehr... [sucht nach einem Wort] enttäuscht, ja. Ich habe sie enttäuscht, weil ich ihre Erwartungen nicht erfüllt habe.

– *Und sie tragen dir das nach?*

Malek – Nein, das tun sie nicht, aber ich weiß es, ich kenne meine Eltern durch jahrzehntelange Diskussionen sehr gut, wie sie sich dagegen gewehrt haben, nicht nur meine Eltern, sondern bei uns ist es die Familie.

– *Die Familie, die Brüder, die Onkel.*

Malek – Ja, ja, die Onkel, ja, alle waren dagegen und fragten, warum eigentlich? Besonders zu meiner Zeit, als ich weggegangen bin, gab es noch Chancen, es gab noch Jobs. Wenn ich in der jetzigen Zeit Marokko verlassen würde, jetzt als Akademiker, wäre das eher verständlich, weil es Tausende von arbeitslosen Akademikern gibt. Damals nicht, damals hatte ich noch genug Chancen, aber die wollte ich nicht ausnützen, die wollte ich nicht. Deswegen. Aber sie sagen mir das nicht direkt ins Gesicht.

– *Und was war der Grund für dich?*

Malek – Ich wollte nicht, aufgrund meiner Lebensphilosophie, meiner Einstellung zur Welt, meines Durstes nach Freiheit, nach Wissen, nach Entfaltung, aus Neugier [spricht im Crescendo, als würde er eine Deklaration machen]. [...] Die Gründe, warum ich [endgültig] weggegangen bin, gehen so weit zurück, bis 1979, ja. Aber das Ganze hat sich für mich bestätigt. Es war für mich wie bei einer Prüfung. Ich habe versucht, zurückzugehen, dort zu arbeiten und so weiter, aber ich konnte nicht.

Sie haben in mich investiert

– *Dein Vater lehnt deine Entscheidung total ab?*

Malek – Ja, sicher.

– *Und wie gehst du damit um?*

Malek – Überhaupt nicht [stottert ein bisschen], es ist für mich kein Problem mehr. Ich habe so eine Phase gehabt, wo ich mich damit auseinandergesetzt habe. Man wird einfach älter, erwachsener, macht Erfahrungen, man ist von sich selbst überzeugt und weiß, wie man Entscheidungen trifft und so weiter. Ich habe eine Phase gehabt, in den ersten Jahren in Europa, wo ich nicht zufrieden war. Ich habe immer abgewogen, in wessen Interesse ich das mache. Höre ich auf meine Eltern oder auf mich selbst, ja? Weil es war nämlich auch die Frage, Europa ja, aber will ich Gastarbeiter werden? Das wollte ich nicht. Ich wollte schon arbeiten, aber mit dem, was ich in meinem Leben gelernt habe, das heißt, ich habe studiert und der Job muss dazu passen, Intellektueller, ja, in Klammern. Ich war nicht bereit, irgendeinen Job zu machen und da sage ich mir, ich war in Konflikt mit mir selbst. Hätte ich mich für Marokko entschieden, dann hätte ich dort einen Job gehabt.

– *Und ein besseres Leben?*

Malek – Ja, aber es geht nicht um ein besseres Leben, sondern um Ansehen und andererseits ist da wieder die Familie. Und sie haben Recht. Sie haben in mich investiert, es ist so wie ein Geschäft. Sie wollen le revenu [die Rendite], was daraus geworden ist. Sie haben nicht nur Geld investiert, sondern Emotionen und

Gefühle, Unterstützung und so weiter und sie wollen was sehen. Aber was ist daraus geworden? Nichts! Null! Nichts ist daraus geworden! Das war für mich eine Auseinandersetzung, die Jahrzehnte gedauert hat, bis ich mir gesagt habe, nein, ich muss auf mich hören. Was will ich überhaupt vom Leben? Dann habe ich mich beruhigt. Das ist jetzt meine Entscheidung und um diese Entscheidung zu treffen, habe ich sicher vieles durchgemacht. Ich habe drei Konflikte [streckt die Hand über den Tisch und zählt mit seinen Fingern auf]: Mit mir selbst, mit meiner Familie und mit der Gesellschaft. Ja, mit der Politik, der ganzen Situation, mit den Menschenrechten und so weiter, es sind die Freiheiten und Grundfreiheiten, mit dem Analphabetismus und so weiter.

Eine byzantinische Diskussion

– *Du hast beim letzten Gespräch gesagt, dass es dir schwer fällt, mit deinem Vater über Religion zu sprechen, kannst du dich dran erinnern?*

Malek – Ich will mit ihm gar nicht drüber reden, ich versuche dieses Thema zu vermeiden, weil er ist in seiner Meinung festgefahren und es ist für mich klar, dass ich ihn nicht ändern kann. Ich kann ihm meine nicht... [sucht nach einem Wort]

– ... *aufzwingen?*

Malek – Ja, nicht einmal äußern, wie ich denke, weil er mich nicht verstehen kann. Es ist üblich für die Moslems, du wurdest in einer islamischen Familie oder Gesellschaft geboren, aufgezogen, du bist selbstverständlich Moslem. Also, mit einem Moslem über die Verschiedenheiten der Religionen zu philosophieren, ist eine byzantinische Diskussion. Ja, das ist ein Sprichwort oder eine Redewendung, das heißt, es bringt nichts. Also ich versuche so gut wie möglich, dieses Thema zu vermeiden, weil ich weiß, ich würde ihm nur weh tun. Andererseits sage ich mir, wenn ich von ihm Ruhe haben will, von dieser Diskussion oder von seiner Forderung an mich, dann muss ich die Karten auf den Tisch legen, und ich müsste sagen, ich bin kein Moslem, ich bin gar nichts, aber ich weiß, dass es ihm sehr weh tun würde, ja. Wir können nicht drüber reden, wir können nicht drüber diskutieren. Manchmal kommt bei mir der Wunsch auf, er bekommt das mit und es ist ein, ein... ich weiß nicht. [Pause]

– *Ein Problem?*

Malek – Oh, ein großes, [atmet tief] ja, ein großes, das führt nicht zu Trennung oder zu irgendwas, aber trotzdem! Es ist kein Thema für mich, eigentlich ist Religion kein Thema. Wenn die Leute über Religion reden wollen, dann sollen sie die Religionen akzeptieren, aus! Nicht versuchen, die anderen davon überzeugen, dass ihre Religion besser ist und die andere schlecht ist, weil wenn sie damit anfangen, dann ist es eine byzantinische Diskussion. Wenn sie wirklich über Religionen reden wollen, dann sollen sie sagen, ich akzeptiere wie du bist, du willst zu Gott wie ich, auf eine andere Art und Weise, auf einem anderen Weg, und für meinen Vater ist der Himmel nach dem Gott gefallen.

– *Du hast auch erwähnt, dass zwischen dir und deiner Frau diese Frage beiseite gelassen wird.*

Malek – Ja, sicher! Bewusst von beiden Seiten, sicher, weil wir beide der Überzeugung sind, dass das eine persönliche Sache ist, also wozu? Sie akzeptiert, wie ich bin und ich akzeptiere, wie sie ist und wir haben unsere Ruhe. Bei den Kindern, ja. Jetzt für meine Tochter ist die Religionsstunde die beste Stunde.

– *Diejenige, die achteinhalb ist.*

Malek – Ja, sie geht in die Jungschar und was weiß ich und so weiter.

– *Von der Schule aus?*

Malek – Sicher hat es in der Schule angefangen, mit der Taufe und der Erstkommunion, und ihre Lieblingsstunde ist die Religionsstunde, ja. Meine Frau ist vom christlichen Glauben überzeugt und macht mit. Das heißt, sie trägt dazu bei, dass sie mehr katholisch denkt, aber mich stört es nicht, weil ich weiß, irgendwann einmal wird meine Tochter erwachsen. Ich hoffe, dass sie sich damit beschäftigen wird, oder egal, katholisch werden will, das ist mir egal. Ich wünsche mir nur, dass ich einfach lang lebe und sie auch, damit wir einen gemeinsamen Weg gehen, was das Weltliche hier betrifft. Was das Jenseits betrifft, dann jeder für sich. Wir sagen bei uns, wenn die Schafe geschlachtet werden, wird jedes an seinen Fersen aufgehängt und das ist überall so, auch in den Schlachthöfen.

– *Ja.*

Malek – So einfach, die glauben, dass das richtig ist und das muss für alle gelten und mein Vater glaubt, dass es seine Aufgabe ist, mich muslimisch zu erziehen und mich darauf aufmerksam zu machen, dass ich fasten muss, beten muss und so weiter, besonders fasten und beten, ja! Ich bin damit aufgewachsen, es war für mich selbstverständlich, Moslem, aus!

– *Wie schaut es in deinem Bekanntenkreis aus?*

Malek – Es gibt Konflikte, sicher, es gibt viele Konflikte, die meisten Ehen zwischen den zwei Religionen gehen auseinander. Er will seinen Sohn unbedingt Mohamed nennen und die Österreicherin will nicht, oder er hat die Macht, weil sie ihn gern hat oder lieb hat, oder was weiß ich, oder sie glaubt auch. Es gibt viele, die Musliminnen geworden sind, bekehrt worden sind! Okay, das ist ihre Entscheidung, das ist ihre Überzeugung, er hat sie überzeugt oder sie hat sich selbst überzeugt und ist Muslimin geworden und dann tut sie, was er sagt. Oder er zwingt sie! Es sind viele Faktoren, die da eine Rolle spielen. Die Beschneidung, besonders mit der Beschneidung! Meine Frau hat mir einmal gesagt, das war bevor sie schwanger geworden ist: »Ich sag es dir gleich, wenn wir ein Kind bekommen, besonders einen Bub, ich will es nicht haben, dass mein Bub beschnitten wird. Also, wir müssen uns schon damit auseinandersetzen.« Das hat mich zum Nachdenken [lauter] gebracht, obwohl ich mich gefragt habe, warum eigentlich? Dann kam ich zu einem super Ergebnis: Diese Macht, die uns schuf, hat eigentlich Fehler gemacht! Warum? Es gibt Krankheiten, klar [laut]! Aber nicht nur im Genitalienbereich, sondern überall! Also! Was, diese Macht... egal wie sie es benennen... Gott oder egal wie... macht das mit uns. Dann habe ich

meine Ruhe gehabt. Ich habe ihr [meiner Frau] auch das letzte Mal gesagt, ich kann nicht eine totale Gehirnwäsche schaffen. Ich bin damit aufgewachsen, mit der Beschneidung, als ich noch in Marokko war, bevor ich meine Augen aufgemacht habe, um richtig zu verstehen.

[...]

Paradies und Hölle sind auf dieser Erde...

– *Ich komme zurück auf die Arbeit. Was erwartest du dir eigentlich, welche Vorstellungen hast du?*

Malek – Ehrlich gesagt, ich mache mir überhaupt keine! Ich versuche meinen Tag zu leben, besser zu leben, weil, wenn ich mich mit der Zukunft sehr viel beschäftige, dann vergesse ich auf meine Gegenwart und ich glaube, meine Gegenwart ist mir wichtiger als was morgen bringt, weil wer versichert mir, dass ich morgen noch da bin. Also konzentriere ich mich auf meine Gegenwart, klar, klar! Wenn ich wirklich nur für die Zukunft atme, dann würde ich einen anderen Job machen, damit ich Geld verdiene, damit ich ein Haus baue, oder was weiß ich. Wir sagen noch in unserer Sprache, die Zukunft ist überall und jetzt. Weil sie arbeiten noch [nur] für ihre Zukunft oder für ihre Kinder, und für mich, ich bin Egoist, was das betrifft, Egoist! Nicht in dem Sinne, dass Egoist nur für mich und nichts für die Anderen heißt, sondern Egoist, was mein Leben betrifft, das jetzige! Jetzt versuche ich meinen Tag zu genießen. Einmal hat mir meine Frau gesagt, du hast spät zu arbeiten angefangen und mit der Pension und so. Ich habe ihr gesagt: Für die Pension habe ich noch 20 Jahre! Vielleicht morgen [sehr laut], hörst du, ist Malek tot! Also, soll ich mir Sorgen machen über die Zukunft?

[...]

Na, na. Deshalb versuche ich... ich schaffe es nicht richtig, manchmal wache ich auf und ich bin in einem Fall [in einem Klientenfall], man kann's nicht, kann's nicht...

– ... *trennen?*

Malek – Du kannst nicht trennen. Man arbeitet mit Menschen, also, die Menschen sind immer da, es ist ein Teil von deinem Leben. Der Herr Gudu, oder egal wer, ist in der Schubhaft oder im Asyl, den vertrete ich und der ist immer da! Er ist ein Teil von meinem Leben. Ich kann es aber nicht schaffen, ganz abzuschalten. [...] Am Anfang war es für mich schwierig, wo ich nach einem oder zwei Jahren gedacht habe, ich höre auf! Jetzt habe ich schon gelernt abzuschalten. Ich versuche in meiner Gegenwart mehr zu leben, weil die ist sicher, ich habe den Tag, jetzt, heute! Morgen im Schlaf, ein Herzinfarkt, wer weiß? Ich habe auch keine Angst davor. Ich will einfach mit meinen Kindern und meiner Frau noch mehr tun und Jahrzehnte noch leben. Das ist ein Wunsch, das ist wichtig.

März/April 2001

Abgedrängt

Bernhard Wolf, Johann Verhovsek

Edith, 49 Jahre, ist seit knapp einem Jahr im Büro eines freien Rundfunk-senders beschäftigt. Die offene Arbeitsatmosphäre, die vom sprichwörtlichen künstlerischen Chaos geprägt ist, kommt ihr aufgrund ihrer Vorkenntnisse im Kulturgeschäft sichtlich entgegen. Unser Gespräch fand im Büro statt. Edith kümmert sich vom Sponsoring, über die Sendungsgestaltungen bis hin zum Schriftverkehr um mehr oder weniger alles. Sie wirkt mit ihrer engagierten Art wie der Motor in diesem Betrieb und sieht sich selbst aufgrund ihrer Berufserfahrung als ordnende Kraft. Sie ist beliebt. Mit ihrer herzlichen Art steht sie im Zentrum des Geschehens – eine Integrationsfigur, die Aktivität und Ruhe gleichzeitig ausstrahlt. Edith trägt lockere Freizeitmode, die kurzgeschnittenen Haare und ihr gesamtes Auftreten strahlen körperliche Agilität aus. Sie erzählt offen und ausführlich über ihr Leben. Während der Unterhaltung raucht und gestikuliert sie. Wenn sie negative Lebenserfahrungen schildert, senkt sie den Tonfall ihrer Stimme, wird stellenweise sehr leise, fast gedankenverloren. Solche Momente des Gespräches werden oft unmittelbar durch ihre Heiterkeit wieder aufgelöst.

Edith ist eine »Transitarbeitskraft«, womit sie einer wachsenden Gruppe von Arbeitnehmerinnen angehört, deren Wiedereintritt in den so genannten regulären Arbeitsmarkt durch staatliche Förderungen unterstützt wird. Um gefördert zu werden, musste sie längere Zeit arbeitslos und »schwer vermittelbar« gewesen sein. Tatsächlich verschleiert der Begriff Transitarbeitskraft die eigentliche Chancenlosigkeit am Arbeitsmarkt. Mit dem Zeitpunkt der Einstellung beginnt eine zwölfmonatige Frist zu laufen, in der Edith sich soweit an ihrem Arbeitsplatz einarbeiten sollte, dass sie, sofern der Betrieb in der Lage ist, voll übernommen werden könnte. Oder es gelingt ihr, einen anderen Arbeitgeber zu finden. Kann keine dieser Möglichkeiten realisiert werden, was bei Arbeitnehmerinnen in Ediths Alter häufig der Fall ist, kehrt sie in die Arbeitslosigkeit zurück. Dann beginnt das Spiel von Neuem. Da Langzeitarbeitslosen gemeinhin die Befähigung abgesprochen wird, den Anforderungen und Disziplinierungen der Arbeitswelt entsprechen zu können, bilden diese Transitarbeitsplätze im Sinne ihrer Erfinder einen Ort der Bewährung. Sie sind gleichzeitig so etwas wie eine letzte Chance, in der Arbeitsgesellschaft Fuß zu fassen und dem Abstieg in die gesellschaftlich definierte Bedeutungslosigkeit einer Armutsexistenz zu entkommen.

Für Edith, die dem konservativen, bildungsbürgerlichen Milieu von Graz entstammt, war ein anderer Lebenslauf vorgesehen. Lange Zeit bestimmte ihr sehr patriarchalisch und autoritär agierender Vater, ein Mittelschulprofessor des »alten Schlages«, die Geschicke seines einzigen, spät geborenen Kindes. Sein geradezu zwanghaftes Streben, das Leben seiner Tochter vollständig nach seinen Vorstel-

lungen zu formen, ließ ihr lange Zeit keine Freiheiten. Ordnung und Disziplin waren ihm heilig, der regelmäßige sonntägliche Kirchenbesuch bildete für die ganze Familie eine Pflichtübung. Das Singen im Kirchenchor war erlaubt, auch der Klavierunterricht, nicht aber die angestrebte Gesangsausbildung. Er verbot ihr den Besuch einer Tanzschule, um ihre Eitelkeit nicht zu fördern. Auch ihre Schulkarriere wurde von seinen Plänen dominiert. So musste sie auf Anordnung des Vaters, der dort Französisch und Turnen unterrichtete, den naturwissenschaftlichen Zweig eines Realgymnasiums besuchen. Als »braves Kind«, wie sie sich heute selbstironisch nennt, nahm sie alle väterlichen Vorgaben an und entwickelte sich zur Vorzugsschülerin. Als sie das Fach Chemie zu faszinieren begann, kam es zu heftigen Konflikten mit dem Vater, der sich entschieden gegen ihre Pläne stellte. Edith sollte Französisch und Sport studieren. Sie inskribierte die vorgeschriebenen Fächer, sattelte aber gleich auf Chemie um, »auch, um etwas zu studieren, von dem mein Vater keine Ahnung hatte.«²⁶⁴ In der stillen Revolte, geprägt von der Angst vor der väterlichen Macht, verheimlichte sie ihre Entscheidung so lange wie möglich. Ediths Mutter tat nichts, um ihre Tochter vor der despotischen Art des Vaters zu schützen. Auch ihr Leben musste präzise den Werten und Normen gehorchen, die das konservative Milieu vorgab. Nach der Eheschließung unterwarf sie sich dem Verdikt ihres Mannes, das sie dazu verurteilte, nur noch Hausfrau und abhängige, permanent kontrollierte Ehefrau zu sein. Edith kann ihr diese unterwürfige Haltung bis heute nicht verzeihen, zumal sie dadurch ihre gesamte Jugend hindurch einer autoritären elterlichen Front gegenüberstand. Das Wort des Vaters war für alle Gesetz.

Ihr weiterer Lebenslauf ist geprägt von schrittweisen Versuchen der Loslösung aus dieser Abhängigkeit. Sie kam mit der Grazer Theaterwelt in Kontakt, die Mitte der 70er Jahre erste deutliche Anzeichen des Aufbrechens aus den klassischen provinziellen Formen zeigte. Sie lernte dort die Denkweisen einer skeptischen Generation kennen, die in der Tradition der 68er-Bewegung sehr kritisch agierte.²⁶⁵ Dort traf sie auch ihren späteren Mann, einen Technikstudenten und engagierten Pantomimen. Ebenfalls aus gutbürgerlichem Haus, symbolisierte er die Welt der Freiheit. Edith begann sich selbst im Bewegungs- und Tanztheater zu engagieren, versuchte sich als Pantomimin, begeisterte sich fürs Straßentheater, für Clown-Festivals und erlebte den mitreißenden Aufstieg des *steirischen Herbstes* zum international anerkannten Avantgardekunsthauptfestival. Die Grazer Kunstszene öffnete sich nach Jahrzehnten der kulturellen Restauration in Richtung Moderne, überflügelte in der Bedeutung und Bekanntheit ihrer künstlerischen Protagonisten für einige Zeit sogar die Metropole Wien.²⁶⁶

Edith war 25 Jahre, als sie heiratete. Es war eine standesgemäße Verbindung, gegen die auch ihr Vater nichts einwenden konnte. Das junge Paar zog in eine stattliche Villa in bester Lage im Osten der Stadt, die der Großmutter ihres Mannes gehörte. Obwohl Edith und ihr Mann bereits damals den Plan verfolgten, sich im Kulturbereich selbstständig zu machen, studierten sie weiter, ohne die Absicht, beruflich in ihren Fächern zu reüssieren. Ediths Mann schaffte den

Studienabschluss und erhielt ein zweijähriges Stipendium an einer Pantomimenschule in England. Inzwischen brachte Edith ihr Studium zu Ende. In einer Zeit, in der akademische Titel in Österreich noch als eine Art Adelsprädikat und Sicherheitspolizze für ein erfolgreiches Leben galten, schien diese Überlegung sinnvoll. Da ihnen Graz für ihre Pläne einer künstlerischen Karriere im Tanz- und Pantomimenbereich »zu klein« erschien, gingen beide nach seiner Rückkehr nach Wien. Tatsächlich gelang es ihnen, Anfang der 80er Jahre dort ein gutgehendes Ballett- und Tanzstudio aufzubauen und sich in der künstlerischen Szene mit New-Dance-Kursen und Pantomime-Festivals zu etablieren. Das Gefühl, etwas Besonderes, Neuartiges, vom gewöhnlichen Geschmack Abgehobenes zu initiieren, motivierte sie zu höchstem Arbeitseinsatz. Ediths Mann erlebte ein künstlerisches Hoch und machte sich einen Namen. Sein Einkommen reichte, um »das Notwendigste« anzuschaffen, ein Haus mit Garten zu mieten und die Kinder zu versorgen. Edith, inzwischen zum zweiten Mal Mutter einer Tochter geworden, geriet immer tiefer in den Schatten ihres Mannes. Sie stellte ihre eigenen künstlerischen Ambitionen zurück, managte ihren Mann, organisierte das Tanzstudio, die Produktionen und Festivals. Sie investierte ihre ganze Kraft in das gemeinsame künstlerische Projekt, das sich mehr und mehr in das ihres Mannes verwandelte. Immer deutlicher spürte sie, dass sie »in eine Mutter- und Ernährerrolle gedrängt« wurde und »als Person überhaupt keine Chance« hatte. Sie fühlte sich ausgenutzt, als instrumentalisierte Betreuerin der Karriere ihres Mannes, als eine Version des Schicksals ihrer Mutter. Die negativen Erfahrungen, die sie im liberal-künstlerischen Milieu zu vergessen hoffte, holten sie ein. Die Desillusionierung hatte Folgen. Edith erkrankte, brach psychisch zusammen und musste sich einer Reihe von Therapien unterziehen. Als sie Unterstützung gebraucht hätte, verließ sie ihr Mann. Die Scheidung nach 14 Jahren Ehe erfolgte ohne »Rosenkrieg« und wurde »fair« geregelt. Die Kinder, inzwischen sieben und neun Jahre alt, blieben bei ihr. Edith spricht sehr nüchtern über die Trennung. Sie war weder ein Akt der Befreiung in ein nun wirklich eigenständiges Leben, noch ein schmerzvoller Verlust. Zu sehr hatte sie sich in den letzten Jahren mehr als Mitarbeiterin denn als Ehefrau gefühlt. Die wenigen Worte, die sie über die Lösung des Ehekontraktes verliert, erinnern eher an eine einvernehmliche Beendigung eines Arbeitsverhältnisses. Ihre Ernüchterung verdankt sich wohl der völligen Entwertung ihrer bisherigen Arbeit. Sich selbst im künstlerischen Feld selbstständig zu etablieren, gelang ihr nicht.

Anfang der 90er Jahre fand sie sich in einem sich verengenden Arbeitsmarkt wieder. Plötzlich wurden Kriterien für sie relevant, die in ihrem bisherigen Erwerbsleben bestenfalls eine untergeordnete Rolle gespielt hatten und deren Relevanz sie völlig überraschte. Bei ihren Bewerbungen wurde ihr deutlich gemacht, dass sie mit 40 Jahren zu alt und für einen Sekretärinnenposten nicht attraktiv genug war. Ihre Erfahrungen und ihr Wissen blieben unberücksichtigt, weil sie keine verwertbaren Diplome und Zertifikate vorweisen konnte. Der Arbeitsmarkt konnte sich im Überangebot an arbeitsplatzsuchenden Frauen in

Ediths Alter jede Form der Diskriminierung leisten. So wurde ihr das Doktorat in Chemie und ihr ungebrochenes Auftreten zum Handicap. Man traute ihr Unterordnung nicht zu. Dazu kam, dass sie als alleinerziehende Mutter zweier Kinder im Grundschulalter den längst obligaten Bedingungen der Flexibilität und Mobilität nicht voll entsprechen konnte.

Dieser Lebensabschnitt ist geprägt von permanenten Brüchen, die auch ihren Redefluss bestimmen und den Widersprüchen zwischen den damit verbundenen Hoffnungen und der Realität entsprechen. In Relation zu vielen Frauen in ähnlicher Situation hat sie das Glück, auf die ökonomischen Ressourcen zurückgreifen zu können, die ihre Vorfahren zusammentrugen. In finanzieller Bedrängnis erhält sie Unterstützung von ihrer Mutter, die die »missratene Tochter«²⁶⁷, wie Edith sich selbstironisch titulierte, zur Ehrenrettung der Familie nicht fallen lässt. So kann sie ihr momentanes Leben noch erträglich gestalten. Aber dieser »Abbau von erarbeiteten Geschichten« hat ein absehbares Ende und lässt keine positive Zukunftsvision zu. Jeder Verkauf von Familienbesitz ist »ein nächster Notschritt«, der sie mit der Gefahr des Scheiterns konfrontiert.

Ihre Rückkehr nach Graz vor fünf Jahren war mit den positiven Erwartungen eines Neuanfangs verbunden, die sich nicht erfüllten. Die Enttäuschung, auf eine Grazer Veranstalter- und Theaterszene zu treffen, die der »Erinnerung aus den 70er Jahren« nicht mehr entsprach, und ihr keine Teilnahmechance eröffnete, macht sie heute noch wütend. Ihre jugendlichen Träume von einem selbstbestimmten alternativen Leben drohen auf geförderten Transitarbeitsplätzen zu enden, die schlecht entlohnt werden und eine Art Gnadensbrot bis zur Pensionierung und Altersarmut darstellen. Dass sie nach wie vor Optimismus ausstrahlt, hängt wohl auch damit zusammen, dass sie den Glauben an ein »revolutionäres Projekt«²⁶⁸ noch nicht verloren hat. Sie beteiligt sich jetzt am Netzwerk *ATTAC*²⁶⁹, in das sie die Hoffnung legt, den gegenwärtigen Entwicklungen entgegensteuern zu können.

Eine Alleinerzieherin

(Interviewer: Bernhard Wolf)

[Der Interviewer kannte Edith bereits aus Vorgesprächen. Daher der vertraute Umgangston. Edith erzählte im vorangegangenen Gesprächsteil von ihrer Übersiedlung von Graz nach Wien. Sie war zu diesem Zeitpunkt, Anfang der 80er Jahre, zu ihrer ersten Tochter schwanger.]

Edith – Die Kinder waren ja noch ziemlich klein und ich habe einen ziemlich hohen Anspruch an meine Erziehungs-, oder sagen wir, meine Mutterrolle oder meine Wichtigkeit für die Kinder gesetzt. Und ich habe damals echt Probleme gehabt, in einen Fulltimejob einzusteigen. Erstens war ich immer schon selbstständig. Das ist allein schon eine Schwierigkeit umzusteigen, und das ist mir auch nicht wirklich gelungen. Ich habe dann schon angefangen in anderen Bereichen zu suchen, also schon meistens Non-Profit Geschichten. Aber, ich habe es relativ

bald dann geschafft auch, eine Karenzvertretung bei den *Wiener Grünen* zu kriegen, und da habe ich gesehen, dass es so nicht geht mit Kindern, so wie es..., dass ich das nicht rüberbringe. Ich kann es einfach nicht, ich konnte es mit so kleinen Kindern nicht übereinbringen.

– *Vom Emotionalen oder vom Finanziellen her? Gab es keine Kinderbetreuungseinrichtungen?*

Edith – Es war finanziell so: Der finanzielle Aufwand für eine 40 Stunden Stelle, [spricht eindringlicher:] also, wenn ich mit meinen Ansprüchen der Kinderbetreuung eine 40 Stunden Stelle aufrecht erhalten will, mit Kochen, Abholen, mit..., da wird der finanzielle Aufwand dann so groß, dass ich dann effektiv frage: Wie viel bleibt dann mir, nicht? Auch wenn ich gar nicht so schlecht verdient habe. Es kostet so unheimlich viel, wenn ich für jeden Pieps irgendwen zahlen muss und irgendwas organisieren muss, vom Mittagessen bis zur Abholfrau bis zur Abendbetreuung bis zur was weiß ich was. Wenn man in einem flexiblen Job ist, das... [ringt um Worte] das, und die Kinder trotzdem sehr darunter leiden, dass die Mutter auf einmal voll weg ist.

– *Du warst vorher immer da?*

Edith – Ich war zumindest erreichbar. Ich war nicht immer da, das stimmt nicht, ich war nicht wirklich immer da, aber ich war irgendwie greifbar, und dann war ich es nicht mehr. Und das hat mich in einen irrsinnigen Zwiespalt gebracht, wobei ich dazusagen muss, dass die *Wiener Grünen* in den Wahlzeiten, in den Wiener Gemeinderatswahlzeiten, nicht unbedingt ein einfacher Job war, das muss ich dazusagen. Aber das habe ich dann gesehen, das geht nicht. Und da hat es dann wieder angefangen, wenn du dann wieder einen Halbtagsjob hast, dann verdienst du wieder so wenig. Vor allem, wenn du als ältere Arbeitnehmerin, die ich damals ja auch schon war, eigentlich auch keine Auswahl mehr hast. Dann hat mir sehr stark meine, einerseits Überqualifikation, und auf der anderen Seite meine Unterqualifikation hat mir irrsinnig zu schaffen gemacht. Weil ich war überqualifiziert von meiner universitären Ausbildung her, aber unterqualifiziert im täglichen Bürokratie. Weil ich habe nicht Schreibmaschine schreiben können. Und da habe ich schon angefangen mit Qualifikationskursen, die mir zum Teil vom Arbeitsmarktservice bezahlt worden sind oder die ich mir zum Teil selber angeeignet habe. Ich habe dann eine Menge Zusatzausbildungen gemacht. Ich habe mich dann um Organisationsentwicklung gekümmert. Dann habe ich noch, während ich... da war ich noch gerade in Scheidung... und dann im Nachhinein habe ich die Ausbildung zum Kulturmanager gemacht. Also, ich habe den Lehrgang für Kulturmanagement auf der Uni in Linz gemacht. Das war der erste Schritt, der mir beruflich zwar nicht viel gebracht hat, außer, dass ich es hinschreiben kann. Ja, und dann habe ich die ganzen Computerkurse, das Schreibmaschine schreiben und das habe ich dann alles nachmachen müssen, und dann später habe ich den Erwachsenenbildnerkurs gemacht und eine NLP-Ausbildung [ihre Stimme wird immer leiser], aber das waren schon auch persönliche Interessen dann. Weil für mich war immer schon eine Option, mich selbstständig

zu machen [wird leiser], nur dann ist mir mit der Zeit das Basisgeld ausgegangen. Dann konnte ich gar nicht mehr, und dann war ich wirklich so auf Einjahresstellen angewiesen und halt irgendwas zu suchen, wo man mich überhaupt noch nehmen kann. Das war natürlich von meiner Erfahrung her eher im Non-Profit Bereich. In einer echten Firma, sagen wir mal in einer neoliberal orientierten Gewinnfirma, oder wie immer man das nennen will, da habe ich mich drei-, viermal beworben. Und das war... [wird ganz leise] das wäre für mich nichts gewesen. Das hätte ich, glaube ich, auch nicht derpackt.

... die muss einen Schuss haben

– *Du sprichst von Überqualifizierung, hast aber in ganz anderen Gebieten als deiner Ausbildung gearbeitet.*

Edith – Ja, weil mein Doktor ist mir in die Wege gekommen, gerade der Doktor, aus Chemie. Rein der Doktor, da haben sie schon Angst gekriegt, dass ich mich nicht unterordnen kann... also, ich habe dann den Doktor meistens aus meinen Lebensläufen weggelassen, ich habe ihn meistens unter den Tisch fallen lassen. Ich habe sogar Visitenkarten drucken lassen, ohne den Doktor. Also, das war eine große Schwierigkeit. Der Doktor hat oft gleich einen so komischen Wind verbreitet. Manchmal ist mir das so richtig unangenehm vorgekommen, wenn mich die Leute dann so ah..., weil wenn dann eine Frau Doktor immer arbeitslos ist, das hat dann also einen ganz einen blöden Mief hinterlassen, also, das war sehr unangenehm.

– *In Kombination mit dem Alter?*

Edith – Ja, mit dem Alter und so, das war ganz komisch...

– *So Richtung Exzentrik?*

Edith – Ja, die muss einen Schuss haben. Das war so der Grundtenor.

– *Kann ich mir vorstellen. Auf der einen Seite gibt's den Respekt vor dem Titel und dann...*

Edith – Ja, das gibt's nicht, das passt alles nicht zusammen, die muss einen Schuss haben. Also, das war das, was so dabei herausgekommen ist. Und deshalb habe ich dann später versucht, meinen Doktor nur dort zu verwenden, wo es nicht mehr anders gegangen ist.

– *Gut, du hast also Zusatzausbildungen gemacht. Warst du in den Jobs länger?*

Edith – Das waren immer so Jahresgeschichten.

– *Und das ging ohne größere Lücken?*

Edith – Ja, ich glaube das Maximum, was ich arbeitslos war... Einmal war es fast ein Jahr, aber da war die Übersiedlung nach Graz dazwischen.

Das Haus ist mir ein Alptraum gewesen

– *Warum bist du nach Graz übersiedelt?*

Edith – Na ja, das hat auch mehr private Gründe gehabt. Also das... Ich habe in Wien keinen fixen Job gehabt und hätte in Wien zu diesem Zeitpunkt den Mietvertrag für mein Häusel in irgendeiner Form verlängern müssen. Was zwar

theoretisch gegangen wäre, nur die Bausubstanz dieses Hauses war so miserabel, dass ich weiterinvestieren hätte müssen. Und auf der anderen Seite ist hier in Graz das große Haus von meinen Eltern leergestanden und meine Mutter hat mich mindestens zweimal in der Woche entnervt angerufen, sie kann damit nichts anfangen. Und dann habe ich irgendwann einmal den Rappel gekriegt und habe gesagt, so jetzt mache ich einen Bruch und gehe wieder zurück nach Graz.

– *Das Haus haben deine Eltern gekauft?*

Edith – Nein, [betont:] gebaut, gebaut! Nein, das Haus ist mir ein Alptraum gewesen, weil wegen dem blöden Haus hätte ich nie irgendetwas anderes tun dürfen, weil: »Das ist ja nur das Haus, das wir für dich gebaut haben, und dafür ist kein Urlaub drinnen«, und kein Geld ausgeben. [...] Das war Elend. Und vor fünf Jahren ist der Kanal pflichtmäßig eingeleitet worden, und da war meine Mutter auch schon 80 und da habe ich gesehen, das geht nicht mehr, da muss wer her. Und deswegen bin ich dann mit den Kindern hinaus.

– *Um das Haus zu erhalten oder um auf die Mutter zu schauen?*

Edith – Um näher zu kommen, weil meine Mutter sehr kommunikationsscheu, fast kommunikationsfeindlich ist, und mir klar war, dass diese Frau nicht in ein Altersheim gehen wird. Und um in der Nähe zu sein. Und ich bin einfach die einzige Verwandte, die es gibt. Und noch dazu, ein Haus habe ich sowieso gesucht und bevor ich mich für ein fremdes Haus abrackern muss und das Grazer Haus auch noch versorgen muss, dann schaue ich lieber nur auf eines. So ungefähr war das. Und dann schon auch der Bruch mit Wien, einfach zu sagen, okay, ich fange ganz neu an.

– *Die Kinder sind mit?*

Edith – Die sind mitgegangen und ich muss sagen, wir haben das erste halbe Jahr abwechselnd einmal am Tag geheult, weil wir von Wien weg sind [lacht].

– *Das war vor fünf Jahren, die Töchter sind beide Schule gegangen...*

Edith – Ja, vor fünf Jahren, in Wien sind beide Waldorfschule gegangen.

– *Und sind beide nach Graz an die Waldorfschule?*

Edith – Nein, eben nicht. Das habe ich mir dann auch nicht mehr geleistet, weil es mir zu teuer war. [...]

Es war für mich unfassbar

– *Und der berufliche Sprung von Wien nach Graz? Hast du da Befürchtungen gehabt?*

Edith – Ich habe weniger Befürchtungen gehabt. Und zwar, weil ich ja doch aus der Kulturszene gekommen bin und ich es doch gewohnt war, dass man zumindestens mit Projekten überleben kann, und dass zumindest eine gewisse Basis an Engagement für..., oder überhaupt an Möglichkeiten für Projekte auch in Graz gegeben sein muss. Ich hatte Graz ja noch in Erinnerung aus den 70er Jahren. Und wie ich dann zurückgekommen bin, habe ich geglaubt, mich trifft der Schlag [lacht].

– *Da warst du wie lange weg?*

Edith – 15, 17 Jahre. Wie ich zurückgekommen bin, habe ich geglaubt, mich trifft der Schlag [lacht].

– *Wieso?*

Edith – Ja, eine, eine...[betont jedes Wort:] eine sumpfige, unkooperative, provinzielle Stadt, dass es zum Weinen war [lacht]. Also, ich habe wirklich... nach einem Dreivierteljahr hab ich gesagt, ich rühr in Graz... Bevor ich das mache, bevor ich nur einen Finger in die Kultur reinstecke, gehe ich Radieschen züchten. Das war so ein Schock. Ich muss aber dazu sagen, das war eher die reine Veranstalter- und Theaterszene. Es war entsetzlich. Es war für mich unfassbar [Pause]. Vor allem auch der Umgang. Und das werde ich auch heute noch jederzeit sagen, und das sage ich auch jedem Politiker inzwischen buchstäblich ins Gesicht, dass ich mir zumindest erwarte, man geht mit mir als der Mensch um, der ich bin und nicht wie mit einem blöden Dirndl oder wie einem Bittsteller. Man kann mir ganz klar sagen, wo es langgeht und ich sage es auch ganz klar. Und ich bin eine erwachsene Frau und ein erwachsener Mensch, mit einer Verantwortung und der hat nur, weil er da oben sitzt, nicht ein bisschen mehr... Ich erwarte ein Gesprächsklima, und wenn ich das nicht habe, werde ich sauer. Und das war für mich das Ärgste, weil das hat es in Wien nicht gegeben. Es hat Absagen gegeben, es hat verschiedene Verhandlungsmodus gegeben, es hat sich was geändert, es hat auch die linken Touren gegeben. Aber so link wie in Graz war es nicht. Also, das war für mich der ärgste Schock [lacht]. Es ist einfach erschütternd. Es ist nach wie vor erschütternd.

– *Was hast du gemacht?*

Edith – Ich habe dann ein Jahr lang... also, ich hab dann ziemlich arbeits... also, ich habe den Erwachsenenbildner gemacht. Den habe ich mir selber gezahlt.

– *Woher hattest du das Geld?*

Edith – Ja, ich habe immer wieder auch ein Geld von meiner Mutter gekriegt und ich hatte auch immer wieder etwas verkauft, etwas verkaufen können. Also, ich habe schon... [wird leise] sonst wäre ich gar nicht um die Runden gekommen. Ich habe mir nicht alles in meinem Leben selbst verdient. Das muss ich schon dazusagen [Pause]. Und dann habe ich schon geschaut, dass ich irgendwie wieder zu einem Job komme, wobei mir das Arbeitsmarktservice nur insofern eine Hilfe war, dass ich eine nette Beraterin gehabt habe, die eigentlich alles das getan hat, was ich ihr vorgeschlagen habe [lacht]. Die hat dann eh nur mehr gesagt: »Sie finden sich eh wieder irgendwas.« Und da bin ich dann eben mit irgendwelchen Vorschlägen gekommen. Da habe ich dann ein Jahr bei ZEBRA gearbeitet...

– *Eine Förderstelle?*

Edith – Auch wieder eine Förderstelle...

Wovor ich Bauchweh hab, sind diese Transitgeschichten

– *Kann man sagen, dass in den letzten Jahren das Unterstützen durch Förderstrukturen, dass ein Job überhaupt zu Stande kommt, zugenommen hat?*

Edith – Das ist viel ärger geworden. Viel, viel ärger geworden. Das war frü-

her... ich mein, ich habe auch nicht voll davon leben können, von den Projekten. Aber die Leute waren wesentlich offener, es war auch kulturell ein völlig anderes Klima. Du hast nicht alles bewilligt gekriegt, aber eine Kalkulation ist ernst genommen worden. Ich meine, ich war mitbeteiligt an der Entwicklung eines Kalkulationsrasters für Theater- und Tanzproduktionen für die Stadt Wien und den Bund. Da war es verpflichtend, dass es ein Organisationshonorar drinnen gegeben hat. Die haben kein Subventionsansuchen ohne Honorar angenommen, da haben sie dich eher rausgeschmissen, wenn du das nicht gemacht hast, als umgekehrt. Und später... also, angefangen hat es mit diesen Förderprojekten. Wie ich das erste Mal damit in Kontakt gekommen bin, war die Zeit, wie auf einmal die Akademiker arbeitslos geworden sind. Mit den Lehrerprojekten, wo auf einmal die Lehrer dagestanden sind, da ist es für mich bemerkbar geworden.

– *Das war wann?*

Edith – Mitte, Ende der 80er Jahre, schätze ich. Da hat es diese Fördergeschichten gegeben. Man hat das ein bisschen ausgenutzt, aber damals hat ein Kulturverein überhaupt nicht daran gedacht, eine geförderte Stelle [betont ironisch-theatralisch:] erfinden zu müssen.

– *Sondern?*

Edith – Da hat es entweder Subventionen gegeben, oder Auftritte, oder... Da wurden dann die Veranstaltungszentren auch soweit subventioniert, dass sie wen bezahlen haben können. Ich meine, wir waren nie reich, aber das war nicht unbedingt die Geschichte, dass du einen Auftritt nicht mehr gekriegt hast, weil dich das Veranstaltungszentrum nicht mehr zahlen hat können. Da haben die Städte die Kulturgeschichten gefördert, damit fördere ich natürlich auch die Produzenten, ist ja logisch. Oder Hochschulen, oder Musikakademien, die haben damals, die haben Auftragsgeschichten vergeben können. Mit einer Menge von Musikern zum Beispiel. Oder Komponistenaufträge und in jeder größeren Schwerpunktwoche oder Kammermusikwoche, da hat es dann eine Auftragsgeschichte gegeben, wo dann mehr auf der Bühne passiert ist. Das ist ja alles gestrichen worden.

– *Okay, es hat offensichtlich immer weniger Möglichkeiten gegeben...*

Edith – Es hat immer weniger Möglichkeiten gegeben. Dann habe ich das erste Mal gemerkt, dass die Akademiker vor der Tür gestanden sind, ob das jetzt Lehrer waren oder Biologen oder Volksschullehrer oder Hauptschullehrer oder Universitätslehrer, das war wurscht. Dann hat es die Aktion 8000 gegeben, dann ist dieses Jungakademikerservice dahergekommen. Und ich habe da immer schon das Problem gehabt, dass ich im Prinzip zwar Jungakademikerin war, weil ich als Akademikerin ja nie angestellt war, aber ich vom Alter her weder jung noch sonst was war [lacht]. Ja, und dann ist es schon sehr stark in diese geförderten Stellen gekommen, und ich habe eigentlich immer ein Riesenbauchweh dabei gehabt.

– *Weil...?*

Edith – Na ja, einfach vom System her. Weil eben die Situation rundherum an Aufträgen, an Einsparungen im Schulbereich, und der Kindermangel... also, wie man das bei den Lehrern sieht [sehr aufgeregt:], oder dass in den akademischen

Berufen Forschungsaufträge gestrichen werden und sonstige Geschichten gemacht werden. [...] Also, damals hat das schon angefangen. Und das, wovor ich immer Bauchweh gehabt habe, das sind diese Transitgeschichten. Weil auf der einen Seite, und das ist in meinen Augen so eine Auswischerei, das nur statistische Gründe hat. Weil ich kann nicht Transitarbeitskräfte mit der Auflage an Vereine oder an Institutionen oder auch an Betriebe vergeben, mit der Auflage, die dann anzustellen und sich in dem Jahr so aufzubauen, wenn auf der anderen Seite die Möglichkeiten... Da beißt sich meiner Meinung nach jegliche Transitgeschichte von selber in den eigenen Schwanz. Das ist eine Augenauswischerei und eigentlich eine Frechheit den Vereinen, aber logischerweise auch den Arbeitnehmern gegenüber.

Man wird in der Form immer mehr erpressbar

– *Ist es nicht denkbar, dass du so bis zur Pension weitermachst, von Projekt zu Projekt?*

Edith – Es wird immer schwieriger, und vor allem, das was jetzt... Und das ist erst wirklich die letzten Jahre, das, was jetzt der Fall ist, diese absolute Erpressbarkeit... [stockend] Man wird in der Form immer mehr erpressbar, vor allem, was die Bezahlung und was die Arbeitsbedingungen anlangt. Also, das heißt, du gehst... Gesetzt den Fall, ich mache das jetzt bis zur Pension, dann komme ich mit einem Endgehalt vor der Pensionierung heraus, mit dem ich dann garantiert unter der Armutsgrenze bin. Abgesehen davon, dass ich sicherlich keine Chance [stockt mehrmals] habe, bis dahin irgendwas persönlich, mir Entsprechendes geleistet zu haben.

– *Im persönlichen Lebensbereich? Meinst du Ersparnisse?*

Edith – Ja, Ersparnisse, aber auch aus beruflichen Geschichten mich irgendwo einbringen zu können. Weil, die Vereine haben, und das ist auch meine Erfahrung von Jahr zu Jahr eigentlich, wenn... Du kommst immer mehr in Lückenbüßeraktionen hinein, immer mehr in Feuerwehrationen. Und du weißt eigentlich schon mit dem ersten Tag, dass du schauen musst, dass du dieses Jahr noch irgendwie überlebst.

– *Du weißt also auch nicht, wo du landen wirst.*

Edith – Na ja, ich habe mich jetzt persönlich voriges Jahr entschieden, dass ich das nicht mehr mache. Ich weiß nicht, was ich sonst tun werde, das ist ja auch mit der Grund, warum ich so sehr mir wünsche, dass hier noch eine Verlängerung für ein Jahr möglich ist. Weil ich hoffe, dass es mir mit anderen zusammen irgendwie gelingt auch. Dazu der Druck von außen durch die wirtschaftliche Situation und nicht nur in Österreich, man kann das wirklich global sagen, ist einfach so groß geworden, dass es Zeit ist, um Alternativen auszuprobieren und andere Kanäle ausfindig zu machen. Das, was mir die ganze Situation gebracht hat, ist schon, dass ich viel mehr auch zu denken angefangen habe über Werte und Ziele. Wofür bin ich eigentlich da? Was will ich wirklich, was kann ich wirklich? Was will ich eigentlich noch tun? Meine Zeit ist ja nicht unbegrenzt. Ich kann wirk-

lich sagen, dass ich in der Mitte meines Lebens bin, oder habe die schon ziemlich überschritten. [...] Wieweit, wo liegt mein Handlungsspielraum? Auch wenn das bedeutet, dass ich meinen Lebensstandard total reduzieren muss. Vielleicht habe ich dann für mich einen anderen Lebensstandard erreicht, der mir persönlich mehr gibt als der Rest, nicht? Und dementsprechend auch zu handeln. [...] Ich kann nicht sagen, dass ich von einer Diskriminierung der Frau schon von Jugend an geprägt war, aber diese Steigerung der Situation [ernst und leise:] ist wohl eine, also, angefangen vor zehn Jahren, die mir Angst macht, oder beziehungsweise, die mich zum Denken gebracht hat.

– *In deinem persönlichen Leben...*

Edith – Bei mir persönlich, aber auch in meiner Umgebung. Also, diese Einkommensschere, die Situation der Überschuldung der Haushalte, das müssen jetzt gar nicht nur Alleinerzieherinnen sein, aber da ist es ganz extrem. Die Unsicherheit der Lebensbedingungen, vor allem, wenn man allein mit Kindern ist, die Unsicherheit der Ausbildungsmöglichkeiten für die Kinder, [stockt, längere Pause] die Perspektiven und so. [Sehr leise und bedrückt:] Dann auch die Auswirkungen dieser Perspektivenlosigkeit auf die Kinder, die jetzt soweit sind. Man braucht ja nicht glauben, dass die das nicht wissen. Die wissen das sehr genau und spüren das.

– *Wie meinst du Perspektivenlosigkeit?*

Edith – [Sehr aufgebracht:] Ja, ja, was sollen sie denn jetzt machen? Die eine studiert Slawistik, das macht ihr halt noch einigermaßen Spaß, aber was sie jemals... Sie hat keine Ahnung, was sie beruflich tun will.

– *Sie könnte ja, was weiß ich, Computerwissenschaften studieren...*

Edith – Aber das ist etwas, was ihr nicht taugt. Bei der anderen ist das was anderes, das ist etwas, was der Jüngeren, die ist jetzt 20, nicht taugt. Bei der Älteren ist das eh nicht so. Aber zum Beispiel, gerade was die 20-Jährige anlangt, die will so was nicht. Sie denkt auch viel kurzfristiger als ich damals in dem Alter gedacht habe. Damals in dem Alter hast du noch gedacht, wenn du das Studium fertig hast, dann wirst du eine..., und immer dann-wenn, dann-wenn, dann-wenn. Hingegen dieses dann-wenn haben meine Kinder überhaupt nicht mehr. Nein. Die haben ein waches Aufnahmevermögen für jetzt, und haben die Tendenz, ich möchte lernen, ich möchte leben lernen, also, ich möchte nicht für das Leben lernen, sondern ich möchte leben lernen. Also, ich empfinde das als Riesenunterschied zu dem, wie ich in dem Alter war.

– *Du hast also damals so gedacht, Ausbildung und einen Job?*

Edith – Bei mir gab es immer dann-wenn, bei mir war immer irgendein ominöses Ziel, das es zu erreichen gibt. Und dieses Ziel kennen meine Kinder zum Beispiel nicht. Und ich wüsste auch nicht, was ich ihnen da raten sollte, in der heutigen Situation.

Ein Abbau von bereits erarbeiteten Geschichten

– *Du sprichst von alternativen Wegen für deine Zukunft. Wie willst du dem finanziellen Druck, den du erfüllen musst, begegnen? Die Kinder bekommen die*

Ausbildung ja auch von dir mit finanziert?

Edith – Meine Kinder jobben auch nebenher. Stipendium bekommen sie keines. Also, auf die Schnelle fällt mir nichts ein. Das ist sicherlich ein wahnsinniger Druck. Wenn ich zum Beispiel in drei Wochen wirklich arbeitslos bin, dann weiß ich wirklich nicht, wieder einmal, was ich von heute auf morgen tu.

– Gibt's Ersparnisse? Das Haus ist ein Wertgegenstand...

Edith – Ich selber habe keine Ersparnisse. Das Haus ist ein Wertgegenstand. Das wäre ein nächster Notschritt, das Haus zu verkaufen, in eine billige Wohnung zu ziehen, um das Ganze zu reduzieren.

– Eigentlich ein Abbau...

Edith – Ein Abbau, ja, von bereits erarbeiteten Geschichten. Aber ich sage ja..., wobei ich dabei gar nicht davon überzeugt bin, [ganz leise, energielos:] dass es bis dahin noch viel Pensionen geben wird, aber das ist meine persönliche Meinung. Also, ich kann das eigentlich nicht beurteilen, aber ich empfinde das schon als eine Spirale, die sich so... [Pause, wird wieder sehr leise:] beschleunigt in der Tendenz, dass ich nicht wüsste, was man dann heute auf morgen wirklich tun kann.

Ein eigenes Leben

Anita Niegelhell

Johanna kenne ich schon lange. Ihr wieder zu begegnen und mit ihr über ihre Lebenssituation zu sprechen, nimmt mich auf seltsame Weise zwischen vertrauten Bildern und nachempfindbarer Ohnmacht gefangen. Als junge Mutter lebt Johanna in einer Welt, in der man sich auf nichts mehr verlassen kann – weder auf institutionelle Sicherheiten, noch auf die Gewissheit eines Arbeitsplatzes. Wie viele Frauen ihrer Generation hat auch Johanna das Gefühl, festzusitzen. Seit ihr Kind auf der Welt ist – ihr Sohn ist zum Zeitpunkt unserer Gespräche ein halbes Jahr alt –, scheint ihr Leben still zu stehen. Das erste halbe Jahr nach Florians Geburt lebte sie mit ihm im Haus ihrer Eltern am Stadtrand. Mit 20 war sie zu Hause ausgezogen, acht Jahre später, kurz vor Florians Geburt, kehrte sie dorthin zurück. Die Zeit seither erlebt sie voller Unsicherheiten und offener Fragen. Obwohl sie sich auf das Kind gefreut hat, findet sie erst langsam in die neue Situation und in ihre Rolle als Mutter. Sie fühlt sich dabei einsam und überfordert. Ihr ganzes Leben dreht sich um das Kind. Dafür, dass es ihm gut geht, stellt sie alles andere zurück. Ihre Beziehung, sich selbst. Ein eigenes Kind zu haben, war für sie der Inbegriff eines selbstgestalteten, eigenverantwortlichen Lebens. Aber als sie Mutter wurde, ist sie zu ihrer eigenen Mutter zurückgekehrt. Die Beziehung zum Vater des Kindes – für sie ein weiterer Bestandteil dieses »eigenen Lebens« – begann schon während der Schwangerschaft wegen seiner Depressionen schwierig zu werden. Nun war sie auf die Hilfe ihrer Mutter angewiesen. Zwar ist sie froh, dass ihr Wege und Besorgungen abgenommen werden, dass jemand da ist, den sie um Rat fragen kann, doch sie sähe lieber Stefan an dieser Stelle. Sie hatte sich vorgestellt, diese Dinge mit ihrem Partner zu teilen, nicht mit ihrer Mutter.

Als Florian ein halbes Jahr alt ist, zieht sie wieder in die Stadt. Doch der Anlauf, das eigene Leben in den Griff zu bekommen, will ihr nicht gelingen. Jetzt ist sie ganz auf sich gestellt. Sie führt das Leben einer Alleinerziehenden, mit der Phantasie einer aufrechten Beziehung, die de facto nicht existiert. Sie regelt alles alleine, immer mit dem Bild im Hinterkopf, dass Stefan ihr eigentlich dabei helfen sollte, helfen müsste. Der hat sich nun seinerseits zu seinen Eltern zurückgezogen. Das macht sie wütend. Im Augenblick ist sie damit beschäftigt, sich in der neuen Situation einzurichten, die neue Wohnung zu beziehen und sich mit dem Baby in der Stadt zurechtzufinden. Nun lebt sie mit ihrem Sohn in einer Mietwohnung in einem bürgerlichen Gründerzeitviertel. Hier hat man auch tagsüber das Gefühl, nicht laut sein zu dürfen, um die herrschende Ruhe nicht zu stören. Wer mit einem weinenden Kind unterwegs ist, fällt auf. Einkaufsmöglichkeiten gibt es kaum, viele der kleinen Läden, die einmal die Nahversorgung garantier-

ten, stehen leer. Oft fehlt ihr der Mut und die Energie, allein mit dem Kind in die Stadt zu gehen. Kleine Hindernisse werden zu großen Hürden, Fahrten mit dem Kinderwagen durch meist viel zu enge Supermarktgänge zu Geduldsproben. Wenn sie dann tatsächlich einmal die Geduld verliert, empfindet sie das als persönliche Niederlage. Sie müsste doch in der Lage sein, zumindest dieser Situation standzuhalten.

Johanna sieht, wie wenig alltagstauglich ihre Vorstellungen von einem Leben mit Kind waren. Sie hatte sich gesehen, wie sie »alles weitermacht, nur eben mit Kind«. Florian lässt sich allerdings nicht als zusätzlicher Baustein in ihr Leben einbauen. Er stellt es vielmehr grundlegend auf den Kopf. Es gelingt ihr nicht, all ihre Ansprüche mit der im Vorhinein phantasierten Souveränität zu erfüllen. Sie will alles richtig machen, will eine gute Mutter sein. Ihr Anspruch ist hoch. Aber auch alle Elternratgeber bleiben letztlich graue Theorie. Wenn Johanna unsicher ist, bauen sich all diese Ratschläge zu einem bedrohlichen Karussell der Widersprüche und Anforderungen auf, aus dem sie nur schwer wieder aussteigen kann. Am Ende steht sie mit ihrer Verantwortung allein da.²⁷⁰ Johanna glaubt einem Mutterbild entsprechen zu müssen, das Mutter-Sein mit Opfer-Sein und vor allem mit Opfer-Bringen gleichsetzt. In einer Zeit, die vorgibt, allen alle Möglichkeiten zu bieten, bleibt ihr aus ihrer Perspektive gar nichts anderes übrig.

Der Auftrag der Selbstbestimmung und Eigengestaltung des Lebens erlaubt kein Klagen. Im Gegenteil: Die getroffene Wahl – ihre Beziehung zu Stefan und das Leben mit einem Kind – muss vor sich selbst und den anderen als die richtige und beste verteidigt werden. Tatsächlich aber erzeugt diese Entscheidung Unsicherheit, nicht zuletzt deshalb, weil jede getroffene Wahl – auch die Wahl der noch so eingeschränkten Möglichkeiten – eine Absage an andere Möglichkeiten bedeutet.²⁷¹ In dieser Unentschiedenheit greift Johanna auf eine erlernte Gewissheit und auf scheinbar Altbewährtes zurück, auf die in ihrer Kindheit erlernte Erwartungshaltung mütterlicher Zuständigkeit. Dass dies irgendwie faul ist, spürt sie. Sie findet keine Benennung dafür, doch in der Art, über sich zu sprechen, bringt sie diesen Konflikt zum Ausdruck. Immer wieder thematisiert sie ihr eigentliches Problem, in einer zukunftslosen Gegenwart festzustecken. Sie spricht über ihre Ohnmacht, um sich gleich darauf zu rechtfertigen. Sie ärgert sich über ihren Freund, um ihn im nächsten Satz in Schutz zu nehmen. In ihrem nervösen, aufgeregten Sprechen scheint sich ihre Zerrissenheit zu wiederholen. Dieses Hin und Her von Benennen und Zurücknehmen, ist eine Beschreibung dessen, was ihr diese Zeit zumutet. Sie schwankt zwischen Beschuldigen und Entschuldigen, zwischen ihrer verzweifelten Entschlossenheit, alle Verantwortung auf sich zu nehmen und ihre Wut auf ihren Partner, der ihr alles andere als ein Partner ist, zu akzeptieren, ja überhaupt zu empfinden. Schlussendlich bleibt ihr ein traditionell gesichertes weibliches Denk- und Handlungsmuster: Die Abwesenheit des Vaters ihres Kindes hinzunehmen, ihn nicht zur Verantwortung zu ziehen, jetzt, wo sie nicht mehr in der Lage ist, für sich selbst eine Perspektive zu entwickeln. All ihre Befreiungsversuche endeten in einer fatalen Abhängigkeit. Fatal, weil sie glaubt,

selbst schuld zu sein, in einer Welt der angeblich grenzenlosen Möglichkeiten keine einzige glückliche für sich gefunden zu haben.

Bis zur Geburt des Kindes war sie darauf bedacht, sich der bestmöglichen Gestaltung ihres eigenen Lebens zu widmen. Als Tochter kleiner Gewerbetreibender sollte Johanna einmal ein besseres Leben haben. Ihre Eltern sahen ein Leben für sie vor, das nicht von Verzicht bestimmt sein sollte. Sie haben sich aus dem Nichts eine eigene gut gehende Gastwirtschaft am Stadtrand und ein eigenes Haus geschaffen, aber um den Preis jahrelanger Einschränkungen. Sie sind stolz auf das, was sie erarbeitet haben. Sie sehen, die Anstrengungen haben sich gelohnt. Für Johannas Vater ist die Hoffnung, »es einmal besser zu haben«, noch aufgegangen. Dafür hatte er in den 50er Jahren sein Land – das heutige Kroatien – verlassen. Johannas älterer Bruder wird den Betrieb einmal übernehmen. Für Johanna war ein anderer Weg vorgesehen. Sie wurde nie zur Mitarbeit im Betrieb herangezogen, wurde mit diesen Dingen nie konfrontiert. Eine gute Ausbildung – Gymnasium und Studium – sollte ihr Lebenssicherheit bringen. Doch die in das Selbstverständnis der Eltern eingegangene Absicht, den Kindern mittels Bildung einen sozialen Aufstieg zu sichern, ging für sie nicht mehr auf. Ihre Ausbildung entpuppte sich auf einem eng gewordenen Arbeitsmarkt, der für Absolventinnen geisteswissenschaftlicher Studien kaum noch Verwendung hat, als wertlos.²⁷² Ihre erworbenen Fähigkeiten erweisen sich als nicht gefragt. Die Idee der Wahlfreiheit, die ihr während ihres Bildungsweges vorgegaukelt worden war, die sich in der Lebensgestaltung, in der Wahl der Ausbildung und des Berufes manifestieren sollte, erweist sich als Trugbild. In einer Situation des Mangels an ausbildungsadäquaten Beschäftigungsmöglichkeiten und Zukunftsperspektiven stößt ihr Lebenskonzept an Grenzen.²⁷³

Für Johanna ist die Suche nach dem richtigen Job eine Suche nach dem »richtigen Leben«. So probierte sie nach der Matura einmal Verschiedenes aus, verschiedene Studienrichtungen, verschiedene Jobs. Sie arbeitete als Statistin im Schauspielhaus, in der Sortierabteilung einer Druckerei, nach einer Kurzausbildung als Flugbegleiterin und schließlich als Aushilfe am Flughafen. Diese letzte Anstellung vor ihrer Schwangerschaft war es auch, die ihr einen Anspruch auf Karenzgeld sicherte, die sie mit ihrer diskontinuierlichen Erwerbsbiografie nach der gültigen Karenzgeldregelung wohl nicht zu Stande gebracht hätte. Immer arbeitete sie nur eine Zeit lang, dann ließ sie es wieder und probierte etwas anderes aus. Schlussendlich begann sie ein Sprachstudium und beendete es fast. Die Jobs, die sie annahm, waren nie befriedigend. Sie nahm sie an, wenn sie gerade Geld brauchte, gab sie auf, sobald ihre finanzielle Notlage bereinigt war. Die scheinbare Leichtigkeit, mit der sie Dinge beginnt und wieder sein lässt, übertrücht ihre Ziellosigkeit und Verlorenheit. Welche Arbeit zu ihr passen würde, weiß sie nicht genau, allerdings weiß sie, dass sie bei dem, was sie tut, keine Kompromisse eingehen und sich »ganz« einbringen möchte, um frei zu sein, so sein zu können, wie sie ist. Dieses Ziel liegt ihr am Herzen. Damit bezeichnet auch sie jene oft zitierte Generation, die angesichts der Auflösung feststehender

Identitäten auf der Suche nach der Existenz eines authentischen Selbst ist. Die Freiheit besteht dann allerdings lediglich darin, jene Arbeiten, bei denen sie die für sie wichtigen Bedingungen nicht erfüllt sieht, wieder aufzugeben. Das Studium erhält ihr den Status der Vorläufigkeit. Solange sie es nicht abgeschlossen hat, muss sie sich auch nicht festlegen. Derzeit fehlt ihr für dieses »Sich-alloptionen-offen-halten« allerdings das spielerische Element. Das müsste sich auf eine Selbstsicherheit gründen, über die sie nicht mehr verfügt. Weder die Situation auf dem Arbeitsmarkt noch ihre Aufstiegsabsichten erlauben ihr die notwendige Gelassenheit und die erforderliche Distanz.

In ihrem Freund Stefan, einem Gelegenheits-Galeristen, glaubte sie diese Leichtigkeit gefunden zu haben, in seiner Lebensart kam das alles vor: Möglichkeiten aufspüren, Dinge finden, sie veräußern, etwas, gerade gefunden, wieder sein lassen. In der Vorläufigkeit sind beide zunächst Verbündete. Stefan verkörperte die Leichtigkeit des Seins mit jenem Charme, jener natürlichen Eleganz und Lässigkeit, die sie in ihrer Suche nach dem passenden Leben vermisste. Als Stefan, bald nachdem sie schwanger wird, seine Galerie aufgab und von da an mit Depressionen zu kämpfen hat, sieht sie sich um den Vorteil dieser Art der Lebensführung betrogen. Da er nun kein Einkommen mehr hat, bekommt sie von ihm auch keine Alimente für das Kind. Und da er sich, wie sie meint, aufgrund seiner psychischen Probleme auch nicht um das Kind kümmern kann, sei sie auf die Hilfe und Unterstützung ihrer Eltern angewiesen. Derzeit versucht sie mit dem Karenzgeld und der Familienbeihilfe auszukommen.²⁷⁴ Sie erhält weder von Stefan noch von seinen Eltern finanzielle Unterstützung.

Mit insgesamt ca. 580 € mit einem kleinen Kind über die Runden zu kommen, bedarf einer geschickten Einteilung und genauen Planung der Ausgaben. Es reicht gerade für die Miete, Lebensmittel, Windeln und einige Kleinigkeiten für das Kind, Fläschchen, Tees, Salben etc. Ohne die Mietbeihilfe des Landes wäre die Wohnung für Johanna gar nicht leistbar. Eigene Bedürfnisse, vielleicht ein Kaffeehausbesuch, sind da nicht vorgesehen. Davon, am Abend wegzugehen, um abschalten zu können, kann sie nur träumen, denn das würde doppelt kosten, Kino- oder Theaterkarte (oder was immer) und das Geld für den Babysitter.

Dem distinguierten Verhalten und dem Bekanntenkreis der Familie des Vaters ihres Kindes kann sie nichts abgewinnen. Diesen Lebensstil lehnt sie ab. In ihrer ökonomischen Lage bleibt sie auf ihre Herkunftsfamilie angewiesen. Doch deren Auftrag, ein besseres Leben zu schaffen, kann sie nicht gerecht werden.²⁷⁵ Auf das bestehende materielle Erbe kann sie setzen, das immaterielle kann sie nicht erfüllen.²⁷⁶ Sie ist in ihrer Abhängigkeit gefangen. Dementsprechend schwankt ihr Verhältnis zu ihren Eltern zwischen Abfindung und Auflehnung, zwischen Abhängigkeit und Befreiungsversuchen. Die finanzielle Unterstützung will sie einerseits nicht, setzt sie aber andererseits dann doch wieder als selbstverständlich voraus. Auch von Seiten ihrer Eltern gibt es keine klare Regelung, keine sicheren Zusagen, keine Abmachungen. So steckt sie im Augenblick in einer Gegenwart fest, die auf eine einzige Rolle reduziert ist, in der sie obendrein sehr unsicher ist. Ihre

Vergangenheit empfindet sie als Last. Ihre Zukunft ist ihr unklar. Sie spürt ihre Unentschiedenheit und den Verlust ihres Selbstvertrauens. Auch wenn sie die Zusammenhänge erkennt, gelingt es ihr nicht, sich zu lösen: Die Familie ist es schließlich, die ihr hilft, wenn es darauf ankommt. Der »Weg zurück«, z.B. in den elterlichen Betrieb, wäre ein unverzeihlicher Rückschritt. Da ihr ganzes Sein auf das Leben mit Kind auszurichten auf Dauer auch keine Lösung verspricht, will sie weiter nach einem Ausweg aus einer Situation suchen, in die sie leere Versprechungen geführt haben.

Nachtrag: Das Gespräch mit Johanna führte ich im Juni 2001. Inzwischen wurde aufgrund geänderter Förderbedingungen die Wohnbeihilfe gestrichen. Nun wohnt Johanna mit dem Kind wieder bei ihren Eltern.

Eine alleinstehende Mutter

(Interviewerin: Anita Niegelhell)

– *War euer Kind geplant, wie war denn das?*

Johanna – Na, so halb halb. Wie war das? Das ist eine eigenartige Geschichte. Der Stefan hat immer davon geredet, dass er gern ein Baby möchte, aber für mich war das arg, der Gedanke, ich hab da eher ein bissl abgeblockt.

– *Wie lange hast du Stefan da schon gekannt?*

Johanna – Mhm, also im November hab ich ihn kennen gelernt und im März war ich dann schon schwanger [lacht]. Und das Arge war, ich war beim Arzt und der hat zu mir gesagt, ich sollte einmal zwei Monate lang mit der Pille aufhören. Und natürlich machst du das nicht, wenn du total Angst hast, dass du schwanger wirst. Da passt du natürlich besser auf. Und alle haben zu mir gesagt, wenn du mit der Pille aufhörst, dann brauchst du sowieso einmal etliche Monate, bis du schwanger wirst. Und ich hab aufgehört und bin im gleichen Monat dann noch schwanger gewesen. Und dann war's eigentlich ein voller Schock für mich. Ich hab mir das überhaupt nicht gedacht. Also, wenn ich's überhaupt nicht wollen hätte, dann wär's sicher net passiert, aber dann ist es doch ein Schock, wenn's so ist. So war das irgendwie. Also, ich kann dir das gar nicht sagen, war die geplant oder net. Irgendwie net, aber, ja.

– *Und wie ist es dir dann in der Schwangerschaft gegangen?*

Johanna – Schlecht! [...] Ich hab am Vortag einen Schwangerschaftstest gemacht und da war mir noch nicht schlecht. Und dann bin ich zum Arzt gegangen und bin schon fast gar nicht mehr zum Arzt gekommen, weil mir so übel war. Da hat's angefangen und das war arg. Es war fürchterlich. Ich hab damals eben noch gearbeitet und bin zwei Wochen vom Arzt in Krankenstand geschickt worden, weil ich so Krämpfe gehabt habe am Anfang. Und dann war ich eben im Krankenstand und auf der Uni war ich auch noch. Also wirklich, das war fürchterlich. Und dann wollte ich es niemandem sagen. Also, ich hab's keiner Freundin sagen können, meine beste Freundin hat's zum Beispiel erst erfahren, als ich

schon im vierten Monat war. Das war total arg, weil das so überhaupt nicht zu mir gehört hat, zu mir gepasst hat.

– *Warum hast du ihr nichts von deiner Schwangerschaft erzählen wollen?*

Johanna – Weil ich so ein Problem hab mit diesem Urweiblichen, weißt du. Und wie zum Beispiel mein Busen dann gewachsen ist, das war fürchterlich für mich. Das Schwangersein, dieses Mütterliche, das war ganz, ganz arg für mich und ich hab mir irrsinnig schwer getan, es jemandem zu sagen. Meine Mutter hat's dann gewusst. Und mein Vater hat's dann auch erst ganz spät erfahren und zwar von meiner Mutter, dem hab ich's auch nicht sagen können. Ich war ja da so in einem Zugzwang, weil ich erklären musste, warum ich nicht auf die Uni komme. Und dann war die ganze Schwangerschaft hindurch eigentlich so extrem: Der Stefan ist am Ende des Winters aus seiner Galerie ausgezogen.[...] Und dann ist es ihm aber gleich drauf psychisch so schlecht gegangen, und das ist dann den ganzen Winter weitergegangen, eigentlich die ganze Schwangerschaft hindurch. Der Stefan ist so ein Typ, der so periodisch immer wieder Depressionen hat, gell. Man merkt das bei ihm gar nicht so als Niedergeschlagenheit oder Depression, sondern er kriegt dann so Panikattacken und er kann dann nicht mit dem Auto fahren und so. Das war heftig. Und dann war ich daheim im Haus von meinen Eltern am Stadtrand von Graz, das war das nächste. Und der Stefan war dann auch viel dort und das hat irgendwie niemand wissen dürfen, dass es ihm so geht, obwohl er ständig da war. Dann haben sich meine Eltern ständig gefragt: Warum verhält sich der jetzt so und warum kommt er nicht herunter ins Wohnzimmer? Und das war für mich ein großer Druck halt auch, und die Auseinandersetzung mit meiner Mutter.

Komplett allein

– *Hast du da wieder bei deinen Eltern gewohnt?*

Johanna – Ich Trottel bin nach Hause gezogen! Ich habe mitten in der Stadt gewohnt und habe eine Wohnung im dritten Stock gehabt. Und das war halt ziemlich kompliziert. Das heißt, kompliziert wäre es gar nicht gewesen, ich hätte dort auch wohnen bleiben können. Der Stefan hätte schon wenig Platz gehabt, weil das waren 36 Quadratmeter und jetzt im Nachhinein hätte ich dort bleiben sollen und nicht heimgehen sollen. Aber meine Mutter hat gesagt: »Warum kommst du nicht heim, da hast du eine Hilfe« und blabla. Und das habe ich dann gemacht, und das war im Endeffekt fürchterlich. Jetzt sind wir ja ausgezogen. Und jetzt ist es auch so, dass der Stefan eigentlich nicht da ist, weil er bei – wie soll ich sagen – einer Neurologin halt war. Und er hat einen Topaminmangel, so einen Serotonin-, Topaminmangel im Kopf. Und die hat ihm halt Tabletten verschrieben. Jetzt ist er zu Hause bei seinen Eltern. Sein Vater ist Arzt, ein guter Schulmediziner und seine Mami kocht ihm halt was. Und er sagt, er kann jetzt nicht in der Stadt sein. Ihn beengt das halt alles da. Seine Eltern wohnen draußen am Land. Das verstehe ich schon irgendwie, weil wenn du das gewohnt bist, dann hast du oft das Gefühl von Einengung, so Stadt und Menschen und irgendwas. Aber im

Endeffekt bin ich komplett allein! Jetzt sind meine Eltern auch nicht da und das ist schon extrem manchmal, manchmal krieg ich schon die vollen Wutanfälle auf ihn. Obwohl er nichts dafür kann, aber das ist trotzdem so ein Konflikt. [...] Ja, es könnte schlimmer sein, sagen wir so. Es geht mir natürlich nicht immer so blendend, manchmal geht es mir schon schlecht. Aber ich kann mich dann wieder gut herausholen. Also, da hänge ich dann wieder einmal da, und dann merke ich: Es steigt mir in der Magengrube, oder es geht mir irgendwie schlecht. Dann versuche ich mich halt irgendwie abzulenken oder irgendwas zu tun und das geht dann schon irgendwie.

[...]

– *Und wie geht es dem Stefan mit dem Kind?*

Johanna – Ja, er ist sehr stolz und er liebt ihn schon total, aber er kümmert sich halt überhaupt net. Also, und es ist auch schon so mittlerweile, weil er halt wirklich auch nie da ist, weiß er nicht mehr, kennt er ihn einfach gar nicht mehr so gut. Und dann passiert's halt, so wie es letztes Mal war, dass ich beim Friseur war, dann passiert's halt, dass der Florian schreit und er muss ihn mir dann nachbringen, weil er nicht weiß, hat er Hunger oder ist sonst irgendwas. Also, da ist er dann so unsicher, wenn er allein mit ihm ist. Und er tut sich halt auch ein bisschen schwer mit der ganzen Situation. Wahrscheinlich auch damit, dass er jetzt weiß, er muss irgendwie Geld verdienen für seinen Sohn und kann net, und das bringt ihn halt noch mehr unter Druck.

– *Und wie oft seht ihr euch jetzt?*

Johanna – Jetzt sehen wir uns nicht oft [betont], weil er... Er will halt, dass ich hinauskomme, und ich will das aber überhaupt nicht, weil ich das absolut nicht aushalte. [...] Irgendwie mag ich seine Eltern, aber irgendwie nerven sie mich total, wenn sie ihn so fernhalten von allem und ihn so als Kranken behandeln. Und vielleicht müssen sie das, und vielleicht braucht er das jetzt auch, aber mich nervt es, und ich kann mich dem nicht aussetzen. Und ich bin total ungerne draußen. Außerdem streite ich ständig mit dem Vater, weil der so besserwisserisch ist und alles besser weiß und sich überall einmischt. Und die Mutter ist so überfürsorglich, dass sie sich auch überall einmischt, weil sie halt auch überall helfen will. Aber das nervt mich auch schon.

Alles meine Aufgabe

– *Also, Stefan kommt zweimal in der Woche?*

Johanna – Mmh, so ungefähr, ja. Gut, zuerst war er öfter da, dann ist es ihm beim Auto fahren so schlecht gegangen und dann hat er gesagt, er muss sich jetzt ausrasten und so. Also, für mich ist das noch blöder. Wenn ich mich drauf verlassen könnte, dass er nicht kommt, wäre mir das lieber, als wenn ich mir denke, jetzt kommt er, und dann kommt er nicht. Weil, weißt eh, du stellst dich auf was ein, und dann ist es immer einfacher. Dass ich mich komplett ... also, am Anfang hab ich mir gedacht, weißt eh, wenn du dann gerade noch so nach der Geburt bist und der Körper noch ärger beinander ist als jetzt, und du fühlst dich, als wärst du

komplett zerstört. Und machst alles und alles und weißt, du würdest, ich weiß nicht was tun, wenn's sein muss. Und dann siehst du beim Partner, dass er sich gehen lässt oder so, gell, dass es ihm schlecht geht, aber er, ihm geht's halt schlecht, er kann net.

– *Und wie ist das mit dir?*

Johanna – Ja, ich muss können, und das ist der Unterschied. Und wo's halt auch Streitereien gegeben hat am Anfang, aber mittlerweile ist eh alles schon meine Aufgabe. So komme ich schon zurecht, aber es ist oft so... also, ich kann nichts machen. Ich kann nichts für mich machen. Ich kann keine Stunde weggehen, ich muss alles mit dem Florian machen. Wenn ich eine Packung Taschentücher kaufen gehe, muss ich ihn mitnehmen. Und das ist auf der einen Seite anstrengend, aber mittlerweile hab ich mich schon drauf eingestellt. Jetzt hab ich diese Tragehilfe gekauft und da setz ich ihn halt schnell hinein und geh zum Billa. Und wenn ich in die Stadt will, dann setz ich ihn halt ins Wagerl und fahr. Nur wenn so ein Wetter ist wie heute, so wechselhaft, weil ich Angst habe, dass es zu regnen anfängt oder so, dann weiß ich oft nicht, kann ich jetzt gehen oder nicht. Und dann bin ich wieder komplett überfordert, manchmal, also, dann oft... Manchmal macht's mir gar nichts, gell. Da genieße ich es fast, dass ich allein bin. Und dann ist es wieder so, dass ich extrem weinerlich bin und so, also, dass ich diese Rolle noch nicht ganz internalisiert habe. Wenn ich in der Stadt bin mit dem Kinderwagerl, fühl ich mich ein bissl so wie jemand, der nicht dazu gehört oder so. Weißt du, was ich meine? [lacht]

Ich hab es mir einfacher vorgestellt

Johanna – Also, da versuche ich, dass ich das als Normalität empfinde, weil es einfach so sein muss jetzt. Aber es ist so, dass ich mich so danach sehne, dass ich für mich Sachen machen kann, jetzt... es ist ja alles, du kannst ja nichts tun ...

– *Und was möchtest du tun?*

Johanna – Ja, ich hab keine Ahnung. Zum Beispiel mit einer Freundin Kaffee trinken gehen irgendwo und reden können, ohne dass du ständig... weißt du, so... Und da denk ich mir, das muss in Fleisch und Blut übergehen, dass das Kind einfach bei dir ist. Das geht schon irgendwie. Aber das ist jetzt auch noch neu, weil ich ja bis vor kurzem bei meinen Eltern war im Haus am Stadtrand, und das war ja nicht mitten in der Stadt so wie jetzt. Da waren keine Leute, da war ja niemand rundherum und da war ja kein Einkaufen gehen oder irgendwas. Da war ich halt daheim und meine Mutter hat mir was nach Hause gebracht. Und ich bin halt spazieren gegangen mit ihm. Das ist jetzt schon wieder eine Umstellung, irgendwie ist alles jetzt ein bissl anders. Ja, und jetzt will ich nach Kroatien, das haben wir ausgemacht, Stefan und ich: Wir fahren im Sommer nach Kroatien. Und mittlerweile ist es nicht klar, ob der Stefan jetzt mitkommt. Und jetzt ist eh die Frage, ob wir das jetzt machen können. Sonst würde ich eben allein hinunterfahren. Und das ist eben auch für mich komisch. [...] Das ist Kroatien. Ich bin ja nicht verheiratet, gell, das ist eh schon der volle Fauxpas für die, und das würde nicht gehen,

dass man unten nicht verheiratet ist und ein Kind kriegt. Das verstehen sie überhaupt nicht, gell, mein Onkel zum Beispiel. Und wenn ich jetzt hinunterkomme ohne den Stefan, dann fühle ich mich komisch unten, weil unten ist das noch viel schlimmer, wenn du allein mit einem Kind spazieren gehst. Die denken dann, wo ist der Stefan? Da würde ich echt irgendwie sagen, er arbeitet, oder so. Und er kommt im Herbst, also, das ist dann auch nicht das Problem. Aber so denke ich dann irgendwie. Das ist so ein Ding, irgendwie.

– *Du hast dir das anders vorgestellt, als es jetzt ist.*

Johanna – Ja! Ich hab es mir einfacher vorgestellt. Ich hab mir gedacht, dass ich stärker oder energievoller bin, weißt du. Leichter hab ich's mir irgendwie vorgestellt. Ich habe einfach mich gesehen, wie ich alles mache, ganz normal, nur halt mit dem Kind. Aber in Wirklichkeit ist das alles ganz anders. Das ist ja ganz am Anfang schon: Das Sitzertl in das Auto hineinzubringen, das ist ja schon eine Katastrophe, da überlegst du schon zehnmal, ob du mit ihm wegfährst oder nicht. Das war die ersten paar Male mit ihm fürchterlich, ich habe gedacht: Nie wieder fahr ich mit ihm, da hat er nur geschrien. Das ist so beengend für die Kinder.

– *Was findest du denn so am schwierigsten an deinem Leben mit Kind?*

Johanna – Was irgendwie total blöd ist, das ist einfach ein gewisses Quantum an Alleinsein, das funktioniert einfach nicht. Und so konzentriertes Reden mit jemandem, weil du ständig unterbrochen wirst, durch irgendwas. Und das, was mich belastet ist die Veränderung der Beziehung mit dem Partner. Und so diese ganzen alltäglichen Sachen, das ist auch alles kompliziert. [...] Und was mich total anzipft ist, dass du in der Stadt nicht stillen kannst. Ich hab ihn zum Beispiel in Umkleidekabinen gestillt, weil das der einzige Platz ist! Weil, wenn du das auf der Straße machst, dann regt sich jeder Zehnte auf, der vorbei geht, oder schaut blöd. Und das kannst du irgendwie nicht. Oder ich gehe in einen Park und da habe ich dann auch oft Angst, dass irgendwer vorbeigeht und mich anpöbelt oder so. Auf der einen Seite propagieren sie das so, das Stillen und »das ist so gesund für die Babys« und »Stillen Sie doch« und die Ärzte sagen: »Stillen Sie doch sechs Monate!« Und im alltäglichen Leben ist es eigentlich nicht möglich, dass du stillst. Aber wenn das Kind schreit, dann muss ich es stillen, ganz wurscht, wo ich bin.

– *Hast du gewusst, wie man mit den Kleinen so umgehen soll, was man da alles tun muss?*

Johanna – Ja, da habe ich ein paar gute Bücher bekommen von Bekannten. Ich hab ein Stillbuch bekommen, ein gutes, und noch zwei so Sachen, so »Babys von Null bis Drei«, Schreiverhalten und Schlafverhalten. Da hab ich halt ewig drin gelesen, weil ich mich überhaupt net auskennt hab, weil ich nicht gewusst hab, was ist jetzt normal. Am Anfang, dadurch, dass ich nur gestillt habe, war das nicht so schwer. Das ist irgendwie einfacher, weil du stillst und du brauchst nicht aufzupassen wegen der Menge oder so. Da wäre ich auch schon wieder unsicher gewesen, wenn ich ihm ein Flascherl gegeben hätte, wie viel und wie oft. Und beim Stillen hab ich halt irgendwo gelesen, wurscht, wie oft das Kind schreit, gibst du's halt. Aber das zum Beispiel mit dem Anziehen, das ist für mich das

Problem. Da bin ich ziemlich verunsichert worden durch meine Mutter, und das ist für mich echt so ein wunder Punkt, das ist so mein Ding, wo ich nie weiß, ist er jetzt zu warm angezogen oder zu kalt? Und dann ziehe ich ihn echt oft dreimal um in fünf Minuten, oder so. Das Anziehen war irrsinnig schwer und die Temperatur, wie kalt darf es sein im Zimmer und so. Und so, eigentlich war am Anfang nicht so viel, ich hab ihn halt gestillt und hab ihn halt gewickelt und sonst war irgendwie nix. Und wenn er geschrien hat, dann war ich am Anfang auch voll fertig und unsicher, und dann hab ich halt auch gemerkt, wie ich ihn beruhige, dass das vorbei geht und dass das nix Schlimmes is. Eher die anderen Sachen, die mich verunsichert haben, dass ich mich nicht getraut habe, mit ihm im Auto zu fahren, oder, wie tu ich ihn jetzt hinein und was beengt ihn und was nicht. Ich wollte ja nix machen, ich wollte ihn nicht zwingen zu irgendwas, das wollte ich schon von Anfang an nicht.

– *Was war dann das Erste, das du mit ihm unternommen hast?*

Johanna – Am Anfang, mh, wart einmal. Am Anfang bin ich, glaub ich... Meine Mutter hat gesagt: »Die ersten zwei Wochen darfst du mit ihm nicht hinausgehen«, und so... Und ich glaube, ich war wirklich die ersten paar Wochen mit ihm drinnen. Dann hat er so einen argen Schnupfen gehabt und das Erste war, dass ich mit ihm ins Spital gefahren bin. Das war das Erste und dann irgendwann einmal spazieren gehen, zuerst einmal in dem Tuch, da hat er dann ewig geschrien, weil ich so unsicher war und nicht gewusst hab, wie ich da tun soll, ich hab ihn nur dreimal drinnen gehabt [Pause]. Und jetzt hab ich halt einmal so eine Tragehilfe, das ist jetzt einmal das Beste. Ja, und das mit dem Stillen, wenn ich das gewusst hätte, wie schwer das jetzt ist, das Abstillen, dann hätte ich ihm von der sechsten Woche an ein Flascherl dazugegeben, wenigstens einmal am Tag. Ich merke jetzt, das wird bei mir weniger, weil ich schon gern abstillen würde. Aber am Anfang wäre das für mich das Schlimmste gewesen, wenn ich die Milch verloren hätte. Da haben sie mir im Spital so Angst gemacht: Also, er war im Spital und die wollten nicht, dass die Mütter dort bleiben, weil da war das Spital so überfüllt. Und ich hab gesagt: »Ich gehe nicht weg.« Ich hab voll zu plärren angefangen und hab gesagt: »Ich lass mein Kind nicht allein, mir ist das egal!« Und dann haben sie gesagt: »Ja, dann können Sie sich da hinsetzen. Aber Sie werden die Milch verlieren. Wenn Sie jetzt nicht heimgehen und sich nicht entspannen, verlieren Sie Ihre Milch!« Und die wollten ihm ein Flascherl dazugeben. Und ich habe halt gehört, dass man dann den Rhythmus voll durcheinander bringt, zumal sich das, wenn er zwei Wochen alt ist, ja noch gar nicht so eingespielt hat. Und dann bin ich halt dort geblieben und hatte total Angst. Und das war wirklich immer meine totale Sorge, das ist wirklich schlimm am Anfang.

Irgendwann

– *Wolltest du eigentlich Kinder?*

Johanna – Ich wollte schon immer Kinder haben. Ich habe Kinder immer gern gehabt und das war für mich immer das Größte, eben ein Kind, oder so. Aber ich

hab mir nie vorstellen können, dass ich... also, ich hab mir schon vorstellen können, dass ich das habe, aber irgendwann [lacht], wenn ich anders bin oder so. So hab ich gedacht. Also, jetzt hab ich mir's noch nicht vorstellen können.

– *Was meinst du mit anders?*

Johanna – Ich hab mir gedacht, ja, wenn ich dann richtig erwachsen bin [lacht] und gewisse Sachen nicht mehr brauche und so. Und ich kann mir auch nicht wirklich vorstellen, dass ich ein Leben lang bei einem Mann bleibe [lacht]. Und jetzt hat der Florian halt einen Papa und das wird alles schwierig. Also, das wäre ja nett, wenn es so wäre, aber ich kann es mir einfach nicht vorstellen. [Pause] Alles, was irgendwie so fix ist, das macht mir irrsinnige Angst. Da habe ich so das Gefühl, das bindet mich so. Und das hab ich bei allem, ob das der Beruf ist, oder das Wohnen ist oder der Partner, oder sonst was. Ich habe mir immer wieder einmal gedacht, es wäre total schön, ein Kind zu haben. Weißt, einfach so. Aber das war alles so ein Gedanke, aber net so auf die Gegenwart oder Realität bezogen.

Juni 2001

Unklare Verhältnisse

Anita Niegelhell

Die allgemeine Destabilisierung der Arbeitsverhältnisse und der Wandel der kulturellen Orientierung betrifft die Privatsphäre in besonderer Weise. Die vorherrschende Ideologie der »Freiheit des Einzelnen« bringt eine tiefgreifende kulturelle und existenzielle Verunsicherung mit sich. Die Wirkung ist besonders subtil, da der private Raum als letztes Refugium, als Ort der Authentizität gilt, in dem der spätmoderne Auftrag zur Gestaltung des eigenen Lebens ganz besonders dringend wird. Der Wunsch, »so sein zu können, wie ich wirklich bin«, wirkt aus der Tradition der Vorstellung der Gegensätzlichkeit des Draußen und Drinnen,²⁷⁷ des zur Verfügung gestellten und des eigentlichen Lebens. Auch wenn heute von einer allmählichen Auflösung dieser geteilten Welten die Rede ist, die Vorstellung von einem sicheren und geschützten Privatbereich wird in einer zunehmend irritierenden Außenwelt umso wirksamer. Damit gewinnt aber auch die strukturelle Gewalt im Privaten neue Brisanz. Der steigende Druck, Ängste vor dem Verlust der Arbeit, werden in private Schwierigkeiten und Unsicherheiten übersetzt, sie entladen sich in der Familie. »Man kann den Gewalterhaltungssatz nicht beschummeln: Gewalt geht nie verloren, die strukturelle Gewalt, [...] die tiefgreifende Verunsicherung der Lebensverhältnisse, schlägt auf lange Sicht [...] zurück, in all den kleinen oder großen Gewalttätigkeiten des Alltags.«²⁷⁸

Im selben Ausmaß wie privates Dasein ein zunehmendes Bedürfnis wird, führen Individualisierung und Auflösung traditioneller Bindungen dazu, dass die Berufsarbeit zum grundlegenden Lebensprojekt wird, für Frauen wie für Männer. Der Kampf um den eigenen Raum wird damit innen wie außen zum zentralen Bezugspunkt. Nicht aufgrund des Ausbruchs eines kollektiven Narzissmus, wie oft beklagt wird, sondern als Folge einer gesellschaftlichen Entwicklung. Das Handeln unterstellt sich den Gesetzen des Marktes, der Mobilität und Flexibilität, Konkurrenz und Karriere – Erfordernissen, die keine Rücksicht auf private Bindungen nehmen. Wer diesen Gesetzen nicht folgt, riskiert Arbeitsplatz, Einkommen und soziale Stellung.²⁷⁹

Die sukzessive Auflösung von Standesregeln, traditionellen Zugehörigkeiten, religiösen und sozialen Bindungen hat die Einzelnen aus kollektiven Entlastungssystemen freigesetzt. Nun sind sie darauf angewiesen, Orientierung und Sicherheit aus sich heraus zu holen. Suggestiert wird Auswahl aus unendlichen Möglichkeiten. Ausbildung, Beruf, Lebensstil, all das scheint nun offen, der freien Entscheidung zugänglich. Der alles entscheidenden Frage, welches Leben das richtige ist, erwächst Verantwortung – falsche Entscheidungen schlagen zurück, Scheitern wird zur persönlichen Schuld. Angesichts der Folgen eventueller Fehlentscheidungen wird das Auswählen zum Fluch. »Wenn das moderne ›Problem

der Identität« darin bestand, eine Identität zu konstruieren und sie stabil zu halten, so besteht das postmoderne »Problem der Identität« darin, die Festlegung zu vermeiden und sich Optionen offen zu halten.«²⁸⁰ So zeigt der Zugewinn an Entscheidungsfreiheit und Wahlmöglichkeiten die Kehrseite. Die Über-Betonung des Gestaltungsauftrags wird zum Zwang, der dazu führt, dass Entscheidungen gar nicht mehr getroffen werden können.

Gerade jene Bedingungen, die dazu geführt haben, dass Menschen aus traditionellen Bindungen entlassen wurden, produzieren eine neue Sehnsucht danach. Diese hochgehaltenen und idealisierten familiären Bindungen auch zu leben, kann nicht mehr gelingen. Das Ideal der Individualisierung der Moderne verträgt sich nun einmal schlecht mit Familienplanung und Betreuungspflichten. Je höher die gesellschaftsbedingten Anforderungen werden, umso größer werden die Erwartungen an private Beziehungen, die Ausgleich für den zu ertragenden Druck schaffen sollen. Das Paradox schraubt sich immer höher. Wenn es auch denkbar sein mag, Partnerschaft mit den Anforderungen der selbstentworfenen und selbstgestalteten Berufstätigkeit in Einklang zu bringen – wenn beide Partner erwerbstätig, annähernd ähnlich qualifiziert und entlohnt sind – so widersprechen die tatsächlichen Verhältnisse unter den Bedingungen des geschlechtsspezifisch hierarchisierten Arbeitsmarktes – mit den bekannten Prozessen des Ausschlusses und der Diskriminierung – der Realisierung einer partnerschaftlichen Alltagsgestaltung.²⁸¹ Individuelle Regeln müssen nach den jeweiligen Gegebenheiten und Notwendigkeiten festgelegt und von den Beteiligten in einem permanenten Prozess ständig neu ausgehandelt werden. Spätestens wenn ein Kind kommt, gerät das Konzept der Partnerschaftlichkeit ganz offensichtlich in eine Krise. Dann ist die partnerschaftliche Anforderung weder an traditionelle Regeln zurückzukoppeln, noch mit den Realitäten der Arbeitswelt oder mit den idealisierten Familienvorstellungen »gerechter« Aufteilung der Betreuungsarbeit vereinbar.

Die Notwendigkeiten der familiären Versorgungsarbeit blieben im Konzept der Moderne stets ausgeblendet. Zwar wurden aufgrund massiver Forderungen der Frauen immer wieder Schritte unternommen, die Ungleichheit aufzuheben oder wenigstens zu mildern, doch der grundsätzliche Widerspruch blieb bestehen. In Krisenzeiten tritt er schärfer zu Tage. Dann wird sichtbar, dass das Ideal des freien modernen Subjektes von Anfang an nur die männliche Normalbiografie im Blick hatte. Aus dieser Perspektive wird die weibliche Biografie durch die Mutterschaft als gebrochen, zerstückelt oder unvollständig verortet. Die Folgen sind evident: Schlechtere finanzielle Stellung für Frauen, weil die Kindererziehungszeiten als »Abweichung« von der Normalität einer durchlaufenden Erwerbstätigkeit den Frauen zur Last gelegt werden, und Mehrfachbelastung, weil trotz aller Beteuerungen und Verbesserungen die Betreuungs- und Erziehungsarbeit immer noch von Frauen getragen wird. Gerade während der verunsichernden Phase der Geburt eines Kindes greifen somit noch nie da gewesene Abhängigkeiten, die Frauen dazu bringen, wieder auf traditionelle Rollenverteilung zu setzen.²⁸² Unter den Prämissen der Selbstverantwortung und -gestaltung erscheinen sie dann para-

doxerweise als selbstgewählt und werden als Symptom einer gesellschaftsbedingten Entwicklung nicht erkannt.

Da traditionelle Rollenbilder gleichzeitig für obsolet erklärt werden und als verlässliche Orientierungen nicht mehr zur Verfügung stehen, beherrschen Variationen mit unterschiedlichen, oft widersprüchlichen Gewichtungen von Hierarchie und Gleichheit, Fürsorge und Eigenständigkeit, Harmonie und Konflikt die Alltagspraxis, ein paradoxes Nebeneinander von Gleichheitsansprüchen und Ungleichheitserfahrungen, verdeckt von einer umfassenden Gleichheitsrhetorik. Was die Widersprüchlichkeiten brisant macht, ist die Wirkmächtigkeit dieses Diskurses. Es sind nicht die Erfahrungen an sich, die Realitäten ausmachen, sondern die kulturellen Konstrukte, mit denen Erlebnissen Bedeutung zugeschrieben wird.²⁸³ Die Bilder hinter der Idee der Partnerschaftlichkeit entfalten ihre paradoxe Wirkung: Die Idee der Gleichheit ignoriert die realen Strukturen vollkommen und sie hindert Paare daran, sich Gleichheit zu »erarbeiten«, Betreuungsarbeit aufzuteilen, Dinge erst auszuhandeln. Auch das Bild der romantischen Liebe führt als Modell der Gleichheit dazu, die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern aus dem Blick zu verlieren und sie somit gleichzeitig unter dem Tisch wieder herzustellen. Die reale Differenz zwischen Mann und Frau wird so neutralisiert. Das Interesse an einer stabilen und befriedigenden Beziehung hat für Frauen Priorität gegenüber dem Problem ungleicher Arbeitsteilung. Jedes Insistieren auf reale Gleichheit bedroht – trotz besseren Wissens und Erfahrung – die erhoffte Harmonie, womit sich das Glücksstreben, aber auch die reale Ungleichheit weiter durchzusetzen versteht.²⁸⁴ Die Forderung nach weiblicher Selbstbestimmung zeigt damit einen weiteren paradoxen Nebeneffekt. Angesichts des Durcheinanders von alten und neuen Mustern tendieren Frauen dazu, alles auf sich zu nehmen. Das Dilemma zwischen der Forderung nach Selbstgestaltung und den nach wie vor wirksamen Traditionalisierungseffekten ist dann schier unlösbar.

Nach wie vor kontrastiert das Bild der »selbstständigen Frau« jenes der »guten Mutter«. Die Selbstständigkeit wird in der Phase des jungen Erwachsenenalters vor die Familiengründung verlegt, das traditionell erstarrte Leitbild der »guten Mutter« wird mit einer irgendwann späteren Familienphase mit Kindern verbunden. Beide werden verschiedenen biografischen Phasen zugeordnet. Sie stehen sich mit ihren völlig verschiedenen Anforderungsprofilen unvereinbar gegenüber. Die Vorstellung der »guten Mutter« muss mit dem Wunsch nach einem eigenen, selbstgestalteten Leben erst in Einklang gebracht werden, was eine unendliche Reihe von Fragen mit sich bringt: Wann ist der beste Zeitpunkt, ein Kind zu bekommen; welche Lebensform ist am besten dafür geeignet; wie lange soll eine Frau ihre Berufstätigkeit unterbrechen; soll sie und kann sie sich von der Berufstätigkeit freimachen; wann soll sie wieder einsteigen; welche Betreuungsform ist die beste für das Kind; soll das Kind Geschwister bekommen? In dem Maße, wie Kinder aus der Gesellschaft gedrängt werden, wird die Phase der Kindheit ideologisch überhöht. Dem eigenen Kind soll nur das Allerbeste zur Verfügung ste-

hen, es soll bestmöglich gefördert und unterstützt werden, die allerbesten Voraussetzungen für sein Leben, für sein Aufwachsen vorfinden. Dazu braucht es eben die allerbeste Mutter. In dieser Bedeutungsüberhöhung ist es unmöglich, Kinder »einfach zu bekommen«. Da wird abgewogen und überlegt.²⁸⁵ Bevor ein Kind überhaupt »machbar« scheint, muss klargestellt werden, ob ihm dieses Beste auch tatsächlich zur Verfügung steht: Ist die Beziehung geeignet; ist man selber überhaupt in der Lage, reif genug, das Kind ausreichend zu unterstützen; ist die Wohnung kindgerecht, groß genug, und so weiter.

Die Hoffnungen und Erwartungen, die Eltern an ein Leben mit Kind stellen, entsprechen dem Wunsch nach Lebensbereicherung. Persönliche Bedürfnisse nach einem sinnvollen Leben wollen erlöst, die Besonderheit des eigenen Lebens im »Wunder des Werdens« bestätigt werden. Das Kind steht für einen unvermittelten, direkten Zugang zum Leben, zum »Eigentlichen«, zu dem, worum es im Leben wirklich geht. In das Kind werden Sehnsüchte nach dem Ursprünglichen, dem Natürlichen projiziert und in dieser Projektion befriedigt. Wo Ziele beliebig und austauschbar werden, der Glaube an ein Jenseits schwindet, die Hoffnungen des planbaren und erfüllten Diesseits sich als Trugbild erweisen, verheißt ein Kind, dem eigenen Leben Sinn, Inhalt und Halt zu verschaffen.²⁸⁶

Der Unklarheit der Geschlechterrollen und den überzogenen Erwartungen an Eltern und Kinder stehen nicht zuletzt die finanziellen Verhältnisse gegenüber. Sie geben Aufschluss über die gesellschaftliche Verteilung der Wertschätzung. Der Ausgang des Experimentes läuft entlang der Geschlechtergrenzen. Abgesehen davon, dass sich die Entscheidung für ein Kind nach wie vor als »Unterbrechung der Erwerbstätigkeit« sowohl auf die Entlohnung der Frauen als auch auf die Höhe ihrer Pensionen auswirkt,²⁸⁷ ist die finanzielle Situation von Familien mit Kindern wesentlich schlechter als jene von Paaren ohne Kinder, und sie verschärft sich zunehmend.²⁸⁸ Vor der Tatsache, dass hierzulande der Staat nicht ausreichend für die Betreuung von Kindern unter drei Jahren sorgt und entsprechende Betreuungseinrichtungen fehlen, muss oft zwangsläufig auf ein zweites Einkommen verzichtet werden. Besonders zugespitzt zeigt sich die Situation für Alleinerziehende. Sie befinden sich an einer zweifachen Grenze: Jener der gesellschaftlichen Verortung des Geschlechtes und jener der familiären Schlechterstellung. Sie gehören zur größten Gruppe der akut armutsgefährdeten Personen. Für sie ist das Kindergeld so wenig existenzsichernd, wie es das Karenzgeld war. Aber auch für Jungfamilien mit reduziertem Einkommen entstehen finanzielle Notlagen, die allein nicht mehr bewältigt werden können. Da von der Politik das traditionelle Familienmodell mit dem männlichen Alleinverdiener nach wie vor favorisiert wird oder die Berufstätigkeit der Frau als Zuverdienst verhandelt wird, ist ein alleinverdienender Partner selten in der Lage, eine Familie zu erhalten. Das Geld reicht kaum fürs Leben, unvorhersehbare Ausgaben, eine kaputte Waschmaschine, eine Stromnachzahlung sind oft der Beginn einer Abwärtsspirale. Institutionen, die Unterstützung für solche Notlagen anbieten, berichten davon, dass die Zunahme der Notwendigkeit von Hilfe für den Lebensbedarf steigt. Die

widersprüchliche Situation zwischen ideologischer Überhöhung und tatsächlicher Marginalisierung, dem Erleben krasser Notlagen, hat weitreichende Folgen: Sie bewirkt Rückzug, Isolation, drückt das Selbstwertgefühl der Frauen und hat langfristig Auswirkungen auf die Kinder.²⁸⁹ Es ist offensichtlich, dass neoliberale Ideologien, die von Eigenverantwortlichkeit sprechen, letztendlich nichts anderes als Maßstäbe der unabhängigen Männlichkeit reproduzieren. Der Globalisierungsschub hat die Geschlechterverhältnisse flexibilisiert und dennoch festgeschrieben. Da Beziehung immer auch Obsorge ist, wird zu fragen sein, ob eine Gesellschaft der Flexiblen, Mobilen und Unabhängigen überhaupt lebensfähig sein kann,²⁹⁰ wenn gleichzeitig der Staat die Sicherung entsprechender Strukturen aufkündigt.

Zwischen den Welten

Gilles Reckinger

Ich traf mich mit Jurij zweimal in einem ruhigen Gasthaus am westlichen Grazer Stadtrand. In diesem Viertel mit seinen kleinbürgerlichen Einfamilienhaus- und Reihenhaussiedlungen lebt er mit seiner Frau und ihrem jüngsten Sohn in einer Wohnung eines Baues aus den 60er Jahren. Am Ende des zweiten Gesprächs kommt seine Frau Sara hinzu. Sie kommt, um ihn abzuholen und nimmt sofort am Gespräch teil. Während Jurij seine Fähigkeit, nicht nur mit allen Problemen souverän fertig zu werden, sondern dabei auch als Gewinner hervorzugehen, in Szene setzt, lenkt sie den Blick auf eine andere Wahrheit, auf die andere Seite des Pendlerdaseins, auf die Schwierigkeiten, hier und dort zu leben. Zwei unterschiedliche Wahrnehmungen aus unterschiedlichen Positionen und unterschiedlichen Erfahrungen – oder eine einzige Realität in unterschiedlichem Gewand.

Jurij stammt aus der Nähe des slowenischen Ortes Murska Sobota, der 15 km jenseits der österreichischen Grenze liegt. Von hier kommen viele Arbeitspendler nach Graz. Auch Jurij ist als Jugendlicher Ende der 60er Jahre mit seinem Vater über die Grenze gependelt. Mittlerweile lebt er schon 30 Jahre mit Frau und Kindern in Graz. Er ist Ende 40, sein dichtes braunes Haar und seine tiefen Lachfalten lassen ihn wesentlich jünger erscheinen. Sein Auftreten ist geschäftsmännlich, er geht selbstsicher und entspannt auf mich zu. Sein gewandter Umgang und sein perfektes Deutsch mit leichter steirischer Dialektfärbung geben zu erkennen, dass er es gewohnt ist, in der Öffentlichkeit zu stehen. Nicht ohne Stolz bemerkt er, oft für einen Steirer gehalten zu werden.

Wie sein Vater und Großvater ist Jurij gelernter Spengler. Der Großvater hatte in Murska Sobota eine eigene kleine Werkstätte gegründet, die sein Vater aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr übernehmen konnte. Jurij's Vater gehörte zur ersten Generation der Wochenpendler, die in Österreich als Arbeitskräfte begehrte waren. Er arbeitete stets in derselben Grazer Firma und fuhr jedes Wochenende zu seinen Eltern und Geschwistern nach Slowenien zurück. Jurij erzählt von den abenteuerlichen Bedingungen, unter denen er in den ersten Jahren, mit dem Vater auf einem Moped, im Winter in Decken eingehüllt, auf schlecht ausgebauten Straßen die 100 km bis nach Graz zurücklegte. Seine Lehre absolvierte er in Österreich bei jener Firma, in der schon sein Vater arbeitete und die nun auch ihn 25 Jahre lang beschäftigen sollte. Bald zu einer verantwortlichen Position aufgestiegen, schien ihm seine Integration vollends zu gelingen. Obwohl Jurij seine Deutschkenntnisse als »sehr arm« bezeichnet, genoss er wegen seiner guten Arbeitsleistung und seiner bedingungslosen Loyalität innerhalb der Firma Anerkennung. Zudem konnte er auch das Anerkennungskapital, das sich der Vater erarbeitet hatte, einlösen. In einer männlichen Berufswelt, die Anerkennung

über Leistung und Erfolg definierte und in der die Nachfrage ausländische Arbeitskräfte willkommen sein ließ, gelang es ihm, sich Respekt zu verschaffen. Dennoch offenbart seine gelungene Integration auch jene Prekarität, mit der die Arbeitssituation von Migranten und Migrantinnen generell belegt ist. Im Gegensatz zu den Einheimischen musste er die Anerkennung immer wieder neu erkämpfen, seine Leistung und Loyalität immer wieder beweisen, da sie ihm jederzeit in Abrede gestellt werden könnte.

Er hat die Spielregeln erkannt und anerkannt, was an seinem Verhältnis zur deutschen Sprache deutlich wird. Es regt ihn auf, dass von Ausländern zwar verlangt wird, Deutsch zu sprechen, dass ihnen gleichzeitig aber das Erlernen der Sprache durch die Reduktion von Verben ins Infinitiv von Einheimischen erschwert wird. Ein Phänomen, das in der Baubranche besonders verbreitet ist. Jurij kämpfte dafür, »ganz normal« behandelt zu werden, als ein gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft. Nach seiner Lehrzeit blieb er in Graz, holte seine Frau aus Slowenien und bezog mit ihr eine eigene Wohnung. Aus seiner Lehrzeit, in der er während der Woche im Bauarbeiterwohnheim lebte, stammen viele seiner Kontakte zu anderen ausländischen Arbeitern. Jurij wurde wegen seiner Integrationsbereitschaft sowohl für die österreichischen als auch jugoslawischen, tschechischen und polnischen Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen zu einem Verbindungsglied und zu einem Ansprechpartner, an den sich die Arbeitgeber wie auch die Arbeiter bei Suche oder Vermittlung von Arbeit mit Vertrauen wenden konnten. So gründete er einen Klub slowenischer Immigranten in Graz, in dem nicht nur Slowenen und Sloweninnen, sondern auch Einheimische, Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen verschiedenster Nationen eingebunden waren. Jurij trat gegenüber den Behörden als Garant für die Integrität des Vereins auf. Die Auflösung 1991, »als Jugoslawien zerbrochen wurde«, war für ihn ein schwerer Schlag. Um den Behörden zuvorzukommen und um das Gesicht seines angesehenen, als apolitisch geachteten Vereins zu wahren, legte er den Klub still. Nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens war die Rekonstituierung im Rahmen einer gemeinsamen »jugoslawischen Identität« nicht mehr möglich. »Jugoslawisch« bedeutete nun großserbisches, ultranationalistisches Interesse, das nicht der Identität seiner Mitglieder entsprach.²⁹¹

Obwohl Jurij in Graz eine Existenz aufgebaut hatte, blieb Slowenien für ihn und seine Frau »das Land der Sehnsucht«, wohin sie immer zurückkehren wollten. 1993 kündigte Jurij schweren Herzens seinen Arbeitsvertrag, um in Slowenien eine eigene Firma für Baustellenbedarf zu gründen, »um etwas zu tun für [sein] Land.« Diese Entscheidung reiht sich in die Aufbruchstimmung Westeuropas nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Staaten ein, in den »Aufschwung Ost«, wie das Prosperitätsversprechen in Deutschland euphorisch genannt wurde. Die Hoffnung, in seiner alten Heimat wieder Fuß zu fassen und dort die in Österreich erlangte soziale Anerkennung einlösen zu können, war es ihm wert, seine Verankerung in der österreichischen Gesellschaft aufzugeben. Jurij setzt für seine erhoffte Karriere als neuer Unternehmer auf zwei seiner

Kapitalien – auf das Know-how der westlichen, expandierenden Ökonomie und auf seine kulturelle Bindung an das andere, wirtschaftlich geschwächte Staatsgefüge.²⁹² Gerade in den Widersprüchen zwischen dem wirtschaftlichen Expansionismus und dem Loyalitätsbeweis seinem Heimatland gegenüber, liegen die Risiken seiner neuen Existenz. Als westlicher »Entwicklungshelfer« stößt er in seiner alten Heimat nicht auf die erwartete Anerkennung, sondern auf Skepsis und Ablehnung. Die Kluft zwischen seiner Herkunftskultur und seinen in der Emigration erworbenen kulturellen Gepflogenheiten und Wertsymbolen kann er mit seinem Vorhaben nicht überwinden. Im Gegenteil. Seinen Landsleuten in der alten Heimat wird die Doppeldeutigkeit seines Anliegens – die »besseren« westlichen Waren zu exportieren und damit gleichzeitig seine Zugehörigkeit zur slowenischen Kultur zu festigen – augenscheinlich.

Das Dilemma verdeutlicht sich am Eigenheim, an dem alle Familienmitglieder – Jurij, seine Frau Sara und die drei Kinder – seit zehn Jahren, an Wochenenden und in den Ferien mit großer Hingabe bauen. Jetzt ist die Villa mit vorgelagerten Säulen und Terrassen, im Stil jener Neubauhäuser, deren Vorbild die Villen der Reichen und Schönen amerikanischer Fernsehserien sind, bald fertig. Jurijs Frau wollte eigentlich schnell ein kleines Haus haben, aber Jurij wollte die Früchte des schwer erarbeiteten Aufstiegs ernten und sie den »Daheimgebliebenen« dokumentieren. An den Wänden ihrer kleinen Wohnung in Graz hängen überall Fotos des Hauses, wie eine Verheißung des Glücks – ein Endpunkt ihrer gemeinsamen Wünsche, an dem sich die ersehnte Rückkehr in die Heimat und der Traum, einen Platz in der globalisierten Gegenwart einzunehmen, verwirklichen. Die Repräsentationsarchitektur des neuen Heimes in einer ärmlichen, ländlichen Gegend Sloweniens, wo den Menschen das Geld für die notdürftigsten Reparaturen fehlt, wird zur Metapher ihres Lebens zwischen den Welten. So eröffnen sich mit diesem Haus, das alle Entbehrungen ihrer Zeit in Österreich zurückgewinnen sollte, neue soziale Konflikte: Spannungen zu ihrem Herkunftsmilieu wie auch innerhalb der Familie. Die Demonstration des Aufstiegs ist Ausdruck einer double-bind Situation, der sich Grenzpendler und Grenzpendlerinnen nicht entziehen können. Jurijs Rechnung, den Daheimgebliebenen durch ein repräsentatives Modell der großen weiten Welt zu beweisen, dass die Entscheidung, ins Ausland zu gehen, die richtige war, schlägt ins Gegenteil um. Die Demonstration des erarbeiteten Status verstärkt die Vorurteile der Daheimgebliebenen. Sie verweigern ihm die erhoffte Anerkennung.

Das Projekt des eigenen Hauses in Slowenien ist das Ziel, nach dem Jurij und seine Frau ihr Leben ausgerichtet haben. Dafür haben sie 30 Jahre mit drei Kindern in zu kleinen, alten Wohnungen in Graz gelebt, die immer nur als Übergangsphase vor der endgültigen Rückkehr gedacht waren. Jetzt lebt Jurij allein im neuen Haus in seiner Heimat. Sara zögert vor dem konkreten Schritt, wieder nach Slowenien zurückzukehren. Sie hat Angst. Viele Bindungen haben sich aufgelöst, vieles hat sich verändert. Wenn das Haus endlich fertig sein wird, wenn ihr Traum sie zu einer endgültigen Entscheidung zwingt, sind ihre Kinder längst erwachsen.

Ein Grenzpendler

(Interviewer: Gilles Reckinger)

[Jurij schildert, wie der slowenische Klub in Graz entstand, welche Aktivitäten organisiert wurden und welche Bedeutung er für die Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen im Allgemeinen und für ihn im Besonderen hatte.]

Wenn er sich nicht anpasst, hat ein Mensch Schwierigkeiten

Jurij H. – Wir haben ja im Klub auch Jugendliche gehabt. Das war eine Freude in den Augen der Kinder, wenn sie slowenisch sprechen konnten, weil im Alltag haben sie ja praktisch nie slowenisch gesprochen. Und die Eltern haben den ganzen Tag gearbeitet, mit Österreichern zusammen, da haben sie auch nicht viel slowenisch gesprochen. Wenn du dein Kind erziehst, dann musst du ein bisschen die deutsche Sprache beherrschen. Sonst ist es desorientiert, es weiß gar nicht mehr, was jetzt richtig ist. Ich habe es so gemacht mit meinen Kindern: Die Mutter hat mit den Kindern slowenisch gesprochen, obwohl sie auch Deutsch kann, und ich Deutsch. Ich habe später gemerkt, dass die Kinder keine Schwierigkeiten gehabt haben in der Schule, zumindest weniger, weil sie sagen konnten: »Wir sind zweisprachig aufgewachsen.« Wenn er sich nicht anpasst, hat ein Mensch Schwierigkeiten. Aber das muss jeder selbst entscheiden, wie er das löst. Ich habe immer zu den Leuten im Klub gesagt: »Wenn du von der Arbeit kommst und Probleme hast, die müssen wir lösen. Wenn du Probleme mit der Familie hast, da mischen wir uns nicht ein. Lass dich nicht isolieren.« Sehr viele sagen: »Der Jurij hat uns aus dieser Isolierung, aus diesem Getto wieder rausgeholt.« Die haben nur Wohnung und Arbeit, Wohnung und Arbeit gehabt. Wir sind jeden Mittwoch zusammengekommen, und jeden Mittwoch war der Tag der Freude für uns. Weil du hast diese slowenische Sprache gehört. Wir haben geholfen, und es hat mir wahnsinnig Leid getan, wie der Klub auf einmal so schnell weg musste. Aber es war eine andere Zeit. Die Epoche war beendet und jetzt gehört wieder was Neues. Diese Sache gehört langsam zur Geschichte. Weil, du kannst nicht mehr auftreten, als Exjugoslawe. Weil dieser Ausdruck wird langsam verschwinden. Man spricht von Kroaten, Bosniern. Damit müssen wir uns einfach abfinden, dass man da nicht mehr von Ex-Jugoslawien sprechen kann, weil jetzt sagt man: »Ich hab mit Jugoslawien nichts zu tun. Ich bin Kroat oder ich bin ein Bosnier.«

[Er erzählt von seinem großen Freundeskreis in Graz, der überwiegend aus Grenzpendlern und Grenzpendlerinnen besteht. Wenn er sie wiedertreffe, würden sie stets über die Grenze sprechen.]

Der Pendler sollte als Pendler behandelt werden und nicht als Schmuggler

– *Die Grenze ist also ein zentrales Lebensthema für Sie. Könnten Sie mir etwas zu Ihren Erfahrungen mit der Grenze erzählen?*

Jurij H. – Wenn du nach Österreich fährst: »Ja, was haben Sie mit?« Dann wird

ausgepackt. Der Pendler hat ja nichts anderes als seine saubere Wäsche, aber die Beamten schauen ihn an: »Ja, ihr schmuggelt ja alle«, und das sind schon störende Sachen. Ich zum Beispiel nehme keinen Alkohol mit und ich nehme keine Zigaretten mit. Jeder sagt: »Ich habe nix«, wenn ihn ein Beamter fragt. Aber wenn du ihn anlügst und sagst: »Ich habe eine Schachtel Zigaretten«, obwohl du keine hast, dann lassen sie dich in Ruhe. Das, was erlaubt ist. Wenn du aber sagst: »Ich habe nichts«, die sind einfach so misstrauisch, dann sagen sie: »Bitte machen Sie auf.« Und das ist bei Pendlern häufig, diese Sachen. Dadurch, dass er eben jeden Freitag pendelt, sagen sie: »Du hast die Möglichkeit, jeden Freitag Schnaps mitzunehmen.« Wenn mir ein Zollbeamter so kommt, dann sage ich: »Bitte, wie Recht haben Sie?« Ob er jetzt schaut oder nicht, ist seine Sache. Und es sagen eh viele dann: »Nein, passt schon.« Aber trotzdem, der schaut dir so tief in die Augen, dass er dich fast verzaubert, dass du rot wirst, ohne einen Grund zu haben. Das ist meine Erfahrung, was an den Grenzen immer wieder passiert. Wegen meiner Export-Import-Firma bin ich jeden zweiten Tag auf dem Zoll. Entweder Radkersburg oder Sieldorf. Die Zolltarife habe ich oft schneller im Kopf als der Zollbeamte. Die Zollnummer weiß ich auswendig wie eine Telefonnummer, weil ich brauche nichts anderes zu wissen. Ich weiß, was ein Hammer hat, oder eine Bohrmaschine, oder eine Baggermaschine. Ich verbringe pro Woche [Denkpause] mindestens fünf Stunden am Zoll. Rein auf der Grenze. Wo du in Kolonnen stehst. Auf was für eine Weise du kontrolliert wirst, wirst du freundlich kontrolliert, so wie es sich gehört, wirst du so kontrolliert wie: »Was willst denn du?«, alles erlebst du hier. Du kennst die Menschen schon so, dass du fast sagen kannst, er ist nicht mit dem richtigen Fuß aufgestanden. Ein Beamter ist immer eine Respektperson. Aber er soll auch die andere Seite respektieren. Er soll einen nicht mit Du anreden. Ich habe schon zu verschiedenen [Zollbeamten] gesagt: »Ich kann mich nicht erinnern, dass wir zusammen in der Sandkiste waren.« Das, das stört mich. Oder wenn man so als Zweitrangiger behandelt wird. In dem Moment, wo er draufschaut: »Geboren in...«, ohne zu merken, dass er mit dem Menschen eigentlich Deutsch sprechen kann, fängt er an: »Wo kommen du her?« [Pause] Für mich war es ein Horror, wenn ich ein Visum in Österreich abgeholt habe, dann ging es immer wieder: »Warum kommen? Du später! Heute nicht. Morgen.« Da habe ich gesagt: »Sagen Sie mir, wer ist hier der Ausländer von uns zwei, Sie oder ich?« »Ach so, Sie holen den Pass für jemand anderen?« »Nein. [Mit Nachdruck:] Ich bin der. Ich möchte mit einem normalen Deutsch...« Dann dürfen sie sich nicht wundern, wenn auf einer Baustelle gesprochen wird: »Du kommen, du gehen! Ja, nix, du stehen.« Das sagt der Ausländer dann auch weiter. Er hat ja nichts anderes gelernt. Man soll langsam und einfach so, wie man mit jedem anderen spricht, sprechen. Nicht diese Zwischenwörter auslassen, wie wenn man ein Telegramm schickt. Er fühlt sich auch anders genommen. Der hat auf einmal seine Hemmungen verloren. Das ist das gleiche jetzt, wenn der Beamte den Reisepass nimmt. Er soll sein Deutsch behalten und freundlich sagen: »Herr Huber, was haben Sie mit?« Es klingt für

die Personen ganz anders. Wenn einer den ganzen Tag auf einer Baustelle gearbeitet hat und verschwitzt noch »guten Tag« und »danke« sagen kann, dann kann ich mir vorstellen, dass ein Beamter das auch kann, dass er ein freundliches Gesicht haben kann. Auch wenn ihm immer wieder was dazwischenkommen kann. Jeder Mensch hat gewisse Spannungen, wenn er acht, neun Stunden arbeitet. [...] Ich hätte mir gewünscht, der Pendler sollte als Pendler behandelt werden, und nicht als Schmuggler. Zum Beispiel mit einer reinen Pendlerspur. Dann könnten die Pendler schneller abgefertigt werden. Aber jetzt, Montag um halb sieben, eine Kolonne von einer halben Stunde, nur Pendler. Weil ich habe 30 Jahre diese Kontrollen gehabt, wo man zum Schwitzen angefangen hat.

– *Die psychische Belastung...*

Jurij H. – Ja, diese psychische Belastung. Auf einmal wird im Auto alles abgekühlt, und es kommt erst 200 Meter nach dem Zoll wieder auf. Wie wenn du einen Lautsprecher leiser stellst, so siehst du die Menschen da. Ich bin zum Beispiel vor einiger Zeit über Passau nach Deutschland gefahren, wo ich einen Moment gezuckt habe, den Reisepass rauszuholen: »Ah, jetzt kommt ja Passau.« Obwohl ich schon einmal dort gefahren bin. Aber in dem Moment hat es mich so... Und du fährst trotzdem, obwohl kein Mensch dort ist, mit einem gewissen Gefühl drüber. Wirst du jetzt beobachtet oder ist da tatsächlich alles tot? Sind das nur die Gebäude, die dir zuschauen? Eine Wärme ist gekommen, Fuß vom Gas, langsamer geworden, noch langsamer... [kurze Pause, dann mit Nachdruck:] Jetzt kommt die Grenze. Diese gewisse Schwelle. Jetzt kommt die Grenze. Und dann siehst du: »Ah ja, da gibt's ja nichts mehr«, und dann fährst du wieder.

[Er erzählt weiter von den Grenzveränderungen nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens und kommt wieder auf das Pendeln zurück]

Seine Kinder sprechen ihn fast mit Onkel an

Jurij H. – Das Pendeln ist nicht jedermanns Sache, von der Familie²⁹³ getrennt zu sein. So wie ein Freund, der lebt in Graz, im Kolpingheim, das sind so Zweibettzimmer. Ich könnte mir nicht vorstellen, so zu leben, aber die sagen: »Ich kann mir nicht leisten, dass ich hier meinen Lohn ausbebe, dann brauche ich das nicht, dann kann ich auch zu Hause arbeiten.« Oder die wohnen so zu dritt und kochen, ihre Familie ist unten, das erspart dann sehr viel Geld. Das sind so Sachen. Ich muss Ihnen sagen, wie mein Vater zum Pendeln angefangen hat, das war für uns immer eine Freude, wenn er am Wochenende zurückgekommen ist. Dann war die Familie komplett. Das war so zerrissen. Wenn von uns einer was angestellt hat, die ganze Verantwortung hat die Mutter übernehmen müssen. Das heißt, am Freitag war einfach diese Aussage: »Du, der hat das angestellt und der das.« Und der Vater hat dann gesagt: »Ich kann mit den Kindern jetzt nicht schimpfen, sondern nur, wenn ich es selbst sehe.« Und das passiert bei den Pendlern täglich. Das ist eine Belastung... doppelt. Auf der einen Seite willst du der Vater sein und auf der anderen? Ja, jetzt werden sie bestraft. Die Familie ist sehr wichtig. Jeder hat sein Nest aufgebaut, und jeder hat seine Philosophie, es richtig zu machen.

– *Und wie war das Pendeln für Sie?*

Jurij H. – Montag war der hässlichste Tag, der Dienstag auch noch ein bisschen, da waren noch die Knoten, die Schwierigkeiten: Was machen sie jetzt zu Hause? Das dauert bis Dienstag, bis du wieder voll da bist. Ohne zu sagen, dass du am Montag nichts gearbeitet hast, aber es ist schwerer. Ich habe das selbst gespürt. Immer noch tue ich mir schwer, wahnsinnig schwer. Jetzt sind die Kinder schon 26, 25, und 16, und man hat es immer noch schwer. Was denken sie sich jetzt, wenn sie klein sind, was ist, wenn sie ihr erstes Wort sprechen, und du bist nicht dabei? Ich bewundere diese Personen, die nach Deutschland fahren und dann zu Ostern einmal nach Hause kommen. Und der schaut dann über den Tisch, und die Kinder sprechen ihn fast mit Onkel an. Das ist verdammt schwer. Ich persönlich hätte diese Stärke nicht gehabt. Wir waren immer viel zusammen.

[...]

Mein Amerika ist in Österreich

– *Sie sagten, Sie hätten sich immer gewünscht, wieder nach Slowenien zurückzugehen?*

Jurij H. – Immer vorgehabt. Ich kann mich erinnern, wie ich zu meiner Mutter gesagt habe: »So, ich fahre jetzt lernen, nach Österreich. Nach der Schule komme ich wieder nach Hause.« Und ich muss sagen, leider, oder Gott sei Dank, hat dies 30 Jahre gedauert. Diese 100 Kilometer, das war ja keine große Fahrt. Das war anderthalb Stunden, dann war ich schon wieder zu Hause [in Slowenien]. Wir sind zweimal gefahren, nach Hause. Einmal nach Hause nach Slowenien, und wenn wir unten waren, dann hast du Heimat schon wieder oben [in Österreich] gefunden. Weil meine Freunde, Jugendfreunde waren ja meistens hier. Die Schulkameraden, das verflüchtigt sich alles, weil jeder seinen Zielen nachstrebt. Und es war so, dass meine Jugend praktisch in Österreich war. Nach der Volksschule bin ich sofort nach Österreich gegangen. Meine Deutschkenntnisse waren sehr arm. Ich kann mich ganz gut erinnern, wie ich nach Österreich gekommen bin, das war für mich echt wie auf einem anderen Planeten. Auf einmal warst du da. Und so hat sich das Ganze entwickelt dann. Meine Frau kennen gelernt...

– *Haben Sie Ihre Frau hier in Österreich kennen gelernt oder in Slowenien?*

Jurij H. – Nein, das ist von Slowenien aus gegangen. Das ist am Wochenende gewesen. Freizeit war für mich immer in Slowenien, meine Heimat, meine Kollegen, die noch in der Ortschaft geblieben waren, mit denen haben wir uns zusammen getroffen. Und weil es mich wegen der Eltern nach Hause gezogen hat. Das Leben hat sich so entwickelt. Dann kam das erste Kind, mit dem Wunsch, wieder nach Slowenien zu gehen. Wir haben gesagt, das Kind soll in Slowenien die Schule beginnen. Wir haben nie von heute auf morgen gelebt, sondern haben weit geplant. Wir haben gesagt, nächstes Jahr, nächstes Jahr gehen wir nach Hause. Aber wir haben das geldmäßig nie geschafft, was wir uns vorgenommen haben. Dann ist das zweite Kind gekommen, dann war das auch nicht möglich, dass man gesagt hat, nächstes Jahr. Dann haben wir gesagt: »Ja, jetzt geht's

nicht mehr.« Und dann ist das dritte Kind gekommen. Mittlerweile ist es so, dass wir 30 Jahre in Österreich sind. Durch das Geschehen, durch den Zerfall von Jugoslawien praktisch, habe ich dann eine Firma gegründet in Slowenien.

– *Sie haben das Ziel vor Augen behalten...*

Jurij H. – Ja. Das war ja das Interessante: Ich habe hier ein [mit Nachdruck:] wirklich sehr gutes Leben gehabt. Mir ist nichts im Weg gestanden, ich habe sehr viel Unterstützung bekommen von der Firma, wo ich gearbeitet habe. Ich habe mich richtig entfalten können. Sehr selbständig auch gearbeitet. Ich habe immer gesagt: »Mein Amerika ist in Österreich«, dabei haben viele gesagt: »Amerika ist noch anders«, aber ich habe gesagt, »du, ich fühle mich hier wohl.« Ich habe mich niemals isoliert gefühlt, niemals. Vom ersten Tag habe ich mich getraut, obwohl ich es mit der Sprache sehr schwer gehabt habe. Und trotzdem war das Ziel von Anfang an gesetzt: Aufbauen möchte ich was in Slowenien, in meinem Heimatland. Bereut habe ich nur eines: Diese Trennung von meiner Gattin, von meiner Frau und den Kindern, weil wir immer gewohnt waren, zusammen zu sein. Das war der einzige schmerzliche Schritt. Aber mittlerweile hat sich das gelegt. Wenn sie Zeit hat, kommt meine Frau zu mir runter [nach Slowenien]. Es ist alles ein bisschen anders gegangen als wir geplant haben, aber es hat sich alles zum Positiven entwickelt. Das wäre einfach nicht verantwortlich gewesen, dass ich den Kindern einfach in der Mitte der Schule sage: »So, jetzt habt ihr hier gelernt, und die letzten drei Jahre macht ihr in Slowenien.« Wir haben gesagt: »Wir sind verantwortlich, dass die Kinder diese Schule absolvieren.« Ich habe sehr viele Freunde in Graz, und da macht es mir nichts aus, diese 100 Kilometer zu fahren, weil ich würde sagen, ich habe zur Zeit mehr von meinem Leben hier erlebt wie unten. Und trotzdem zieht es dich irgendwie hinunter. Die Wurzeln sind dort. Das ist es. Man kann mit dem Reichtum niemanden halten. Ich bin nicht der Typ, der sagt: »Ich pfeife drauf, ich habe hier mein Leben«, weil ich gehöre zu diesen, die immer wieder mit der Heimat [Slowenien] verbunden sind. Ich habe es oft gehabt, dass ich krank war, psychisch krank, ich habe hinunterfahren müssen. Diesen Ausgleich habe ich immer wieder gebraucht. Ich habe es nicht lange ausgehalten hier. Jetzt – die Familie [seine Frau, die mittlere Tochter und der Sohn] lebt hier, die ältere Tochter bei mir [in Slowenien]. Das heißt, der Ort »nach Hause« bedeutet für mich sehr viel. Hier in Graz habe ich eine Familie gegründet. Das heißt, Graz wird für mich immer der Sprung sein, wo ich sage: »Das ist der Anfang.« Meine Philosophie war immer, du kannst dem Land nur helfen, wenn du auch da lebst. Nur dann kannst du dort was anfangen. Wenn ich unten [in Slowenien] tätig bin, dann tue ich was für das Land. Und so gibt es einige, glaube ich, die es gewagt haben, den gleichen Schritt zu machen, unten etwas aufzubauen. [Viel langsamer:] Das Schlimmste für mich war, wie ich meinem österreichischen Chef habe sagen müssen [lange Pause]: »Ich kündige.« Das war für mich ein Schnitt in meinem Leben [Pause]. Wenn Sie mich jetzt angeschaut haben, ich habe eine Gänsehaut bekommen. Und die bekomme ich immer wieder, auch wenn ich hundertmal das Gleiche erzähle. Ich habe mich hier wohlge-

fühlt, und trotzdem habe ich gesagt, ich kann nicht hier und da sein. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich dort etwas aufbaue, hier meine acht Stunden tätige, weil dann wäre ich wieder ein halber Mensch. Der Tag war für mich sehr schwer, wie ich vor meinem Chef gestanden bin und gesagt habe: »Ich kündige.« Das war für mich, wie wenn man sagt: »Ich habe ein Verbrechen begangen.« Das war für mich sehr schwer. Weil ich habe mich sehr wohlgefühlt, weil ich mich als Mensch immer respektiert gefühlt habe. Ich habe mich auch gefühlt wie ein Teil der Firma. Ich habe nie gesagt: »Ich bin ja nur ein Arbeiter hier.« Und die Liebe zur Arbeit bringt ja die Qualität. Das Kündigungswort war einfach Wahnsinn.

– *Sie haben diesen Schritt dennoch gemacht. Wie ist das dann gegangen?*

Jurij H. – Ich habe unten eine Firma gegründet, so wie viele damals. Aber wir haben sofort richtig angegriffen, weil ich einfach die Arbeitsmentalität von Österreich mitgebracht habe. Ich habe sehr mühsame Arbeit gemacht, Aufbau, ich bin mit Qualitätswerkzeug hinuntergegangen, das war schwer, weil es immer wieder geheißen hat: »Ja, dort [in Slowenien] kriege ich das billiger.« Später hat sich herausgestellt, dass die Qualität, je billiger es ist, leidet. Das war damals mein Motto, ein bisschen umdenken anzufangen. Für mich war das eine sehr interessante Arbeit, es hat mir Freude gemacht. Weil ich gefühlt habe, ich möchte für dieses Land was tun. Und die Spengler habe ich oft zusammengerufen und gesagt: »Schau, da kannst du viel leichter, schneller arbeiten.« Und die haben das am Anfang mit allen Vieren zurückgedrückt: »Nein, nein, das ist alles viel zu schnell und kommt zu teuer.« Aber wie sie dann zum Rechnen angefangen haben, da habe ich gesagt: »Wenn du beginnst, deine Arbeitszeit zu rechnen, dann kommst du darauf, dass du zu teuer bist.« Und ich muss sagen, jetzt funktioniert das super.

– *Das heißt, es hat einen gewissen Widerstand gegeben.*

Jurij H. – Oh ja! Das hat es am Anfang. Wenn man Verbesserungen in einem Betrieb vorgeschlagen hat, dann haben die Arbeiter gesagt: »Wir werden jetzt schneller, besser, produzieren mehr, aber wir kriegen den gleichen Lohn.« Widerstand hat es schon gegeben.

– *Hat das sich auch irgendwie auf persönlicher Ebene ausgedrückt?*

Jurij H. – Nein, das nicht. Das nicht, aber es war einfach so, dass sie gesagt haben: »Ja schau, wir haben eh so viele Beschäftigte, und das machen die, und die und die machen das.« Das war ja immer so. Die sind einfach vom Staat kontrolliert gewesen damals, noch immer, weil Privatisierung ist ja erst jetzt die letzten drei Jahre. Das war ja ein Konzept: Arbeitsbeschäftigung. Das heißt, es ist einfach darum gegangen, dass der Mann, der dort arbeitet, beschäftigt ist. Aber ob das jetzt sinnvoll ist, dass er auf diese Weise beschäftigt ist, darüber hat sich keiner Gedanken gemacht. Dass einfach der gleiche Mann etwas weit Besseres machen kann, wo man dann das Produkt nachher um einen billigeren Preis bekommt. Später, wenn irgendwas gefehlt hat bei mir, ist das auf einmal eine Katastrophe gewesen: »Ja, wir können nicht weiterbauen.« Dann habe ich gesagt: »Vor einem Jahr hast du mich noch fast beschimpft. Was kommst du von Österreich nach Hause, willst du uns alle mit dieser Technologie voll pumpen?« Da

habe ich gesagt: »Schau, vor zwei Jahren hast du das noch nicht gekannt, und jetzt?«

[Pause, in der seine Frau ankommt und sich dazusetzt. Wir begrüßen uns. Sie erzählen, dass sie die Kinder zweisprachig erzogen haben.]

Man muss die Kinder wieder aufbauen, das ist so schwer

[...]

Sara H. – Aber ich weiß nicht, ob du erzählt hast, sie haben so viele Schwierigkeiten gehabt, die Kinder.

Jurij H. – Ja. Das haben wir erzählt. Das haben wir schon.

Sara H. – »Bitte Mama, sprich nicht slowenisch, bitte Mama«, im Autobus oder was. Ich sagte: »Das hilft nichts, die Leute sehen sowieso, dass ich nicht von Österreich bin«, aber, »bitte, Mama, bitte.« Die haben sich geniert bis... also, das war ein Kampf.

Jurij H. – [Unterbricht:] Aber später, wie sie gemerkt haben, hat sich das...

– *Für die Kinder war das spürbar?*

Sara H. – In der Schule vor allem: »Bist ein Ausländer, bist ein Ausländer.« Da haben die Kinder sehr gelitten. Man muss die Kinder wieder aufbauen. Das ist so schwer...

– *Wie war das für Sie selber, diese Integration in Österreich?*

Sara H. – Schwer. [Pause] Weil ... [Pause] Wenn man zu einem Amt gegangen ist, das war ...

Jurij H. – [Unterbricht:] Nein, das war das Einzige. Das ist das, was ich letztes Mal erzählt habe. Sonst, unter Kollegen ...

Sara H. – Nein, unter Kollegen nicht. Aber: »Du warten, ich kommen« und so weiter ...

Jurij H. – [lacht] Sehen Sie? Das war nicht nur für mich, sondern für jeden schlimm, der sich nicht isoliert gefühlt hat. Bei dem Amt, wo sie sich bemühen, wo sie meinen, dass sie sich bemühen.

Sara H. – Die meinen es gut, dabei ist das sehr schlimm.

Der Slowene hat nicht viel riskiert dafür, dass er sagen kann: »Ich bin ein Slowene«

Jurij H. – Wenn ich dazu noch Folgendes sagen kann, und zwar: Damals, wie Jugoslawien noch war. Nehmen wir an, es hat sich einer für eine Arbeitsstelle gemeldet. Die Begrüßung war normal. Die zweite Frage war meistens: »Von wo kommen Sie her?« Der typische Jugoslawe hat gesagt: »Von Jugoslawien.« Aber dem Arbeitgeber war das damals zu wenig, dann hat er gesagt: »Von wo?« Dann hat der gesagt, sprechen wir jetzt einfach offen: »Von Bosnien.« Wenn drei, vier Bewerber bestellt waren, dann ging es: »Ja, wir rufen Sie an.« Das ist der Punkt. Nehmen wir an, dass ein Kroatie gekommen ist. Den hat er schon für Nachmittag noch einmal bestellt. Ist ein Slowene gekommen, hat er gleich anfangen können. Das haben sehr viele Kollegen von mir, die Serben, Kroaten, Bosnier waren,

gesagt, das hat jeder zu spüren bekommen. Heute machen viele Österreicher den Fehler, dass sie noch immer sagen: »Slowenien ist Steiermark.« Noch immer. Das ist schmerzlich. Für manche ist das schmerzlich.

Sara H. – Für mich auch.

Jurij H. – Der Slowene hat nicht viel verloren. Der Slowene hat nicht viel riskiert dafür, dass er sagen kann: »Ich bin ein Slowene.« Aber wenn Sie jetzt einen Bosnier nehmen, oder Kroaten, die haben hunderte, tausende Personen verloren, nur dass sie jetzt sagen können: »Wir sind frei.« Da ist es dann schon schmerzlich, wenn dir einer sagt: »Du bist ein Jugoslawe.« Es ist so, dass diese Jugoslawen hier einfach ein anderes Bild haben. Ich habe jetzt vor kurzem mit einem Österreicher gesprochen, der hat gesagt: »Für mich bleibt das immer Jugoslawien.« Aber mich berührt das nicht. Mich hat das auch früher nicht berührt.

Sara H. – [Zögert] Mich schon.

– *Sie berührt das?*

Sara H. – Ja. Wenn ich dreimal sage: »Ich bin Slowenin«, wieso sagt der immer wieder ...?

Jurij H. – Ja. Der sagt noch immer: »Aha, Sie sind Jugoslawin.« [Lacht bitter] Aber es sind sehr wenige.

Sara H. – Ja, es ist nicht schlimm, aber ich meine nur Jugo, das war so ...

Jurij H. – Ja. Das hat mich auch gestört. Das hat mich immer gestört. Aber wenn jemand sagt, Jugoslawe, ist es ganz was anderes.

Sara H. – Das ist ja eine Abkürzung, das ist ja wurscht.

Jurij H. – Nein.

– *Eine Abwertung.*

Sara H. – Ja, aber manche meinen es nicht ... [unverständlich]. Das ist es, was mich stört.

März 2001

Ausharren

Gilles Reckinger

Die Familie H. wohnt in einem von mehreren aufgereihten, mehrstöckigen Wohnungskomplexen der 60er Jahre, die neben Einfamilienhäusern und den kleinen Gartenhäuschen ringsum wie massige Klötze wirken. Ein Grazer Kontrast. Dazwischen ruhige Straßen und begrünte Parkplätze, Frauen, die sich auf der Straße unterhalten und spielende Kinder, Feierabendstimmung. Die Wohnung der Familie H. liegt im Hochparterre. Auf dem Türschild lese ich den Zusatz Hauswart. Der Türöffner surrt. Sara erwartet mich auf dem Treppenabsatz.

Die Wohnung ist nicht groß, aber ausreichend geräumig, sauber und über und über mit Familienfotos gespickt. Das Wohnzimmer, in das sie mich führt, ist Lebens- und Arbeitsraum, mit aufgestelltem Bügelbrett. Alles ist aufgeräumt und doch lebendig – genutzt eben. Ich solle mich an der Unordnung nicht stören, es sei ihre Arbeitsstätte, meint sie eingangs entschuldigend. Sara wirkt zunächst etwas schüchtern, Interesse an ihrer Person scheint für sie ungewohnt zu sein. Obwohl sie fehlerfrei Deutsch spricht, entschuldigt sie sich mehrmals für das ihrer Meinung nach schlechte Deutsch. Sehr bald lässt ihre Zurückhaltung nach, sie spricht flüssig und selbstverständlich über sich. Eine lebhaft, freundliche Frau, die viel lacht.

Sara wurde wie ihr Mann im slowenischen Bezirk Murska Sobota geboren. Ihr Vater war Handwerker, der als Saisonpendler in Deutschland und Österreich arbeitete, die Mutter blieb mit den Kindern als Hausfrau in Slowenien. Nach der Schule machte Sara eine Ausbildung zur Näherin, brach sie jedoch kurz vor der Abschlussprüfung ab, um auf Rat ihrer Mutter Jurij nach Österreich zu folgen. In Graz lebte sie ein Jahr lang mit ihrer Schwester in einer kleinen Wohnung, die ihr von ihrer Arbeitgeberin, einer Näherin, gestellt wurde, bevor sie und Jurij heirateten und in eine gemeinsame Wohnung zogen. Sie arbeitete für verschiedene Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen, entschied sich aber, als die Kinder geboren waren, zu Hause zu bleiben und weiter in Heimarbeit als Näherin für private Auftraggeber und Auftraggeberinnen und einzelne Boutiquen, zu denen sie noch Kontakt hatte, zu arbeiten. Die Qualität ihrer Arbeit, so sagt sie, wurde allseits geschätzt, und sie brauche Beschäftigung. Nur aus Liebe zu ihrem Mann sei sie nach Österreich gezogen und habe alle Belastungen des Fremdseins auf sich genommen. Dass sie ihre eigenen Wünsche zurückstellt, entspricht einem milieu- und zeitspezifischen Rollenverständnis, das auch junge Frauen als Familienmodell in ihren eigenen Ehen wiederholten. Bis in die 70er Jahre war die ökonomische und soziale Situation der Familie ausschließlich vom Beruf und Verdienst des Mannes abhängig. Das ökonomische Überleben in der Fremde und die Aussicht auf ein besseres Leben nach der Rückkehr nach Slowenien, standen vor Saras

Wunsch, in der Nähe der Eltern und Verwandten zu bleiben. Die Entscheidung, mit Jurij in Graz zu leben, fiel ihr aus ihrer starken Familientradition heraus schwer.

Erst später wurde ihr bewusst, dass sie ihr Leben hinter Jurij's Karriere gestellt und auf ein »eigenes Lebens« ganz selbstverständlich verzichtet hatte. Als sie begann, sich von diesem Lebensentwurf zu emanzipieren (die Führerscheinprüfung markiert hier den Anfangspunkt), konnte sie auch ihre ständigen Angstgefühle überwinden. Seit diesem Schritt gesellt sich zu ihrer Überzeugung, durch Fleiß und Arbeit Aufstieg und Anerkennung in der Gastgesellschaft ernten zu können, ein neues Moment: Sie entwickelt Strategien, wie sie mit der Fremdenfeindlichkeit besser umgehen kann. Sie widerspricht jetzt, wenn jemand sie herabsetzt, auch wenn sie vor der Realität dieser Angriffe immer wieder resigniert (»Es ist halt so, man muss es akzeptieren, wie es ist.«).

Ihre Schwierigkeiten liegen im Alltag, an der fremden Sprache, an den alltäglichen Rassismen. Sie hatte nie, wie ihr Mann, die Möglichkeit, sich über die Arbeitswelt einen Platz in der Gesellschaft, Anerkennung und Identifikation zu erkämpfen. Sara hat keinen Ausbildungsabschluss. Obwohl ihre Leistungen geschätzt werden, bleibt die berufliche Bestätigung auf den persönlichen Kontakt zur Chefin und zur Kundschaft beschränkt. Während ihr Mann mit seinen Kontakten in einer männerbesetzten Arbeitswelt punktet, kann sie in einer traditionellen Frauen- und Heimarbeit, ein Beruf in einer Ökonomie, die über private Netzwerke funktioniert und gesellschaftlich unsichtbar bleibt, nicht gewinnen. Ihre Arbeit schränkt ihr Beziehungsfeld mehr ein, als es dieses öffnet. Sara ist doppelt isoliert. Ihre vermeintlichen Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache sind Ausdruck dieser mangelnden gesellschaftlichen Einbindung durch ihre Arbeitssituation. Ihr Alltag zwischen Haushalt, Kindererziehung und Nebenverdienst durch Heimarbeit lässt sie daher die Immigration anders erfahren als sie ihr Mann Jurij erlebt. Sara spricht von der »nicht menschlichen« Behandlung durch die österreichischen Behörden, von der Stigmatisierung durch den Akzent und von der Scham ihrer Kinder, die von Mitschülern und Mitschülerinnen als Ausländer beschimpft werden. Sie steht mit beiden Füßen im Leben. Hinter den Dingen, die sie anspricht, vermitteln sich ihre Gefühle, ihre unmittelbare Lebenspraxis. So steht ihre Skepsis in starkem Kontrast zu dem Bild des erfolgreichen Unternehmers, das ihr Mann zeichnet. Ihre Bedenken, dass viele slowenische Neugründer wieder zusperrten müssen, kratzen an seinem Optimismus und deuten darauf hin, dass die vielbeschriebene Goldgräberstimmung nach 1989 in erster Linie doch nur für die Großinvestoren aus dem Westen Kapital abwirft.

Jetzt, wo ihr Mann damit beschäftigt ist, in Slowenien eine Existenz aufzubauen, sind es die Kinder, von denen das letzte dieses Jahr die Schule abschließen wird, die Sara in Österreich halten. Sich für die Kinder aufzuopfern ist ihr selbstverständlich. Der Preis für Jurij's Aufstieg ist die Trennung von ihm und das schmerzliche Gefühl, einen Teil ihres Lebens verpasst zu haben. Wie ihr Mann führt sie zwei Leben, das in Österreich, wo ihre Kinder zu Hause sind, wo sie arbeitet, und jenes in Slowenien, das mit ihrem Heimatort, ihren engen Freund-

schaften, der Familie und ihrer Sehnsucht nach einem Vorher verknüpft ist, zu dem sie doch nicht mehr zurückkehren kann. Weder da noch dort hat ihr Leben eine »Normalität«. Sie gehört weder auf die eine Seite, noch auf die andere. Umso wichtiger ist ihr, an alten Bildern einer für sie intakten lokalen Kultur in Slowenien festzuhalten.

Besondere Dramatik erhält ihr Dasein zwischen den Welten durch die Staatsgrenze, an der sich auch nach 30 Jahren Leben in Österreich immer wieder ihre Fremdheit herstellt. Sie bringt Bedarfsgüter über die Grenze, um ihren Bekannten in Slowenien zu helfen. Trotz zynischer Kommentare der Zöllner und Zöllnerinnen und ihrer Angst vor der Grenze, hält sie an diesem Willen fest. Es scheint ihr eine Verpflichtung zu sein, die aus ihrer ökonomisch begünstigten Lebenssituation erwächst, eine Notwendigkeit, jene teilhaben zu lassen, die sie verlassen hat, eine Bringschuld den Ärmeren gegenüber.

Eine slowenische Immigrantin

(Interviewer: Gilles Reckinger)

Ich muss immer was tun

Sara H. – Ich habe in Slowenien fünf Jahre gearbeitet, dann hätten wir diese Prüfungen gehabt, und dann hat Jurij mich nach Graz mitgenommen, und jetzt habe ich gar nichts. Ich kann zwar alles machen. Das Wissen ist da, aber das Papier fehlt. Diese Kurse und Prüfungen waren sehr teuer. Meine Mutter hat kein Geld gehabt, weil sie alles für meine Schwester und mich ausgegeben hat. Ich habe immer geschneidert für uns, und die Leute haben gefragt: »Wo habt ihr das gekauft?« Ich habe gesagt: »Wir haben das bei Nacht genäht.« Gott sei Dank haben wir viel gearbeitet. Wenn wir faul gewesen wären! Aber es kommt immer alles zurück, wenn man fleißig ist, das habe ich mittlerweile schon erlebt.

– *Aber Sie haben auch nach den Kindern wieder gearbeitet.*

Sara H. – Da war ich ein paar Jahre Näherin bei einer Firma, dann habe ich wieder für eine Boutique zu Hause genäht. Dann haben die mich entlassen, weil sie keine Ausländer mehr gebraucht haben, und dann war ich wieder zu Hause, habe für Bekannte genäht. Ich habe eine Bekannte seit 20 Jahren, sie kommt immer zu mir, und sie ist mehr als zufrieden, und das freut mich sehr. Wenn die Leute fragen: »Wer hat das genäht, wo haben Sie das gekauft, in welcher Boutique?« Ich habe das umsetzen können, was ich mir vorgestellt habe.

– *Sie bekommen Anerkennung in Ihrer Arbeit ...*

Sara H. – [Unterbricht:] Ja, und das gibt einem dann wieder Kraft. Ich bin immer im Stress. Ich kenne viele, die haben nichts zu tun. Den ganzen Tag nur warten. Ich arbeite, muss laufen, ich lese viel, also, das vergeht schnell. Für mich ist jede Woche viel zu kurz. Gott sei Dank. Ich brauche das, einen gewissen Stress, sonst werde ich krank. Ich muss immer was tun. Ich habe oft Heimarbeit gemacht für Firmen, für Boutiquen.

Das macht die Liebe

– *Wie empfinden Sie Ihr Leben in Österreich?*

Sara H. – Nun, im Ganzen gut. Es gibt immer ... Sie wissen, es gibt immer ein paar, die wirklich ausländerfeindlich sind. Mit dem muss man rechnen. Auch hier, ich komme im Haus mit allen Leuten gut zurecht, aber es gibt immer zwei, drei, die dann sagen: »Das könnten unsere Landsleute machen.« Aber ich sage zu ihnen: »Freilich, aber ich bin jetzt da und fertig.« Man muss mit den Leuten reden und klarstellen, dass man sich nicht einfach verabschiedet. Wenn man das so sieht, wie es ist, dann ist es viel leichter. Es ist halt so. Damit muss man leben.

– *Und wie war das am Anfang für Sie? Sie sagen, Sie haben kein Deutsch gekonnt.*

Sara H. – Das war schwierig. Aber weil die Chefin gesehen hat, dass ich nähen kann, hat sie mit mir Deutsch gelernt. Das war mein Vorteil. Sie hat... Ich war dort vier Jahre.

– *Sie sagten, am Anfang war das schwerer. Hat es Ihnen dann geholfen, dass Sie manchmal nach Hause gefahren sind?*

Sara H. – Nein. Eigentlich nicht. Weil dann bin ich noch schwerer zurückgekommen. Das war eher negativ dann. Nur, als wir angefangen haben, das Haus zu bauen, da haben wir gemusst. Wir bauen seit zehn Jahren. Jedes Wochenende hinunter, mit den Kindern, und gekocht und gearbeitet. Wenn man selber baut, dann schätzt man das, weil wenn du nur erbst, dann ist das nicht das Gleiche. Als Stefan ganz klein war, wenn er 20 Schilling [1,45 €] gekriegt hat, dann hat er gesagt: »Hier Papa, damit kannst du einen kleinen Sack Zement kaufen.« Die Kinder haben das richtig mitgelebt, dass wir sparen müssen. Wenn genug Geld da ist, dann geht jeder eigene Wege, jeder hat alles, jeder kann sich alles leisten und so. Wir sind oft abends mit den Kindern beim Ofen gesessen und haben einfach gesungen. Ich habe mit den Kindern slowenisch gesungen, deswegen kann ich nicht so gut Deutsch. Die Kinder sagen heute: »Das fehlt uns.« Und meine Küche, sie war immer schmutzig, nicht aufgeräumt, aber es gab immer gutes Essen. Ich sage, alles geht nicht, entweder koche ich oder ich kaufe Tiefkühlkost, dann ist die Küche sauber. Aber das Essen ist nicht gut. Liebe geht durch den Magen. Bei uns war es so, wir haben uns auf Anhieb verstanden, ich weiß, das ist der Kern und alles andere ist nicht so wichtig. Ich glaube an meinen Mann und er an mich. Das macht die Liebe. Wir sind zusammengekommen und es hat gepasst. Wir haben beide am ersten Abend gewusst, dass das was wird. Und es hat immer gut geklappt, und ich hoffe, dass es so weitergeht. Jetzt sind wir schon Großeltern. So vergeht das Leben.

»Wenn Sie so gut Slowenisch können wie ich Deutsch, dann können wir weiterreden...«

– *War Österreich denn für Sie ein Provisorium?*

Sara H. – Ich habe es so genommen: Ich bin da, ich muss damit leben. Es war nicht jeden Tag Sonne und nicht jeden Tag Regen. Ich bin eher ein lustiger Typ,

das geht dann. Ich kann mich auch anpassen. Außer bei Ämtern. Da war es schlimm. Leider. Da habe ich panische Angst gehabt. Damals haben wir jedes Jahr das Visum verlängern müssen, und zahlen, für die ganze Familie. Das hat wahnsinnig viel gekostet. Da habe ich zuerst denken müssen, wo ich Geld zusammenkratze. Das war meine Arbeit. Und das war das Einzige, wo ich Angst hatte. »Du kommen, du sitzen, du warten.« Nicht menschlich. Einmal wollte eines der Kinder auf die Toilette gehen auf dem Arbeitsamt. Ich habe gefragt, und der Beamte hat gesagt: »Nein.« Und da habe ich mir gedacht, die haben kein Herz. Das gibt es nicht. Ein Kind... Da war eine Toilette, die war aber zugesperrt, die war nur für Bedienstete. [Pause] Das war verletzend. Oder sonst, wenn ich den Einkaufszettel geschrieben habe, Ines war drei Jahre alt, sie ist mit dem Korb Milch holen gegangen gegenüber. Ich habe dann »Aier« geschrieben, aber mit »ai« vorne, wie bei uns. Und dann hat mich immer die Verkäuferin ausgebessert: »Eier schreibt man mit ei.« Das war ganz lieb, das ist interessant. Aber die Ämter und Polizei, das war schrecklich. Oder wenn ich nur zum Einkaufen gegangen bin, dann ging es: »Von wo kommen Sie?« Die Artikel habe ich immer vermischt. Aber bei zwei Wörtern! Ich habe mich immer gefragt, wieso weiß sie das? Ich bin ja angezogen wie jede andere. Dann bin ich in Deutschkurse gegangen, aber ich habe nichts dazugelernt. Das war eher schlimmer. Ich wollte jetzt noch einmal gehen. Aber da sagt jeder: »Warum denn? Du gehst eh nach Hause [nach Slowenien], und so viel kannst du, dass es geht.« Aber ich hätte gerne richtig und schön gesprochen. Meine Freundin fragt manchmal: »Warum hast du nicht mit den Kindern gelernt?« Ich weiß es nicht. Keine Zeit oder nicht Wert darauf gelegt. Es wäre nicht schwer gewesen, gleich von Anfang an. Ich kann Deutsch lesen, das macht mir keine Probleme. [Pause] Ich schäme mich. Das ist es. Wenn ich wohin komme, dann schäme ich mich. Wenn ich es gebraucht hätte, dann hätte ich es auch gelernt. Ich weiß nicht, warum ich es nicht getan habe. Ich kenne aber viele Sloweninnen, die haben einen Österreicher geheiratet, und die können auch nicht. Warum, weiß ich nicht. Manche tun sich leichter. Da sagt keiner: »Die kommt aus Slowenien.«

– *Aber Sie werden heute nicht mehr deswegen angesprochen?*

Sara H. – Wohl, aber jetzt nehme ich nichts mehr tragisch. Jetzt sage ich: »Nein, ich komme von Slowenien. Aber wenn Sie so gut Slowenisch können wie ich Deutsch, dann können wir weiterreden...«

– *Sie sagen, Sie wollen bald wieder endgültig nach Slowenien zurückgehen.*

Sara H. – Eher heute als morgen. Jetzt warte ich noch, bis der Sohn ausgelernt hat. Und ein bisschen Geld noch. [Pause] Es ist hier schon ein schönerer Verdienst als zu Hause [in Slowenien]. Aber es ist schwer, getrennt zu leben, das ist nichts. Das ist so kühl. Wir haben das nie vorgehabt. Das ist auf einmal so gekommen. Aber nicht mehr lange, ich hoffe nicht. Wir haben wirklich alles allein gemacht, zuerst im Keller Modelle gebaut. Das hat uns wieder viel Geld gekostet und Zeit. Und innen erst! Das ist viel Arbeit, aber es sieht schön aus. Ich war zuerst nicht so dafür. Ich wollte was Kleines und schnell und zack. Er hat

gesagt: »Nein, wir haben Zeit. Wir haben eine Wohnung.« Und in der Zeit hat er bei den Schwiegereltern gewohnt. Jetzt haben wir das Obergeschoss schon fertig, so dass wir wohnen können.

– *Und die Tochter, wohnt die auch in dem Haus, bei Ihrem Mann?*

Sara H. – Leider nicht. Wir wollten für sie ein Zimmer fertig machen, aber wir waren noch nicht fertig, wie sie gekommen ist, und dann hat sie entschieden, dass sie selber eine Wohnung nimmt. Sie wollte auch keine Kontrolle, glaube ich, und sie braucht viel Zeit, sie macht ja nicht nur die Firma, sie studiert ja auch in Maribor.

[...]

– *Haben Sie in Ihrem Dorf noch, oder wieder Kontakt zu den Leuten?*

Sara H. – Freilich! Ja, selbstverständlich. Wenn ich nach Hause komme, dann ist es: »Ja, Sara ist wieder da.« Dann sind alle gleich bei uns. Das ist sehr guter Kontakt, die können kaum erwarten, dass ich wieder nach Hause komme. Wir singen auch. Wir haben einen Chor, von damals schon, der ist geblieben. Folklore und alles. Mein Mann hat gesagt: »Wenn du zu Hause [in Slowenien] bist, dann habe ich dich eh nicht. Du bist immer unterwegs.« Ich brauche das, ich brauche Leute.

– *Sie sind jetzt auch in dem Chor in Slowenien?*

Sara H. – Leider nicht, das kann ich nicht. Aber wenn ich nach Hause komme, gehe ich zuhören und mitsingen. Die laden mich immer ein, wenn irgendwo eine Veranstaltung ist.

– *Und Sie haben das in Graz weitergemacht all die Jahre?*

Sara H. – Oh ja! Im Klub. Da bin ich immer als Erste hin und als Letzte raus. Bis in der Früh, und in der Früh zum Arbeiten, aber das hat mir nichts ausgemacht. Komisch. Das war ein Wahnsinn. Das hat uns so zusammengeschweißt, das war schön. Die Musik ist immer aus Slowenien gekommen, also, richtige Lieder von unten. Das war schön. Jeder hat sich gefreut auf diese paar Stunden. Das hat es leichter gemacht, hier zu sein.

Das sind Erinnerungen, das kann keiner verstehen

– *Eine Sache, die Ihr Mann sehr stark angesprochen hat, ist die Grenze. Wie sind da Ihre Erfahrungen?*

Sara H. – Eher schlecht. [Pause] Wenn ich zur Grenze gefahren bin, das war immer unangenehm. Immer. Weil ich habe immer gerne was mitgenommen für arme Leute. Ich habe immer Kleider mitgebracht. Und da haben sie gefragt: »Wem verkaufen Sie das?« Und wenn ich jetzt nach Hause komme, ist es immer: »Schnell, Sara ist da. Hast du was für mich?« Sie freuen sich so. Kleider, Puppen oder was auch immer. Ich bekomme hier ja genug.

– *Sind das die slowenischen Grenzbeamten, die Sie so behandeln?*

Sara H. – Ja. Und auch die österreichischen. Hoffentlich sind wir bald ohne Grenze!

– *Hat sich das verbessert inzwischen? Auch Ihr Gefühl?*

Sara H. – Na ja, Kribbeln habe ich noch immer. Das bleibt, glaube ich. Das ist so wie eine Watschen [Ohrfeige]. Aber jetzt habe ich keine Angst mehr. Jetzt, wenn was ist, dann sage ich denen: »Brauchen Sie es vielleicht?« Dann schaut er mich an: »Nein, nein!« Dann sage ich: »Na bitte. Ich trage das dorthin, wo es gebraucht wird.« Ich habe früher immer gedacht an der Grenze, das sind Götter, dabei sind das genauso Menschen wie ich. Das dauert Jahre, bis man das verkraftet. 20 Jahre! Was das alles war, kann ich gar nicht beschreiben. Macht das die Grenze oder alles zusammen? Es war einfach alles zu viel. Ich bin nicht damit fertig geworden. Dann habe ich Migräne gehabt, tagelang, gebrochen. Das hat sich aufgestaut. 20 Jahre! Und das war dann ganz plötzlich weg. Das sind Sachen, worüber ich jetzt lache, aber das war damals Mord! Dann habe ich angefangen, an mich zu glauben: Ich komme zuerst, und dann das andere. Und dann, mit 32, habe ich gesagt, jetzt gehe ich einen Führerschein machen. Ich hatte den Willen, und ich habe es beim ersten Mal geschafft. So habe ich langsam angefangen. Es war ein sehr steiler Weg. Nur dass ich meinen Führerschein und ein Auto habe, dass ich fahren kann, wohin ich will.

– *Sie haben sich die Freiheit genommen?*

Sara H. – Das habe ich gebraucht. Mein Mann hat immer gesagt: »Meine ist so, wenn sie was will, dann macht sie es auch.« Ich kämpfe. Das habe ich von meinem Vater. Er hat auch gekämpft. Er war lange Arbeiter in Deutschland und Österreich. Er hat gut Deutsch gesprochen. Mir tut es Leid, dass ich früher nicht mehr Zeit und mehr Geld für ihn hatte. Jetzt ist er gestorben, vor zehn Jahren. Dass ich mit ihm ein bisschen gelebt hätte. Er hat immer gesagt: »Ich komme zu dir nach Graz.« Dann war er einmal hier, da war Stefan ein Jahr alt. Danach hat es nie mehr geklappt. Er hat auch kein Auto gehabt. Er hat immer gesagt: »Bringe mir etwas von Österreich mit«, Zigaretten oder was. Das hätte er so gerne gehabt, dass er sich ein bisschen wichtig macht. Aber ich habe selber für mich nichts gehabt. Wie kann ich ihm Zigaretten kaufen? Manchmal habe ich gespart, dass ich ihm eine Schachtel Zigaretten mitnehmen konnte. Aber das sind Erinnerungen, das kann keiner verstehen, das spüre ich jetzt so stark. Er war ein guter Mensch, aber er war zu gut. Seine Freunde haben ihn dreimal bestohlen. Er ist mit dem Zug aus Deutschland nach Hause gekommen und hat überall das Geld gezeigt, wie viel Geld er hat. Dann haben die guten Freunde ihn in Maribor bestohlen. Dann ist er aus Maribor mit dem Taxi nach Hause gekommen. Das ist mir so drinnen geblieben. Mit dem Taxi aus Maribor, das war damals eine Weltreise. Dann ist Mutti schnell zur Nachbarin und hat Geld ausgeborgt, damit sie das Taxi überhaupt bezahlen konnte. [Pause] Und geweint hat sie, weil jetzt hatte er gar nichts mitgebracht, und sechs Monate war er drüben [seufzt]. Ach Gott, ja, mitgemacht habe ich viel.

April 2001

Pendlerdasein

Gilles Reckinger

Obwohl gerade für Graz Grenzpendler und -pendlerinnen aus dem ehemaligen Jugoslawien eine große ökonomische Rolle spielten und heute zum Teil noch spielen, ist ihr Dasein aus den öffentlichen Diskursen und aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden. Sie sind offiziell nicht existent und damit auch statistisch nicht erfassbar. Nach wie vor fahren sie – meist per PKW – regelmäßig aus Slowenien in das 60 km nach der Grenze liegende Graz zur Arbeit. Unterschiedliche Arbeitsverhältnisse verhindern ihre Selbstwahrnehmung als Gruppe. Durch den ständigen Ortswechsel bleiben ihnen soziale Beziehungen sowohl im Heimatland als auch im Arbeitsland flüchtig. Ihre Zugehörigkeit wird als fragmentiert und ambivalent erlebt und immer wieder in Frage gestellt.

Arbeitsmigration nach Graz hat im heutigen Slowenien eine lange Tradition. Die Stadt war ein wichtiger Anziehungspunkt für Menschen aus allen Teilen, besonders aber aus dem Südosten der Monarchie. Das kulturelle, soziale und wirtschaftliche Gefälle zwischen den deutschsprachigen und slowenischsprachigen Teilen der ehemaligen, bis 1918 in die Habsburgermonarchie eingegliederten Untersteiermark war groß. Einer bäuerlich slowenischsprachigen Bevölkerung stand eine deutschsprachige städtische Elite gegenüber. Die Grenzziehung von 1919 sowie die Systemkonflikte des 20. Jahrhunderts haben die Beziehungen schwer belastet. Funktionierende räumliche Verflechtungen wurden voneinander getrennt, soziale und kulturelle Beziehungen zerstört bzw. erschwert, in jedem Fall aber verändert. Die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg waren von intensiven, gewalttätigen Auseinandersetzungen begleitet, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg kulminierten und die Menschen hier wie dort traumatisierten. War in der Zwischenkriegszeit der Übertritt noch ohne größere Schwierigkeiten möglich, so wurde die Staatsgrenze zu Kriegsende wieder hergestellt und hermetisch geschlossen. Bis zum Abschluss des österreichischen Staatsvertrags 1955 war kein grenzüberschreitender Verkehr möglich. Damit erfolgte nicht nur der tiefste soziale Einschnitt in ein ehemals verbundenes gesellschaftliches System zweier ethnischer Gruppierungen, sondern auch das Ende eines – wenn auch immer problematischer gewordenen – Kontaktes über die Staatsgrenzen hinweg.²⁹⁴ Ideologisch und politisch unterschiedliche Welten und unüberwindbare, als leidvoll erlebte Kriegserinnerungen trennten die Menschen diesseits und jenseits der Grenze.

In den 60er Jahren wurde die »schwere« Grenze des Eisernen Vorhanges wieder durchlässiger. Mit der enormen Wirtschaftskonjunktur in Westeuropa entstand auch in Österreich ein großer Bedarf an ausländischen Arbeitskräften, der auf das benachbarte Jugoslawien eine Sogwirkung ausübte. Vor allem die Baubranche zog »Gastarbeiter« aus dem gesamten südeuropäischen Raum an, in

Belgrad und Istanbul wurden eigens Anwerbstellen eingerichtet, die bis 1993 aufrechterhalten wurden. Die damaligen jugoslawischen Autoritäten erlaubten ein temporäres Pendeln jugoslawischer Arbeitskräfte nach Westeuropa.²⁹⁵ Anders als in Wien, wo Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen eher längere Zeit, manchmal die ganze Saison blieben, arbeiteten die meisten Pendler und Pendlerinnen aus dem heutigen Slowenien wochenweise, auch tageweise in Graz. Durch ihre relative Nähe zur Staatsgrenze war die Stadt ein funktionaler Ort, eine wichtige Option, die zwar mit der Aussicht auf besseren Verdienst, aber nicht, wie weiter entfernte Regionen und Städte, mit dem Traum eines Lebens in einer besseren gesellschaftlichen Situation verbunden war.

Bis zur Wende von 1989 war die Ausreise aus Jugoslawien kompliziert und schwierig, die Einreise nach Österreich dagegen vergleichsweise einfach. Eine Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten, war nicht allzu kompliziert, aber die Erniedrigung in österreichischen Ämtern zeigt umso deutlicher die andere Seite dieser »Großzügigkeit«: Als Arbeitskräfte willkommen, als Menschen unerwünscht. Zwischen Gebrauchtwerden und Akzeptanz etablierten sich rassistische Abwehrreaktionen und Ausgrenzungsmechanismen, die sich in Formeln wie »Tschuschen raus« zum Ausdruck brachten. Nach 1991 hat sich die Situation an der Grenze rapide gewandelt. Die Ausreise aus Slowenien wurde einfacher, dagegen verschloss sich Österreich zunehmend, vor allem seit dem Beitritt zum Schengener Abkommen. Nicht mehr der Eisernen Vorhang, sondern eine Wohlstandsgrenze spaltet Europa in zwei Teile, womit diese Grenze ihre historisch gewachsene Angstbesetzung weiterhin transportiert.²⁹⁶ Nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens 1991 wurden Erinnerungen wachgerufen und Schuldmuster neu geschaffen. Die Angst Europas vor dem Balkan schien den Menschen dieser Grenzregion während der Tage des Kriegszustandes in Slowenien nur allzu gerechtfertigt. Panzer, die an der Grenze zu Österreich auffuhren, und Militärflugzeuge, die in den österreichischen Luftraum eindrangen, setzten sich wieder ins öffentliche Bewusstsein und in die Wahrnehmung der Bewohner diesseits der Grenze. Auch wenn der Eisernen Vorhang – im Vergleich zu den Grenzen der Staaten des Warschauer Paktes – verhältnismäßig durchlässig blieb, so ist den Pendlern und Pendlerinnen ängstliches Unbehagen bei jedem Überqueren präsent.

Arbeitspendelbewegungen über eine Grenze sind immer einseitig. Dem ökonomischen Gefälle zwischen den beiden Staaten Österreich und Slowenien entspricht auch eine Asymmetrie kulturell eingeschriebener Wertigkeiten, deren Differenzen nicht zuletzt durch die Symbolik der Grenze als Ein- und Abgrenzen zu Oppositionen wurden.²⁹⁷ Selbst heute, vor dem nahen Beitritt Sloweniens zur Europäischen Union, nach wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Anstrengungen, die historischen Traumata und kulturellen Animositäten durch bilaterale Abkommen und gemeinsame Projekte zu überwinden und sich wieder nahe zu kommen, bleibt die Grenze eine Schwelle im Leben der Grenzpendler und Grenzpendlerinnen, an der die Vergangenheit immer wieder psychisch, kulturell und sozial ihre Gegenwart einfordert.

Ausgegrenzt

Diana Reiners
Geduldete Fremde

Cécile Huber
Jenseits der Schlagzeilen

Manfred Omahna
Ein verlorener Raum
Leben an der Peripherie
Der Hausmeister

Johann Verhovsek
Von oben gesteuert

Geduldete Fremde

Diana Reiners

Über 10% der Bevölkerung Österreichs besitzen als nicht in Österreich geboren oder als in Österreich geborene Kinder ausländischer Eltern kein unmittelbares Recht auf die österreichische Staatsbürgerschaft. Weitere 7% der Bevölkerung sind eingebürgert.²⁹⁸ Dennoch ist das politische Selbstbild Österreichs nicht das eines Einwanderungslandes. Migration wird zur zeitlich begrenzten Ausnahme-situation oder zur »Ausländerfrage« populistischer Interessen erklärt. Hinter den Zahlen stehen Menschen mit unterschiedlichen Migrationshintergründen, von denen viele schon lange hier leben und einer Gesellschaft, die ihnen zu einer fremden Heimat geworden ist, ihre Loyalität bezeugen.

Der Integration von Migrantinnen und Migranten steht eine Vielzahl von politischen, rechtlichen und sozialen Hürden entgegen, die ihre Ungleichstellung gegenüber Einheimischen institutionalisieren. Der Zugang zur Staatsbürgerschaft, der sie zu Fremden erklärt,²⁹⁹ liegt selbst nach zehn Jahren Aufenthalt noch im Ermessen der Behörden. Erst nach 15 Jahren und »nachgewiesener Integration« besteht ein Rechtsanspruch auf Einbürgerung. Kulturelle Differenz ist nicht primär eine ethnische oder religiöse Frage, sondern eine der sozialen und milieuspezifischen Ungleichverteilung von kulturellen und ökonomischen Kapitalien.³⁰⁰ Der soziale Aufstieg ist hierzulande im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern auch für die zweite Generation blockiert.

Die rechtliche Diskriminierung betrifft im besonderen Ausmaß das Recht auf Arbeit. Während der Dauer des Verfahrens haben Asylwerber und Asylwerberinnen kein Recht auf Erwerbstätigkeit.³⁰¹ Da aber nur ein Drittel von ihnen in die Bundesbetreuung aufgenommen wird,³⁰² ist der überwiegende Teil auf die Überlebenshilfe von privaten Organisationen angewiesen. Wie sie unterliegen auch die nachkommenden Familienangehörigen, überwiegend Frauen, fünf bis acht Jahre dem Arbeitsverbot. Der Weg zum Arbeitsmarkt beginnt für Migranten und Migrantinnen in der Regel mit der Beschäftigungsbewilligung. Sie ist vom so genannten Ersatzkräfteverfahren abhängig und wird nicht erteilt, wenn bereits arbeitssuchende österreichische Staatsbürger für diese Tätigkeit vorgemerkt sind. Damit verhindern die Sozialpartner – Arbeitsmarktservice und Mitentscheidungs-träger im Sozialministerium – den Zugang von Nicht-EWR-Staatsbürgern zum mittleren Arbeitsmarktsegment der Facharbeiter und mittleren Angestellten.³⁰³ Die Beschäftigungsbewilligung wird nicht den Migranten und Migrantinnen, sondern den Arbeitgebern ausgestellt. Diese Regelung macht sie von den Arbeitgebern abhängig, ohne neue Bewilligung ist ihnen ein Arbeitsplatzwechsel nicht möglich. Daneben erschweren Probleme der Anerkennung von im Ausland erworbenen Qualifikationen den Zugang zu qualifizierten Tätigkeiten. Entspre-

chend hoch ist der Anteil ausländischer Beschäftigter in Billiglohnbranchen wie Reinigungs- und Gastgewerbe, Textil- und Baubranche. Hier sind über 40% als ungelernete Hilfskräfte beschäftigt.³⁰⁴ Durch das niedrige Lohnniveau erreichen ausländische Haushalte ein drastisch geringeres Einkommen als inländische, alarmierend häufiger als Einheimische sind sie von Armut betroffen.³⁰⁵

Der Familiennachzug – ein basales Menschenrecht – zieht für jene, die im untersten Lohnsektor beschäftigt sind, unlösbare Verschuldung nach sich. Die Antragsteller müssen eine festgelegte Wohnungsgröße vorweisen und den Familienunterhalt für mehrere Jahre von einem Gehalt bestreiten. Zur hohen Armutsgefährdung kommt, dass ihnen die sozialen Absicherungsnetze verwehrt bleiben. Die wiederum sind entweder an eine jahrelange Erwerbstätigkeit oder an die Staatsbürgerschaft gebunden. Diese diskriminierenden Regelungen verdanken sich der Gastarbeiterpolitik der 60er und 70er Jahre, die auf den provisorischen Aufenthalt ausgelegt war und angeworbene ausländische Arbeitskräfte zwang, wegen der fehlenden sozialen Absicherung auch zu Niedrigstlöhnen zu arbeiten.³⁰⁶

In einigen Bundesländern sind bestimmte Gruppen von Ausländern und Ausländerinnen auch vom Anspruch auf Sozialhilfe ausgeschlossen. In der Steiermark wird allerdings Asylwerbenden, Immigranten und Immigrantinnen Sozialhilfe gewährt – zum Teil in Form von Unterkunft in Heimen und Verpflegung. Eine formell bestätigte Unterhaltslosigkeit hat bei Meldung an die Fremdenpolizei allerdings den Entzug des Aufenthaltsrechtes zur Folge.³⁰⁷ Diese absurden Ausschlussmechanismen liefern die Betroffenen versteckter Armut und der Prekarisierung ihrer Lebensbedingungen, Lohndumping und illegaler Beschäftigung aus.

Anders als die traditionellen, ethnisch gedachten Hierarchien in der Arbeitswelt unterscheidet der neoliberale Markt nicht nach Staatsangehörigkeit, sondern nach der Billigkeit, Anpassungsfähigkeit und Beugsamkeit von Arbeitskräften. Ausländische Arbeitskräfte erfüllen diese Kriterien in besonders hohem Maß. Die drohende Aufhebbarkeit ihrer existenziellen Rechte bei Arbeitsverlust drängt sie in die völlige Abhängigkeit von den Bedingungen des Arbeitsmarktes und überantwortet sie dem Wohlwollen der Arbeitgeber. So werden sie geradezu zu idealen Arbeitnehmern eines von der neoliberalen Logik bestimmten Marktes, eines Marktes, der Menschen zu Funktionselementen der Wirtschaftsfaktoren reduziert. Die Gewerkschaften führen Diskurse über ausländische Arbeitnehmer als bedrohliche Konkurrenz für Einheimische. Sie seien für Lohndumping und die Auflösung von Arbeitnehmerrechten verantwortlich. Diese Diskurse, die ihr politisches Echo in Gesetzen wie der Ersatzkräfteregelung oder der Ausländerbeschäftigungsquote finden, sind an der Zwangslage ausländischer Arbeitskräfte wesentlich beteiligt. Bis in die 80er Jahre lag die Ausländerpolitik primär in der Hand der Gewerkschaften und der wirtschaftlichen Interessensverbände, die als Sozialpartner hinter verschlossenen Türen mit der Regierung verhandelten. Ihre Politik wirkt bis heute nach. Das Ausländerbeschäftigungsgesetz, das keine

Gleichstellung von Einheimischen und Arbeitsmigranten vorsieht und letztere als konjunkturelle Puffer nur zu bestimmten Branchen zulässt, blieb (mit Veränderungen) in Kraft.³⁰⁸

Gesellschaftliche Diskriminierung wird somit durch die Gesetzgebung nicht aufgehoben, sondern verstärkt und legitimiert.³⁰⁹ Die rechtliche Benachteiligung ist Ausdruck und Festschreibung einer kulturell gedachten und sozial wirksamen Asymmetrie zwischen Einheimischen und »Fremden«, die historisch verankert ist und weiterwirkt. Die Befürchtungen, die mit der Integration verbunden sind, gelten dem Brüchigwerden historisch etablierter Distanzen, die das Eigene vor dem verdrängten Fremden schützen.

Die ideologische Konstruktion einer kulturell homogenen österreichischen Nation war Teil der Strategie Österreichs nach 1945, in Abgrenzung vom Deutschnationalismus die Wende vom zweiten nationalsozialistischen Staat zum »ersten Opfer Hitlers« zu vollziehen. Österreich fühlte sich nach dem Krieg so nicht für die aus Osteuropa vertriebenen »Volksdeutschen« verantwortlich und verweigerte ihnen bis 1953 die Staatsbürgerschaft.³¹⁰ Die Zweite Republik übernahm dann die Verfassung von 1929, in der die Ideologie der Abgrenzung des damaligen Deutschösterreich von der multiethnischen Gesellschaft der späten Habsburgermonarchie weitertransportiert wurde. Autochthone Sprachminderheiten konnten 1955 nur nach mühevollen Verhandlungen ihre Anerkennung als österreichische Volksgruppen im Staatsvertrag erringen.

In den 60er Jahren schuf das enorme Anwachsen der Wirtschaftskonjunktur große Nachfrage nach ausländischen Arbeitskräften. Eigene Anwerbeabkommen wurden mit der Türkei und Jugoslawien geschlossen, um Arbeiter für die Industrie und die Baubranche zu rekrutieren.³¹¹ Ost- und ostmitteleuropäische Regionen waren für den Westen wegen des Wohlstandsgefälles ein gut ausschöpfbares Dienstleistungs- und Arbeitskräftereservoir zu Niedriglöhnen.³¹² Die hegemoniale Haltung des deutschsprachigen Teils gegenüber den ehemaligen Kronländern ist bis heute in der Bewertung von Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus Ungarn, Tschechien und der Slowakei spürbar. Sie wurden als willkommene Arbeitskräfte gesehen, nicht aber als neue Mitbürger. Ihre Akzeptanz war an ihren wirtschaftlichen Nutzen gebunden. 1973 wurde aufgrund der weltweiten Rezession die Anwerbung gestoppt.

Obwohl sich viele Arbeitsmigranten mit ihren Familien dauerhaft in Österreich niedergelassen haben, blieben die gesetzlichen Rahmenbedingungen ihres Aufenthaltes dem Gastarbeitermodell verhaftet. Auch während des kalten Krieges gab es immer wieder Migrationsströme – infolge der sowjetischen Militärintervention in Ungarn 1956, nach dem Prager Frühling oder während der kurzzeitigen Liberalisierung der Ausreise aus Polen durch den Einfluss von Solidarność 1980/81. Sie wurden nicht als Einwanderungs-, sondern als Transitbewegungen wahrgenommen, eine entsprechende Integrationspolitik blieb daher aus. Nach der Öffnung des Eisernen Vorhangs 1989/90 wurde der Zuwanderung von Menschen aus Ost- und Ostmitteleuropa, die in der Unsicherheit des politischen Umbruchs

und der wirtschaftlichen Auflösung ihrer Heimatländer den »sicheren Westen« erreichten, mit zunehmender Ablehnung begegnet. Die anfängliche Euphorie der »Wende« wich bald der Angst vor einem unkontrollierbaren Zustrom aus dem Osten. Ende der 80er Jahre, vor allem aber seit dem Beitritt zum Schengener Abkommen 1995, wurden Asyl, Zuwanderung und Grenzschutz zu Hauptthemen der Sicherheits- und Innenpolitik. Massenmigration, Flucht und Vertreibung als Folgen des Krieges auf dem Balkan führten zu einer verstärkten Ausländerfeindlichkeit in der Bevölkerung.

Die jahrzehntelange Verdrängung von Migrationsbewegungen begünstigte den Aufstieg der nationalpopulistischen FPÖ, die nun diffuse Ängste vor »Überfremdung« schürte und mit Parolen wie »Österreich zuerst!« glaubhaft machen konnte, die großen Regierungsparteien in Fragen der Zuwanderungsbeschränkung vor sich herzutreiben.³¹³ Das Doppelgesicht des politischen Diskurses verhindert jede sachliche Auseinandersetzung. Selbst wenn aufgrund der demografischen Daten eine Korrektur der Selbstwahrnehmung Österreichs als Einwanderungsland gefordert wird,³¹⁴ birgt dies bereits die Gefahr, Menschen zu objektivieren und »Ausländer« als Kategorie festzuschreiben, die dem zyklisch auftretenden Ruf »das Boot ist voll« wiederum Vorschub leistet. Auch das Schlagwort »Integration vor Neuzuzug«, unter dem das Zuwanderungsgesetz heute steht, ist doppelgesichtig. Es verbirgt sowohl eine restriktive Zuwanderungspolitik, als auch die Verzögerungen und Erschwerungen ihrer Integration. Weder ein Konzept noch eine Struktur stehen zur Verfügung. Integration wird als Anpassungsforderung und nicht als Erleichterung des Lebens in einer fremden Gesellschaft und Kultur verstanden. Davon zeugt der Entwurf des so genannten »Integrationsvertrages«, der Asylwerber unter Androhung des Entzugs der Aufenthaltsgenehmigung zu kostenpflichtigen Deutschkursen zwingt. Die staatliche Gegenleistung bleibt aus, selbst die ausreichende Bereitstellung von Kursplätzen ist nicht gewährleistet. Die eigentlichen Leistungen zur Integration und Betreuung von Migranten und Migrantinnen weist der Staat der *Caritas* und NGOs zu. Sie stellen psychische und soziale Auffangstrukturen für Flüchtlinge, Deutschunterricht, Rechtsberatung und Integrationshilfe im Alltag zur Verfügung und setzen sich für den Zugang zu sozialen Absicherungssystemen ein. Integrationsarbeit wird aus der Verantwortung des Staates in eine nichtöffentliche Zone verdrängt, Migration und die Probleme der Betroffenen werden privatisiert und bleiben dem öffentlichen Blickfeld fern gehalten.

Graz ist durch seine Lage als regionales Zentrum im Südosten Österreichs und die nahen Grenzen ein Anziehungspunkt für Arbeitsmigration geblieben. Heute leben nahezu 28 000 Migrantinnen und Migranten in der Stadt, etwa die Hälfte stammt aus dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien, ein Drittel aus anderen Kontinenten. Viele sind als Flüchtlinge gekommen. Die Wohlstandsgrenzen zwischen Ost und West haben neue Arbeitsformen in Zwischenwelten hervorgebracht. Pendlers aus Ungarn und der Slowakei versuchen vor den Schrott- und Sperrmüllanlieferplätzen defekte Haushaltsgeräte, Möbel, Fahrräder und anderes

zu ergattern, das sie im eigenen Land reparieren und verkaufen können. Aus der Slowakei kommen Roma, denen der Zugang zum Arbeitsmarkt und zur Sozialhilfe im Heimatland verwehrt bleibt, nach Graz, um hier zu betteln – von rechts-extremen Stadtpolitikern, der Boulevardpresse und Geschäftsleuten angefeindet. Seit einigen Jahren führt die Grazer FPÖ einen Sicherheits- und Überwachungs-diskurs gegen Randgruppen an, mit dem Ängste vor wachsender Drogenkriminalität geschürt werden. Damit geht auch eine pauschalisierende Kampagne der Boulevardpresse gegen »schwarzafrikanische Drogendealer« einher, die zur Verschärfung rassistischer Vorurteile beiträgt.³¹⁵ Mit diesem Diskurs entsteht auch in dieser Stadt, in der rassistische Übergriffe und Gewalttaten bisher vergleichsweise selten waren, ein Klima der Willkür.

1996 beschloss das Land Steiermark als erstes österreichisches Bundesland die Gründung von unabhängigen, gewählten Ausländerbeiräten in Gemeinden mit über 1000 ausländischen Einwohnern, die Stadt- und Gemeinderäte in Diskriminierungs- und Ungleichstellungsfragen beraten. Hier kommt Graz eine Vorreiterrolle in Österreich zu. Erstmals wurde politische Mitsprache von Bürgern mit ausländischem Pass institutionalisiert und ein Organ geschaffen, durch das bisher ausgeblendete Perspektiven der Diskriminierten selbst zur Sprache gebracht werden können.³¹⁶

Eines der zentralen Probleme für Migranten und Migrantinnen ist der Zugang zum Arbeits- und Wohnungsmarkt. Sie haben als Bürger und Bürgerinnen ausländischer Staatsbürgerschaft keinen Anspruch auf Gemeindewohnungen. Somit bleibt ihnen nur der private Wohnungsmarkt, wo Vorurteile ihre Chancen einschränken und sie wegen ihrer geringen finanziellen Möglichkeiten in benachteiligte Wohnlagen an der Peripherie und in innerstädtischen Vierteln mit hohem Verkehrsaufkommen verwiesen sind. Spannungen zwischen Einheimischen und Zugewanderten, Auseinandersetzungen von Gruppen Jugendlicher um die Nutzung öffentlicher Flächen bestimmen in zunehmender Dichte den Alltag. Der Kreislauf der Ausgrenzung beginnt mit der Preisgabe der Menschlichkeit an die Mechanismen des Marktes, die Eingewanderte in jene stadträumlichen Zonen abdrängen, die von Kämpfen um die ohnehin raren urbanen Lebensräume und Einrichtungen geprägt sind. Die Stigmatisierung ihrer Orte verdoppelt sich in den Bildern »sozialer und kultureller Brennpunkte«, welche die Ungleichverteilung symbolischer Kapitalien als natürlich erscheinen lassen.³¹⁷

Jenseits der Schlagzeilen

Cécile Huber

Die Begegnung mit Pierre verdankt sich meinem Kontakt zu einer Psychotherapeutin, die 20 junge Afrikaner – so genannte unbegleitete, minderjährige Flüchtlinge – in Gruppen- und Einzeltherapien in einer »Clearing Stelle«³¹⁸ betreut. Ohne Eltern oder andere Begleitpersonen haben sie ihre Heimatländer verlassen, in denen sie politischer und religiöser Verfolgung, Folter oder sexuellem Missbrauch ausgeliefert waren.³¹⁹ Nach der österreichischen Gesetzeslage wird ihnen das Recht auf Sicherheit, Begleitung und Betreuung bis zum Abschluss des langwierigen Asylverfahrens zuerkannt.³²⁰ Im Gegensatz zu erwachsenen Flüchtlingen, die in die Schubhaft verwiesen und dort betreut werden, bietet diese Betreuungsstelle den Jugendlichen einen geschützten Zwischenraum.³²¹ Hier erlernen sie Anpassungsstrategien für ein Überleben im Exil.

Im Vorfeld meines Besuches in einer der wöchentlichen Gruppentreffen junger Burschen hatte mir die Therapeutin von ihrer schwierigen Situation erzählt, mit der sie und ihre Klienten derzeit konfrontiert sind. Die mediale Kampagne »Afrikaner als Drogendealer« hat einen neuerlichen Höhepunkt erreicht und der Stadt den Ruf einer »Drogenhauptstadt« eingebracht.

Eine Dreiviertelstunde lang trudeln die Jungen einzeln oder in kleinen Gruppen im geräumigen Gesprächszimmer ein, holen sich Sessel aus dem Nebenzimmer und erweitern den Kreis. Pünktlichkeit sei für viele noch keine Selbstverständlichkeit, meint die Therapeutin und mahnt die neuen Ankömmlinge. Um die Ernsthaftigkeit der Situation klar zu machen, teilt sie ihnen mit, dass sie selbst zur Polizei bestellt und befragt worden sei. Sie spricht auf Deutsch und wiederholt alles auf Englisch. Eindrücklich vermittelt sie ihren Ärger und prangert die Verantwortungslosigkeit jener an, die auch diese Gruppe in Verdacht bringen und gefährden. Die angespannte Atmosphäre wird nur vom Geräusch der auf dem Holzboden rutschenden Sessel unterbrochen. Es vergehen lange Minuten, ehe sich einer der Jungen zu Wort meldet und wissen will, was geschieht, wenn man verhaftet wird. Die Antwort der Therapeutin ist eindeutig: Abschiebung und Rückkehr zu einer Situation, der sie gerade entkommen waren. Die Jungen schweigen. Nur einer meldet sich, der mit leiser Stimme seinen Unmut zum Ausdruck bringt und sich damit der Gruppe und seiner Therapeutin gegenüber positioniert. Mit solchen Zwischenfällen könne die vor einigen Monaten durchgeführte Straßentheateraktion gegen Drogen und Rassismus, an der er selbst beteiligt war, zunichte gemacht werden. Die Therapeutin schließt sich seiner Wortmeldung an und fordert die Jungen zur Stellungnahme auf. Vergebens.

Das Schweigen der Jugendlichen war mir zunächst Ausdruck ihrer Hilflosigkeit. Aus der zeitlichen Distanz denke ich an ihre Loyalität zueinander. Neben

ihrer individuellen Unsicherheit und Betroffenheit war etwas, das sie als Gruppe gegen Vorhaltungen und Verdächtigungen stark machte. Bei diesem Treffen ging es nicht darum, Schuldige zu finden, sondern darum, an die Verantwortung jedes Einzelnen zu appellieren. Das Bild der Asylwerber stand angesichts der medialen Stimmungsmache einmal mehr am Prüfstand der öffentlichen Meinung. Einzelfälle haben durch die Wirksamkeit medialer Praktiken zu »Wirklichkeits-effekten«³²² geführt, die rassistische Vorurteile, verbale und andere Übergriffe legitimieren. Junge Afrikaner werden als Drogendealer auf der Straße angesprochen oder als »Drogenschläfer« angeschwärzt, Hilfsorganisationen kommen in Verdacht und werden dem Rechtfertigungsdruck der Öffentlichkeit und überfalls-artigen polizeilichen Durchsuchungsaktionen ausgesetzt.

Nach der Sitzung spreche ich mit Pierre, jenem Jungen, der sich zu Wort gemeldet hatte. Er ist groß und schlank, sein Kopf ist kahl rasiert, sein Gesichtsausdruck ernst. Wir verständigen uns auf Französisch. Ich spreche ihn mit Du an³²³, er aber wechselt in seiner Unsicherheit zwischen Du und Sie. Meinem Wunsch, mit ihm über seine Geschichte und sein Leben in Graz zu sprechen, stimmte er nach kurzem Zögern zu. Einige Tage später treffen wir uns im Stadtzentrum. An diesem Dezembernachmittag ist es kalt und trüb. Pierre wartet bereits auf mich. Er trägt eine helle Hose, Turnschuhe, ein braunes Kordsamtblouson. Unter dem Arm hält er eine Mappe. Unser Gespräch führen wir in einem kleinen Lokal. Neugierige Blicke bleiben auf uns haften. Pierre bestellt Toast und Cola, ich Tee. Er fragt mich, ob ich nicht hungrig sei. Er lächelt erstmals, als ich ihm antworte, dass ich von zu Hause käme und keinen Hunger hätte. Seine Stimme und sein Sprechen, selbst seine Gestik sind anders als die seiner Alterskollegen. Er erzählt mir vom Unterricht³²⁴, den er bereits seit Februar dieses Jahres besucht und von seinem Wunsch, Informatik zu studieren. Er spricht langsam und zunächst ohne Unterbrechung.

Mit der Bitte, mir von seiner Familie und seiner Lebensgeschichte zu erzählen, ändert sich sein Gesichtsausdruck. Sobald meine Fragen seine familiäre und heimatliche Welt berühren, distanziert er sich von mir. Er greift sich immer wieder an die Stirn und bedeckt sein Gesicht mit beiden Händen. Meine Befürchtung, die Interviewsituation könnte in ihm unangenehme Erinnerungen an ein Verhör hervorrufen, ließ mich zurückhaltend sein. Weder die gemeinsame Sprache, das ihm vertraute Französisch, noch mein bekundetes Interesse für ihn und seine Erfahrungen ließen eine offene und gelöste Gesprächsatmosphäre zustande kommen.

In aller Kürze steckt er die Eckpfeiler seiner Lebensgeschichte ab. Er kommt aus dem Kamerun, sein Vater ist vor einiger Zeit gestorben, er hat Geschwister, auch sein Bruder ist tot. Vor einem Jahr und sechs Monaten hat er sein Land verlassen müssen. Seither lebt er in Österreich. Diese knappe Schilderung seines komplizierten und leidvollen jungen Lebens entspricht – so eine seiner Betreuerinnen – der von Schleppern empfohlenen Anweisung, gegenüber den Behörden so wenig Details wie möglich anzugeben. Auch mir gegenüber ist er jetzt auffallend verhal-

ten. Ich spüre seine permanente Angst, sich selbst um seine Aufenthaltsgenehmigung zu bringen oder seinen Verwandten zu Hause zu schaden. Er will und kann mir in diesem Augenblick nicht mehr von seiner Geschichte preisgeben. Er erwähnt noch kurz die politische Lage in Kamerun, die eine extreme Gefährdung für seine Verwandtschaft bedeutet habe, ehe sie auch ihm zur Lebensbedrohung wurde. Meine Frage nach den Hintergründen seiner Flucht lässt ihn wieder verstummen. Nach einer langen Pause erzählt er, dass er seiner Mutter Geld genommen und ohne Abschied seine Heimat verlassen habe. Erst in Österreich konnte er seine Mutter anrufen, die wochenlang um sein Leben bangen musste und dem Druck der Polizeibehörden ausgesetzt war. Seine Abreise war von keinem Abschiedsritual begleitet, das die emotionale Betäubung durch den Schmerz im Laufe der Zeit zu heilen versprochen und die faktische Trennung zwischen seinem Vorher und seinem Nachher ermöglicht hätte. Der versagte Abschied ist ihm zur Quelle von Schuldgefühlen geworden, sein Dasein zu einem permanenten Schaukeln zwischen Zuversicht und Verzweiflung. Als er dann unerwartet selbst seinen Fluchtweg anspricht, habe ich den Eindruck, er wolle meinen Fragen zuvorkommen, um Unangenehmes und Angstbesetztes hinter sich zu bringen. Seine Schilderung kommt einem Abkürzungsweg gleich: »Ich war von Kamerun mit dem Auto weggefahren, ich bin durch Nigeria weitergefahren und von Nigeria mit dem Schiff nach Italien und von Italien bis hierher wieder mit einem Auto. Und so ist es, wie es passierte.« Das Ziel ist erreicht. Aber welches?

»Bahnhof«, »Bundesasylamt«, »Asylant« – Diese drei Wörter, die Pierre im Französisch geführten Interview auf Deutsch ausspricht, bezeichnen die letzten Etappen seines Fluchtweges. Er hatte sich Schleppern anvertraut und sie teuer bezahlt. Das Ende seiner Reise war der Bahnhof einer Stadt, deren Namen er nie gehört hatte. Graz. Hier sprach er in gebrochenem Englisch einen Mann an, der ihn in ein Notquartier in Bahnhofsnähe begleitete. Am nächsten Tag wurde sein Asylantrag in die Wege geleitet. Pierre wurde in das Landesbetreuungsprogramm für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge aufgenommen und in ein in einem Außenbezirk gelegenes Asylantenheim gebracht. Vier Wochen später findet das erste Interview des Asylverfahrens statt. Zum Zeitpunkt seiner Einvernahme ist er 17 Jahre alt. Nach Monaten wurde negativ über seinen Antrag entschieden. Er war geschockt. Erst als er vom bürokratischen Usus der Ablehnung von 99% der Asylanträge in erster Instanz erfuhr und seine Berufung eingereicht wurde, beruhigte er sich langsam.³²⁵

Nun ist sein Status als Asylant Symbol seiner Fremdheit in einer Gesellschaft, die ihm lediglich eine Übergangside ntität am Rande ihres Ordnungssystems zugesteht und ihn mit den Unsicherheiten eines Lebens in Schweb e konfrontiert. Gerade dieses Provisorium ist »Ursache von Leiden, das sich in Hoffnungslosigkeit durch mangelnde Perspektive, in diffusen psychosomatischen Leiden, dauerndem Unwohlsein, Stress, Spannungszuständen und Entwurzelungsängsten ausdrückt.«³²⁶ Das Warten auf den endgültigen Bescheid entwickelt sich zu einem »Warten auf Godot« mit unabsehbarem Ende. Der bedrohliche Effekt eines

Damoklesschwertes nötigt Pierre zur Verdrängung seiner latenten Ängste. Er spürt die Distanz der Österreicher und Österreicherinnen den Fremden gegenüber und vergleicht: »Wenn ein Ausländer zum Beispiel in Kamerun ankommt, sind sie gastfreundlich, sie sind offen. In Österreich ist das nicht der Fall, wo der eine keine Zeit für den anderen hat, es ist jeder für sich. [...] Jetzt beginne ich mich dran zu gewöhnen.« In seinen Erinnerungen verkürt er seine Landsleute. Gleichzeitig betont er immer wieder, dass er sich hier integrieren will. Er nimmt die Betreuungsangebote der Clearingstelle ernst und besucht einen Deutschkurs. Doch Depressionen ziehen ihn mehr und mehr in die Spirale der Verzweigung: Schlaflose Nächte, Rückzug in seine Einsamkeit.

Wenn Pierre von seinen Krisen erzählt, stellt er eine offensichtliche Distanz zwischen uns her. Er spricht mich mit Sie an und von sich in der dritten Person. Wie in einer Beweisführung listet er eine für ihn schicksalhafte Verkettung von Ereignissen auf: Seine Verhaftung, die ihm zu Unrecht geschah, seine traumatische Gefangenschaft, die seine Flucht auslöste und die ihm Ursache seiner jetzigen Schwierigkeiten und seines Leidens ist. Er nimmt jetzt ein Therapieangebot in Anspruch, aber trotz zahlreicher Gespräche erweisen sich seine Probleme als resistent. Es gelingt ihm nicht, zu vergessen, sich von seinen Erinnerungen wenigstens zeitweise zu befreien.³²⁷

Zwischen den posttraumatischen Folgen seiner Erlebnisse und dem Wunsch nach Integration, gestaltet sich das Leben im Asylland Österreich in den permanenten Widersprüchen der Gesetzeslage als ein Überlebenskampf. Einerseits garantieren ihm die Bestimmungen gewisse Privilegien, wie zum Beispiel das Recht auf Schutz und Betreuung als minderjähriger Flüchtling, andererseits aber halten sie ihn in der Rolle des bedürftigen Opfers in völliger Abhängigkeit.³²⁸ Die sozialen und humanitären Hilfeleistungen erweisen sich zugleich als Bevormundung und als gesellschaftliche Kontrolle. Autonomie und Handlungsspielraum werden nicht ermöglicht. Pierre bekommt Unterkunft und Verpflegung in einem Missionshaus. Als Asylwerber hat er kein Recht auf ein Einkommen und muss die Dinge, die sein Leben leichter machen und mit denen er sich als Jugendlicher bestätigen könnte, verzichten. Ein Kinobesuch, der Kauf eines neuen Paar Schuhe, hie und da mit Freunden auszugehen, oder – was ihm noch mehr am Herzen liegt – seine Mutter anzurufen, sprengen die Grenzen seiner Sozialhilfe. Pierre hat damit zu leben gelernt. Das gehöre, wie er sich selbst beruhigt, ohnehin für viele Einwanderer zu den Lebensbedingungen einer längerfristigen Realität.

Seine Hautfarbe setzt Pierre der gesellschaftlichen Wirksamkeit sozialer Diskriminierung in besonderem Maße aus.³²⁹ Wie allen männlichen, »schwarzafrikanischen« Jugendlichen wird ihm abnormes, asoziales Verhalten zugeschrieben. Die Integration, die ihm einerseits als Asylwerber in hochoffiziellen Diskursen zugesprochen und im Rahmen von Betreuungseinrichtungen verlangt wird, wird ihm in seinen praktischen Alltagserfahrungen verwehrt. Er fühlt sich vom Eintrittsverbot in Discos verletzt oder gedemütigt, wenn er als Drogendealer auf

der Straße angesprochen wird. Eingeholt vom kolportierten Verbrecherbild kann er weder dessen Symbolik, noch dessen Effekten entkommen. Immer wieder auf den Status eines Kriminellen reduziert, wird er an den äußersten Rand der Gesellschaft verwiesen.³³⁰ Soziale Partizipation und gesellschaftliche Anerkennung, die Voraussetzungen für soziale und kulturelle Integration,³³¹ sind ihm kaum möglich. Seine Erfahrungen kann er jedenfalls nicht mehr mit seinem eigenen Anspruch auf Menschenwürde, den er ohnehin bereits auf ein Minimum reduziert hat, in Einklang bringen.

Pierre erzählt mir ohne zu klagen von seinen heftigen Magenschmerzen, die er in Stresssituationen spürt, von seinen Desillusionen und seinen depressiven Stimmungen. Mit Hilfe der Maltherapie würden seine kreisenden Gedanken zu Farben und Formen werden und sich die Bilder seiner Vergangenheit allmählich lösen. Hoffnung und Verzweiflung, Höhen und Tiefen seiner psychischen Befindlichkeit bringt er mit der Unruhe der Meereswellen zum Ausdruck – eine Verbildlichung, die er mit landschaftlichen Wahrnehmungen und Erinnerungen an seine Kindheit in Verbindung bringen kann. Auf seine Zukunftsperspektiven angesprochen, antwortet er nüchtern und realistisch, dass sie wohl von den Chancen, die ihm zugestanden werden, abhängen. Er klammert sich ganz bewusst an die kulturellen und sozialen Integrationsangebote, geht zur Schule, betreibt regelmäßig Sport, interessiert sich für Informatik und engagiert sich in künstlerischen Initiativen und in antirassistischer Öffentlichkeitsarbeit. Der Malworkshop ermöglicht ihm, seine Bilder auszustellen und Anerkennung zu erfahren. Fallweise kann er seine Bilder verkaufen. Allerdings sind diese Erfolgserlebnisse mit der Gefahr verbunden, den Verdächtigungen rassistischer Vorurteile erneut zum Opfer zu fallen: »[...] vielleicht kauft jemand mein Bild, damit ich mir Schuhe kaufen kann, und dann? Was werden die Leute sagen, wenn sie mich mit diesen Schuhen sehen? Ich bin ein Drogendealer!«

Nach 14 Tagen treffen wir uns wieder. Diesmal kommt Pierre zu mir. Er trägt dieselbe Kleidung wie bei unserer ersten Zusammenkunft. Er hat wenig Zeit, er müsse pünktlich wieder weg, weil eine Bekannte in einem Theaterstück auftrete, das er nicht versäumen wolle. Ich erinnere an unser letztes Gespräch und bitte ihn, etwas über die Hintergründe seiner Flucht zu erzählen, um ihn in seiner derzeitigen Situation besser verstehen zu können. Pierre denkt nach und lehnt sich nach vorne. Diesmal kann er darüber sprechen, auch wenn es ihm noch immer Überwindung kostet. Er beginnt mit den tragischen Ereignissen, die ihm und seiner Familie seit 1990 widerfahren und bis heute zu Opfern politischer Gewalt und Verfolgung machen.³³² Er berichtet von der unausweichlichen Staatsgewalt in der ausführenden Hand der polizeilichen Machtmaschinerie. Sowohl sein Leiden als Flüchtling als auch seine Überlebensstrategien als Asylwerber stehen in engem Zusammenhang mit seinem sozialen Herkunftsmilieu. Pierre kommt aus einer gebildeten, katholischen Familie, die zur oppositionellen politischen Elite Kameruns gehört und ihn als Opfer politischer Gewalt prädestinierte. Hier wird seine Herkunft gegenüber anderen Asylwerbern zum Vorteil.

Da mir Pierre aus legitimer Angst oder auch aus Misstrauen in unserem ersten Gespräch weder Auskunft über seine Familien- und Lebensverhältnisse in Kamerun gab, noch von seiner Flucht erzählte, wurde ich in Gesprächen über seine Geschichte zunächst mit den gängigen ethnozentristischen Bildern konfrontiert, Afrikaner kämen in erster Linie aus ökonomischen Gründen nach Europa, seien »Sozialschmarotzer«, jedenfalls gute Schauspieler, die Asylbehörden mit vorgetäushtem Leiden leicht »überrumpeln«. Meinungen, die sich auch in den Berichterstattungen österreichischer Tageszeitungen wiederfinden. Die vollkommene Abwesenheit Kameruns schafft eine falsche Wirklichkeit. Der Mangel an Informationen über die realen politischen Verhältnisse Kameruns suggeriert, dass der langwierige Demokratisierungsprozess besser verlaufe, als es in den Nachbarländern Nigeria, Ghana und in den meisten postkolonialen Staaten der Fall ist, wo die Bevölkerung Kämpfen und Misshandlungen religiöser, ethnischer und politischer Art ausgeliefert ist.³³³ Seit 1960, dem Jahr der Unabhängigkeit Kameruns von englischen und französischen Kolonialmächten, muss seine Bevölkerung einen hohen Tribut an Massenverhaftungen, Misshandlungen, Folterungen und Ermordungen zahlen. Das wichtigste Herrschaftsinstrument des ersten Staatspräsidenten Ahidjo (1961-1982) war die Bürokratie und die nach persönlicher Willkür von ihm ernannten oder entlassenen Provinz-Gouverneure. Ihnen stand ein umfangreicher Gewaltapparat aus Polizei, Gendarmerie und der allgegenwärtigen »Sureté Nationale« zur Verfügung. Darüber hinaus funktionierte die Bürokratie als wichtigster Apparat der Ökonomie, die von der Dominanz des ausländischen Kapitals gesteuert war und deren Erträge, wie zum Beispiel jene der Öleinnahmen, als Staatsgeheimnis behandelt wurden. Mit der Übergabe des Präsidentenamtes an den Premierminister Paul Bija im November 1982, hofften die Menschen auf eine vorsichtige Demokratisierung. Er hatte als einer der Wortführer der »Technokraten« und der jüngeren Generation mehrfach für eine Öffnung des Regimes plädiert, regierte letztendlich aber nicht viel anders als sein Vorgänger. Als Bija nach 1989 mit der Forderung nach Demokratisierung konfrontiert wurde, reagierte er mit massiver Repression: Forderungen nach Zulassung mehrerer Parteien wurden als kriminelle Akte verfolgt, in sieben von zehn Provinzen, die sich ihnen angeschlossen hatten, wurde der Ausnahmezustand verhängt. Neben der englischsprachigen Minderheit im Nordwesten des Landes, die eine regionale Unabhängigkeit anstrebt, wird jedwede demokratische bzw. oppositionelle Stimme im Lande im Keime erstickt.³³⁴ Pierre ist eines der vielen Opfer politischer Machtkämpfe, die zumindest ihr Leben über ihren sozialen und kulturellen Tod retten konnten.

Ein unbegleiteter, minderjähriger Flüchtling
(Interviewerin: Cécile Huber)

[...]

– *Deine Ankunft – ich kann mir vorstellen, dass dir alles fremd war. Es gibt wahrscheinlich große Unterschiede im Vergleich zu Kamerun.*

Pierre – Es gibt einen großen Unterschied [unsichere Stimme]. Der Unterschied im Menschenvergleich und auch die Strukturen, das heißt, das Land, ich meine die Architektur, die Häuser und alles. Aber der große Unterschied ist zwischen den Menschen [Pause] und zwischen den Kulturen, wie die Menschen hier und in Kamerun leben. Und dann... Ja, ich habe begonnen Kurse zu besuchen, dann habe ich angefangen Leute kennen zu lernen und dann haben wir uns angefreundet. Und dann eines Tages... Dort, wo ich wohnte, ist eine Dame, die bei einem Verein arbeitet, vorbeigekommen. Sie ist Psychotherapeutin. Wir trafen uns, wir lernten uns kennen und dann stellte ich ihr mein Problem dar und wir haben diskutiert. Und wir haben Kontakt mit einer anderen Therapeutin aufgenommen, mit der ich regelmäßig Therapie hatte, weil ich war wirklich sehr... ich war in einem... ich war sehr tief betroffen, ich war sehr krank. Und dann war es eine Zeit wirklich, wo ich wollte, es war eine Zeit, wo mir die Idee gekommen war, mich umzubringen. Verstehen Sie mich ein bisschen?

– *Ja.*

Pierre – Gut. Gott sei Dank bin ich nicht so weit gekommen, es ist vorbei. Und sie kennt auch eine Künstlerin, die mit uns arbeitet, mit einigen Personen, die im selben Haus wie ich wohnen. Wir haben uns gefragt: »Was müssen wir machen, um einen anderen Weg zur Integration zu finden?« Und sie ist eine Künstlerin und wir haben gesagt: »Gut, wir können malen anfangen, zeichnen.« Wir haben einen Workshop angefangen. Es war jeden Freitag, wenn ich mich nicht täusche und wir machten das regelmäßig. Gut, mit dem haben wir eine erste Ausstellung gemacht und Kontakte gehabt, die bis heute anhalten. Und das ist für mich wirklich sehr interessant.

– *Hat dir das geholfen?*

Pierre – Es hat mir wirklich sehr geholfen. Es hat mir sehr geholfen, weil ich nicht nur gewisse Personen kennen gelernt habe und dann... [längere Pause]. Schließlich habe ich festgestellt, ich habe verstanden, als wäre das eine andere Therapie, eine andere Art für mich nachzudenken. Weil, was fiel mir ein, wenn ich das zeichnen musste, woran ich gerade dachte? Meine Gedanken basierten darauf, was ich erlebt hatte zum Beispiel, ich musste das zum Ausdruck bringen, weil ich das zum Ausdruck bringen musste. [Pause] Ja, es war sehr schwer. Aber ich war nicht allein, ich war mit Leuten. Wenn ich unglücklich sage, muss man an Selbstmord denken, es war, weil ich nicht anders konnte. Wenn ich Ihnen sage, dass ich – Pierre, der da sitzt – im Gefängnis war, vielleicht werden Sie mir nicht glauben. Sie müssen mir glauben, weil es so war. Dann bin ich herausgekommen

und habe gesagt, es zahlt sich nicht aus, dass ich länger hier bleibe. Und dann, sehen Sie, wie soll ich das sagen? Es scheint mir ein Unrecht zu sein, wie Menschen anderen Menschen gegenüber ungerecht sind und manchmal ist es das, was mich stört. Ich war im Gefängnis und das hat mich sehr traumatisiert, sehr, sehr, sehr traumatisiert. Und es kommt bis heute manchmal vor, wenn ich mich so niedersetze und versuche, ein bisschen rückwärts zu schauen, an das wieder zu denken, dann merke ich, dass ich mir weh tu, weil es mich noch beunruhigt. Dann sage ich: »Nein« [Pause]. Man muss es zu vergessen versuchen, man muss an die Zukunft denken, damit ich was anderes machen kann. Das ist der Grund, warum ich jetzt alles versuche, um zu vergessen. Meine arme Mutter könnte mir zeigen, wie man vergessen kann [stockend]. Und meine Art, all das zu vergessen, besteht darin, hie und da mit Menschen zu plaudern, Menschen kennen zu lernen und dann..., nur um es abzuschwächen. Dann kann ich mich unterhalten, dort in der Schule mit Freunden, das ist es.

»Ihr dürft nicht rein!«

– *Jetzt hast du Bekannte und Freunde, die in einer ähnlichen Situation sind.*

Pierre – Es sind nur diejenigen, die in einer ähnlichen Situation zu meiner sind, die mich verstehen können und wir verstehen uns besser. Und wir versuchen uns auf Distanz zu den anderen [den Drogendealern] zu halten, um uns zu integrieren. Aber das Problem, das uns hier trifft, ist jenes des Rassismus, das übrigens überall ist, das ich aber noch sehr, sehr stark in Österreich finde, wo die Leute wirklich so sind, wirklich. Ich selbst bin Opfer. Oder wenn ich denke, dass man sagt, ich bin Drogendealer oder all das, obwohl ich es nicht bin. Ich habe mit dem nichts zu tun.

– *Welche Erfahrungen hast du gemacht?*

Pierre – Es war vor drei Monaten, nein, vor zwei Monaten. Ich wollte tanzen gehen in ein Lokal. Ich war mit einem Freund aus Kamerun und einem Freund französischer Staatsbürgerschaft, der hier in Graz studiert. Wir wollten tanzen gehen, und als wir dort ankamen, hat uns der Portier gesagt: »Ihr dürft nicht rein!« Also, der eine aus Kamerun und ich durften nicht rein, weil wir Ausweise brauchen. Aber das ist die Art, es zu sagen, weil es gibt keine Mitgliedkarte, um in dieses Lokal rein zu dürfen. Dann wollten sie den Franzosen reinlassen. Aber der Franzose hat nein gesagt: »Ich will nicht rein, wenn die anderen nicht rein dürfen, wenn meine Freunde nicht reinkommen.« Das war das zweite Mal. Das erste Mal war ich mit einem afrikanischen Freund und es war dasselbe Lokal. Ja.

– *Und sie haben euch diesmal reingelassen?*

Pierre – Eben nicht. Ich kenne den Portier gut, den Kerl kenne ich, er hat mir gesagt: »Verstehst du mich, es sind die Vorschriften vom Chef. Ich halte mich daran, ich kann nichts dafür.« Er hat mir gesagt, er sei selbst Ausländer, aber er führt nur die Befehle aus, sonst könnte er seinen Job verlieren. Ich habe ihn verstanden, ehrlich [...].

[Pierre erzählt mir von seinen Erfahrungen im Missionsheim, davon, dass er

mit einem Mitbewohner sein Zimmer teilt.]

– *Ist er auch Afrikaner?*

Pierre – Ja, aus Sierra Leone. Ja, es geht, aber selbst wenn wir uns gut verstehen, bin ich nicht frei, weil ich gewisse Dinge machen möchte. Selbst wenn er akzeptieren würde, bin ich mir nicht ganz sicher.

– *Ob du ihn nicht doch störst?*

Pierre – Ja, wirklich. Und das andere Problem ist das mit der Arbeit: Man hat kein Recht auf Arbeit in Österreich, man hat kein Recht, zu arbeiten und wie soll ich leben? Jedes Monat bekomme ich Geld von der Sozialhilfe und mit dem versuche ich, mich zu organisieren.

– *Wie viel bekommst du?*

Pierre – 1.400 Schilling (100 €) und es ist wirklich sehr, sehr wenig, weil ich mich vielleicht auch unterhalten möchte. Ich möchte gern ins Kino gehen, oder ich möchte mir Gewand oder Schuhe kaufen, oder ich möchte mir was zu essen kaufen und das ist zu wenig. Wir haben kein Recht zu arbeiten und manchmal kann ich kleine Jobs als Künstler machen. Vor kurzem habe ich ein Bild verkauft und ein wenig Geld bekommen, aber das ist nicht jeden Tag oder jede Woche, vielleicht einmal im Monat.

– *Wenn du also ein Bild machst, kannst du es verkaufen und das Geld gehört dir. Und das wird akzeptiert?*

Pierre – Ja... [lange Pause] Es ist wirklich sehr, sehr schwierig, weil ich mir nicht einmal die Hälfte von dem kaufen kann, was ich möchte, so für meinen Standard, für meinen Lebensstandard. Ich bemühe mich trotzdem, alles zu machen, und dann, wenn ich alles tue, vielleicht bin ich bei der nächsten Ausstellung dabei und vielleicht kauft jemand mein Bild, damit ich mir Schuhe kaufen kann und dann... Was werden die Leute sagen, wenn sie mich neue Schuhe tragen sehen? Ich bin ein Drogendealer!

– *Weil es neue Schuhe sind?*

Pierre – Ja, weil es ganz neue Schuhe sind, oder fragen sie sich, wo kommt das Geld her, dass ich mir solche Schuhe leisten kann? Und wie habe ich das geschafft ohne Drogen?

[...]

Das ist, wie ich in Österreich lebe

– *Und du möchtest Informatik lernen.*

Pierre – Ja. Und so ist mein Leben und das ist, wie ich in Österreich lebe, so ist es [lange Pause]. Das Beste ist, zu tun, was ich zu tun habe, das heißt, jeden Tag Schule gehen und beschäftigt zu sein. Dann, wenn der Tag für das nächste Interview [zum Asylverfahren] kommt, werde ich es machen. Aber wenn ich jeden Tag nur an meine Situation denken müsste, wäre es wirklich jämmerlich für mich und ich würde ständig im Stress sein, weil ich keine Papiere [Ausweise] habe, weil ich Asylant bin und ich würde nichts anderes zu tun haben, als zu warten.

– *Und so bist du unertags beschäftigt.*

Pierre – Ja, ich vergesse, ich kann leichter vergessen. Gut, ich bin in dieser Situation in Österreich und es ist vielleicht nur, wenn ich ganz allein bin, dass ich in meiner Ecke bin und ich sag mir: »Oh, ich bin Asylant in Österreich.«

– *Bist du oft allein?*

Pierre – Ja, in meinem Zimmer. Da fange ich an, nachzudenken und sage mir: Wie war es früher? Früher war es wirklich schlimm, weil wenn ich allein im Zimmer war, kam es vor, dass ich allein weinte, wirklich weinte. Jetzt versuche ich mich zurückzuhalten, ich halte mich zurück und denke an die Zukunft [lange Pause]. Damals redete ich mit den Menschen nicht, ich war immer in meiner Ecke versteckt. Wenn ich nicht im Bett lag, las ich ein Buch, ohne zu wissen...

– *Ohne dich drauf konzentrieren zu können?*

Pierre – Dann passierte es mir, dass ich um drei Uhr früh erwachte und keinen Schlaf mehr hatte. Ich konnte vor fünf oder sechs nicht mehr einschlafen und musste dann eine Stunde später aufstehen.

– *Du warst müde, weil du nicht genug schlafen konntest. Und ist das jetzt vorbei?*

Pierre – Ja, es ist vorbei, aber nicht hundertprozentig, ab und zu kommt es noch vor [Pause].

– *Es bessert sich mit der Zeit?*

Pierre – Ja, es passiert nur ab und zu und ich setze mich mehr ein. Es gibt nicht nur die Schule, zwischendurch mache ich auch Sport, um meinen Geist zu befreien.

[...]

Was in Österreich schlecht ist, ist afrikanisch

Pierre – Wissen Sie, was der Großteil der Leuten denkt und manche sagen? Dass die Afrikaner nach Europa kommen und nichts tun wollen, sie wollen sich nicht integrieren und sie geben sich keine Mühe. Aber wo ist dann das Ergebnis für denjenigen, der sich so sehr bemüht, sich zu integrieren? Also, ich gebe mein Bestes, um etwas zu tun... Nicht nur, um zu versuchen, sondern für mich selbst, um das Gegenteil zu beweisen von dem, was die Leute von uns denken. Sie sehen, was gesagt wird: Dass alle Afrikaner Drogenverkäufer sind und ich verstehe das nicht.

– *Weil du keiner bist. Aber es ist ein gesellschaftliches Problem hier.*

Pierre – Aber es stimmt, ich gebe ein Beispiel: Erst gestern Abend hat mich ein Junge, der zu mir gekommen ist, das gefragt. Und wenn mich jemand das fragt, ärgere ich mich unheimlich, wenn mich jemand fragt. Das ist meine Reaktion, wenn ich nicht gut gelaunt bin, aber wenn ich gut gelaunt bin, nehme ich mir Zeit, um nein zu sagen, dass so was zu nehmen nicht gut ist, es ist nicht gut. Ich muss auch dagegen kämpfen, weil ich mir denke, dass vielleicht in acht Jahren ich selber Kinder haben könnte, oder Freunde haben Kinder und dass diese Kinder das nehmen könnten, und das ist Kriminalität. [...] Es vergeht kein Tag, wo die Zeitungen nicht von einem Afrikaner, einem Drogendealer berichten, wie in der

Kleinen Zeitung. Ich sammle all diese Zeitungen zu Hause und wenn ich Freunde treffe, sage ich ihnen: »Lest doch, man sagt schon wieder, dass es die Afrikaner sind. Also strengen wir uns an.« Ich möchte nicht einmal mit dieser Sache zu tun haben und außerdem ist es von mir weit entfernt, dass ich solche Dinge machen könnte, es ist weit entfernt [Pause]. Und die Frage, die ich mir stelle, ist: Wo nehmen die Afrikaner das her? Reisen sie mit dem aus Afrika ab und kommen nach Europa? Ich weiß es nicht!

– *Weil in manchen Zeitungen gesagt wird, dass es sehr gut organisiert ist und nicht unbedingt aus Afrika kommt.*

Pierre – Ich habe das festgestellt, dass alles, was in Österreich schlecht ist, ist afrikanisch. Es sind die Afrikaner [sagt man]. Aber man müsste ein Minimum an Respekt den Afrikanern gegenüber haben, dem Afrikaner als Mensch wie jeder andere Mensch. [...]

Ich war da und ich litt im Gefängnis, weil ich nicht wusste, worum es ging

[Bei unserem zweiten Treffen bitte ich Pierre darum, mir über die Gründe seiner Flucht zu berichten.]

– *Was ist in Kamerun eigentlich passiert, dass du persönlich so davon betroffen warst und flüchten musstest?*

Pierre – Was mich so betroffen hat, ist, dass das Problem bereits meinen Vater betraf. Mein Vater ist bereits 1990 gestorben, und seitdem wohnte ich nicht mehr mit meiner Mutter. Ich wohnte bei meinem Onkel. Ja, und vor vier Jahren war er Minister in einer anderen Provinz in Kamerun. Er war Politiker und mein Vater war auch Politiker und außerdem wurde er aufgrund der Politik ermordet. Auch mein Onkel war an der Politik beteiligt, war aber kein Opponent in Kamerun, überhaupt nicht. Er war an der Regierungspolitik beteiligt. Dann, dann vor drei Jahren hat er auch seine Meinung gewechselt, er wollte seine eigene Partei gründen. Er war Arzt, er war der Arzt vom Präsidenten unseres Landes. Dann also wohnte ich bei ihm, nach dem Tod meines Vaters und nicht mehr bei meiner Mutter. Als die Regierung, als der Präsident gesehen hat, dass er nicht mehr sein Minister sein wollte und seine eigene Partei gründen wollte, und auch weil er bereits als Kandidat für die nächste Präsidentschaftswahl kandidieren wollte... Und dann plötzlich wurde er verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Ich blieb zu Hause mit seiner Frau. Er hat Kinder, aber seine Kinder waren nicht mehr in Kamerun, sie sind im Ausland. Ich war also mit seiner Frau geblieben. Ich ging oft zur Kirche und in dieser Kirche, in unserer Kirche gab es eine Jugendgruppe, in der Kirche wurde jeden Tag das Essen vorbereitet. Die Aufgabenpflicht unserer Gruppe war es, jeden Mittag das Essen den Menschen zu bringen, die im Gefängnis litten, weil dies eine kirchliche Aktion war.

– *Du gingst also ins Gefängnis mit dem Essen?*

Pierre – Ja. Ich war Mitglied dieser Jugendgruppe. Dann, am letzten Tag, als ich das machte, war ich mit Freunden der Kirche, mit Kumpels. Es war also zu Mittag und ich wusste nicht, ich wurde mitten auf der Straße verhaftet. Ich wurde

verhaftet, genau dort, wo ich mit meinem Freund, meinem Kumpel stehen geblieben war. Aber er wurde am selben Abend entlassen. Und an dem Abend, am selben Abend, wurde die Frau meines Onkels auch verhaftet. Gut, aber ich, ich hatte keine Ahnung, was los war, ich hatte keine Ahnung, was los war und es machte mir eher Angst. Ich weinte die ganze Zeit, um zu wissen... und ich glaube, dass es vier Tage später war, dass ich erfahren habe, dass die Frau meines Onkels auch verhaftet worden war. Weil wir nicht in der gleichen Zelle waren und ich war auch nicht in der gleichen Zelle wie mein Onkel. Und in dieser Zeit war meine Mutter nicht da, meine Mutter war nicht, nicht mit uns in der Stadt [Pause]. Dann, vier Tage bevor die Polizisten mich zu verhören begannen, wurde ich befragt, ob der Mann, mein Onkel, oft mit mir spricht und was er vorhat [welche Intentionen er hat], ob es im Haus andere Männer gibt. Letztendlich hatten sie das ganze Haus durchsucht. Sie hatten das ganze Haus durchsucht und nichts gefunden und trotzdem haben sie mich nicht frei gelassen, hm. Ich hatte also [stockend] zunächst fünf Monate dort verbracht.

– *Im Gefängnis.*

Pierre – Ja, zunächst fünf Monate. Während all dieser Zeit, meine Mutter... Meine Mutter wusste bereits Bescheid und versuchte zu erfahren warum, weil..., weil sie nichts verstand [Pause]. Während dieser fünf Monate war ich nie rausgekommen und ich wurde woanders hinversetzt, in eine Zelle, wo es andere Jungen in diesem Gefängnis gab. Während dieser Zeit wurde ich nie vor Gericht gestellt, um gefragt zu werden, oder um mir zu sagen, dass ich aus irgendeinem Grund verurteilt bin, nie. Ich war nur in Gefangenschaft.

– *Du wusstest also nicht den Grund deiner Verhaftung?*

Pierre – Nein, überhaupt nicht. Überhaupt nicht. Ich war da und ich litt im Gefängnis, weil ich nicht wusste, worum es ging. Es tat mir schon weh und ich kam nicht zurecht damit. Und dann war die Zelle, das Gefängnis nicht gut gepflegt, es war sehr schmutzig und ich schlief direkt am Boden, und ich sage es Ihnen wirklich, so wie ich beim letzten Gespräch es gesagt habe, ich verbrachte dort zwei Jahre [sehr betont]. Sie können sich das nicht vorstellen!

– *Und wie alt warst du? Du warst noch ganz jung.*

Pierre – Ja, von 14 bis 16 Jahren. Ja, so ist es in Kamerun. Ich weiß nicht, wie es in anderen Ländern ist, aber so ist es in Kamerun. Und mein Onkel ist immer noch im Gefängnis, seine Frau auch. Und wie ist es mir gelungen rauszukommen? Weil es war... der Mann, der Mann, der schaute. Wie heißen sie? Die Wächter, die Gefängniswärter, es gab zwei von ihnen [seine Stimme klingt ganz aufgeregt], die ich kannte. Na ja, ich kannte sie nicht besonders gut. Sie waren Freunde des... [sucht ein Wort und klopft nervös auf den Tisch] des Priesters, des Priesters der Pfarre. Und der Priester unserer Pfarre hatte auch versucht zu verhandeln, zu wissen, was passiert war.

– *Er kümmerte sich um dich, als du im Gefängnis warst?*

Pierre – Ja, ja und er kam mich oft besuchen und fragte um Ausgangserlaubnis für mich, damit ich ab und zu raus konnte. Aber es war nicht immer leicht und

von Zeit zu Zeit kam ich raus. Ich ging am Abend raus und ich musste gleich wieder rein und eine Woche später ging ich wieder raus. Und so eines Tages, eines Tages – gut, ich hatte schon die Idee gehabt, dass beim nächsten Mal, wann sie mich erneut rauslassen, ich ernstlich gehen werde.

– *Dass du flüchtest?*

Pierre – Ja, wirklich, weil ich nicht wusste, was mir sonst passieren konnte. Aber ich sagte mir, dass mir dort was passieren könnte oder ich bringe mich sogar um, weil das war für mich unglaublich [seine Stimme zittert], dass ich mich dort befinde [Pause].

– *Ohne zu wissen warum.*

Pierre – Ohne den Grund dafür zu kennen. [...] Was mir noch mehr Angst machte, war, dass die Leute dort fast jeden Tag starben und man wusste nicht, woran die Leuten starben.

– *Im Gefängnis?*

Pierre – Ja, und mir machte es Angst, die Menschen heute zu sehen und am nächsten Tag waren sie tot. Es bedeutete, dass ich auch auf diese Art und Weise sterben konnte. Und ich werde Ihnen ein Beispiel geben: Vor drei Wochen, nein, vor einem Monat habe ich im Internet gelesen, dass in diesem Gefängnis in Kamerun, weil Amnesty hatte dort... [sucht ein Wort].

– *...Recherchen gemacht?*

Pierre – Recherchen ja, und dass die Regierung dort Verbrechen begeht und es gibt Menschen, die verschwinden. Es wurden zum Beispiel zehn Personen verhaftet, zehn Jungen und bisher hat man sie nie wieder gesehen, sie sind verschwunden. Laut Amnestyreport wurden sie getötet. Und deshalb bin ich geflüchtet. Und in dieser Zeit blieb meine Mutter nicht im Dorf, auf dem Land, sie war in der Stadt, weil sie nicht am Land bleiben konnte, während ich im Gefängnis war.

– *Hatte sie das Recht, dich zu besuchen?*

Pierre – Nein, überhaupt nicht.

[...]

Das Leben ist wie die Welle

– *Und dein Bruder? Du hast mir gesagt, dass er verstorben ist.*

Pierre – Er war krank, er ist krank gewesen. [Pause]

– *War er älter oder jünger als du?*

Pierre – Älter als ich, er war schon 30 Jahre.

– *Es muss eine ganz schwierige Situation für deine Mutter sein.*

Pierre – Ja, für sie ist es sehr, sehr schwierig und für mich auch, aber weniger schlimm für mich als für sie, weil sie herzkrank ist. Ja, ich bemühe mich sehr, selbst wenn es mir manchmal [schwer fällt]. Nun geht es mir viel besser, aber vorher bemühte ich mich auch, wenn es mir nicht gut ging, ich sagte ihr: »Okay, es geht.«

– *Damit sie sich keine Sorgen machte?*

Pierre – Ja [lange Pause].

– *Ist deine Mutter berufstätig?*

Pierre – Sie hatte einen Beruf, sie war Lehrerin. Sie unterrichtete in der Mittelschule, aber sie hat aufhören müssen, weil sie krank ist und zur Zeit ist sie nervenkrank und kann wirklich nicht mehr unterrichten. Ich versuche mich zu beschäftigen, um zu versuchen ein bisschen zu vergessen, all das zu vergessen. Es stimmt, dass ich nicht alles vergessen kann, ich kann nicht vergessen, aber um wenigstens nicht jeden Tag dran zu denken [lange Pause]. Das ist der Grund, warum es mir so schwer fällt, mit jemandem darüber zu sprechen, wenn ich der Person nicht wirklich vertraue oder wenn mein Herz sich nicht öffnet, ansonsten spreche ich nicht darüber [lange Pause].

– *Du hast mir gesagt, dass du mit dem Malen das Mittel gefunden hast, dich auszudrücken?*

Pierre – Ja.

– *Du hast mir, als wir uns kennen gelernt haben, gesagt, dass du nur die Ideen zeichnen oder malen kannst, die du ständig in deinem Kopf hast.*

Pierre – Sehen Sie, zum Beispiel das Porträt vom Mann, das ich gemacht habe, damit habe ich die Freiheit zum Ausdruck gebracht. Ich habe das von mir selbst entnommen, das heißt, ich bin nicht mehr in Gefangenschaft, ich bin jetzt frei, und das ist also der totale freie Mensch. Ich kann mich so ausdrücken, wie ich will, ich kann tun, was ich will; niemand wird mir was verbieten, niemand wird mich in ein Haus einsperren, wo ich schlafen muss. Das ist es. Oder wie ich auch sagte, die Meereswellen sind wie das Leben, das Leben ist so. Das heißt, das Leben verläuft nicht gerade, es ist verschlungen, es ist nicht klar und ich habe das immer aus mir heraus genommen, weil ich die Menschen sehr ungerecht gefunden habe. Manchmal finde ich das Leben ungerecht und deshalb habe ich gesagt: Das Leben ist wie die Wellen.

November/Dezember 2001

Ein verlorener Raum

Manfred Omahna

Die Wohnsiedlung, von der hier die Rede ist, befindet sich an einer stark befahrenen Durchfahrtsstraße im Grazer Stadtbezirk Jakomini, im Bezirk mit dem höchsten Einwohneranteil. Im Sinne globalisierter Sprachspiele könnte dieser urbane Bereich als »Backstage«, als Bereich, der hinter der Vorzeigestadt liegt und keine öffentliche Beachtung findet, bezeichnet werden. Dieses Bild soll auf die Techniken der konservativen Bewertung und ihre Auswirkungen auf die konkreten Lebensbedingungen der Menschen verweisen. Mit solchen Urteilen werden ganze Stadtteile festgeschrieben und abgegrenzt. Rund um die Wohnanlage für 154 einkommensschwache Familien befinden sich unspektakuläre Einrichtungen, wie etwa das von der *Caritas* betreute *Schlupfhaus* für obdachlose Jugendliche, das Umspannwerk Süd der Grazer Stadtwerke, der alte Sportplatz eines lokalen Fußballklubs (*die Gruabm*), eine Kaserne und eine alte, leerstehende Fabrik.

Die Stadtplanung ist bemüht, durch Förderungen von öffentlichen Kulturinstitutionen (Kino, Theater und Museum) neue lokale Identität zu schaffen. Öffentliche Räume, wie die Schönaugasse oder die Parkanlage Augarten, werden in neue Architektur gekleidet. Im Norden, wo der Stadtteil Jakomini an den Innenstadtbereich grenzt, überwiegen Gründerzeitwohnhäuser. Im südlichen Teil hingegen wird der Umgebungsraum der hier lebenden Menschen von Wohnblockzeilen und bescheidenen Grünbereichen mit einigen Spielgeräten aus Stahlrohr dominiert. Die räumliche Ungleichheit zu anderen Stadtteilen, wie Geidorf oder St. Peter, mit ihren Bürger- und Einfamilienhäusern, ist offensichtlich. Solche Ungleichheit passiert nicht zufällig. Sie ist von der Möglichkeit, ökonomisches, kulturelles oder symbolisches Kapital einzubringen, abhängig.³³⁵ Hier erringen die Bewohner und Bewohnerinnen keine »Raumbelegungsrenditen«; ihr problembehafteter Lebensraum wird in den Medien immer wieder als »gefährlicher Ort« stigmatisiert.

Im Ästhetisierungsboom, den die Ernennung zur Kulturhauptstadt Europas 2003 ausgelöst hatte, wurde auch dieser periphere städtische Bereich südlich des Schönaugürtels zum Planungsgebiet für einen internationalen Architekturwettbewerb vorgeschlagen.³³⁶ Erhofft wurden Ergebnisse für eine Erweiterung des sozialen Wohnbaus.³³⁷ Ein Areal mit einer Größe von 68.000 m² wurde dem Thema »Nachverdichtung reiner Wohngebiete« zur Verfügung gestellt; 350 Wohneinheiten in der Größe von 70 bis 110 m² waren geplant; ein ehemaliges Industrieareal sollte zum symbolischen Zentrum des Gebietes werden.³³⁸ Ein Wettbewerb unter Architekten wurde ausgeschrieben. Die Absicht, das Leben der Menschen durch eine ästhetisierte Ordnung zu verbessern, scheiterte. Nur die

Hälfte des Planungsvolumens, das das Siegerprojekt vorsah, wurde realisiert, wobei jegliche Merkmale eines Zentrums, Zwischenräume und Rückzugsgebiete für Jugendliche ausgespart blieben. Auf der einen Seite standen die ambitionierten Gewinner des Wettbewerbes, junge Architekten, die gerade ihr Studium absolviert hatten, auf der anderen Seite stand der Bauträger, der als Geldgeber auftrat. Mit der Auftragsvergabe an die jungen Diplomingenieure erfolgte eine paradox anmutende Distanzierung von den ursprünglichen Planungsideen und realisierbaren Bauvorhaben. Da die österreichische Gesetzeslage jungen Absolventen und Absolventinnen der Studienrichtung Architektur zwar Wettbewerbe zu gewinnen erlaubt, gleichzeitig verbietet, ohne den Status eines Ziviltechnikers bzw. einer Ziviltechnikerin – der österreichischen Lizenz zum Bauen – reale Veränderungen an gebauter Struktur oder an Grundstücken vorzunehmen, musste zunächst einmal für die Realisierung des Wohnprojektes ein verantwortlicher Architekt gefunden werden, der im Besitz dieser Berechtigung auch die Haftung übernahm. Das gesetzlich verordnete Zusammenspiel zwischen Wettbewerbsgewinnern, Architekten und Bauträgern ist Spiegel des Kampfes um das positions- und rangspezifische Profil. Letztendlich war der Einfluss des Bauträgers aber so groß, dass sich zuerst die Wettbewerbsgewinner und dann der Architekt vollständig von dem Projekt distanzieren. Ein Umstand, der auf Tradition verweist: »Viele von der Jury des Wettbewerbes hervorgehobenen positiven städtebaulichen Themen harren ihrer Verwirklichung: Die Beziehung der Stadt zum Fluss, der Nutzungsmix, die Einbeziehung historischer Bauten etc. Seitens des Bauträgers besteht keinerlei Interesse, ihre gewohnten, standardisierten Wohnkonzepte zu überdenken, trotz der vom Team angebotenen vielfältigen Lösungsmöglichkeiten. Wenn der Wille fehlt, muss jeder Wettbewerb sein Ziel verfehlen.«³³⁹

Orte, die nicht besonders begehrt sind, die keine exquisiten Güter oder Zugänge zu attraktiven Bildungseinrichtungen haben, scheinen es nicht wert zu sein, mit alternativen Wohnkonzepten bereichert zu werden. Schon die billigste Errichtung von Wohnungen scheint zu genügen, um etwas für sozial Schwächere getan zu haben. Der Profit dieses Ortes war dem Bauträger zu niedrig, das ökonomische Kapital der Bewohner und Bewohnerinnen zu eingeschränkt, ihr soziales Kapital zu gering, um die Idee zu realisieren und damit den Ort mit einem außergewöhnlichen Bauvorhaben aufzuwerten. Dem Gebiet fehlte auch die Anerkennung der Stadtplanung. Mit der halbherzigen Ausführung des Siegerprojektes, das ursprünglich eine großräumige städtebauliche Auseinandersetzung beinhaltete, wurde die übliche Praxis der Ausschreibung eines Wettbewerbes für das konkrete, nun wesentlich kleinere Planungsgebiet umgangen.³⁴⁰ So blieb die Themenstellung fiktiv.

Die Macht der Bilder konstruiert und definiert die Räume. Dabei fällt den Medien eine bedeutende Rolle zu, denn sie haben »eine Art faktisches Monopol bei der Bildung der Hirne eines Großteils der Menschen.«³⁴¹ Die wechselseitige Beeinflussung von Bildern unterschiedlicher Räume bedingt eine Dynamik und

eine ständige Veränderung dessen, wie ein bestimmter Ort wahrgenommen wird und mit welcher Sprache er beschrieben wird: Die immer wieder auftretenden Konflikte zwischen den Menschen, die hier wohnen, werden von den lokalen Medien als »Terror« bezeichnet. Sie berichten von Rädelsführern, die wegen dauerhaften und nachhaltig unleidlichen Verhaltens gerichtlich gekündigt wurden, von verbalen Drohungen, aggressivem Auftreten, wüsten Beschimpfungen von Frauen und Behinderten, Sachbeschädigungen an Autos und Kinderspieleinrichtungen, Zündeln und Alkoholkonsum von Strafunmündigen, Verrichtung der Notdurft in diversen Häusern und anderem mehr.³⁴² Damit wird den Bewohnern und Bewohnerinnen dieser Siedlung ein Stempel aufgedrückt, der auf ihre sozialen und ökonomischen Unsicherheiten verweist. Die regressive Sozialpolitik wird von den Medien in Form von Anschuldigungen an die Menschen zurückgespielt, was sich entsprechend auf ihre Identität und ihr Selbstbewusstsein auswirkt.

Innerhalb der Siedlung hatte sich dieser Konflikt bald an den Jugendlichen entladen. Für sie gibt es keine Treffpunkte, kaum Rückzugsmöglichkeiten und Freizeitangebote. Auch die Erwachsenen beklagten sich, dass es außerhalb der Wohnungen kaum Orte gäbe, an denen Erinnerungen haften geblieben wären. Der öffentliche Raum, der die Wohnsiedlung umgibt, bietet keinen Platz, der angeeignet werden könnte. Die Jugendlichen haben sich so ihren Raum beim Kinderspielplatz der Siedlung einfach genommen. Dadurch fühlte sich die Nachbarschaft provoziert. Es folgten weitere Kündigungsverfahren. Der Direktor der Hausverwaltung meinte dazu in der lokalen Presse lapidar: »Wir haben das Pech, dass wir die günstigsten Mieten von Graz haben und die sozial Schwachen von der Stadt angewiesen werden. Wir haben Aushänge angebracht, waren freundlich und haben auch gedroht. Aber die Erfolge zeigten sich nur sporadisch.«³⁴³ Die Hausverwaltung und gleichzeitiger Bauträger wälzt mit dem Verweis auf die Gewalt und Sachbeschädigung die Risiken auf die Bewohnerschaft und im Besonderen auf die Jugendlichen ab. Auf Initiative der Jugendstadträtin wurde ein Gemeinwesenprojekt von Sozial-, Jugend- und Wohnungsamt gestartet, mehr als 360.000 € sollten dafür investiert werden. Die mobile Jugendarbeit der *Cari-tas* sollte die Probleme in der Siedlung lindern, pädagogische Theateraufführungen wurden initiiert. Gemeinsam mit den Bewohnern und Bewohnerinnen wurden immer wieder anstehende Schwierigkeiten besprochen. Die Idee, neue Aufenthaltsräume für alle Altersgruppen zu schaffen, scheiterte. Jene Partei (FPÖ), die sich gerühmt hatte, innerhalb von fünf Jahren über 1000 Wohnungen für die Grazer und Grazerinnen zur Verfügung gestellt zu haben, lehnte das Gemeinwesenprojekt gemeinsam mit der ÖVP im Stadtsenat ab. Dazu der stellvertretende Bürgermeister der Stadt Graz (FPÖ): »Kann man das Ziel nicht mit weniger Geld erreichen?«, und ähnlich der Finanzstadtrat (ÖVP): »Ich will nur verhindern, dass Steuergelder hinausgepumpt werden.«³⁴⁴ Die Berufung auf Kosten lenkt von Inhalten ab.

Für Jugendliche ist nicht nur der zur Verfügung stehende Bewegungsraum entscheidend, fatal wirkt sich zudem die Tatsache aus, dass familiärer Status und

soziale Verantwortung stärker denn je entkoppelt sind. Erwachsene Familienmitglieder geben Lebens- und Zukunftsentwürfe vor, die für die jungen Menschen nicht mehr begehrenswert sind. Der Vorwurf, dass die Jugendlichen dann kaum eigenes Interesse für die Gestaltung ihrer Zukunft zeigen, ist nicht zuletzt Folge der Wahrnehmungskategorien des Wohnviertels im peripheren, sozial benachteiligten städtischen Raum. Die Sprache des Raums umgibt sie als unbewegliche Politik der Gesellschaft. Den räumlichen Strukturen sind gesellschaftliche Konstitutionen eingeschrieben; die Chance, sich einen Raum anzueignen, hängt daher von kulturellen, symbolischen und ökonomischen Möglichkeiten ab. Dazu kommt, dass einkommensschwache Menschen die soziale Integration der »Fremden« zu leisten haben. Dafür ernten sie keine Anerkennung. Im Gegenteil. Sie werden wegen der erhöhten »Ausländerkonzentration« ihres Lebensraumes zweifach diskriminiert.³⁴⁵ Die prekäre Situation verschärft sich durch den eingeschränkten Zugang zu Bildungseinrichtungen, zu allgemeinen sozialen Gütern und sozialen Positionen am Arbeitsmarkt. So muss ihre Identifikation mit dem Wohnbereich in der wachsenden kulturellen Indifferenz fragil bleiben.³⁴⁶

Die Wohnsiedlung sollte als Vorzeigeprojekt modernen, sozial gerechten Wohnens präsentiert werden. Die in den letzten Jahren so populär gewordene Neudefinition von Stadtkultur zeigt hier sehr deutlich ihren leeren Inhalt. Sowohl Architekten als auch Politiker distanzieren sich von dem Projekt. Kaum etwas von den anfänglichen Ideen ist übrig geblieben. Der Anschein des guten Willens der Politiker täuscht über die Umstände, unter denen das Wohnprojekt entstanden ist, hinweg. »Es gilt demnach mehr denn je, sich in paradoxem Denken zu üben, einem Denken, welches gegen den Strich des gesunden Menschenverstandes und der guten Absichten bürstet.«³⁴⁷ Die Bedingungen der Entstehungsgeschichte dieser Siedlung geben einen Blick auf strukturelle Mechanismen frei, die Menschen systematisch ins Abseits treiben.

Leben an der Peripherie

Manfred Omahna

Melitta, die seit Fertigstellung der Siedlung vor drei Jahren hier wohnt, lebt mit ihrer 21-jährigen Tochter Sabine in einer 56 m² großen Wohnung im Parterre eines viergeschossigen Wohnblockes. Zur Wohnung gehört eine kleine Terrasse, auf der eine Sitzgruppe und einige Topfpflanzen, Pelargonien und Tomaten arrangiert sind. Insgesamt ergeben die Terrassen und Balkone des rund 200 m langen Bauwerkes, das die Siedlung mit ihren 154 Wohnungen nach Westen begrenzt, ein buntes Bild aus Sonnenschirmen, Geländerverkleidungen, Wäscheständern, Blumen und Grünpflanzen. Ein schmaler Grünstreifen und der Parkplatz trennen den Bau von der Straße. Das gegenüberliegende Umspannwerk und der Hochspannungsmast, der exakt nach den baulichen Bestimmungen 22 m von Melittas Wohnung entfernt steht, fallen sofort ins Auge. Das dumpfe Summen der Stromleitung ist, wie die Gedanken an mögliche gesundheitliche Folgen, während unseres Gesprächs auf ihrer Terrasse immer gegenwärtig. An diesem heißen Sommertag sitzt mir Melitta mit einer türkisfarbenen Kopfbedeckung gegenüber. Damit versteckt sie die Folgen ihrer Chemotherapie, die sie wegen ihrer Krebserkrankung durchmachen musste. Über das Stadium und den Verlauf der Krankheit wollte Melitta nicht sprechen, ganz abgesehen davon, dass es auch mir schwer fiel, sie danach genauer zu befragen. Ihre Krebserkrankung kam nur dann zur Sprache, wenn sie ihre gesundheitliche Befindlichkeit mit den Ereignissen in der Siedlung verband. Von den Bewohnern und Bewohnerinnen hat sie sich distanziert: »Die schauen mich so deppert an, weil ich mit einem Tuch am Kopf herumlaufe.« Außerdem, so meinte sie, habe sie ihre eigenen Probleme, die viel größer seien als jene der restlichen Bewohnerschaft. Mit der Wohnung habe sie allerdings noch großes Glück gehabt, denn hier am äußeren Rand der Siedlung sei es vergleichsweise ruhig. Die Siedlung besteht aus drei Wohnblöcken, dazwischen erstrecken sich die Wege zu den Hauseingängen, gepflastert mit Rasensteinen, umgrenzt mit Sträuchern, ein Kinderspielplatz mit einigen Bänken, der Rest ist Wiese. Die Flächen sind starr nach einer genau festgelegten Benützungsordnung gegliedert und fragmentiert. Im Gegensatz zur bunten äußeren Fassade wirkt der Hofbereich farblos. Es gibt keine Rückzugsorte für die Jugendlichen, auch Orte zum Verweilen bleiben im dichten Wald der Verbote und Kontrollen ausgeklammert. Hier verdeutlichen sich die spezifischen Eigenheiten dieses Siedlungsraumes, der in den regionalen Medien immer wieder als »gefährlicher Ort« mit hohem Ausländeranteil, gewaltbereiten Jugendlichen und aggressiven Bewohnern beschrieben wird.³⁴⁸ Die Höhe der Miete war der Grund für Melitta, sich für eine Sozialwohnung der Stadt Graz zu bewerben. Damals wurde von der Stadtverwaltung das Projekt als hoch attraktives Modell für »leistbares Wohnen«

angepriesen. Gerade arbeitslos, konnte sie sich die Miete (470 €) für ihre vorherige Wohnung nicht mehr leisten. Diese Wohnung kostet nur zwei Drittel der früheren Aufwendungen.

Mit Melitta führte ich insgesamt zwei Gespräche, beide auf ihrer kleinen, der Straße zugekehrten Terrasse. Jedes Mal hatte ich das Gefühl, dass auch sie ein Gespräch gesucht hatte. Melitta kam 1979 von Polen nach Österreich, um in Wien Urlaub zu machen, und sie ist wegen einer »Liebesgeschichte« im Land geblieben. Damals war sie in Breslau in einem Verlag in einer leitenden Position tätig. Ihre Eltern waren Anfang der 1950er Jahre von Warschau nach Breslau gezogen, da nach der Flucht der deutschen Bevölkerung in diesem Gebiet Arbeitskräfte benötigt worden waren. Ihre Mutter war in der Textilindustrie untergekommen, Melittas Vater arbeitete in einer Art Komitee für Gebäudeverwaltungen. Er war dafür zuständig gewesen, sich um die Anliegen und Beschwerden der Mieter zu kümmern. Die Wohnverhältnisse waren dort, so erzählt Melitta, »außerordentlich gut organisiert« gewesen. Die Bewohner und Bewohnerinnen hatten die Möglichkeit gehabt, ihre Anliegen bei dem Komitee zu deponieren. Immer wieder denkt sie darüber nach, warum Ähnliches nicht auch hier funktioniert. Sie meint, dass die sozialen Bedingungen in Polen und die Möglichkeiten am Arbeitsmarkt nicht mit österreichischen Verhältnissen vergleichbar seien, dass die Menschen in Polen wohl viel mehr Zeit füreinander gehabt hätten. Als Melitta ihren Urlaub plante, war in Polen die sich anbahnende Wirtschaftskrise durch Warenknappheit und Preiserhöhungen zu spüren. 1980 kam es zu einer Streikbewegung, die das ganze Land erfasste. Die Ereignisse rund um die Gründung der freien Gewerkschaft Solidarność unter der Führung von Lech Wałęsa und die folgende Verhängung des Kriegsrechtes durch Präsident Jaruzelski machten es ihr dann auch unmöglich, nach Polen zurückzukehren.³⁴⁹ Während für viele Menschen die Flucht aus Polen eine politische Notwendigkeit darstellte, war ihr Aufenthalt in Österreich nach ihren Worten reiner Zufall. Hier lernte Melitta den späteren Vater ihrer Tochter kennen. Sie verlängerte ihr Visum, besuchte an der Universität Wien einen Deutschkurs und versuchte mit zahlreichen Jobs im Gastgewerbe ihren Aufenthalt zu sichern. Immerhin musste sie dem österreichischen Staat beweisen, dass sie für ihre Versorgung genug Geld zur Verfügung hatte. Die Beziehung zum Vater ihrer Tochter ging bald in Brüche. Eine Rückkehr nach Polen erschien nach den politischen Ereignissen in ihrem Heimatland aussichtslos. Sie steckte in einer Zwangssituation. In Polen herrschten Kriegszustände, in Österreich war das Leben für sie kaum leistbar. Nach zahlreichen Telefonaten mit ihren Eltern entschloss sie sich dennoch zu bleiben. Anfang der 90er Jahre übersiedelte sie schließlich wegen des Arbeitsangebotes eines Dienstleistungsbetriebes von Wien nach Graz, wo sie seither mit ihrer Tochter lebt. Bis heute spielt sie mit dem Gedanken, wieder nach Polen zurückzukehren: »Mein Leben war nicht leicht hier und dann denke ich mir, was soll ich da, wenn meine Tochter dann älter wird und heiratet, und ich sitze dann hier ganz alleine. In Polen habe ich eine Schwester, meine Eltern leben noch und ich

weiß nicht... jetzt durch die Krankheit, ich weiß nicht, mal schauen. Jetzt muss ich da sein. Ich fahre oft in den Urlaub nach Polen, es ist nicht so weit, 600 Kilometer, das ist nicht tragisch.«

Mittlerweile ist Melitta österreichische Staatsbürgerin, somit ist sie auch berechtigt, eine Sozialwohnung zu beziehen. Dennoch wird sie von Siedlungsbewohnern als »Ausländerin« stigmatisiert. Dieses Schicksal teilt sie mit vielen im Ausland geborenen Nachbarinnen und Nachbarn. Selbst in der Eigenbeschreibung wird vom hohen »Ausländeranteil« gesprochen, obwohl nur Eingebürgerten eine Gemeindewohnung zugestanden wird. Die Rückwirkung des Vorurteils führt zu Binnenausgrenzungen. Immer wieder kommt es zu Konflikten. Melitta erzählt von ihren Beobachtungen und dass die Menschen, die nicht in Österreich geboren sind, sich eher an die Regeln der Hausverwaltung halten als Inländer und Inländerinnen. Das Fremde verkörpert jene verborgene Seite der Identität, die nicht ausgesprochen wird, weil sie einen Konflikt in sich birgt.³⁵⁰ Angst und Aggression, die aus dem repressiven Umgang mit der eigenen Fremdheit resultieren, sind die Folgen.³⁵¹ Die Konflikte sind auch nicht durch eine von Streetworkern inszenierte Intensivierung der Sozialkontakte zwischen Migranten, Migrantinnen und Ansässigen abbaubar. Dass in der Siedlung »viel los ist«, verweist also nicht nur auf kulturelle Differenzen und Konflikte innerhalb der Mieterschaft, sondern auch auf ihre angespannten Lebensbedingungen. Die Vorstellungen über das Zusammenleben werden von den realen Benachteiligungen, beispielsweise der Kürzung der Sozialleistungen und Wohnbeihilfe, überlagert und führen zu Aggressionen gegenüber den jeweils anderen. In der steigenden Konkurrenz auf dem enger werdenden Arbeitsmarkt werden »Ausländer« ganz schnell auf ihre soziale Position zurückverwiesen und somit doppelt stigmatisiert.

Trotz ihrer Ausbildung zur EDV-Kauffrau, die ihr das Arbeitsamt finanziert hatte, gelang es Melitta nicht, Arbeit zu finden. Auch das Arbeitsamt hatte für derartige Qualifikationen keine offenen Stellen zur Verfügung. Um ihrer Arbeitslosigkeit zu entgehen, entschloss sich Melitta, jede Arbeit anzunehmen, die für sie zu bewältigen war. So arbeitete sie schließlich als Putzfrau. Schon damals – zu dieser Zeit war sie über 40 Jahre – machte sie die Erfahrung, dass sie für den Arbeitsmarkt zu alt war. Zu dieser Erfahrung kam die Angst, nur noch als »Ausländerin« wahrgenommen zu werden. Ihre eigenen Vorurteile gegen »eingessene« Bewohner halfen ihr auch nicht gerade, sich als Österreicherin zu fühlen, die sie rechtens war. Genau dies gelingt in der unklaren, restriktiven Einwanderungspolitik auch kaum.³⁵² Obwohl sich Melitta innerhalb ihrer vier Wände sicher fühlt und zufrieden ist, kann sie keine Bindung zu ihrem sozialen Umfeld aufbauen. Ihr isoliertes Dasein ist Ergebnis dieser vorkonstruierten Welt und gleichzeitig ihre Reaktion darauf. Im nächsten Monat müsse sie wieder arbeiten, um die Sozialversicherung nicht zu verlieren. Die Atmosphäre der Siedlung sei ihr jetzt schon egal, auch ihre Isolation, über die sie sich früher noch aufgeregt hatte. Angst habe sie vor den Untersuchungsergebnissen, aber vielleicht, meint sie zum Schluss, werde sie später in der Pension, wieder zurückgehen in ihre Heimat.

Die Bewohnerin einer Sozialwohnung

(Interviewer: Manfred Omahna)

– *Wie kam es, dass Sie um eine Gemeindewohnung angesucht haben?*

Melitta – Eigentlich hat ein Freund gesagt, ich soll bei der Gemeinde um eine Wohnung ansuchen und ich habe gesagt, was soll ich bei der Gemeinde? Was habe ich dort verloren? Meine Wohnung ist schön, es ist kein Schimmel, es ist gar nichts. Okay, sie ist teuer. Na ja, die Höhe der Miete war ein Grund, weil da war ich schon zwei Jahre arbeitslos und ich war immer etwas knapp mit dem Geld und die Wohnung war schon verdammt teuer. Da habe ich halt gedacht, ich probiere es. Ich habe dann alle Papiere zusammengesammelt und war bei der Gemeinde. Und dann war ich mit jemandem von dort die Wohnung anschauen. Weil da bekommt man so Punkte. Da kenne ich mich nicht so aus. Die [alte] Wohnung war süß, die war im Dachgeschoss, also wirklich so mit schrägen Wänden und das hat mir gefallen, das war in Nähe der Brauerei Reininghaus, ein altes Gebäude. Und dann habe ich gesagt, eigentlich der einzige Grund, warum ich eine Wohnung suche, ist der, weil meine Wohnung zu teuer ist und ich habe nicht gewusst, wann ich die Wohnung dort bekommen werde. Und ich habe auch gesagt, dass ich einfach Angst bekomme, weil es privat ist und dann stehe ich einfach mal auf der Straße und dann ist es zu spät für eine Gemeindewohnung.

– *Wie lange hat es gedauert, bis Sie dann die Wohnung bekommen haben?*

Melitta – Nach ein paar Monaten, das hat schon sechs Monate gedauert und dann habe ich schriftlich etwas bekommen, dass ich mich melden soll in der Gemeinde und dann war es so weit. Dann habe ich drei Wohnungen zum Ausuchen vorgestellt bekommen. Also, ich habe ein Papier bekommen, wo die verschiedenen Wohnungen beschrieben waren, wo sie in Graz gelegen waren und ich habe null Ahnung gehabt. Nur die erste war kleiner als die, in der ich gewohnt habe. Die eine war ohne Heizung, die andere war zum Renovieren und ganz zum Schluss hat er dann gesagt: »In einer neu errichteten Siedlung im Süden von Graz ist eine Wohnung frei.« Und da habe ich mir gedacht, ich bin mit meiner Tochter alleine, also quasi kein Mann, also, was soll ich da renovieren? Ich habe Kosten, jede Menge, die Wohnung passt eigentlich ganz gut. Und außerdem war sie die größte von allen. Meine Wohnung hat 56 Quadratmeter. Manchmal ist der Hochspannungsmast laut, nicht immer, aber manchmal ist er laut. Ich kenne mich mit Strom nicht so aus. Also, das ist eigentlich das Unangenehme... und die Stromwerke dort hinten. Als ich das erste Mal hergekommen bin und hinausgeschaut habe, da war noch nichts grün, das haben wir erst später bekommen. Und da habe ich mir gedacht, so nah, so nah, der Hochstrom, das hat mir nicht gefallen.

– *Wie haben Sie sich dann eingelebt?*

Melitta – Eigentlich habe ich mich trotzdem gut eingelebt. Wenn nur nicht das Problem wäre, dass so viele Leute in so schwierigen Situationen sind. Und da habe ich gedacht, die wissen ja genau, dass eigentlich die ganze Region da, der

ganze Bereich, wenn Sie so herumschauen, das sind alles Gemeindewohnungen. Gemeindewohnungen bekommen nur Menschen, die bedürftig sind. Entweder sie haben zu wenig Geld oder sie haben überhaupt zu schlechte Wohnungen. Aber das ist meiner Meinung nach nicht das Richtige, dass es in Graz so Bezirke gibt, wie Geidorf oder Maria Trost. Dort wohnen die Reichen und die, was weiß ich, die alles nobel und schön haben. Und dann haben wir wieder Bezirke, wo wir den Rest hinstecken. Und das ist nicht okay, weil irgendwann vorher habe ich mich gewundert, warum eigentlich die Leute so aggressiv sind, warum sie trinken, warum... was weiß ich. Da habe ich mir gedacht, das gibt es ja nicht, es gibt doch genug Arbeit, wenn man arbeiten will. Das ist aber nicht wahr. Und das habe ich erst dann gespürt, als ich selber arbeitslos war.

Und dann habe ich die Sicherheit verloren

– *Wo haben Sie davor gearbeitet?*

Melitta – Vorher habe ich bei einer Firma gearbeitet, die Fotos entwickelt hat, da war ich Abteilungsleiterin und dann war eben drei Jahre nichts. Also wirklich, die ersten Monate habe ich gedacht, egal, findest eh bald was. Da war ich total sicher. Und dann mit der Zeit habe ich die Sicherheit verloren und dann sind die Zweifel gekommen. Und dann habe ich mir gedacht, was kann ich? Ich kann gar nichts! Die Leute bringen sie dazu, dass sie denken, sie sind eine Null, sie sind nichts wert. Okay, sie sind 20 Jahre alt oder 28, 30 Jahre alt, aber dann habe ich immer die Zeitung gelesen und überall ist gestanden, bis 35 Jahre, bis 35 Jahre, ich war schon über 40 Jahre! Also, da habe ich gedacht, was bin ich? Am Arbeitsmarkt bin ich eine Großmutter, keiner will mich. So ein Blödsinn!

– *Was haben Sie dann gemacht?*

Melitta – Dann habe ich Kurse gemacht, dann habe ich noch eine Ausbildung gemacht, da war ich schon zwei Jahre arbeitslos oder so. Da habe ich eine Ausbildung zur EDV-Kauffrau gemacht, das hat wahnsinnig viel gekostet. Aber dann war es trotzdem schwer, ich habe das alles über das Arbeitsamt gemacht. Privat ist das unmöglich, alles zu bezahlen. Und, ja, dann habe ich weiter gesucht. Das hat aber auch nicht viel geholfen und irgendwann war ich so verzweifelt, da war ich bei der Kontrolle beim Arbeitsamt. Da bekommen Sie so Einladungen und da haben wir in den Computer hineingeschaut, was es so für mich gibt und dann sagt die Frau dort, sie hat nichts, sie hat nichts und sie hat nichts. Und dann habe ich ihr gesagt: »Wissen Sie was? Welche Arbeit es ist, ist mir egal!« Ich habe gesagt: »Ich halte das nicht mehr aus, haben Sie nicht irgendeine Arbeit, ich weiß nicht was.« Damals war ich noch gesund, da habe ich mir gedacht, das schaffe ich auch. Und dann hat sie was in einer Apotheke gefunden, als Putzfrau. Da habe ich mir gedacht, na ja, in der Apotheke. Und da habe ich mir gedacht, ich probiere es halt. Und ja, bis heute bin ich bei der Apotheke. Jetzt bin ich schon Angestellte. Geputzt habe ich vielleicht eine Woche. Das war eine super Glückssache.

– *Wie ist denn das gegangen?*

Melitta – Ja, das war so. Das waren zwei Firmen, die zusammengearbeitet haben. Also, das ist eine Apotheke in der Innenstadt, meine Chefs sind der Apotheker und seine Frau gemeinsam. Und da war wahnsinnig viel zu tun im Labor und die Kunden und mit dem Computer, und das war für mich wegen der Ausbildung kein Problem. Vorher habe ich auch mit Computern gearbeitet, die haben einfach gesehen, was ich kann, das heißt, zum Putzen war ich quasi zu schade. Dann hat sie jemanden anderen gesucht, weil gebraucht hat sie jemanden und Arbeit war genug, und mir hat das gefallen.

Doch nicht so klasse, wie ich mir gedacht hatte

– *Sie hatten also eine neue Wohnung und eine neue Arbeit. Da hätte eigentlich alles ganz gut gepasst.*

Melitta – Als ich angefangen habe, habe ich die Wohnung schon gehabt und eigentlich war alles klasse. Und da habe ich mich gefreut und dann habe ich geschaut, wer da wohnt und alles war sehr gut. Aber das ist doch nicht so klasse, wie ich mir gedacht hatte, was man so hört in der Nacht oder am Tag, so Streitereien und Saufereien und die Kinder laufen hier herum, was weiß ich. Ja, wie soll ich das sagen.

– *Wenn Kinder herumlaufen und Erwachsene streiten, dann...*

Melitta – [unterbricht:] Ja, in der Nacht. Wissen Sie was? Ich schlafe ziemlich gut, weil ich muss Schlaftabletten nehmen. Aber die anderen Leute, die nicht arbeiten, die in Pension sind oder so, wissen Sie, die sitzen am Fenster in der Nacht, sind neugierig, da sehen sie angeblich alles, dass in jeder Nacht die Polizei da ist oder dass jede Nacht irgendwas los ist. Aber das kann ich nicht so bezeugen, ich habe das nicht gesehen. Ein paar Mal habe ich das gesehen, da war die Polizei da.

– *Also Konflikte...*

Melitta – Ich kann Ihnen nur was von diesem Haus sagen. Die andere Seite interessiert mich überhaupt nicht, weil dort ist es so laut. Dort sind so viele Kinder, dort schreien sie den ganzen Tag. Nur wenn Schule ist, ist es okay. Aber dann kommen die Ferien oder es ist Samstag, Sonntagnachmittag, da ist es so laut. Da müsste man immer schimpfen. Das dürfen sie nicht und das dürfen sie nicht. Und immer bekommt man auf den Tafeln Informationen, dass man das nicht darf und das nicht, und wenn wieder etwas kaputt ist, dann steigen die Betriebskosten. Die Bewohner machen immer was kaputt, das zahlen wir alle gemeinsam und die kapierten das nicht. [...] Ich persönlich bin quasi zufrieden..., wenn mir irgendetwas nicht gefällt... Wenn die Kinder hier herumlaufen, dann sage ich einfach was. Wenn ich nicht da bin, ist es mir einfach egal, da kann man nichts machen. Andererseits verstehe ich, dass die Kinder was brauchen, nur leider Gottes, die Kinder sind nicht schuld, schuld sind die Familien. Weil die Mutter und der Vater reden mit dem Kind nicht und ein kleines Kind mit drei oder vier Jahren braucht das. Es braucht die Ansprache, es hat tausend Fragen, es muss das und das wissen und die jungen Eltern bewältigen das nicht, weil sie schon

drei oder vier Kinder haben oder es ist eh nur eins, und es ist trotzdem zu viel Belastung.

– *Da ist die Schule ebenfalls mit den Problemen überfordert.*

Melitta – Die Schule schafft nicht einmal den Lehrstoff. Die jammern schon, dass zu wenig Unterrichtsstunden gehalten werden können und zu wenig Lehrer vorhanden sind. Die haben nicht die Möglichkeit, dass sie sich mit jedem Schüler einzeln befassen, bei 30 Schüler in der Klasse. Das ist zu viel. Und ich denke, die Familien sollen ein bisschen mehr tun. Aber was soll es? Gesetzlich ist es nirgends festgeschrieben. Bestrafen kann man das auch nicht. Die Kinder haben immer mehr Rechte, was auch gut ist, weil auf der anderen Seite gibt es so viele Familien, wo die Kinder misshandelt werden, auf verschiedene Weise. In diesem Sinne ist es gut, dass die Kinder Rechte haben. Aber auf der anderen Seite, andere Jugendliche oder Kinder nützen das aus. Die Mutter oder den Vater oder wenn die Mutter alleine ist, die ist dann hilflos, weil die Kinder ständig schreien und irgendwann kann sie das nicht mehr aushalten und dann möchte sie das Kind bestrafen und dann sagt das Kind: »Ich gehe zur Polizei oder zum Jugendamt oder ich zeige dich an.« Aber ein Gesetz, das für alle passt, das gibt es nicht. Da muss es Abweichungen geben. Solche Leute sind das.

[...]

Die Leute leben hier zusammen, aber es gibt keinen Halt

Melitta – Da muss ich Ihnen wirklich sagen, die Bewohner aus dem Ausland machen weniger Probleme als die Österreicher, vor lauter Angst womöglich. Das Einzige, was ich nicht verstehe, dass die Leute – manche – nicht Deutsch lernen. Die sitzen daheim und sprechen nur Türkisch oder Jugoslawisch oder was weiß ich, was die alles sprechen. Vietnamesen sind auch hier – die sind wirklich alle sehr lieb.

– *Die Menschen aus dem Ausland halten sich also eher im Hintergrund?*

Melitta – Ja. Und eigentlich sind sie ordentlich. Weil sie halten sich eigentlich eher an die Regeln als die Inländer. Wenn irgendwo steht, dass man etwas nicht darf, dann machen sie das auch nicht.

– *Die Inländer halten sich weniger an die Regeln?*

Melitta – Ja, wenn es niemand sieht, was sie machen, dann ist es ihnen egal.

– *Die Leute müssen ja hier zusammenleben.*

Melitta – Die Leute leben hier zusammen, aber es gibt keinen Halt. Und ich denke, das wird noch doppelt so schwierig, weil das hier alles so gemischt ist. Die Schwarzen leben hier, die Vietnamesen leben hier, dann haben wir Türken. Es leben wirklich viele Menschen aus verschiedenen Nationen hier. Und das in einem Land wie Österreich, das eigentlich immer noch sehr ausländerfeindlich ist. Da kann man nur hoffen, dass es mit der Zeit besser wird.

[...]

Ja, die Gegend ist halt so hier. Hier werde ich nicht unbedingt um ein Uhr in der Nacht alleine spazieren gehen. Also, auf meiner Terrasse sitze ich schon, da

habe ich keine Angst, da habe ich auch das Telefon in der Nähe und kann jederzeit anrufen. Sie haben so viel Hass aufgebaut. Na gut, sie können überleben, sie haben eine Wohnung, na fein, aber was können sie sich leisten? Die Wohnung müssen sie bezahlen, dann müssen sie essen, in den Urlaub können sie nicht fahren. Sie haben kein normales Leben. Ich meine jetzt nicht so wie die Reichen, sondern einfach durchschnittlich. Eigentlich geht es bei den Menschen hier nur um das Überleben. Es geht nur um das Geld, nur um das Geld! Und dann baut sich der ganze Unmut auf. Die Jugendlichen sehen, dass es den Eltern nicht gut geht, sie können sich dies oder das nicht leisten. Und dann stellen sie sich irgendwann die Frage: »Warum gehe ich überhaupt in die Schule? Was mache ich nach der Schule? Wenn schon mein Vater und meine Mutter arbeitslos sind, wo finde ich dann Arbeit oder einen Job für mich selbst?« Und dann müssen Sie sich das so vorstellen, das sind keine Intellektuellen, das sind keine Leute, die ein Studium gemacht haben. Wahrscheinlich haben sie die Volksschule gemacht und das ist dann alles. Aber das ist dann ein bisschen zu wenig. Die Kinder gehen nicht in die Schule, was wollen sie erwarten? Ein Fest in der Nähe? Für das Volk? Für das arme Volk?

– *Dann kommen noch andere Probleme dazu.*

Melitta – Ja, sicher, und dann kommen alle möglichen Probleme dazu. So eine Siedlung ist das. Obwohl, jetzt ist es ein bisschen ruhiger. In der letzten Zeit habe ich nichts Gravierendes gesehen.

– *Ist es in letzter Zeit also besser geworden?*

Melitta – Vielleicht bekommen sie Angst oder vielleicht haben die Leute Geldstrafen bezahlen müssen. Traurig ist nur, dass die Geldstrafen das Einzige sind, was noch wirkt. Das ganze Reden oder das einfache Verbieten oder irgendwas, das hilft nichts.

– *Die Strafen kommen zum allgemeinen Geldproblem der Leute noch dazu.*

Melitta – Ja, eben. Und deswegen ist es traurig. Dass nicht ein gutes Wort hilft, dass niemand normal reden kann und dass einfach nichts hilft. Es muss gleich etwas passieren, es muss gleich eine Behörde da sein und das ist wirklich unangenehm. Da kommen Fragen. Wenn die da bei mir sitzen würden und ich würde sagen müssen, der hat das gemacht und der hat das gemacht. Das ist für mich selbst unangenehm. Was geht mich das an? Ich bin der Meinung, dass jeder so leben soll, wie er will, ob er normal oder abnormal ist. Was ist schon normal? Das ist eine große Frage. Und ich muss Ihnen sagen, das Beste war, das war gleich, als wir die Wohnung bekommen haben. Im gleichen Monat. Da habe ich noch nicht mal die ganzen Möbel gehabt. Da war ich noch arbeitslos, da komme ich nach Hause und ein Zettel klebt auf meiner Tür. Lange habe ich ihn aufbehalten, aber jetzt habe ich ihn schon weggeschmissen. Er war anonym und drauf ist gestanden: »Wenn das Radio noch einmal so laut aufgedreht wird, dann wird das Folgen haben.« Da ist gestanden, dass wir selbst ein Radio haben und wir wollen nicht Ihres hören, »wenn das Radio noch mal so laut aufgedreht wird, dann wird das Konsequenzen haben und es wird bei der Hausverwaltung gemeldet.« Und

der Zettel hatte natürlich keine Unterschrift. Nicht mal »Ihr Nachbar« oder so etwas ist drauf gestanden, gar nichts. Das Eigenartige dabei war aber, dass ich zu dieser Zeit keinen Fernseher oder Radio zu Hause gehabt habe. Da habe ich gesagt, na super! Die haben das von irgendwo anders gehört. Und da habe ich mir gedacht, da könnte ich doch mit jemandem reden, aber mit wem? Soll ich mit dem blöden Zettel durch das ganze Haus laufen und fragen, wer hat das geschrieben?

– *Da ist dann nichts mehr herausgekommen?*

Melitta – Nein, nein. Aber da habe ich mir gedacht, dass es so was gibt. Das ist das Feld, das ist das Ein-bisschen-Entgegenkommen, das Ein-bisschen-zusammen-reden. Ich meine nicht tratschen, aber ein bisschen zusammenkommen, grüßen oder wenn ich ein kleines Kind sehe, das herumläuft, alleine, zwei Jahre alt, das ist schon passiert...., das läuft Richtung Straße, kein Mensch reagiert, irgendjemand muss ja reagieren. Die Autos fahren hier langsam, okay, aber trotzdem. Also, irgendwie schaut jeder nur auf sich selbst. Nur die eigene Familie und der Rest ist ihnen egal und nur dann, wenn etwas passiert, wenn irgendjemand einem anderen weh tut, dann passiert was. Aber da sind so viele kleine Kinder in verschiedenen Altersgruppen, die wachsen dann heran und das Problem bleibt bestehen. Weil es sind so viele, jetzt weiß ich nicht wie viele, irgendwer hat es mir gesagt... ungefähr 200 Kinder. Also, wirklich viele und der Spielplatz ist hier für kleine Kinder und die Kinder mit elf oder 13 Jahren, was sollen die anfangen? [...] Da waren schon Gespräche, dass sie ein Zentrum machen wollen für die Kinder hier. Zuerst in der alten Fabrik. Aber die Fabrik ist, glaube ich, ein Denkmal. Auf jeden Fall, im Moment ist sie eine riesengroße Falle. Weil da kann man ja hinein, irgendwie auf das Gelände und da hat mir gestern die Nachbarin erzählt, als sie bei mir war, sie hat einen Hund, dass sie mit dem Hund spazieren war. Der Hund wollte unbedingt in die Fabrik hinein und aus diesem Grund war sie im ersten Stock. Dort sind Hallen und da hat sie gesagt, dass sie die Polizei angerufen hat, weil dort die Jugendlichen drinnen waren, hat sie gesagt. Da waren mindestens hundert tote Tauben und eine aufgeschnittene Katze. Wissen Sie, das sind so ungesunde Sachen.

[...]

Theater ist hier eh genug

– *Sie sagen, dass Sie sehr viele eigene Probleme haben.*

Melitta – Wenn Sie so krank sind, sind Sie mit sich selbst beschäftigt. Jeden Tag denke ich, schön, dass die Sonne scheint, heute lebe ich noch, nur wie lange noch? Da denkt man ganz anders. Ich war in meinem Leben immer sehr engagiert und habe mich immer eingesetzt. Und jetzt, ganz langsam, habe ich mich abgekapselt. Es ist vielleicht auch nicht das Richtige, aber mir geht's nicht immer gut. Vormittags geht's noch, nachmittags muss ich im Bett liegen, da bin ich müde. Ja, und alles andere ist jetzt halb so wichtig, wie es einmal war oder manchmal ist es gar nicht mehr wichtig. Ich kann nichts dafür, ich kann nichts machen. So ist das

Leben. Das ist passiert, da kann ich nichts dafür. Und deswegen ist mir das hier weniger wichtig, was hier passiert. Einmal war ein Treffen, das war in der Schule da vorne. Dort haben wir ein Treffen gehabt, was weiß ich. Von der Hausverwaltung war jemand dort, dann vom Jugendamt. Da war gerade die schlimmste Zeit. Da war ich auch mit meiner Tochter. Wie viele Leute waren da? 40 oder so, von der ganzen Siedlung. Aber da ist nur Streit herausgekommen. Und lauter Blödsinn und jeder hat geschrieen und da habe ich mir gedacht, da kann man nicht normal diskutieren, da kann man nicht normal reden. Da habe ich mir gedacht, das geht nicht. Dann haben sie gesagt, sie machen ein Theater, also ein Theaterstück, das zeigen sollte, wie das Leben in der Siedlung ist. Mein Gott, Leute, habe ich mir gedacht, die meisten wissen wahrscheinlich gar nicht, was Theater ist. Da habe ich mir gedacht, warum wollen sie hier ein Theater machen? Also, Theater ist hier eh genug und dann hat meine Tochter gesagt, ich soll da mitmachen. Also, die haben so eine Liste geschickt, wer mitmachen will und sich engagieren will und normalerweise hätte ich das gemacht, aber was ich dort gehört habe, wie die Leute reden und was sie reden und dann hat meine Tochter gesagt: »Schreib uns auf.« »Nein«, habe ich gesagt, »das ist mein Einsatz. Das sind meine Nerven und weißt du was, ich glaube es nicht. Und du musst fest daran glauben, dass du was verändern kannst, damit du dich wo engagieren kannst. Ich werde nicht meine Zeit und meine Nerven verschwenden. Für wen? Keiner sagt danke. Womöglich wollen sie sich noch rächen an mir.« Ich habe einfach Angst bekommen und habe mir gedacht, nein, so schlecht geht es mir hier nicht, eigentlich habe ich hier meine Ruhe.

[Im Folgenden kam Melitta noch auf Polen zu sprechen:]

Ich habe mir immer gedacht, dass ich wieder zurück möchte. Aber wissen Sie, das wird dann immer schwieriger. Ich hatte einen Mann, ein Jahr später ist meine Tochter geboren worden und dann gibt es so viele Anhaltspunkte und dann ist es schwer, wieder weg zu gehen.

– *Die Gründe hier zu bleiben, wurden immer mehr.*

Melitta – Ja, es sind immer mehr Gründe geworden. Und dann denke ich mir, ich habe jetzt hier mein Zuhause und das Kind ist da und ich bin noch verheiratet, das hat sieben Jahre gedauert, bis es zur Scheidung gekommen ist, und dann war es aber auch schwer. Die Sabine war schon in der Schule und eigentlich habe ich sie zweisprachig erzogen und jetzt kann sie Polnisch und auch noch andere Sprachen und na ja, das hat sich einfach so ergeben. Das bedeutet aber nicht, wenn ich irgendwann in Pension bin, ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe, dass ich vielleicht nach Polen zurückfahre. Aber jetzt möchte ich noch ein bisschen arbeiten, dann werden wir sehen.

Juni 2001

Der Hausmeister

Manfred Omahna

Immer wieder hatte ich an Heimos Wohnung geläutet, leider vergeblich. Melitta³⁵³, eine Bewohnerin der Siedlung, die ich als Gesprächspartnerin bereits kannte, hat mich schließlich zu ihm geführt und mich mit ihm bekannt gemacht. Heimo ist der Hausmeister dieser Sozialwohnanlage. Er war gerade damit beschäftigt, einen Müllcontainer an seinen Platz zu stellen. Der kräftige, muskulöse Mann Mitte 30 machte einen aufgeschlossenen Eindruck. Bereitwillig gab er mir seine Handynummer. Ich sollte ihn in den nächsten Tagen in der Früh anrufen, dann würde er sagen können, wann er Zeit hätte. Einige Tage später sitzt mir Heimo mit blauem Unterhemd und kurzer Hose, verschwitzt vom Rasenmähen, auf der Bank des Kinderspielplatzes gegenüber. Von Anfang an ist das Gespräch entspannt, es ist daher auch wie selbstverständlich, dass wir uns mit Du ansprechen. Mir fällt seine Tätowierung am rechten Oberarm ins Auge, ein Portrait seines Sohnes. Mit ihm und seiner Frau ist er in die damals neuerbaute Siedlung gezogen. Hier verschlechterte sich die Beziehung aber mehr und mehr, schließlich ist seine Frau mit dem Kind ausgezogen. Nun hat er zwar eine Freundin und er denkt auch wieder an ein gemeinsames Leben, doch er will nichts überstürzen, da er nicht noch einmal in eine ähnliche Situation kommen möchte. Außerdem, wie er noch meint, gefalle es ihm ganz gut, eine Beziehung zu haben und doch allein zu leben.

Heimo nimmt als Hausmeister innerhalb der Siedlungsbewohnerschaft eine gewichtige Position ein. Er ist sowohl für die Sauberkeit der Anlage, als auch für diverse notwendige Konfliktlösungen verantwortlich. Er ist Ansprechpartner für Anliegen und Beschwerden, auch für Gerüchte, Tratsch und Klatsch. Als Vertrauensperson unterliegt er der Schweigepflicht. Aber er sei auch Sündenbock für viele unausgesprochene Probleme und dem Aufbegehren der Bewohnerschaft ausgesetzt. Wie kein anderer Bewohner steht er in der Öffentlichkeit der Wohnsiedlung. Er ist nicht nur bei seinen Arbeiten beobachtbar, selbst sein Gehalt scheint in der Mietrechnung auf. Durch seine permanente Präsenz, seine intime Beziehung zum Ort, seine verpflichtete Verbundenheit, wird ihm der öffentliche Raum der Siedlung zugleich zum privaten. Der Ort trägt seine persönlichen Spuren und ist sein Refugium. Diese Zerrissenheit beschreibt seine strapazierte Integrität: »Da war ich schon wirklich so weit, dass ich sage, bitte habt mich doch gerne, ich habe das nicht not da herunter.« Heimo ist ständig mit den Anliegen der Siedlungsbewohnerschaft konfrontiert. Wenn mitten in der Nacht irgendwo eine Glühbirne ausgefallen ist, ist er der Ansprechpartner. Sein Dilemma der Untrennbarkeit von Arbeits- und Wohnort verschärft sich, wenn Heimo in den Krankenstand gehen muss. Damit die anfallende Arbeit trotzdem verrichtet wer-

den kann, muss er Arbeiter anstellen, die seine Tätigkeiten übernehmen. Dafür wurde vom Dienstgeber eine Art Sonderbudget eingerichtet. Dann würden ihm die Bewohner und Bewohnerinnen wieder vorwerfen, dass er nichts arbeite, dafür aber doppeltes Gehalt beziehe.

Für ihn gerät die konstitutive Unterscheidung zwischen privat und öffentlich dauernd an ihre Grenzen. Heimos Arbeitsplatz ist jener Raum, der auch für die Bewohner und Bewohnerinnen der Siedlung als Übergangsraum von der Intimität der Wohnung zum öffentlichen städtischen Raum fungiert. In diesem Übergangsraum begegnen sich Leute, zufällig oder zwangsläufig, hier halten sich Jugendliche und Kinder auf, hier werden Informationen ausgetauscht, über andere, über Ereignisse des Tages, und hier werden Konflikte ausgetragen. Fehlende Nischen oder Rückzugsorte machen diesen engen Raum für Jugendliche zur offenen Bühne ohne Schutz der individuellen Freiheit und Autonomie vor unzulässige Eingriffe.³⁵⁴ Ihre Revolten machen Angst, sie sind ständiger Ausgangspunkt von Konflikten und Auseinandersetzungen.

Das katastrophale Verhältnis von Wohn- und Außenraum war schon vor dem Bezug der Siedlung Thema heftiger Diskussionen. Das unfriedliche Leben an diesem Wohnort ist konsequentes Ergebnis der Fortschreibung einer Tradition der Benachteiligungen. Wen kümmert schon die Gestalt der Architektur in einem Gebiet, das von der Öffentlichkeit nur dann wahrgenommen wird und von Interesse ist, wenn es mit negativen Schlagzeilen Aufmerksamkeit erregt?

Heimo kennt das Gebiet rund um seine Siedlung. Er ist in der Nähe aufgewachsen und hat hier seine Kindheit und Jugend verbracht. Ihm sind die sozialen Probleme und die permanenten Konflikte vertraut. Auseinandersetzungen zu schlichten, das hat er gelernt. Er schätzt auch die verborgenen Qualitäten dieses Ortes. Qualitäten, die in einer aggressiven Sozialpolitik und in der Stadtplanung vernachlässigt werden und keine Anerkennung finden. Die Bekanntschaft mit einigen Polizisten des nahegelegenen Polizeipostens und das Wissen über die sozialen Positionierungen anderer Wohnsiedlungen im Gebiet, sind seine Ressourcen, um mit den Ungleichheitsrelationen der Betroffenen umgehen zu können. Dazu sieht er sich als Hausmeister verpflichtet.

Heimos Mutter ist, wie seine Schwester, schon seit Jahren Mitarbeiterin der Hausverwaltung. Sein Vater starb, als er noch ein Kind war. Nach der Grundschule hatte Heimo eine Mechanikerlehre absolviert. Zunächst arbeitete er als Hausmeister in einem Grazer Altersheim, dann betreute er eine Eigentumsiedlung im Westen der Stadt und danach war er bei einer Firma beschäftigt, die Geldzählmaschinen herstellt. Den Job als Hausmeister dieses sozialen Wohnungsbaus bekam er wegen seiner vielfältigen Fertigkeiten, willkommen war er ihm vor allem wegen der Dienstwohnung. Insgesamt hat Heimo etwa 550 Menschen und 24 Stiegenhäuser unter seiner Aufsicht. Im Mittelpunkt seines beruflichen Selbstverständnisses steht die ordnungsgemäße Ausführung seiner Arbeit, die er immer wieder sehr detailreich beschreibt. »Ordnung halten« ist ihm zu einem zentralen Lebensprinzip geworden. Dieses bezieht er sowohl auf die technischen Gegen-

stände, mit denen er hantieren muss, als auch auf die soziale Ordnung, für die er in gewisser Weise Verantwortung trägt. Dem Rasenmäher, der Schneefräse, der Heckenschere sind Konnotationen eingeschrieben, die auch die soziale Ordnung betreffen. Die von ihm vorgeführten technischen Geräte speichern normative, soziale und kulturelle Aufforderungen. Sie schaffen Gewohnheiten und erzeugen auf diese Weise Normen. Von ihnen bezieht Heimo auch die Bedeutung seiner Arbeit und den Respekt der Bewohnerschaft. Wenn Heimo den Rasen mäht, entsteht die Stimmung einer mit Motorenlärm übertönten Leere. Kein Kind ist anzutreffen und die Erwachsenen flüchten in ihre Wohnungen. Der kurz geschnittene Rasen schafft eine für alle verbindliche soziale Ordnung. Soweit sie die hergestellten Ordnungen akzeptieren, akzeptieren die hier Wohnenden auch den Hausmeister als direkten »Verwalter« der Siedlung. Erst durch ihre Bestätigung wird er zum »Haus-Meister«. Die Anerkennung wird ihm allerdings dann sofort verweigert, sobald er selbst nicht kontrollierbar ist, wenn er Arbeiten verrichtet, die nicht von allen gesehen werden. Dann heißt es, er würde nicht arbeiten, womit seine Integrität als Hausmeister wieder in Frage gestellt wird.

Ganz abgesehen davon, dass die Vorstellungen über den Grad von Sauberkeit sehr unterschiedlich sind, und er sich immer wieder durchsetzen muss, gerät er auch durch die architektonische Anordnung der Gebäude systematisch in Konflikte mit den unterschiedlichen Gruppen der Bewohnerschaft. Dann ist er Sündenbock für die zu eng bemessenen Freiflächen für die Kinder, die fehlenden Zwischenräume und Aufenthaltsmöglichkeiten für die Jugendlichen. Besonders erleichtert ist er darüber, dass er mittlerweile mit den jungen Menschen in der Siedlung ganz gut zurechtkomme, er habe Verständnis für sie. Da sie keinen eigenen Raum innerhalb der Siedlung für sich beanspruchen können, müssen sie sich am kleinen Fußballplatz des Kinderspielplatzes aufhalten, was regelmäßig heftige Wortgefechte mit den Erwachsenen nach sich zieht. Aber das sei nicht sein Problem.

Heimo ist von den hier Wohnenden abhängig. Nur in deren Anerkennung bestätigt sich seine Position. In gewissem Sinne hat seine Arbeit Ähnlichkeiten mit jener einer Hausfrau: Wie die Hausarbeit, so bleibt auch seine Arbeit unbedankt und immer unfertig. Was noch abfällt, um Anerkennung und Respekt zu sichern, ist seine Art, den öffentlichen Raum nach seinen Regeln zu privatisieren.³⁵⁵ Eine Arbeit mit hohem Aufwand und geringen Chancen an diesem verlorenen Ort.

Der Hausmeister

im Gespräch mit Manfred Omahna

Es tut jeder, was er will

– *Kannst du mir aus deiner Sicht als Hausmeister die Situation in der Siedlung beschreiben?*

Heimo – Grundsätzlich. Die Situation ist, dass hier hauptsächlich Jungfamilien wohnen, das ist ein Problem. Weil der Wirbel einfach zu groß ist. Es sind 154 Wohneinheiten und wenn die fast ausschließlich von Jungfamilien bewohnt wer-

den, mit insgesamt 250 Kinder oder so, dann ist das einfach zu viel. Die Infrastruktur an und für sich ist ja nicht schlecht, es sind rundherum Spielplätze, aber die Leute nehmen das zu wenig wahr, die wollen nicht so weit gehen.

– *Für die Bewohner ist die Siedlung zu eng?*

Heimo – Genau, ja. Und für die Jugendlichen generell haben wir eigentlich gar nichts.

– *Was machen die Jugendlichen?*

Heimo – Wirbel.

– *Und die Erwachsenen, wie stehen die dazu. Das gibt dann...*

Heimo – [unterbricht:] Generell wird von den Leuten hier wenig Rücksicht genommen auf die Jugendlichen, aber auch auf die Wohnungen und auf das gesamte Areal. Es tut im Prinzip jeder, was er will. Die haben überhaupt keinen Bezug zu dem Ganzen hier. Jetzt besteht die Siedlung seit drei Jahren und wie das schon alles ausschaut, und wie das alles schon verdreckt ist. Sie bemühen sich halt nicht, dass es sauber bleibt.

– *Weil ihnen das nicht gehört?*

Heimo – Vorher habe ich eine Eigentumssiedlung betreut mit 120 Wohneinheiten. Die war immer sauber. Da hat es das alles nicht gegeben. Aber hier ist es auch ihr Geld. Das wird ja alles in den Betriebskosten aufgerechnet. Ich meine, wenn jedes Jahr, was weiß ich wie viel Schaden an Feuerlöschern und sonstigen Dingen entsteht, dann wird das teuer. Die Müllentsorgung allein kostet rund 5 000 Euro Sonderentsorgungskosten im Jahr, weil alles im Prinzip hingeschmissen wird.

– *Und du bist für das alles verantwortlich.*

Heimo – Ich muss das zusammenräumen, beziehungsweise muss ich die Firmen organisieren, die das entsorgen. Und das kostet natürlich Geld. Die Eltern schicken die Kinder hinaus: »Tut, was ihr wollt«, so quasi. Und da schaut natürlich keiner drauf. Und dann passieren diese Dinge und die Verschmutzungen. Also, ich habe ab und zu Tage, wo ich einen 150 Liter Sack Müll nur vom Zusammenkehren her voll bringe. So schaut es in der Früh aus. Und das ist natürlich extrem.

– *Wie funktioniert das Zusammenleben hier überhaupt? Kennen sich die Leute untereinander? Gibt es da Kontakte, Freundschaften?*

Heimo – Dass es kaum Freundschaften gibt, das ist meiner Ansicht nach das Hauptproblem, dass überhaupt keine Nachbarschaft da ist, in diesem Sinn. Also, der eine richtet den anderen aus, und das war es dann. Also, ich höre Sachen, wenn ich wollte, dann könnte ich sicher 30 Leute zum Streiten bringen, aber so, dass sie sich gegenseitig niederhauen. Weil die Leute erzählen mir viel und natürlich habe ich Schweigepflicht. Mich interessiert es aber auch gar nicht, was die Leute reden, ehrlich gesagt. Von den 154 Wohnungen, da kenne ich vielleicht vier oder fünf Wohnungen von innen. Sonst gehe ich nirgends hinein. Das sind wirklich die engsten Bekannten da herunter und da gehe ich einmal in drei Monaten hin. Also, ich mache meine Arbeit, und das war es dann für mich. Das ist eh ausreichend. Aber die Geschichten interessieren mich nicht.

– *Werden manchmal Feste veranstaltet oder ähnliches, damit sich die Leute kennen lernen können?*

Heimo – Es hat voriges Jahr einmal ein Fest gegeben, das vom Magistrat organisiert worden ist, ein Kinderspielfest. Und der Effekt war, dass die Erwachsenen um Mitternacht noch da gesessen sind und gesoffen haben, wie die Verrückten. Die Leut, die hier waren, die sind eh jeden Tag da und die anderen Leute, die generell nicht hierher gehen, die hat es auch an diesem Tag nicht interessiert. Und im Endeffekt hat es nicht viel gebracht. Weil wir wollten das Fest auch deshalb machen, damit sich die Leute untereinander besser verständigen können. Dass da einfach ein bisschen ein Zusammenhalt zu Stande kommt und dass über die Probleme auch geredet wird. Es sind schon Hausversammlungen geplant gewesen, aber das funktioniert in einer solchen Siedlung nicht.

Krasse Unterschiede

– *Die einzelnen Wohnungsblöcke unterscheiden sich also voneinander.*

Heimo – Den krassen Unterschied sieht man dort bei den hinteren Blöcken. Das sind die großen Wohnungen, und da sind halt die großen Familien drinnen mit drei, vier, fünf Kinder und vorne der Querblick, der dort ist, dort sind die kleinen Wohnungen und dort sind viele alleinstehende Mütter mit einem Kind oder auch Pärchen mit einem Kind und die kapseln sich regelrecht ab.

– *Da sind also zwei Bereiche?*

Heimo – Ich weiß nicht, warum das so ist. Das ist von vornherein so gewesen. Das ist immer so gewesen. Ich habe mit dem langen Block, das sind 13 Häuser insgesamt, überhaupt keine Probleme. Da sind die Häuser sauber, da ist kein Wirbel, ich habe nur hier hinten die Probleme. Das ist arg, ich weiß aber nicht, warum das so ist.

– *Hat das auch damit was zu tun, dass hier hinten mehr Kinder sind als vorne?*

Heimo – Ja, sicher. Das ist klar, wenn du fünf Kinder in der Wohnung hast, dass es ein bisschen lauter ist. Das ist ganz klar, aber das ist auch unter den Leuten so. Hier gibt es schon auch Familien, die am Balkon sitzen und am Abend zusammensitzen. Das spielt sich aber nur zwischen diesen drei Blöcken ab. Ich habe nie jemanden gesehen, der von hier in die vorderen Häuser geht und dort jemanden besucht. Das gibt es nicht. Ich weiß nicht. Und ich glaube, das ist auch deshalb, weil ein Alleinstehender arbeiten muss. Wo nimmt er das Geld sonst her, nicht? Und hier sind aber die Großfamilien, da sind die meisten daheim, die leben von den Kinderbeihilfen. Die haben mehr Zeit zum Tratschen, die haben mehr Zeit zum Zusammensitzen. Und mir kommt vor, aufgrund dessen ergibt sich das.

[...]

Heimo – Ich meine, es sind sicher Tage oder Wochen gewesen, wo man gesagt hat, mich zipft alles an. Wenn man um elf in der Nacht aufstehen muss und die Jugendlichen beruhigen gehen muss, weil sie so schreien, ich mein, das ist sicher nicht angenehm.

– *Sie sitzen hier?*

Heimo – Ja, die saufen hier, schreien hier, wirbeln hier, tun bis zwölf Uhr in der Nacht Fußballspielen und so. Ich mein, das geht nicht, das ist keine Frage. Ich wohne wirklich ganz vorne, und wenn du die Jugendlichen bis nach vorne hörst, wenn die mich vom Schlaf aufreißen, dann kannst du dir das vorstellen, wie das ist. Und die Sachen sind sicher schon extrem gewesen. Das ist keine Frage. Aber nur, man kann sich auch nicht absolute Ruhe und immer einen Frieden erwarten. Das geht nicht. Es leben viel zu viele Leute hier. Viel zu viele Kinder, viel zu viele Jugendliche, viel zu viele Leute. Und noch dazu viel zu viele unterschiedliche Gruppen.

– *Und das spürst du bei deiner Arbeit als Hausmeister.*

Heimo – Es ist nicht leicht, besonders das erste Jahr war sehr schwer da herunten, muss ich sagen. Der Neid hat sicher eine große Rolle gespielt.

– *Der Neid der anderen Bewohner hier? Was meinst du damit?*

Heimo – Der Neid von den Bewohnern gegenüber meiner Person. Die sehen die Abrechnung, da steht mein Lohn drauf. Sie glauben aber, dass das alles mir gehört. Die glauben ja alle, dass ich keine Lohnsteuer bezahle. Im ersten Jahr hat es wirklich sehr viele Probleme gegeben. Aber es hat sich dann beruhigt.

[...]

Die Arbeit geht nie zu Ende

– *Kannst du deinen Job vom Privatleben überhaupt trennen, wenn du hier wohnst und arbeitest?*

Heimo – Grundsätzlich hat der Hausbesorger sowieso eine Siebentageweche, keine Fünftageweche, deshalb hat er auch 35 Urlaubstage. Und wenn am Sonntag was ist, muss ich genauso ausrücken, nicht nur Schneeschaufeln, sondern auch die Fernwärme betreuen oder wenn irgendetwas anderes passiert, muss ich es in Ordnung bringen. Ich kann nicht sagen, heute ist Sonntag, heute könnt ihr mich mal. Wenn einer sagt, eine Glühbirne ist im Keller kaputt, dann muss ich am Sonntag eine Glühbirne wechseln oder ähnliches. Das ist keine Frage. Aber manchmal gibt es schon Tage, da läuten sie um vier Uhr in der Früh, oder sie läuten um halb zwei Uhr in der Früh, wegen Kleinigkeiten. Betrunkene Leut, die tun einfach wichtig. Die beschwerten sich und dann kommen die Geschichten mit den Glühbirnen. Da sage ich dann, ja, schönen Abend noch und mache die Türe zu. Das geht sicher nicht, um halb zwei in der Früh tausche ich sicher keine Glühbirne. Die Leute rundherum respektieren mich jetzt einigermaßen, die Kinder respektieren mich einigermaßen, auch die Jugendlichen und das ist für mich wichtig. Weil ich muss nicht nur meine Arbeit erledigen, ich muss mich auch mit den Leuten einigermaßen arrangieren können. Weil, wenn es hieße, der depperte Hausmeister kommt schon wieder. Das ist für beide ungut, weil ich betreue die Siedlung und ich wohne da. Das ist meine Arbeitsstelle und meine Zukunft. Und da ist es dann ungut, wenn du weißt, du hast 100 Leute gegen dich oder was. [...] Aber die Bewohner glauben ja wirklich, dass man alles geschenkt bekommt und sie sehen nur das Rasenmähen und das Stiegenhauswaschen. Aber sie sehen es

nicht, wenn man in der Tiefgarage arbeitet, sie sehen es nicht, wenn man an der Fernwärme arbeitet, sie sehen es nicht, wenn man im Keller arbeitet, sie sehen es nicht, wenn man die Fenster putzt. Das sehen sie alles nicht. Aber auch, wenn man die ganzen Geräte wartet, wird das von den Bewohnern nicht wahrgenommen. Wie oft sitze ich am Sonntag in der Früh in der Tiefgarage und putze die Geräte und richte sie her? Diese Arbeit wird von den Leuten nicht gesehen. Oder ich bin um vier in der Früh in den Stiegenhäusern. Ja, wer sieht mich um vier in der Früh? Ja, niemand. Wenn ich mit dem Rasenmäher fahr, das ist gefährlich. Der Traktor ist relativ groß, wenn ich da ein Kind übersehe, das ist unvorstellbar. Das ist gefährlich. Es ist aber auch gefährlich, wenn beim kleinen Rasenmäher ein Stein wegfliht. Ich habe schon einmal mit einem Stein eine Eingangsscheibe eingeschossen, wenn das jemandem ins Auge geht, das Kind ist blind. Und deshalb schaue ich, dass so wenig wie möglich Kinder unterwegs sind. Deshalb muss ich mir meine Arbeit sehr genau einteilen. Und das mit den Stiegenhäusern, das ist das Gleiche. Es hat keinen Sinn, wenn ich am Nachmittag die Stiegenhäuser wasche, weil da gehen die Bewohner in das nasse Stiegenhaus und dann schaut es schlimmer aus als vorher. Und dann heißt es, es ist nicht geputzt. Aber wenn sie selber die Häuser so versauen, kann ich nichts dafür. Wenn es am nächsten Tag wieder schmutzig ist, gleich wie am Tag zuvor, dann kann ich nichts dafür. Ich habe inzwischen aber zwölf Stunden gearbeitet. Das sehen die Leute aber nicht.

– *Das ist ein ganzer Tag Arbeit plus Überstunden.*

Heimo – Eben. Was wollen die Leute mehr. Und ich habe mir das einmal ausgerechnet. Alleine für das Papierzusammenklauben und für den Mistkübel ausleeren, brauche ich in der Woche zwölf Stunden. Die ganze Anlage abgehen, alle Tage Kübel ausleeren und die Müllplätze reinigen. Das sind zirka zwei Stunden am Tag, zirka. Das ergibt zwölf Stunden pro Woche. Da bin ich aber am Sonntag und am Samstag auch unterwegs, bei einer 40 Stundenwoche. Da brauche ich alleine für das Zusammenklauben des Papiers schon zwölf Stunden. Wo bleibt der Rest? Und das muss sich mal wer vor Augen halten.

– *Die 40 Stunden sind dann schnell aufgebraucht.*

Heimo – Wenn ich 24 Stiegenhäuser waschen muss, im Schnitt brauche ich für ein Stiegenhaus eine halbe Stunde, da muss ich aber sehr schnell sein, damit ich das zusammenbringe... Da kann man sagen, dass 12 Stunden für das Waschen der Stiegenhäuser benötigt werden. Jetzt sind 24 Stunden weg mit Stiegenhauswaschen und Papierklauben, da ist schon mehr als die Hälfte der gesamten Arbeitsstunden aufgebraucht. Dann muss ich jeden Monat die Keller kehren, ich muss wöchentlich dreimal die gesamte Anlage kehren. Einmal zusammenkehren dauert vier Stunden. Für diese Arbeit hab ich eine Kehrmachine. Es ist immer irgendetwas zu tun. Das muss man sich sehr genau einteilen. Ich hab nächste Woche die Fenster zu putzen, das sind 180 Fenster, alle Stiegenhausfenster. Das muss ich dreimal pro Jahr machen. Das ist nicht tragisch, aber es gehört auch gemacht. Die Eingangsscheiben, es sind 24 Eingangsscheiben aus Vollglas, die putz ich sicher neun- oder zehnmahl pro Jahr, wenn es überhaupt ausreicht. Also,

heuer hab ich sie schon sechsmal geputzt. Die Kinder greifen ständig mit den Fingern drauf, zack, zack, zack, dann schmeißen sie Gatsch rauf oder Dreck und spucken sie an.

– *Wie reagieren die Erwachsenen darauf?*

Heimo – Es ist besser geworden. Aber nur jetzt, das war vor zirka einem Monat, da hab ich den Verwalter hergeholt. Da bin ich mit ihm hierher gegangen, zum Spielplatz. So etwas hast du noch nicht gesehen! Da hast du gedacht, du bist in einem anderen Land, so arg hat es da ausgesehen. Ich hab dann den Sack rübergeschmissen, weil ich so sauer war, echt, ich war wirklich sauer. Und dann hab ich den Verwalter angerufen und ich hab gesagt, er soll herkommen, weil ich wollte das nicht alles wegräumen. Und dann ist der hergekommen. Er hat selbst nur den Kopf geschüttelt, weil es so schlimm ausgesehen hat. Da hat er gesagt: »Bitte machen Sie das! Schreiben Sie die Stunden auf, das bekommen Sie extra bezahlt.« So arg hat es da ausgesehen. Und dann hab ich gesagt, es soll ein Aushang gemacht werden, dass ich nicht für den Spielplatz verantwortlich bin. Wenn die Erwachsenen hier sitzen und trinken und die Zigaretten runterschmeißen, dann sollen sie ihre Sachen auch wegräumen, am gleichen Tag noch. Und wenn sie mit den Kindern hier spielen und sie gehen dann weg, dann sollen sie auch ihren Schmutz wegräumen. Aber die Leute kümmern sich nicht darum, die sitzen in ihrem eigenen Schmutz. Und dann hab ich jeden Tag den Kinderspielplatz kontrolliert. Da habe ich zu den Eltern und den Kindern gesagt: »Ich schaue mir das jeden Tag an!« Und dann hat es funktioniert, und es ist viel besser geworden. Und wenn es wieder einmal bergab geht, dann werde ich halt wieder mal so eine Initiative starten.

Toleranzgrenzen

– *Der Spielplatz wird ja auch von den Jugendlichen benützt. Wie gehen die Eltern der Kleinkinder damit um?*

Heimo – Die Toleranzgrenze ist halt ein bisschen verschoben, ich weiß nicht. Es gibt Eltern oder Erwachsene, die die Jugendlichen sehr wohl akzeptieren. Die sagen: »Um Gottes Willen, die tun eh nichts!« Und dann gibt es Erwachsene, denen das Husten und Lachen der Jugendlichen schon auf den Nerv geht. Man muss halt einen Mittelweg finden und man kann auch nicht nur mit ihnen schimpfen. Wie es zum Beispiel manche machen: »Ihr Krüppeln, haltet die Goschn!« Man muss auch mit den Jugendlichen, auch wenn sie eine blöde Pappn haben, muss man mit ihnen normal reden, sonst hilft es nicht.

– *Bei wem beschweren sich die Bewohner, kommen sie zu dir?*

Heimo – Die kommen zu mir. Das sind einige Bewohner, die einfach von ihrem Balkon herunterschreien: »Ihr Krüppel, haltet s' die Goschn!« Und dann schreien die Jugendlichen hinauf: »Du alter Trottel halt selber dei Goschn!« Und dann kommen sie zu mir und sagen: »Die scheiß Jugendlichen. Was die für eine Goschn haben.« Da dürfen sie sich aber nicht wundern.

– *Da ist die Toleranzgrenze sehr unterschiedlich?*

Heimo – Ja, ich meine, wenn ich hier im hinteren Bereich eine Wohnung hätte, da hätte ich mich schon aufgehängt. Das muss ich ehrlich sagen, das hat mit Toleranz nichts mehr zu tun. Aber wenn man wirklich den ganzen Tag arbeitet und sich dann vielleicht am Nachmittag ein bisschen hinlegen will und es ist nur Geschrei und Lärm... Heute ist eine Ausnahme. Normal sind hier 30 Kinder. Ich weiß nicht, wo sie heute alle sind. Aber wenn ich hier eine Wohnung hätte, ich tät schon drinnen hängen. Wenn die Wohnung mit Gold tapeziert wäre und wenn sie mir geschenkt werden würd, ich würd sie nicht nehmen. Ich bin so froh, dass ich dort vorne meine Wohnung hab. Da weiß ich, dass ich die Balkontüre offen lassen kann, auch wenn ich mich hinleg, kann ich offen lassen.

– *Vorne ist es ruhiger?*

Heimo – Ja, es ist auch die ganze Anlage viel schöner, die Leute passen viel mehr auf. Alleine, wenn man die Balkone anschaut, dort hinten sind die Balkone wie Rumpelkammern und vorne sind die Balkone sehr gepflegt, also, man sieht das wirklich. Die Häuser hier hinten, die sind verschmutzt bis zum Gehtnichtmehr, da wird hineingschissen und hineingsoacht. Speziell ein Haus ist hier, da scheißen sie mir jede Woche hinein.

– *Die Kinder?*

Heimo – Die Kinder läuten an und sagen: »Mama, ich muss aufs Klo.« Die Mutter grölt durch die Sprechanlage hinunter: »Lass mich in Ruh, ich will schlafen, bleib unten.« Dann geht das Kind hin und macht ins Haus. So ist es.

Juli 2001

Von oben gesteuert

Johann Verhovsek

Meine Gesprächspartnerin Irmgard K. hat über 18 Jahre ein kleines Tagesespresso in der Griesgasse betrieben. In den letzten Jahren war die Zahl der Lokalgäste merklich zurückgegangen. Wie viele andere Cafés dieses Viertels musste auch ihres schließen. Krankheitsbedingt, so erklärte sie, ging sie in ihrem 51. Lebensjahr in Frühpension. Ausschlaggebend für diesen Schritt sei gewesen, dass sie eine Nachfolgerin für ihr Lokal gefunden hätte, die ihr eine Ablöse zahlen konnte, denn ihr jetziges Einkommen aus der Invaliditätsrente sei gering. Den eigentlichen Grund, warum sie unbedingt aus der Griesgasse weg wollte, erzählte mir Irmgard K. erst im späteren Verlauf unseres Gesprächs. Sie musste gehen, weil die Griesgasse zu einer »Ausländergasse« geworden sei, aus der die »Österreicher« verdrängt werden, und das mit Unterstützung der Stadtpolitik, die diese Entwicklung auch noch fördere.³⁵⁶

Als ich mit Irmgard K. Kontakt aufnahm, hatte sie ihr Lokal bereits übergeben. Die Nachmieterin ihres Cafés erzählte mir, dass Irmgard ihre sozialen Beziehungen in der Griesgasse und zu ihren Stammkundinnen und -kunden aber nach wie vor pflege und meist Mittwochvormittag in ihrem ehemaligen Tagesespresso vorbeischaue. Bei einer solchen Gelegenheit traf ich sie zum ersten Mal. Sie spielte gerade Karten mit einem ihrer ehemaligen Gäste und ließ sich nur ungern unterbrechen. Ich wartete geduldig. In einer kurzen Spielpause wandte sie sich mir zu und fragte mich freundlich, aber distanziert nach meinen Wünschen. Mit meinem Anliegen, mit ihr als Ortskundiger über die Entwicklung der Griesgasse und über die Gründe ihrer Geschäftsaufgabe zu sprechen, war sie sofort einverstanden. Allerdings erschien sie dann nicht zum vereinbarten Termin. Sie versetzte mich noch einige Male und als ich sie endlich doch antraf, hatte sie für ein ausführlicheres Gespräch zu wenig Zeit. Genervt und nahe am Kapitulieren, traf ich sie in ihrem ehemaligen Kaffeehaus nach fast zwei Monaten wieder. Da saß sie mit zwei Freundinnen und erklärte mir, diesmal vielleicht in einer Stunde Zeit zu haben. Ich setzte mich geduldig an einen Tisch im hinteren Teil des Lokales, beobachtete die Szenerie und wartete etwa eine halbe Stunde, in der sie mit ihren Bekannten plauderte. Erst als diese gingen, setzte sie sich zu mir. Wider Erwarten schien sie jetzt am Gespräch sehr interessiert zu sein.

Irmgard K. ist eine sehr überzeugende Erzählerin, die sowohl ihr Sprechtempo als auch ihre Stimmhöhe und -lautstärke einsetzt, um dem Gesagten Nachdruck zu verleihen. In berufsgeübter Ausdrucksweise und mit kurzen szenischen Unterhaltungen, in denen sie in die Rollen von Prostituierten, Freiern und Gassenbewohnern schlüpft, verstärkt sie dramaturgisch ihre Schilderungen. Ihr gefestigtes Weltbild, gefeilt in stundenlangen Gesprächen an der Theke ihres Cafés, lässt

das Leben klar und einfach aussehen. Die blonden, halblangen Haare hat sie zu einem Rossschwanz gebunden. Leicht geschminkt trägt sie zu einer unauffälligen Rock-Pullover-Kombination dezenten Modeschmuck. Ihr impulsives Auftreten, ihre lebhaftige Gestik, lassen sie jünger erscheinen, als sie ihren Jahren nach ist.

Ihre Biografie zeichnet den Weg jener Frauen, die dem Zug vom Land in die Stadt noch vor der Zeit der Stadtflucht mit großen Erwartungen folgten. Nur wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg geboren, verbrachte Irmgard K. ihre Kindheit in einer rund 1500 Einwohner zählenden, ländlichen Gemeinde am Fuße des Semmerings, an der gebirgigen, äußersten Peripherie der Steiermark. Ihr Vater war als Kraftfahrer beschäftigt und verdiente wenig. Die Mutter arbeitete als Schneiderin in einem Gewerbe, das schon in den 60ern keine Zukunft mehr hatte. Irmgard K. war wie ihre Geschwister, drei Mädchen und drei Buben, von Kindheit an zur Arbeit verpflichtet und half schon während der Schulzeit in der Landwirtschaft ihrer Tante aus, um zum Haushalt dazuzuverdienen. Sie sieht sich selbst als Arbeiterkind, das in Armut aufwuchs und schon früh zu Fleiß und Selbstständigkeit erzogen wurde.³⁵⁷ Sie wäre gerne Kindergärtnerin geworden, aber eine Schulausbildung konnten sich ihre Eltern nicht leisten. So lernte sie Verkäuferin in einem der beiden Gemischtwarengeschäfte des Ortes. Nach Abschluss der Lehre verlor sie ihren Arbeitsplatz, da eine »Ausgelernte« dem Betrieb zu teuer gekommen wäre. Obwohl ihr Heimatort in den 60er Jahren durch den aufkommenden Winterfremdenverkehr einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte, fand sie in ihrem erlernten Beruf keine Anstellung. Auch die örtlichen Greißler stellten auf die moderne und personalsparende Selbstbedienung um. Über eine Zeitungsannonce stieß sie auf ein Stellenangebot eines kleinen Geschäftes mit Buffet im Gelände des Landeskrankenhauses Graz. Ihre Bewerbung war erfolgreich. In der Stadt herrschte Ende der 60er Jahre noch Arbeitskräftemangel, zudem eilte den »Mädchen vom Land« ein guter Ruf voraus. Irmgard K. fand schnell ein Zimmer im bürgerlichen Stadtteil nahe ihrer Arbeitsstätte und entzog sich mit ihren 18 Jahren den engen Verhältnissen ihrer Herkunft.

Nach einem Jahr wechselte sie vom Handel in die Gastronomie und arbeitete im Buffet als Serviererin. Eine Beschäftigung, die ihr auf Anhieb gefiel. Sie entdeckte, dass im Gastgewerbe bessere Verdienstmöglichkeiten steckten und verließ die Kantine, um »auf Saison« zu gehen. Wieder zurückgekommen, kellnerte sie in unterschiedlichen Konditoreien und kleinen Cafés in Graz. Anfang der 70er Jahre lernte sie ihren ersten Mann, einen Kaufmann, kennen, der sie bald heiratete. Nach der Geburt ihrer Tochter verunglückte ihr Mann tödlich. Sie bewies ihre Selbstständigkeit und schaffte es mit Teilzeitbeschäftigungen, das nötige Einkommen zu erwirtschaften, um sich und ihr Kind zu erhalten. Als das Mädchen in eine Schule mit Nachmittagsbetreuung kam, nahm Irmgard K. ihre Arbeit als Serviererin wieder voll auf. Später arbeitete sie auch nachts.

Anfang der 80er Jahre heiratete sie zum zweiten Mal. Auch diesmal einen Kaufmann. Nun reifte der Plan, sich selbstständig zu machen. Sie war überzeugt, genügend Erfahrungen gesammelt zu haben, um zu wissen, wie ein Café zu

betreiben ist. Vor allem hatte sie den Wunsch, nicht mehr herumkommandiert zu werden, sondern ihr »eigener Chef« zu sein. Nach der erfolgreichen Konzessionsprüfung für das Gastgewerbe ging Irmgard K. auf Lokalsuche. Ihre Ambitionen waren bescheiden und pragmatisch. Überschaubar sollte das gesuchte Lokal sein, allein zu bewältigen, mit kleiner Kochmöglichkeit. Sie hatte wenig Geld für Ablösen. Nicht zufällig fand sie ihr Café an einem Ort, der, obwohl im Stadtzentrum gelegen, mit seinen Kleingewerbebetrieben in Hinterhöfen, Kleinstadthäusern und Vorstadtbeiseln noch vorindustriell anmutet. Ein Ort, an dem die strikte Trennung zwischen öffentlich und privat, zwischen Arbeits- und Wohnviertel noch nicht vollzogen ist. Der Standort ist schlecht beleumundet und deshalb auch wenig begehrt, die Lokalmiete daher erschwinglich.

An der Fassade und der Innenausstattung ihres Tagesespressos hat Irmgard K. in all den 18 Jahren kaum etwas verändert. Das schmale Eingangsportal ist unauffällig; die Auslage füllen zwei ausgebleichte, antiquierte Coca-Cola-Plakate mit Motiven aus der Zeit um 1900, auf denen zwei Damen in prunkvollen Kleidern, mit imposanten Fächern und ausladenden Hüten auf eine Flasche Cola blicken. Das bürgerliche Ambiente dieser Plakate verspricht eine Spur von Luxus in einer Umgebung, in der Nachtbars und Bordelle dominieren. Wie an der Fassade, so ist auch im Innenraum des Cafés die Zeit angehalten. Die dunkel furnierte Sitzgruppe mit den abgenutzten, geblühten Bezügen scheint ein Relikt aus den 70er Jahren zu sein, noch älter die weiße Strukturtapetenwand mit einem romantischen Gemälde eines schneebedeckten Berges, davor ein Bauernhof mit Wildbach. Die Ecken der Sitzbänke sind mit künstlichen Blumensträußchen geschmückt, die Kühlvitrine ist leer. Die erhöhte Theke im hinteren Drittel des Lokales schafft einen guten Überblick über die restlichen Sitzplätze. Im hintersten Teil des Lokales warte ich auf meine Gesprächspartnerin.

Ihr resolutes Auftreten entspricht den Anforderungen, denen sie sich in ihrem Leben stellen musste. Sie hat die beherrschte Position als Tochter einer armen Familie verinnerlicht und ihr Leben dennoch im Rahmen der von ihr erkämpften Möglichkeiten selbstständig gestaltet. Als Kaffeehausbesitzerin hat sie schließlich ihren Aufstieg gemacht. Darüber spricht sie mit offensichtlichem Stolz. Sie hat sich in ein Umfeld, in dem Prostitution und die damit verbundene Gewalt zum Alltag gehören, behauptet. Es gelang ihr sogar, eine anerkannte Stellung innerhalb dieser städtischen Subkultur zu erlangen. Obwohl sie unvorbereitet in diese Szene geraten war, kam sie bald damit zurecht – wohl auch, weil die Zuhälter im Hintergrund blieben. Ihre Präsenz wäre geschäftsstörend gewesen, hätte Kunden abgeschreckt. Auf der Gasse besetzten die »Damen«³⁵⁸ den öffentlichen Raum, in der bekannten Pose des Schlenderns, des Flanierens, in einer Art, die anderswo ausschließlich den Männern vorbehalten ist.³⁵⁹

Irmgard K. kann nicht umhin, ihre Erlebnisse im Milieu der Griesgasse zu idealisieren. Wie und was sie erzählt, nähert sich immer mehr dem Bild des »sicheren Zuhauses«³⁶⁰ an. Die harten Spielregeln, die strengen Hierarchien, Macht, Gewalt und Unterdrückung oder Unterordnung sind wie die Tricks leicht durch-

schaubar. Irmgard K. wusste, wann sie wegschauen musste, um Konflikte, die für sie gefährlich waren, aus dem Weg zu gehen. In den patriarchalen Strukturen dieses Milieus übernahm sie eine Art Mutterrolle, die ihr von allen Seiten Ansehen einbrachte und in der sie sich wohl fühlte. Sie wurde zur Ansprechperson für »die Mädels«, und ihr Lokal in den kalten Abendstunden zur kurzzeitigen Wärmestube und Labestation. Sie spricht von weiblicher Solidarität oder Mitleid mit den völlig beherrschten Frauen, auch vom rationalen, geschäftlichen Kalkül. »Die Damen« belebten ihr Geschäft und holten ihre Freier nach. Ohne jemals selbst zum Animierlokal zu mutieren, war ihr Espresso ein unverdächtiger und unverfänglicher Ort, in dem tagsüber auch das bürgerliche Publikum des naheliegenden Musikkonservatoriums im »Café Irmi« verkehrte. Nebenbei versorgte sie benachbarte Geschäftsleute und ältere Bewohner und Bewohnerinnen der Gasse mit Kaffee. Auf diese Weise konsolidierte sie durch ein tägliches Ritual ihre zentrale soziale Position.

Nach der Scheidung am Ende der 80er Jahre wurde Irmgards Arbeit als Wirtin zum Mittelpunkt ihres Lebens. Sie verbrachte den Großteil der Zeit in ihrem Lokal, das sie all die Jahre völlig alleine betrieb. Um so einschneidender nahm sie die drastischen Veränderungen in diesem Umfeld wahr. Für sie bedeutete »die Wende«, von der sie immer wieder spricht, eine Zäsur in ihrer sozialen und materiellen Existenz, eine Bedrohung. Vor dem Hintergrund der Fülle von Ereignissen und Veränderungen dieses Straßenzuges, wird Irmgards ganz persönliche Schilderung zum Dokument des Abstieges von Stadträumen und der spätmodernen Transformation.

Dem verstärkten Zuzug von Migranten und Migrantinnen aus dem Südosten Europas und der Türkei in dieses Stadtviertel, war ein über Jahrzehnte andauernder Prozess der Abwanderung der einkommensstärkeren Bewohnerschaft vorausgegangen. Wer es sich leisten konnte, verließ die alten Biedermeier- und Barockhäuser des ehemals florierenden Kleinhandwerkergebietes und zog in die neu errichteten Siedlungswohnhäuser an der Peripherie der Stadt. Kaum oder gar nicht saniert, sind die Wohnungen in den Vorder- und regellosen Hinterhäusern bis heute Substandard. Diejenigen, die blieben oder aus Altersgründen nicht mehr wegziehen wollten, besaßen nicht das Kapital, um die lokalen Geschäfte und Betriebe existenziell zu sichern. Der kollektive Abstieg der Kleingewerbetreibenden und die Rezession in den 80er Jahren taten ihr Übriges. Dazu kam, dass die Geschäftswelt für wenig Betuchte im Sog der gigantisch wachsenden Shoppingzentren am Rand der Stadt und der sich rasch ausbreitenden großen, internationalen Firmenkette in der nahen Innenstadt unattraktiv wurde. Für die Hausbesitzer selbst war es unrentabel, in die kostenaufwändige Revitalisierung zu investieren. In die leerstehenden und oft desolaten Wohnungen zogen Zuwanderer aus südosteuropäischen Nationen und später Flüchtlinge aus weltweiten Krisengebieten nach – Menschen, die durch die staatliche Einwanderungspolitik entweder zur Untätigkeit oder zur Übernahme minderbezahlter Tätigkeiten gezwungen waren. Ihre Möglichkeit, den Ort zu nutzen, bestand darin, ein

Straßenlokal oder ein kleines Lebensmittelgeschäft zu eröffnen. Durch die nun einsetzende soziale Veränderung der Bewohnerschaft und die damit verbundene sozialräumliche Umwertung ihres Umfeldes,³⁶¹ zerbrachen Irmgards Netzwerke. Ihre Stammgäste blieben aus. Zu den nachrückenden »Ethnic Communities« fand sie keinen Zutritt. Sie konnte weder die Sprache ihrer ständig wechselnden neuen Nachbarn, noch fanden ihre wiederholten Hilfsangebote wirklich Anklang. Zunehmend fühlte sie sich in der fremden Besetzung der Gasse mit ihrem Espresso beengt, als Fremde unter Fremden. Vor allem die Art, wie männliche Zuwanderer Gehsteige vor ihren Geschäften und Lokalen besetzten, laut ihre privaten Zusammenkünfte zelebrierten und durch ihre Präsenz den Ort zu dominieren begannen, war ihr suspekt. Die »Damen« auf der Gasse hatten Irmgard K. noch gefühlsmäßige Sicherheit und die Vertrautheit des Gewohnten geboten, doch die mussten sich Mitte der 90er Jahre, nachdem ein neues Prostitutionsgesetz mit hohen Strafsätzen in Kraft getreten war, vom illegitimen Straßenstrich in Bordelle, Wohnungen und an den Stadtrand zurückziehen.³⁶²

Irmgards Haltung den Einwanderern gegenüber entspricht einer gut eingeübten, spezifisch österreichischen kleinbürgerlichen Tradition des Umgang mit Fremden. Ihre schwierige Lebenssituation will sie nicht einfach negieren. Sie will helfen, initiiert Sammelaktionen unter ihren Gästen und verteilt die Güter an bedürftige Zuwanderer.³⁶³ Dass sie sich von ihnen ausgeschlossen und bedrängt fühlt, ließ sie resignieren. Sie ist aber vor allem darüber enttäuscht, dass die staatlichen Stellen, denen sie sich ihr Leben lang selbstverständlich untergeordnet hatte, nicht in ihrem Interesse agieren. Das empfindet sie als Ungerechtigkeit, die sie richtig wütend macht.

Für Irmgard K. wird die Geschichte einer großen Verschwörung, gesteuert und gelenkt von einer politischen Macht, die als abstrakt und unantastbar erscheint, zur Realität. Für sie ist klar, dass an diesem Ort »die Ausländer« gettoisiert werden, um sie bestmöglich kontrollieren zu können. Sie sieht sich in dieser Falle gefangen, besonders nachdem das städtische Wirtschafts- und Tourismusamt gegen Ende der 90er Jahre nach dem Konzept einer Unternehmensberatungsfirma die Neupositionierung des Griesplatzes und der Griesgasse als »interkulturelles Zentrum von Graz« vornimmt. Plakate mit reißerischen Slogans wie »Gries, jetzt noch schärfer« oder »Das große Fressen«, versehen mit »Ethno-Food«-Sujets, wurden affiziert, um eine fiktive Präsenz von »Ethno-Lokalen« besonderer Art zu bewerben. Italienische, griechische, spanische, türkische, dalmatinische, toskanische, chinesische, japanische Restaurants sollten eröffnet werden, umrahmt mit dem Ambiente einer Hawaii-Bar und englischer oder irischer Pubs.³⁶⁴ So planen die Tourismusexperten, das Negativeimage der Gegend als »Ausländerhochburg« in eine Werbebotschaft für einen kulissenhaften, kulinarischen Multikulturalismus positiv umzudeuten. Daraus werde auch die übrige Wirtschaft vor Ort Kapital schlagen, versprechen die Consultants. Seit die Griesgasse nun auch noch zur »Kulturhauptstraße« umbenannt wurde, entbehrt die politisch-wirtschaftliche Vision, den Gries als Urlaubsmagneten für Touristen

und Touristinnen und als Urlaubersatz für Einheimische zu positionieren, nichts mehr an Zynismus. Die Botschaft, entworfen von denjenigen, die im Multikulturalismus eine erfrischende Abwechslung gegenüber dem Üblichen und Langweiligen sehen und die sich selbst nach Belieben daraus zurückziehen können,³⁶⁵ ist vor der sozialen Realität uneinlösbar. Ein Austausch der inzwischen ansässig gewordenen Zuwanderergruppen und der autochthonen Einwohnerschaft ist ausgeblieben. Im Konzept dieser ökonomisch kalkulierenden Umwertung der Symbole spiegelt sich eine zutiefst materialistische Sicht von Kultur und Stadt, die weder auf ein gelingendes Zusammenleben unterschiedlicher Ethnien abzielt, noch Angst und Misstrauen der Bewohnerschaft beseitigt.³⁶⁶ Die Transformation einer städtischen Ökonomie der Symbole zu einem neuen globalen Kulturkapitalismus gewinnt angesichts der Aufrüstung zur europäischen Kulturhauptstadt 2003 eine besondere Dynamik: Gestern noch unbemerkte Vorstadt, heute multi-kulturelle Szenenstraße. Das Konzept zeigt Wirkung. Vor allem bei jenen, die wie Irmgard K. den Gries nicht als öffentlichen »Abenteuerpark«³⁶⁷ erleben können. Ob Zugewanderte oder Einheimische – ihre Realität vor Ort bleibt das fahle Empfinden einer »von oben« angeordneten systematischen Verdrängung.

Eine ehemalige Kaffeehausbesitzerin
im Gespräch mit Johann Verhovsek

– *Wie sind Sie in die Griesgasse gekommen?*

Irmgard K. – Ich hab mir eigentlich drei Geschäfte angeschaut, und zwar hab ich mir in Ragnitz hinten ein Lokal angeschaut. Das war so ein verkommenes Lokal und das hat mir nicht zugesagt. Und dann hab ich mir angeschaut das Parkhotel, das Praline hat es damals geheißen, und dann ist gestanden: In der Griesgasse, ein Café. Ich hab ja da von der Griesgasse keine Ahnung gehabt. Ich war jung damals, ich war 32 Jahre, keine Ahnung, wenn man nicht da war. Und wie gesagt, das hab ich mir angeschaut, hat mir gut gefallen, klein war es, Küche war nicht viel, Essen war dabei. Da hab ich mir gedacht, das schaff ich allein. Die Ablöse war nicht so hoch, weil bei den anderen war so eine hohe Ablöse und so hohe Miete. Und dann hab ich mir auch gedacht, das kann ich mir leisten, das nehme ich. Wenn man jung ist, ist man voller Emotionen und alles, glaubt man halt. Ja, und dann bin ich da her gekommen, ja, super, passt alles, ja, und dann bin ich... Später bin ich dann draufgekommen, na ja, was sich da eigentlich so abspielt. Aber jetzt hab ich es schon gehabt, nicht. Na ja, und, und ich hab mich dann sehr gut eingelebt. Ich hab gern Leute, ich liebe die Menschen und es ist mein Leben, da gehe ich auf. Ich hab mich dann... Mittlerweile sind sie dann gekommen, die schönen Damen der Nacht.

– *Die sind dann hierher gekommen?*

Irmgard K. – Ja, die haben gesehen, aha, eine flotte junge Wirtin. Ich hab mit jedem geredet. Ich hab sie begrüßt. Sie haben mich begrüßt und sie haben gesehen, ein liebes kleines Lokal, da gehen wir rein, nicht. Und ich bin dann sehr gut

worden mit diesen Damen der Nacht, obwohl ich nicht in der Nacht offen gehabt hab, muss ich dazusagen. Ich hab nur am Tag offen gehabt bis neun am Abend, spätestens halb zehn.

– *Wie war das damals, sind die da in der Gasse gegangen?*

Irmgard K. – Ja, ja freilich, ja, eine richtige... ich weiß nicht, wie man da sagt, so wie in Hamburg da, eine Strichstraße halt, so war das da draußen. Ich hab das ja nicht gewusst, nicht. Nein, keine Ahnung gehabt, ich bin da von Leonhard gekommen. Gries eigentlich, ich mein, ich hab wohl irgendwann einmal was gehört, aber Gries, Griesgasse, nein, ich hab mir nichts gedacht dabei. Für mich war das einfach ein Geschäft, nicht. Aber ich muss eines sagen, ich hab mich dann sehr gut mit diesen Damen verstanden. Die haben mich sehr gerne mögen. Ich hab sie mögen, sie haben mich auch mögen und akzeptiert. Zwischendurch sind auch so ab und zu die Freunde von den Damen hereingekommen, wie man so sagt, die Zuhälter. Aber ich muss eines sagen: Ich habe sehr gute Erfahrungen gemacht mit denen, also, mich hat nie einer ... ah, was weiß ich, ums Haxl gehaut, dass er seine Zeche nicht gezahlt hätte oder mich bedroht hätte oder irgendwas anderes. Also, die waren eher charmant, muss ich wirklich sagen. Also, mir gegenüber, bitte. Gut, was sie mit den Mädels gemacht haben, ich mein, da habe ich auch einiges gesehen, nicht. Aber da darfst dich nicht reinmischen, [nochmals betont:] da darfst dich nicht reinmischen. Oder die Mädels sind oft gekommen. Mein Gott, kalt war es ihnen, mit einem Minirockerl sind sie dagestanden, unmittelbar da, nicht, zitternd. Und dann hab ich irgendwie geschaut, dass ich gut auskomm. Ich hab gesagt: »Jetzt komm rein, trink schnell einen Tee oder trink einen Kaffee,« und, und: »Ja, ich hab kein Geld«, hat sie dann gesagt, weil die haben ja alles müssen... Damals war das sehr streng. Die haben ja alles müssen abliefern. Das war früher sehr streng, das waren arme Madeln und [wechselt in eine szenische Darstellung:] »Ja, ich hab kein Geld«, hat die gesagt. »Na komm, trink einen Kaffee oder einen Tee und wärm dich an«, und hab sie reingeholt. »Ja, ein bisserl«, und dann waren sie schon wieder weg. Aber ich muss Ihnen eines sagen, die waren sehr anständig auch, die Mädels. Die sind das nächste Mal, wenn sie dann was verdient haben, nicht, die sind gekommen und die haben gezahlt, obwohl ich gesagt hab: »Lass es.« Das war früher so. Am Schluss haben s' gesagt, ich bin die Mutter Teresa, weil ich war ja für alle da. Ich hab mich so gut da eingelebt, auch gern, muss ich ehrlich sagen. Ich hab mich wirklich gut mit allen verstanden. Ich hab auch viele Geschäftsleute beliefert.

– *Wie beliefert?*

Irmgard K. – Na ja, ich bin gegangen mit dem Tablett. Die Leute haben angerufen. Da waren früher ja noch alles österreichische Geschäftslokale. Also, was weiß ich, da war ein Juwelier, da war eine Boutique, da war ein... Was war da noch? Ja, so verschiedene Sachen halt, so Geschäfte halt. Ein kleiner Uhrmacher war da und so halt. Eine Trafik hab ich beliefert und so weiter. Und da war da oben sogar eine Peepshow, die war ganz neu, da am Eck oben, sogar da hab ich den Damen Kaffee serviert, so um elf Uhr am Vormittag, weil die haben ja

geschlafen bis am Vormittag und so weiter. Ja, und dann auf einmal... das hat sich dann alles so zu ändern angefangen. Auf einmal dann dort ein Ausländer ein Lokal gekauft und dann ist es immer enger geworden das Ganze, nicht. Dann haben die Geschäftsleute, die haben dann aufgehört, weil einfach nimmer so viel gegangen ist. Es war eine Wende, eigentlich eine Wende da, ja.

Auf einmal sind die Österreicher weg

– *Wann war das?*

Irmgard K. – Ja, ungefähr, ich war 13 Jahre schon da und dann auf einmal war da eine Wende, nicht. Auf einmal sind die Österreicher weg, die Geschäfte, die haben aufgehört, weil es eben zu wenig war oder was, ich weiß es nicht so genau, und auf einmal waren die ausländischen Lokale da, nicht. Ein ausländisches Lokal nach dem anderen und unsere Leute sind weg.

– *Wie war das vorher mit den Prostituierten, haben die das Geschäft nicht gestört? War da tagsüber genug los in der Griesgasse?*

Irmgard K. – War auch was los, es war viel los, es war sehr viel los. Ich muss Ihnen ehrlich sagen, es waren da nette Männer bei mir auch, die da eben die Gasse durchgegangen sind, die geschaut haben, ob sie am Tag schon eine [meint eine Prostituierte] sehen. Ich hab auch da ein Geschäft gemacht, ich hab sehr viel Geschäft gemacht. Die Damen sind gekommen und haben mir einen Kaffee abgekauft, die haben mir Brötchen abgekauft, die haben mir eine Mehlspeise abgekauft, es ist wirklich sehr gut gegangen. Ich hab gut gelebt da, einige Jahre, muss ich ehrlich sagen, gut gelebt. Nicht, die letzten Jahre waren dann schlecht.

– *Also, das mit der Wende würde mich interessieren. Wie war das mit den Prostituierten, wann hat das aufgehört und warum hat das aufgehört?*

Irmgard K. – Ich muss Ihnen eines sagen, also, meines Erachtens nach war das ein bisschen eine gesteuerte Politik. Das kommt von oben her, muss ich ehrlich sagen. Und zwar: Wir haben auch leider Gottes gehabt da einige alte Bewohner, die in diesen Häusern wohnen da in der Griesgasse. Die haben sich leider Gottes aufgeregt, wegen der Damen. [Sie wechselt in eine szenische Darstellung:] Die Autos sind stehen geblieben: »Was kostet es denn?«, weißt eh so, die Männer haben so rausgesprochen, »was kosten die?«, was weiß ich, die Prostituierte oder die Dame, hat er gesagt. Ich sag nicht Prostituierte, sie sind auch Menschen, ich sag immer »die Damen«. Ja, was weiß ich, 500 zum Beispiel. Ich mein, ich hab sie auch ab und zu gehört, nicht, weil meine Tür hab ich auch offen gehabt, die Geschäftstür, [betont] aber mich geht das nichts an, mich ist es auch nichts angegangen. Dann waren die Männer wieder halt..., weißt eh, manche waren auch keine Feinen, ah: »Was, so teuer?« Und dann hat sie halt die Autotür zugehaut und er ist halt mit vollem Gas weggefahren. Und das hat halt... der Lärm, der Gestank, das war halt auch... da haben sich halt die alten Damen und Leute da aufgeregt in der Gassen. Und was ich halt glaub, manche sind dann weggezogen, manche sind dann gestorben auch und dadurch hat sich das alles dann ein bisserl verändern angefangen. Dann die Geschäftsleute sind dann auch nach der Reihe

weggegangen, weil es war einfach so, nicht.

– *Und der Straßenstrich hat sich irgendwo anders hin verlagert?*

Irmgard K. – Und der ist dann da weg von der Gassen, weil dann sind ja Ausländer gekommen, nicht. Also, das ist gesteuerte Politik gewesen. Die Ausländer, wie der Krieg unten [meint den jugoslawischen Bürgerkrieg] war, angefangen hat, da sind ja viele von unten raufgekommen. »Da könnt ihr euch hersiedeln, hier wohnen und Geschäfte aufmachen.« [Mit Entrüstung:] Die haben das können einfach machen! Das ist ja richtig gesteuerte Politik. [Überschlägt ihre Stimme:] Tatsache. Und dann ist eben ein Geschäft nach dem anderen gekommen. Geschäftslokale sind ja genügend frei da und die Österreicher geben sie her, weil sie sich sagen, bevor es leer steht und mich noch was kostet, geb ich es einem Ausländer. Da kann ich zwar nicht so viel verlangen, aber wenigstens bekomme ich etwas. Und dadurch ist ja diese ganze Gasse dann alles voll mit Ausländern und ich war zwischendrin als österreichisches Lokal, nicht, eigentlich jetzt schon die letzten sechs, sieben Jahre.

– *Und das war für Sie schwierig.*

Irmgard K. – Na ja, sicher. Es ist schade, weil mir hat es hier gefallen. Und was ich nicht einseh, ich hab müssen die ganzen Konzessionsprüfungen machen. Von mir haben sie so viele Voraussetzungen verlangt, damit ich überhaupt das Café aufmachen hab dürfen. Und die Ausländer, die Türken, Kroaten, Kosovo-Albaner, ich glaub, es sind auch Kurden da, denen genehmigen sie alles. Wir haben unsere Auflagen, da kommt das Gewerbeamt, das Gesundheitsamt, die Feuerpolizei, da hast du deine Vorschriften und Pflichten, wenn du ein Essen auschenkst. Ich seh das bei denen nicht, wie die [meint die Ausländer] das machen. Das sind Sachen, die versteh ich einfach nicht mehr, das ist ungerecht und da mag man dann selber nicht mehr bleiben. Ich wollt schon lange weg. [...]

Die österreichischen Leute meiden die Gasse

– *Deshalb wollten Sie weg?*

Irmgard K. – Ich wollte weg, in erster Linie, weil das Geschäft auch sehr zurückgegangen ist, weil die österreichischen Leute meiden die Gasse. Ich will gar nicht sagen, dass das ausländerfeindlich ist, nein, überhaupt nicht, nein, bestimmt nicht, sondern einfach, das ist... Der Österreicher ist so, dass er sagt: »Was soll ich dort, weil dort sind ja nur die Ausländer, da verkehren ja nur die Ausländer.« Und ich muss eines sagen, in mein österreichisches Lokal, nur ab und zu, dass sich einer [meint die Ausländer] hereinverirrt hat und geschaut hat, der hat dann anstandshalber was getrunken, einen Kaffee oder was, aber dann war er eh schnell weg, weil er gesehen hat, uh, da bin ich doch nicht richtig, nicht. Also, die gehen mehr in die eigenen Lokale. Und dadurch ist da immer weniger worden mit dem Geschäft. Jetzt hab ich's hergeben. Ich gehe in Pension, weil wohin soll ich arbeiten gehen. Und wieder neu was anfangen, ist auch ein bisserl schwierig.

– *Also, mit den Ausländern in der Umgebung Kontakt aufnehmen war für Sie eher schwierig. Dass Sie mit Ihnen geredet hätten?*

Irmgard K. – Ganz schwierig, ganz schwierig, also, die sind eher, was ich gemerkt hab... Also, ich hab es versucht, also, ich hab versucht vor allem mit diesen Nachbarlokalen in Kontakt zu kommen. Also, wenn ich wo reingekommen bin, obwohl ich mich mit einem jeden... Manche haben mich begrüßt: »Hallo Chef«, haben sie gesagt [amüsiert] zu mir, weil sie gemerkt haben, aha, ich bin die Chefin von dem Lokal. Dann waren sie geschreckt, wie die Hendlin haben sie aufgeschaut und auf einmal war alles ruhig, obwohl ich ja nur... Ich kann ein bisserl Englisch, weil das habe ich damals in meiner Schulzeit gelernt, aber sonst kann ich nur Deutsch und die reden eh nur in ihrer Sprache. Als Österreicher versteht man eh nichts. Ganz geschreckt waren sie, wenn du reingekommen bist, nicht. Weil ich hab doch ein bisserl eine gewisse Autorität und da haben sie sich gar nicht auskennt, uh, vielleicht bin ich gar ein Spitzel oder was. Weißt, so auf diese Art, dass ich was aushorch oder ausschau. Auf einmal waren sie alle still, muss ich auch sagen. Und ich habe das dann auch gemieden. Ich bin eher mehr so zu den älteren Leuten und vor allem zu den Kindern. [...]

Heute geht hier nichts mehr

– *Außer diesen misslungenen Kontakten, gab es auch richtige Konflikte mit den Ausländern?*

Irmgard K. – Nein, überhaupt nicht. Ich hab keine Kontakte mehr gehabt und ich hab auch keine Schwierigkeiten deswegen. Wenn ich am Abend zugesperrt hab, war ich froh, wenn ich rauskommen bin aus dem Geschäft und weg von hier. Keine Minute länger dableiben, vor allem, wenn es finster geworden ist.

– *Weshalb?*

Irmgard K. – Tagsüber ist es ziemlich ruhig, muss ich ehrlich sagen. Aber man hat schon sehen können, dass die Ausländer sich streiten, schreien und raufen, und wer will denn da hingehen, wenn sie auf den Gehsteigen herumstehen und keinen Platz lassen zum Vorbeigehen? Jetzt ist es ja ruhig, aber wenn es wärmer wird und am Abend, dann ist die ganze Gasse voll. Da sind dann auch die vielen Frauen von unten, die verschleiert sind und ein Haufen Kinder, da geht es rund, da kommst nicht mehr dazwischen. Ein paar sind schon länger da, die wohnen da, die kenn ich schon, aber die grüßen dich nicht. Die Frauen huschen nur vorbei, die schauen dich nicht an, die wollen keinen Kontakt, ich hab es probiert. Aber warum soll ich [zögert]? Da brauchst dich nicht wundern, wenn keine Österreicher mehr hergehen.

– *Aber früher war hier ja das Rotlichtmilieu, hat das nicht auch Leute verschreckt?*

Irmgard K. – Nein, weniger. Ich hab früher auch viele Österreicher gehabt, die nichts mit den Damen zu tun haben wollten, aus verschiedensten Kreisen, Professoren von der Musikschule, Eltern, aber die sind dann alle ausgeblieben. Nein, wie hier noch die Damen waren, da war viel Leben in der Gasse, heute geht hier nichts mehr.

Es schaut aus wie im Krieg

– *Man hat ja in den letzten Jahren mehrmals versucht, da im Griesviertel Veränderungen einzuführen. Es wurde ja schon vor zwölf Jahren der Griesplatz umgebaut und jetzt vor kurzem wieder. Wie war das, hat das nie was gebracht?*

Irmgard K. – Nein, das hat überhaupt nichts genutzt, nein. Das hat überhaupt nichts genutzt, gar nichts. Und jetzt, ich muss eines sagen [lacht], nicht nur ich, auch einige meiner Gäste... Es ist erschreckend, weil der Griesplatz... also, da runter ist lauter graues Pflaster und drei so graue Pflöcke. Ich mein, es schaut ja aus wie im Krieg. Bittschön, wer geht denn da her, das ist ja richtig abgestempelt, nicht. Wegen dieser drei Geschäfte? Wenn die ein bisserl bunt wären und ein bisserl farbenfroh und am Boden ein bisserl was Farbenfrohes wär... Nichts, gar nichts, da gibt es keine Bäume, da gibt es eine Bank, ich mein, richtig abgestimmt für die Ausländer. Und ich muss Ihnen eines sagen, warten wir ab, die nächsten paar Jahre. Gries, der Bezirk Gries wird das Ausländergetto. So wie in Wien wird das da werden. Es dauert nicht mehr lange. Glauben Sie mir, das ist gesteuerte Politik. Das kommt von oben, da haben wir kleinen Bürger keine Macht.

– *Haben Sie irgendwann einmal probiert, da etwas dagegen zu machen. Sind Sie vielleicht einmal miteinbezogen worden in die Planung?*

Irmgard K. – Ich muss Ihnen eines sagen, ich hab mich einmal geäußert. Als Antwort habe ich gekriegt: »Sind Sie ausländerfeindlich?« Das habe ich als Antwort gekriegt. Das hat mir genügt und dann habe ich mich zurückgezogen. Da kommt man gleich in Verruf.

– *Und das will man dann auch nicht?*

Irmgard K. – Nein, das will man nicht. Und das habe ich gar nicht notwendig. Ich war immer eine korrekte, anständige Bürgerin, hab 19 Jahr mein Lokal hier betrieben, hab immer korrekt meine Steuern bezahlt, ob das Finanzamt, Getränkeabgabe und, und, und, die ganzen... immer alles korrekt. Aber es hilft dir keiner. Ich war ein kleiner Wurm und bin ein kleiner Wurm, auf Deutsch gesagt, immer geblieben. Ich hab von niemandem eine Unterstützung gekriegt.

– *Und da fühlen Sie sich jetzt zurückgestellt?*

Irmgard K. – Auf jeden Fall. Ich muss Ihnen nur eines sagen. Alle Achtung, was eigentlich immer für mich eine Stärkung war, bei uns da diese, ah... Wir haben da ja die Polizei, also die Karlauer Wachstube, und ich muss Ihnen eines sagen, das war mein Rückhalt eigentlich. Weil die sind reingekommen zu mir und da hab ich eine Sicherheit gehabt, weil da hab ich gewusst ... Wissen S', in den letzten Zeiten..., mich ist nicht direkt jemand angegangen, aber es war schon ein bisserl..., das Ganze rundherum war ein bisserl eigenartig. Und da hat die Karlauer Wachstube sehr durchgegriffen, muss ich ehrlich sagen, weil die haben ja vor die Tür hingespuckt, die haben mir auf die Scheiben gespuckt, die haben hingeschrieben auf einen großen Zettel auf meine Geschäftstür: »Wirtinnen sind alles Mörder«³⁶⁸ und lauter solche Sachen.

– *Wirklich?*

Irmgard K. – Ja, das ist Tatsache, da hab ich sie [meint die Polizei] eh angerufen auch.

[...]

Dann haben wir die alle da beieinander

– *Aber in Zukunft wird ja das Viertel doch auch aufgewertet werden, da oben kommt ja das Kunsthaus hin. Glauben Sie, hat das dann nicht doch eine positive Auswirkung auf die Gasse?*

Irmgard K. – Nein, überhaupt nicht, nein, nein. Weil das Kunsthaus ist auf dem oberen Bereich und Griesplatz. Griesgasse ist da herunteren, das wird so immer bleiben. Wie ich Ihnen vorher schon gesagt hab, Griesplatz, Griesgasse, das Ganze rundherum, der Bezirk Gries wird einmal das Ausländergetto werden, werden Sie sehen. Die Politiker wollen das, damit man dann sagen kann, die sind alle in einem Bezirk. Die Österreicher gehen eh alle raus, nicht, verkauft eh jeder ganz billig da die Wohnungen in dem Bereich, und die kommen da rein. Und dann sagen sie, okay, gut, dann haben wir die alle da beieinander, wenn wir jemanden suchen oder wenn irgendetwas ist, da schauen wir, weil da finden wir ihn am ehesten. Weil irgendwo in Leonhard, oder was weiß ich, in Straßgang, wer geht dort hin? Eher da her.

– *Aber Sie haben jetzt ja trotzdem eine Nachfolgerin gefunden für das Lokal?*

Irmgard K. – Gott sei Dank, eine liebe Nachfolgerin.

– *War das schwierig, jemanden zu finden?*

Irmgard K. – Die Nachfolgerin hat auch keine Ahnung, so wie ich vor 19 Jahren angefangen hab und keine Ahnung gehabt hab von der Griesgassen. Da waren die schönen Damen der Nacht, deren Freunde und, und, und. Da hat sich etwas gerührt und jetzt siehst du nur einen Ausländer nach dem anderen in dieses Lokal und ins nächste Lokal laufen. Aber das war früher anders.

– *Wenn Sie die Zukunft so schlecht sehen, geben Sie ihrer Nachfolgerin überhaupt Chancen, hier zu bestehen?*

Irmgard K. – Nein, nein. [Flüsternd, fast verschwörerisch:] Ich sag Ihnen heute schon, in einem Jahr hört sie auf, da können S' wieder vorbeikommen, da ist das zu.

Epilog

Drei Monate nach diesem Gespräch besuchte ich nochmals das Tagesespresso in der Griesgasse. Die etwa 35 Jahre alte, blonde Nachpächterin von Irmgard hatte nichts an der Innenausstattung verändert, alles war an seinem Ort, nur jetzt mit Radiomusik. Das Lokal war leer, sie saß an einem der beiden Tische im vorderen Teil des Raumes und aß. Sie erkannte mich sofort wieder und erklärte mir, dass Irmgard schon längere Zeit nicht mehr gekommen sei. Ich bestellte an der Theke Kaffee und fragte nach ihren Geschäften, obwohl die Menschenleere des Raumes schon Aussage genug war. Sie antwortete nicht direkt, winkte nur resigniert mit den Händen.

Dann setzte sie sich wieder zu ihrem Imbiss und wandte sich von mir ab. Ein Mann mit kräftigem Oberkörper und ärmellosem Shirt betrat das Lokal und verlangte ein Bier. An seinem Akzent war zu erkennen, dass er Deutsch nicht als Muttersprache erlernt hatte. Er sprach aber sehr gut und verwickelte die Wirtin sofort in ein Gespräch über das Lokal, meinte, dass es ihm gut gefalle und fragte sehr direkt nach der Höhe der Miete und einer allfälligen Ablöse. Vor der Radiomusik konnte ich das Angebot nicht hören, aber an der Gestik des Mannes wurde deutlich, dass er nicht damit zufrieden war. Das Verkaufsgespräch dauerte noch eine Weile und aus den Worten, die ich hören konnte, wurde mir klar, dass auch die Nachpächterin von Irmgard möglichst rasch einen Nachfolger für das Lokal suchte.

Nachdem der Mann gegangen war, erzählte mir die Wirtin, dass sie im Herbst in die Türkei gehe. Ihr Mann komme von dort, arbeite im Augenblick als Koch bei einer Fast-Food-Kette und halte die Arbeitsbedingungen kaum mehr aus. Er finde in Österreich keinen wirklichen Anschluss, auch nicht unter seinen Landsleuten. Außerdem verdiene er sehr schlecht, und so hätten sie beschlossen, in die Türkei zu gehen, in die Region Antalya, um ein »Projekt«, das sie nicht näher erläuterte, zu starten. Ihr Wegzug, meinte sie, habe nicht nur mit dem schlechten Geschäftsgang des Lokales zu tun. Sie selbst hält es nie sehr lange an einem Ort aus, sei schon in Australien und in anderen Teilen der Welt gewesen. Das hier – und dabei wies sie auf das Lokal – sei nichts für sie gewesen.

Jänner/Februar 2002

Um zu verstehen

Elisabeth Katschnig-Fasch

Wer den anderen verstehen will, muss sich an seine Stelle denken. Das heißt nicht, dass Übereinstimmung oder Identifizieren zum Verstehen führt. Das bestgemeinte Bemühen, sich »einführend hineinzusetzen« und »erlebend nachzuvollziehen«, ist nicht ausreichend. Verstehen setzt voraus, den subjektiven Sinn der »Lebensführung«, wie Max Weber sagt, die innere Logik der Lebensweisen und Handlungen zu verstehen. Dazu ist es notwendig, die verborgenen Regeln und ihre dahinter liegenden Strukturen zu erkennen, die die Menschen dazu veranlassen, so und nicht anders zu handeln, wahrzunehmen, zu sprechen oder zu urteilen, zu leiden oder dagegen anzukämpfen. Diese Form des methodischen Verstehens folgt im Wesentlichen dem Verstehenskonzept des »praktischen Sinns«³⁶⁹ Pierre Bourdieus. Ein solches Verstehen verzichtet auf den Anspruch einer gesicherten letzten Erklärung. Es geht den subtilen Weg des Vorläufigen und der Annäherung.

Zunächst galt es also, die Lebenszusammenhänge unserer Gesprächspartner und -partnerinnen, ihre Biografie, ihre berufliche und gesellschaftliche Stellung im Leben, ihre Lebensumstände kennen zu lernen, um uns immer besser gedanklich in ihre Lage hineinsetzen zu können. Die Gespräche, die wir nach der Zeit des Kennenlernens und des Einblickes in das Lebensumfeld führten, orientierten sich an Pierre Bourdieus Haltung des »aktiven und methodischen Zuhörens«³⁷⁰. Das heißt, dass wir den Befragten Raum gaben und die Äußerungen unsererseits auf Nachfragen beschränkten. So blieb uns die Aufmerksamkeit auch für das Verschwiegene, für das, was abgewehrt wurde. Die Interviewsituation entsprach daher weitgehend einem alltäglichen Gespräch und unser Nachfragen einer natürlichen Reaktion, die Darstellungen von bestimmten Ereignissen herausfordern sollte, in welchen die verborgenen Mechanismen der Macht sichtbar werden. Wenn wir uns auch ganz auf unser Gegenüber einließen, war es uns wichtig, im Hintergrund zu bleiben. Im Zuhören entwickelten sich nächste Fragen oder der Gesprächssituation angepasste Feedbacks, die immer im Zusammenhang mit dem Vorhergesagten standen.

Wie unsere Gesprächspartnerinnen und -partner fühlen und denken, wie sie mit Konflikten und Ängsten umgehen, war nicht in einer einmaligen Begegnung zu erheben. Wenn wir uns fragten, was denn das Gesagte für den Gesprächspartner oder die Gesprächspartnerin bedeutete, suchten wir jenen Zusammenhang, der sich in gleichen Positionen und ähnlichem Habitus bestätigt findet.³⁷¹ Diese »Konstruktionsarbeit der Objektivierung«³⁷² ist Grundvoraussetzung jedes ethnografischen Gespräches. Dadurch werden Unbehagen, Gefühle, Wut, Enttäuschungen und auch scheinbar Nebensächliches begreifbar und geben Einsicht in

die Existenzbedingungen und in die gesellschaftlichen Mechanismen. Die Einzigartigkeit des Gesagten formt sich so vor den Strukturen, welche die Aussagen der Befragten prägen und strukturieren. Die »innere Notwendigkeit«³⁷³, so und nicht anders zu handeln und zu denken, zu fühlen und zu leiden, wird als Resultat gesellschaftlicher Bedingungen erkennbar.

Das Zusammenfügen von objektiven Daten mit dem Gesagten erforderte auch eine auf uns selbst gerichtete Aufmerksamkeit. Der Prozess der Reflexion unserer eigenen Positionen meint das Wissen um unseren eigenen Ort, von dem sich uns ein ganz bestimmter Blickwinkel auf ein Thema oder auf unser Gegenüber eröffnete. Welche Fragen uns bewegen, welche Antworten wir bekommen, wie sich die Befragten mitteilen, was verborgen bleibt – all das hängt von unserer eigenen Erfahrungsgeschichte ab. Wie und unter welchen Bedingungen gelingt es, Vertrauen herzustellen, das auch ermöglicht, über den Kummer zu sprechen, wie gelingt es, die objektive Distanz der unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen und der unterschiedlichen Erfahrungsweisen zu überwinden? Was und wie haben wir gehört, wahrgenommen und interpretiert? Warum hat eine Interviewpartnerin größte Bedenken gegen die Veröffentlichung des Interviews, eine andere oder ein anderer aber größtes Interesse daran? Die Beweggründe galt es zu erkennen, auch um ungewollte Verzerrungen oder Effekte, die wir unwissentlich ausübten und die ganz einfach durch unsere Anwesenheit entstanden, zu vermeiden. Erst die Reflexion der Differenzen zwischen Fragenden und Befragten ermöglicht eine annähernd »herrschaftsfreie Kommunikation«, die Einvernehmen herstellt und vor Preisgabe schützt.

Viele unserer Gesprächspartner und -partnerinnen haben wir durch Vermittlungen von Bekannten kennen gelernt. Dieser Weg sicherte, dass wir uns durch die strukturelle Ähnlichkeit besser in sie hineindenken und -fühlen, die nonverbalen Signale besser verstehen konnten.³⁷⁴ Nähe ist unabdingbar, um Menschen verstehen zu können.³⁷⁵ Was begrifflich hier so einfach und selbstverständlich erscheint, sollte aber zu einer großen Herausforderung werden, denn sie konnte auch zum Nachteil und zur Falle geraten, der wir uns nur mühsam entziehen oder daraus, waren wir einmal drinnen, wieder befreien konnten. Jede Begegnung konfrontierte uns mit der unmittelbaren eigenen psychischen Erfahrung und realen Gegenwart oder mit Ängsten vor der eigenen Zukunft. Tatsächlich arbeiten und leben beinahe alle Kollegen und Kolleginnen unseres Teams in ähnlich prekären Arbeitsverhältnissen wie die von uns Befragten. Sie wissen nicht, wie und ob sie ihren Lebensunterhalt nach der Beendigung des bezahlten Auftrages bestreiten können, sind ebenso Betroffene und teilen viele der Erfahrungen mit den Befragten. So waren wir unweigerlich mit jenen Fallen konfrontiert, die Projektionen, Abwertungen, Vermeidungen und Blindheiten bedeuteten. Schreibhemmungen, psychische Hochspannungen und das Gefühl, dass auch die größte Forschungsanstrengung angesichts der realen Dilemmata, in denen die Menschen, denen wir begegneten, stecken, zu nichts führe, waren anfänglich heftige Reaktionen in unserem Team. Darauf waren wir vorbereitet und entspre-

chend gerüstet. Mit Hilfe einer supervisorischen Begleitung konnten die eigenen Abwehrreaktionen, die durch die Begegnung mit Prekarität immer wieder ausgelöst wurden, freigelegt und damit für das »Verstehen« genützt werden. Das Bewusstsein, dass wir selbst »positionierte Subjekte«³⁷⁶ sind, machte uns erst sensibel für den Kummer und die Konflikte. Mehr noch, es ist Voraussetzung dafür, sich auf das Gesagte überhaupt einlassen zu können, was wiederum darüber entscheidet, ob Menschen auch bereit dazu sind, von sich zu erzählen. Nur in der Annäherung zwischen einem Ich und einem Du gelingt Verstehen.³⁷⁷ In diesem Dazwischen geht es um eine Beziehungsgeschichte.³⁷⁸ Die Gespräche können als Kreuzungsräume verstanden werden, in denen die Lebensgeschichten der Befragten mit jenen der Fragenden, auch mit jenen der Leser und Leserinnen, zusammentreffen. Räume, die den Austausch von Erfahrungen und Wissen ermöglichen. Schließlich ist es immer die Ähnlichkeit, die den anderen verstehbar macht.

Kurzes Nachwort

Elisabeth Katschnig-Fasch

Der Optimismus, mit dem Globalisierungs- und Kommunikationstheoretiker, Vertreter der Wirtschaft und der Politik die Veränderungen als Transformation zum Besseren sehen, kann aus einer am Menschen orientierten Perspektive nicht geteilt werden. »Die gegenwärtige globale Ökumene«³⁷⁹ ist kein egalitäres und glückverheißendes Dorf, wie uns viele weismachen wollten. Kritiker haben das Leben der Spätmoderne in seinen Widersprüchen, Ambivalenzen und Konflikten – Zeit und Raum im Prozess der cultural flows zwischen Diffusion und lokaler Innovation – analysiert³⁸⁰ und sie warnen eindringlich. Neben den Gewinnern in den Zentren wächst mit dem Sterben der Peripherien die Schar der Verlierer. Die ökonomische Globalisierung bedeutet die Legitimierung einer Politik der beschleunigten Vereinnahmung spezifischer Traditionen in universale Profitstandards. Die Auswirkungen dieser neuen Ordnung sind totale gesellschaftliche Tatsachen, die in die alltäglichen Lebenswelten eindringen. Diese Tatsachen lassen keine andere Wahl, als das Leiden an der Gesellschaft ernst zu nehmen. Wissenschaftliche und politische Auseinandersetzungen müssen ihre Distanz zur Lebensrealität aufgeben, um das zur Normalität gewordene soziale Elend in die Arbeit hereinzuholen und in die öffentliche Wahrnehmung zu transportieren. Den sich verändernden sozialen und kulturellen Strukturen und den Effekten dieser sogenannten Globalisierung in den verschiedenen lokalen und sozialen Sphären auf das alltägliche Leben muss die ganze Aufmerksamkeit gelten. Der Dialog mit jenen, die im Schatten dieser Entwicklung leben, muss zentrales Anliegen sein, um ihre Erfahrung zu einem sinnvollen Handeln für eine lebbare Zukunft zu nutzen. Den euphemistisch verbrämten Zwängen und Mächten der flexibilisierten Marktwirtschaft und der emotionalen Vergleitscherung der neoliberalen Politik, in denen die Einzelnen immer weniger zählen, gilt es, einen »anderen« Blick entgegenzuhalten, einen, der das alltägliche Elend der Menschen wahrzunehmen imstande ist, der auch ihre Antworten im alltäglichen Dasein ernst nimmt, weil in ihnen Widerstand und kulturelle Identität zu finden ist. Wenn das, was das Leben schwer macht, von Menschen gemacht ist, kann es auch verändert werden. Neoliberale »Heimsuchungen« sind nicht schicksalhaft, um noch einmal an Pierre Bourdieus Intention seiner Arbeit zu erinnern.

Spurenlos

Bernhard Wolf

Anmerkungen

- 1 Ulrich Beck, *Die Risikogesellschaft*, 1996.
- 2 Richard Sennett, *Der flexible Mensch*, 1998.
- 3 Pierre Bourdieu et al., *Das Elend der Welt*, 1997.
- 4 Vgl. Ernst Hanisch, *1890-1990: Der lange Schatten des Staates*, 1996.
- 5 Richard Sennett/Jonathan Cobb, *The Hidden Injuries of Class*, New York 1973, zit. nach Rolf Lindner, *Das Ethos der Region*, 191.
- 6 Die Autorinnen und Autoren der französischen Studie *Das Elend der Welt* bezeichnen die Gespräche als *témoignages*, als Zeugenaussagen oder Zeugnisse, im Sinne von »Zeugnis ablegen« über sich und ihre soziale Welt.
- 7 Dieser Perspektive liegt Bourdieus Unterscheidung zwischen »*misère de condition*«, dem materiellen Elend der Unterprivilegierten, und der »*misère de position*«, dem Elend, das sich aus der Stellung innerhalb jeden sozialen Feldes ergibt, zu Grunde.
Die Ethnologin Michi Knecht legte kürzlich eine beeindruckende Studie zur Armut und Ausgrenzung in Berlin vor. Soziale Benachteiligung und kulturelle Ausgrenzung werden hier integriert, um den relationalen Charakter dessen, was Armut in unserer Gesellschaft sein kann, bewusst zu machen. Vgl. Michi Knecht (Hg.), *Die andere Seite der Stadt*, 1999. Vgl. auch: Eva Barlösius, *Die Armut der Gesellschaft*, 2001, und Claudia Honegger, Marianne Rychner (Hg.), *Das Ende der Gemütlichkeit*, 1998. Mittlerweile hat eine Forschergruppe unter der Leitung von Franz Schultheis ihre Arbeit im Sinn der französischen Forschung Bourdieus, *Das Elend der Welt*, in Deutschland aufgenommen.
- 8 In Abwandlung des Bildes, mit dem Michel Foucault *Die Ordnung der Dinge* enden lässt.
- 9 Vgl. dazu das Kapitel »Um zu verstehen«.
- 10 Die »Tönung einer Gesellschaft« bezieht sich nicht nur auf den moralischen Charakter, sondern auch auf Neigungen (und Absichten) der Mitglieder einer Gesellschaft. Rolf Lindner, *Das Ethos der Region*, 1993.
- 11 Karin Wilhelm, *Verlircht die Stadt in der Peripherie*, 2002.
- 12 Auf Antrag des Gemeinderates wurde die Stadt im Namen des UNO-Flüchtlingshilfswerkes für ihre vorbildliche Flüchtlingsarbeit als erste Menschenrechtsstadt im Februar 2001 ausgezeichnet.
- 13 Wolfgang Kaschuba spricht in diesem Zusammenhang von der Kulturalisierung des gesellschaftlichen Diskurses; Vgl. Wolfgang Kaschuba, *Kulturalismus*, 1993.
- 14 Vgl. Ina-Maria Greverus, *Die Anderen und Ich*, 1995, 6 ff.
- 15 Das Ergebnis der jüngsten Gemeinderatswahl, das der kommunistischen Partei unter der Führung eines sozial besonders engagierten Stadtrates hinter der konservativen und der sozialistischen Fraktion den dritten Platz bescherte, mag als Hilferuf oder auch als Widerstand gegen die soziale Gleichgültigkeit der Politik gewertet werden.
- 16 Ich denke dabei an die scharfe Sicht der Schriftstellerin Marlene Streeruwitz in

- ihrem Buch *Alles was falsch ist*.
- 17 Vgl. auch: Johannes Moser, Jeder, der will, kann arbeiten, 1993.
- 18 Elmar Altvater, Birgit Mahnkopf sprechen von der »Kultur des Zufalls«. Eine Charakterisierung, die sich in der empirischen Untersuchung so zufällig freilich nicht herstellt; Vgl. Elmar Altvater/Birgit Mahnkopf, Globalisierung der Unsicherheit, 2002. 91.
- 19 Heinz Bude bezeichnet den Körper als eines der wichtigsten Strukturmerkmale von Prozessen des sozialen Ausschlusses. Zur körperbezogenen Logik der Versehrung gesellen sich die arbeitsbezogene Logik des Scheiterns, die familiäre Logik des Bruchs, sowie die Logik der Registrierung, die in degradierenden Prozeduren die Menschen marginalisieren; Vgl. Heinz Bude, Die Überflüssigen, 1998, 376.
- 20 Pierre Bourdieu spricht von der »rechten Hand« des Staates (den Politikern, Beamten und Ministerialräten), die nicht mehr wissen will, was die »linke« (die Helfenden, Sozialarbeiter, Lehrer, ...) tut; Vgl. Pierre Bourdieu, Die Abdankung des Staates, 1997, 209.
- 21 Michel de Certeau, Die Kunst des Handelns, 1988.
- 22 Ulrich Beck, Eigenes Leben, 1995, 72.
- 23 Die Wiedergabe der Interviews entspricht möglichst genau dem Wortlaut. Zu Gunsten der Lesbarkeit verzichteten wir aber auf eine phonetisch getreue Wiedergabe. Hinweise zur Gestik, zum Sprachduktus, zur Körperhaltung bis hin zur Art zu sprechen oder zu schweigen sind in Klammer gesetzt.
- 24 Oskar Negt, Die Krise der Arbeitsgesellschaft, 1995, 3.
- 25 Pierre Bourdieu, Die zwei Gesichter der Arbeit, 2000, 31.
- 26 Eberhard Fehrmann, Turbo-Kapitalismus, 1997, 9.
- 27 Paul C. Martin, Zu diesem Buch, 1976, 11.
- 28 Milton u. Rose Friedman, Chancen, die ich meine, 1980, 329.
- 29 Vgl. Erwin Weissel, Der Neoliberalismus als Opium fürs Volk, 1999, 67f.
- 30 Vgl. Rainer Trinczek, Arbeitszeitflexibilisierung in der bundesdeutschen Metallindustrie, 1998, 76.
- 31 Vgl. Johann J. Hagen, Wieviel Staat braucht die Gesellschaft?, 1999, 13f.
- 32 Tatsächlich sind die neoliberalen Dogmen aus »Think-tanks« (Denkfabriken) hervorgegangen, die von den jeweiligen Regierungen als auch von machtvollen Wirtschaftsverbänden massiv unterstützt und mit Millionenbeiträgen gefördert wurden; Vgl. Johann J. Hagen, Wieviel Staat braucht die Gesellschaft?, 1999, 17.
- 33 Vgl. Reinhard Pirker, Die Ökonomisierung des öffentlichen Diskurses oder Woher kommt die neoliberale Rhetorik?, 1999, 27.
- 34 Damit wird in der Fachwelt der Ökonomie ein rasches Wiedereintauchen in ein wirtschaftliches Konjunkturtal bezeichnet.
- 35 In der »Zone der Prekarität« sind die Standards der sozialen Lagen der Menschen so labil, dass alltägliche Schicksalsschläge wie Arbeitslosigkeit, Krankheit, Unfall oder Scheidung zum Unterschreiten der Armutsgrenze führen können. Michael Vester setzt den Bevölkerungsteil, der in Deutschland in dieser »Zone der Prekarität« verortet ist, mit 25 bis 30% an. Gemeinsam mit den 10%, die bereits unter Einkom-

- mensarmut leiden, bedeutet dies, dass 35 bis 40% der deutschen Bevölkerung am Rande oder jenseits des Randes des Wohlfahrtsstaates leben. Ähnliche Zahlen sind auch für Österreich anzunehmen; Vgl. Michael Vester, *Von der Integration zur sozialen Destabilisierung*, 2000, 14.
- 36 Hans Georg Zilian, *Arbeitslosigkeit und die Totalisierung der Arbeitswelt*, 2001, 5.
- 37 Vgl. Robert Castel, *Der Zerfall der Lohnarbeitsgesellschaft*, 2001, 18f.
- 38 Auch in den meisten anderen westlichen Ländern wurde nach dem Zweiten Weltkrieg auf ein solches Modell der politisch regulierten Gesellschaftsintegration gesetzt; Vgl. Michael Vester, *Von der Integration zur sozialen Destabilisierung*, 2000, 4f.
- 39 Vgl. Emmerich Talos, *Arbeitslosigkeit und beschäftigungspolitische Steuerung*, 1987, 101f.
- 40 Michael Vester, *Von der Integration zur sozialen Destabilisierung*, 2000, 5.
- 41 In diesem Jahr stieg die Arbeitslosenquote erstmals auf 4% an und übertraf damit deutlich die 3%-Quote, die bis dahin als Vollbeschäftigungsrate galt. In den Ländern der europäischen Union lag die Arbeitslosigkeit zu diesem Zeitpunkt im Durchschnitt bei über 9%; Vgl. Karl Bachinger, »Ein paar Milliarden mehr Schulden...«, 1998, 77.
- 42 Darunter wird eine staatliche Wirtschaftspolitik verstanden, die Nachfrage von Waren und Dienstleistungen steuert und sich durch vermehrte Staatsausgaben eine wirtschaftliche Belebung verspricht.
- 43 Vgl. Brigitte Unger, *Politischer versus ökonomischer Handlungsspielraum*, 1999, 59.
- 44 Vgl. Emmerich Talos, *Arbeitslosigkeit und beschäftigungspolitische Steuerung*, 1987, 154.
- 45 Vgl. Brigitte Unger, *Politischer versus ökonomischer Handlungsspielraum in Österreich*, 1999, 59.
- 46 Seit 1980 hat sich die Zahl der atypischen Beschäftigungsverhältnisse in der Steiermark verdreifacht. In Österreich fallen heute bereits rund 25% der Arbeitsverträge unter diese Kategorie, die Tendenz ist nach wie vor stark steigend; Vgl. Marcel Kirisits, *Schein und Sein der neuen Arbeitswelt*, 2002, 15ff.
- 47 Vgl. Gerda Bohmann, *Sozialpolitik in der »Postmoderne«*, 1998, 149f.
- 48 Heinz Bude beschreibt diesen »Prozess des Überflüssigwerdens« von Menschen in der heutigen Zeit als Zusammenspiel der strukturellen Elemente Arbeit, Familie, Institution und Körper. Erfolglosigkeit bei der Suche nach Arbeit, der Verlust des familiären Unterstützungssystems, die Aberkennung sozialer Anspruchsrechte durch die immer restriktiver agierenden Institutionen des Staates und die körperliche Stigmatisierung durch Suchtverhalten (z. B. Alkoholismus) führen in die völlige gesellschaftliche Exklusion; Vgl. Heinz Bude, *Die Überflüssigen als transversale Kategorie*, 1998, 374ff.
- 49 Ein Beispiel: Bei der Höhe der Leistungen aus der Arbeitslosenversicherung liegt Österreich im unteren Drittel der Länder der Europäischen Union.
- 50 Vgl. André Gorz, *Das Goldene Zeitalter der Arbeitslosigkeit*, 1980, 123ff.

- 51 Vgl. Claus Offe, Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie, 1984, 13ff.
- 52 Vgl. Johannes Moser, Jeder, der will, kann arbeiten, 1993; Jeremias Rifkin, Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft, 1995; Vgl. auch: Hans-Peter Martin, Die Globalisierungsfalle, 1996.
- 53 Hans Georg Zilian, Einleitung: Pathologien, Paradoxien, Eulenspiegelereien, 1997, 9ff.
- 54 Wilfried Glißmann beschreibt diesen Mechanismus als Folge der Einführung »flacher Hierarchien« in den Unternehmen. Anweisungen erfolgen dort nicht mehr über das Management, sondern auf der Ebene der Gleichrangigen. Zugleich werden die einzelnen Abteilungen dieser Unternehmen direkt mit Profit-Erwartungen konfrontiert. Bei Nichterfüllung derselben droht die Auflassung. Die solcherart geschürte existenzielle Angst lässt nur mehr profitable, ökonomisierte Verhältnisse zwischen den Mitarbeitern zu; Vgl. Wilfried Glißmann, Die neue Selbständigkeit in der Arbeit, 1999, 150ff.
- 55 Ebda. 150.
- 56 Robert Castel, Der Zerfall der Lohnarbeitsgesellschaft, 2001, 17f.
- 57 Erving Goffman zählt zu den Merkmalen »totaler Institutionen«, dass sie die Zeit und die Interessen ihrer Insassen in tendenziell allumfassendem Ausmaß für sich in Anspruch nehmen. Die totale Institution verlangt von ihren Insassen völlige Anpassung und lässt sie selbst in ihrer Privatsphäre nicht frei; Vgl. Erving Goffman, Asyle, 1973, 15ff.
- 58 Hans Georg Zilian, Arbeitslosigkeit und die Totalisierung der Arbeitswelt, 2001, 4.
- 59 Unter dem treffenden Titel »Taylorisierung der Seele« hat Hans Georg Zilian den totalitären Charakter der gegenwärtigen völligen Vereinnahmung des Menschen- »materials« für ökonomische Zwecke ausführlich analysiert; Vgl. Hans Georg Zilian, Soziale Kompetenzen in betrieblichen Tätigkeitsbereichen, 1999, 31f.
- 60 Diese Widersprüche des Erbes, die in der habituellen Bindung an das Feld der Familie und deren legitimierten Lebensentwürfen liegen, werden durch jene Brüche verschärft, die zwischen den linearen Biografien der funktionalen Moderne und dem Bricolage-Charakter der Lebensgeschichten der Spätmoderne liegen.
- 61 CNC steht für Computer Numeric Control.
- 62 Um ihre loyale Bindung an das Unternehmen sicherzustellen, bot die Firma Identität und Sicherheit. Eine Politik, die sich auch in der Gründung und Erhaltung von Betriebskindergärten, Betriebskrankenversicherungen, Wohnungsgenossenschaften, Freizeiteinrichtungen u. ä. ausdrückte und sich in sprachlichen Bildern wie »die Firma – eine große Familie« verdeutlichte.
- 63 »Es ist der Wirkungsweise des Normalen eingeschrieben, dass Menschen, die dem normativen Normal-Gesetzten nicht gerecht werden, mit Scham reagieren, wenn sie die Nichtübereinstimmung des Eigenen mit den äußeren Prinzipien der Welt spüren. Dieser hintergründige strukturelle Zwang entsteht dadurch, dass das Selbstverständliche, das allgemein verbindlich erscheint, durch die bewusste Setzung zum Normativen, zum Ausschließlichen und Ausschließenden geworden ist.« Diana Reiners, Wenn Individualität zur Norm wird, 2002, 20.

- 64 »[...] Menschen [vollziehen] beim Stellenwechsel häufiger das, was Soziologen ›mehrdeutige Seitwärtsbewegungen‹ genannt haben. Dies sind Veränderungen der Stellung, bei denen eine Person sich seitwärts bewegt, während er oder sie in dem losen Netzwerk aufzusteigen glaubt.« Richard Sennett, *Der flexible Mensch*, 1998, 112. Vgl. auch: Michael Vester u. a., *Soziale Milieus*, 2001, 18.
- 65 Vgl. Hans Georg Zilian/Bertram Malle, *Spreu und Weizen*, 1994, 54ff.
- 66 Jeder dritte Haushalt in Österreich ist verschuldet, 100.000 Haushalte sind zahlungsunfähig. Vgl. ARGE Schuldnerberatung: *5 Jahre Privatkonkurs 1995 bis 1999*, in: ASB Informationen, August 2000, 5.
- 67 Handelsakademie
- 68 Eine Kleinstadt östlich von Graz, von Franz' Wohnort etwa eine Autostunde entfernt.
- 69 Abwertende Bezeichnung für Jugoslawen.
- 70 Vgl. Pierre Bourdieu, *Neoliberalismus und neue Formen der Herrschaft*, 2000, 16.
- 71 Erving Goffman bezeichnet »Gelassenheit« als eine wichtige Technik der Imagepflege, mit der man die eigene Verwirrung kontrolliert, wie auch die Verwirrung, die andere über die eigene Verwirrung haben können; Erving Goffman, *Interaktionsrituale*, 1986, 18.
- 72 Im Feld der einfachen Dienstleistungen ist diese Flexibilitätsforderung keine moderne Erscheinung. Das so genannte »Gesinde«, dazu zählten unter anderem die Dienstboten, Köche und Köchinnen, Portiere, Ammen, Kellner und Haushälterinnen, musste schon in den vergangenen Jahrhunderten ihrer Herrschaft ihre Dienste »jederzeit, nach Verlangen der letzteren, augenblicklich leisten«; Waltraud Reinprecht, *Die rechtliche und soziale Lage der häuslichen Dienstboten*, 1989, 11.
- 73 Die Gebäudereinigungsbranche hat in den 80er und 90er Jahren in Graz einen gewaltigen Aufschwung mit zweistelligen Zuwachsraten erlebt. Sowohl private Firmen als auch der öffentliche Bereich betrieben massives »Outsourcing«. Da mit relativ wenig Investitionsmitteln das große Geschäft zu machen war, stieg die Zahl der Anbieter von Reinigungsdienstleistungen sprunghaft an. Seit etwa Mitte der 90er Jahre ist der Markt gesättigt, die großen Aufträge sind vergeben. Die Reinigungsfirmen bekämpfen einander, indem sie dieselbe Leistung in immer kürzerer Zeit und damit billiger anbieten. Da in diesem Dienstleistungsbereich durch maschinellen Einsatz kaum höhere Effektivität zu erreichen ist, muss das eingesetzte Personal die versprochene Leistungssteigerung gewährleisten und bekommt so den Verdrängungswettbewerb am eigenen Körper zu spüren.
- 74 Für Pierre Bourdieu ist die Geisteshaltung, die eigene Existenz nicht dem ökonomischen Kalkül zu unterwerfen, sondern »Tag für Tag zu den unmittelbar gegebenen seltenen Befriedigungsmöglichkeiten« zu greifen, die sich im Hier und Jetzt ergeben, ein Verhaltenszug, der vor allem in den unteren Schichten anzutreffen ist. Es ist demnach die »allemaal einzig denkbare Philosophie« derer, die »keine Zukunft haben, die jedenfalls von dieser wenig zu erwarten haben.« Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, 1983, 296f.
- 75 In diesen Aussagen zeichnet Armin das Bild eines Nonkonformisten, der auch in der Studie »Spaß am Widerstand« von Paul Willis in der Figur der »Lads« auftaucht.

- Auch diese opponieren gegen autoritäre Zwänge durch Missachtung von Fleiß und Disziplin; Vgl. Paul Willis, Spaß am Widerstand, 1982, 24ff.
- 76 Im Jahr der Kulturhauptstadt 2003 eröffnete ein Center mit der doppelten Anzahl von Geschäften.
- 77 Vgl. Rolf Haubl, »Welcome to the pleasure dome«, 1998, 208.
- 78 Vgl. Peter Noller, Globalisierung Stadträume und Lebensstile, 1999, 152.
- 79 Ebda, 166.
- 80 Vgl. Marion von Osten, Fashion is Work, 2001, 182ff.
- 81 Vgl. Margareta Kreimer, Frauenarbeit und Flexibilisierung, 1998, 154f.
- 82 Vgl. Waltraud Posch, Körper machen Leute, 1999, 34.
- 83 Stephanie Handschuh-Heiß, Von Muskelspielen und Titanenkämpfen, 1998, 176.
- 84 Indem Personen aus der eigenen Gruppe als »Agenten« und »Agentinnen« ins Feld geschickt werden, um Kollegen und Kolleginnen bei ihrer Arbeit zu bespitzeln, werden die letzten Geheimnisse geraubt und letztes Widerstandspotenzial unterbunden. Sie werden zu Verrätern und Verräterinnen gemacht und das, was vielleicht zuvor an solidarischem Gefühl noch vorhanden war, wird erschüttert.
- 85 Vgl. Eva Barlösius, »Das Elend der Welt«, 1999, 22.
- 86 Dabei handelt es sich nicht nur um einen subjektiven Perspektivenwechsel auf Phänomene und Vorstellungen, die mein Alltagsleben bestimmen, sondern um einen Effekt der kulturellen Globalisierung, die neue Gender-Konstruktionen im Sinne einer Hybridisierung hervorbrachte; Vgl. Sabine Hess/Romana Lenz (Hg.), Geschlecht und Globalisierung, 2001, 20ff.
- 87 Gerda Breuer, Vorwort, 1998, 18.
- 88 Die körperliche Kraft ist in diesem Arbeitermilieu Zeichen der Männlichkeit schlechthin. Alles, was ihrer Erhaltung dient, ist konstitutive Grundlage der kulturellen Identität, die der Sohn mit seiner Entscheidung für ein anderes Leben in Frage stellt.
- 89 Nur bestimmte Konstruktionen von Körper erfüllen die normativen Anforderungen, auch lesbar zu sein. Dass sich die Suche nach einer kongruenteren Lebensweise, die Krisen der Interaktion (v.a. mit der Familie) und die Brüche in der Lebensplanung als langwierig und schmerzlich darstellten, darauf verweist nicht zuletzt Barbaras Idee, die sie jahrelang mit sich trug, sich einer geschlechtlichen Operation zu unterziehen.
- 90 Feinbergs literarische Figur Theresa verleiht dieser Positionierung paradigmatischen Ausdruck, indem sie meint: »Ich habe ganz schön darum gekämpft, endlich als Lesbe diskriminiert zu werden.« Leslie Feinberg, Träume in den erwachenden Morgen, 1996, 233.
- 91 Die Ausbildung zur Hotel- und Gastgewerbeassistentin zählt in Österreich zu den zehn häufigsten Lehrberufen der weiblichen Lehrlinge; Vgl. Ulrike Papschek/Ulli Pastner, Über die Entwicklung der Bildung und Berufsausübung von Frauen in Österreich, 1999, 29.
- 92 Arbeitslosigkeit stellt eine außergewöhnliche Herausforderung dar, weil sie das kollektive Selbstbild der Arbeitsgesellschaft erschüttert, die ihrerseits die Betroffenen

- von der Oberfläche verschwinden lässt, um ihre »Schicksale« zu vereinzeln.
- 93 Weit davon entfernt, eine generelle Pathologie der Homosexualität behaupten zu wollen, zeigen Studien dennoch, dass die Raten von Alkoholabhängigkeit bei Lesben und Schwulen signifikant höher sind, was mit den Ereignissen im Lebenslauf, v.a. auch mit der homosexuellen Identitätsfindung zusammenhängt; Vgl. Rüdiger Lautmann, *Über homosexuelle Identität*, 1997, 138.
- 94 In Anlehnung an die begriffliche Verwendung bei Erving Goffman, *Wir alle spielen Theater*, 1997, 129.
- 95 Vgl. Michael Vester, *Von der Integration zur sozialen Destabilisierung*, 2000, 21.
- 96 Vgl. Eva Barlösius, »Das Elend der Welt«, 1999, 20.
- 97 In dieser Position gibt es acht Personen, fünf davon sind weiblich, drei männlich.
- 98 Diese Bezeichnung für die Telefondienstleisterinnen und -dienstleister entspringt der für Call-Centers typischen, künstlich anglikanisierter Sprache und wird in Österreich mehrheitlich verwendet. In Deutschland nennen sie sich »reps«, eine Abkürzung für Call-Center-representatives oder »Call-Center-Agenten, -Agentinnen«; Vgl. Renate Böhm u.a., *Call-Centers in Salzburg*, 1999, 19.
- 99 Vgl. Rainer Zoll, *Alltagssolidarität und Individualismus*, 1993, 63f.
- 100 Arlie Hochschild veranschaulicht dieses Phänomen und seine Folgen am Beispiel der Flugbegleiterinnen, denen antrainiert wird, in jeder Situation Sicherheit, Zuwendung, Zuvorkommenheit und Ruhe auszustrahlen. Diese Beziehungsarbeit ohne reale Grundlage birgt die Gefahr in sich, zusehends den Bezug zur Realität und zu sich selbst zu verlieren; Vgl. Arlie Russell Hochschild, *Das gekaufte Herz*, 1990, 99ff.
- 101 Die einseitige, kalkulierende, expertenorientierte Gestaltung sozialen und kulturellen Lebens wird von Ina-Maria Greverus als »Grundstörung« der ökologischen Vernunft gedeutet, die zu einem Kulturverlust, letztendlich zum »kulturellen Tod« führt; Vgl. Ina-Maria Greverus, *Die Anderen und ich*, 1995, 6ff.
- 102 »Bereiterin« ist die offizielle Berufsbezeichnung, die am Ende der Eleveausbildung (Lehre) für den Umgang mit Pferden steht. Man lernt dabei alles über Pferde, wie man aus einem jungen Pferd ein Reitpferd macht, wie es auf die Befehle richtig reagieren soll usw. Die Erweiterung dieser Ausbildung ist der staatlich geprüfte Reitlehrer bzw. die staatlich geprüfte Reitlehrerin.
- 103 Vgl. Arlie Russel Hochschild, *Das gekaufte Herz*, 1990, 22.
- 104 Vgl. Hans Georg Zilian, *Soziale Kompetenzen in betrieblichen Tätigkeitsbereichen*, 1999, 53f.
- 105 Gerade die für Dienstleistungsberufe »überlebensnotwendigen« Strategien der »geheimen Herabsetzung« der Kundschaft, die Erving Goffman beschrieben hat und die die Solidarität der Dienstleister und -leisterinnen festigen kann, wird über die Arbeits- und Raumstrukturen verhindert; Vgl. Erving Goffman, *Wir alle spielen Theater*, 1997, 156ff.
- 106 Diese Art von Kommunikation am Arbeitsplatz schlägt sich auf den allgemeinen Sprachgebrauch der Telefondienstleisterinnen und Telefondienstleister nieder. Alles das, was besprochen und gesprochen wird, selbst das »Privateste«, wird »kommuniziert«.

- 107 Vgl. Hannes Gaisch, Von Trauer und dem Beginn einer »neuen Zeit«, in: Kleine Zeitung, 29.04. 2001.
- 108 Voß/Pongratz beschreiben diesen »neuen Leittypus von Arbeitskraft« als Ergebnis der zunehmenden Deregulierung von Arbeits- und Beschäftigungsverhältnissen, die in Verbindung mit erhöhten Arbeitsmarktrisiken stehen. Diese Entwicklung zieht vor allem aber »den Effekt einer systematisch vertieften Ausbeutung menschlichen Arbeitsvermögens« nach sich. Die Spezifik des »Arbeitskraftunternehmers« ist durch drei Punkte charakterisiert: Erstens durch verstärkte Selbststeuerung von Arbeitskraft im Interesse der Unternehmensefordernisse, zweitens durch eine erweiterte Selbst-Ökonomisierung und Vermarktung der Arbeitskraft und drittens durch strukturelle Veränderungen in der Lebensorganisation, hin zu einer systematischen, effizienzorientierten Gestaltung des Lebens, die vollständig auf den Erwerb ausgerichtet ist; Vgl. Günter G. Voß/Hans J. Pongratz, Entgrenzte Arbeitskraft – entgrenzte Qualifikation, 2000, 11ff.
- 109 Empirische Untersuchungen zur Lebenskultur österreichischer Journalisten haben gezeigt, dass ihre Familienstandsquoten stark von denen der österreichischen Gesamtbevölkerung abweichen. Sie haben demnach ein bedeutend höheres Scheidungsrisiko, vor allem in der Gruppe der 30- bis 45-jährigen; Vgl. Ernst Schmiederer, C'est la vie, 1991, 174.
- 110 Der »Haberer« steht in der österreichischen Umgangssprache für »Kumpan«, die »Verhaberung« sinngemäß für »Kumpanei«.
- 111 1953 lagen die Parteizeitungen und die unabhängigen Tageszeitungen in der Auflagenstärke noch Kopf an Kopf. 1990 deckten die Parteizeitungen gerade noch 5,3% der österreichischen Gesamtauflage an Tageszeitungen ab; Vgl. Heinz Pürer, Presse in Österreich, 1990, 3ff.
- 112 Vgl. Institut f. Publizistik u. Kommunikationswissenschaften (Hg.), Massenmedien in Österreich, 1993, 58.
- 113 Vgl. Heinz Pürer, Presse in Österreich, 1990, 11.
- 114 Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaften (Hg.), Massenmedien in Österreich, 1993, 58.
- 115 Unter »Lokalmutation« wird die regionalspezifische Belegung einzelner Zeitungsseiten verstanden.
- 116 In Österreich gibt es bis heute keine adäquate Journalistenausbildung. Es gibt zwar sporadische Lehr-Redaktionen einzelner Verlage, aber der Weg in den Beruf führt nach wie vor über den autodidaktischen Weg des »learning by doing«.
- 117 Der Stellenwert einer Zeitung ist von besonderer Bedeutung. Er entscheidet darüber, wie viel Beachtung ihr geschenkt wird und wieweit sie »den Ton angibt«. Dieser Stellenwert färbt auf jeden Artikel in der Zeitung ab und entscheidet letztendlich über die Wahrnehmung durch die Leserschaft und die Wirkung in der Öffentlichkeit; Vgl. Pierre Bourdieu, Über das Fernsehen, 1998, 60.
- 118 Diese Einschätzung von Kurt P. erinnert stark an die Beobachtungen von Richard Sennett in Bezug auf die entlassenen Programmierer bei *IBM*, die in ihrer ersten Reaktion auf ihre Entlassungen die Unternehmensleiter als Betrüger betrachteten,

- die sie bewusst in die Irre geführt hätten; Vgl. Richard Sennett, *Der flexible Mensch* 1998, 169f.
- 119 Der Begriff des »abhängigen Kleinunternehmers« trifft seinen Status besser als der moderne Begriff des »Scheinselbstständigen«, weil er die tatsächliche totale Abhängigkeit des Arbeitsverhältnisses von Kurt P. deutlicher werden läßt, ohne im Geringsten auf den Unabhängigkeits-Mythos von »Selbstständigkeit« zu rekurrieren; Vgl. Peter Glotz, *Die beschleunigte Gesellschaft*, 1999, 107.
 - 120 Die Pauschalierung seines Honorares bedeutet, dass er einen gewissen monatlichen Fixbetrag zugesichert erhält und nicht pro Zeile entlohnt wird.
 - 121 Diejenigen, die in der Wohlstands- und angeblich egalitären Leistungsgesellschaft freigesetzt und schleichend aussortiert werden, fasst Heinz Bude als »neue transversale Kategorie«, womit er auf die horizontale Ausgrenzung verweist – im Gegensatz zur vertikalen der Klassengesellschaft; Vgl. Heinz Bude, *Die Überflüssigen*, 1998.
 - 122 Claude Lévi-Strauss, *Strukturelle Anthropologie II*, 1975, 11f.
 - 123 Jürgen Habermas, *Der europäische Nationalstaat unter dem Druck der Globalisierung*, <http://www.blaetter.de/kommenta/habe0499.htm>
 - 124 Michel Albert prägte Anfang der 90er Jahre das Begriffspaar neo-amerikanischer versus rheinischer Kapitalismus und stellte damit ein auf individuellen Erfolg, soziale Spreizung und Gewinn orientiertes Denken einem auf gemeinschaftlichen Erfolg und Langfristigkeit verpflichteten gegenüber; Vgl. Heinz Bude, *Die Überflüssigen*, 1998, 364.
 - 125 Ina-Maria Greverus, *Neues Zeitalter oder Verkehrte Welt*, 1990, 68f.
 - 126 Für Sigmund Freud resultierte am Beginn des 20. Jahrhunderts dieses Unbehagen bekanntlich aus dem geforderten Triebverzicht des Einzelnen, der die moderne, die zivilisierte Gesellschaft erst ermöglichte.
 - 127 Michael Herzfeld, *Anthropology*, 2001.
 - 128 Max Weber, *Protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus*, 1992.
 - 129 Pierre Bourdieu/Margareta Steinrück, *Wie die Kultur zum Bauern kommt*, 2001, 183.
 - 130 Helmut Kuzmics zeigt, in Anlehnung an Norbert Elias' Begriff des sozialen bzw. nationalen Habitus, wie und warum sich hierzulande äußere und innere Strukturen, Gefühlslagen und Affekthaushalte in bestimmten Charaktereigenschaften so zäh erhalten: Langfristige Verhältnisse persönlicher Abhängigkeiten, die Sicherheit und Versorgung garantierten, feste Bindungen, streng hierarchische Beziehungen, Verregelungen im Amt, als auch in der Lebensführung, aber auch Ängstlichkeit und Risikofeindschaft. Diese Grunddispositionen zeichnen das Beamtentum der österreichischen Gesellschaft seit der habsburgischen Aristokratie aus; Vgl. Helmut Kuzmics, *Autorität und österreichischer »National«charakter*, 1998, 26.
 - 131 Vgl. Bernd Hackl, *Aufbruch aus der Krise?*, 1998, 79ff.
 - 132 Das noch ständisch strukturierte Schulwesen (»Trivialschule« für die niedrigen Stände, »Haupt- oder Bürgerschulen« für die mittleren und »Normalschulen und Gymnasien« für die oberen Stände) konnte nur in kulturell legitimierten Ausnahmefällen durchbrochen werden; Vgl. Michael Zahradnik, *Sozialgeschichte der Schule*, 1986.

- 133 In der ersten Diskussion um Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit in den frühen 60ern war von Begabungsreserven zur Vermeidung der Bildungskatastrophe und deren Folgen auf die Volkswirtschaft die Rede. Im Mantel der Chancengleichheit entfaltete diese Begabungsideologie damit den Effekt einer »natürlichen« Ungleichheit. Dieser konservative Diskurs mit der Betonung auf Begabtenförderung setzte sich in der ÖVP fort, während die SPÖ auf die Lösung der sozialen Ungleichheit der Bildungschancen und des gleichen Rechtes auf Bildung für alle setzte und für die Gesamtschule votierte. Ihr Konzept konnte sich jedoch in der labilen politischen Konstellation, in der die SPÖ ab 1970 in einer Minderheitsregierung unter Bruno Kreisky regierte, nur auf der Basis des kostenlosen Zugangs zum Bildungssystem behaupten; Vgl. Josef Scheipl/Helmut Seel, Die Entwicklung des österreichischen Schulwesens in der Zweiten Republik 1945-1987, 1988.
- 134 Der Druck auf die Unterstufe der AHS ist enorm, so besuchten in Graz 1960/61 50% die Hauptschule, 1998/99 nur noch 27% gegenüber 73% die AHS; Vgl. Statistisches Jahrbuch Graz 1999, 127. 2002 stehen 20% Hauptschüler und Hauptschülerinnen 80% AHS-Schülern und Schülerinnen gegenüber. Mit der Einführung der so genannten »Neuen Mittelschule«, einer bis zur Matura reichenden aufbauenden Hauptschule, wird versucht, dieser Diskriminierung, vorerst in Wien und in Graz, entgegenzusteuern.
- 135 In keinem Bereich sind die Unterschiede zu westeuropäischen Staaten größer als in der »politischen Sozialisation«, die in der »feudalständischen« Tradition Rationalisierung und Humanisierung immer von oben durchsetzte und dazu beitrug, dass autoritäre Züge dominant blieben, der »Affekthaushalt« stets gleichmäßig und die Zwänge antizipiert wurden; Vgl. Helmut Kuzmics, Autorität und österreichischer »National«charakter, 1998, 34.
- 136 Die Gesamtschulreform führt zu fortgesetzten Benachteiligungen auch in ländlichen Regionen, womit die soziale Differenzierung auch hier weitergetrieben wird. Wo in den Bezirksstädten nur Oberstufengymnasien eingerichtet sind, werden Hauptschulabschlüsse zwar nicht in diesem Ausmaß abgewertet, hier genießt die Lehrerschaft von Hauptschulen nach wie vor traditionell gesichertes Ansehen – dennoch besuchen nur 27% der 10- bis 14-Jährigen die AHS, gegenüber bis zu 70% in städtischen Regionen.
- 137 Nach wie vor ist die Hauptschule bevorzugte Schule der Arbeiter, die AHS hingegen bevorzugen Beamte und Angestellte für ihre Kinder; Vgl. Michael Sertl, Mehr Chancengleichheit durch postmoderne Pädagogik?, 1998, 212.
- 138 Vgl. Pierre Bourdieu/Jean-Claude Passeron, Die Illusion der Chancengleichheit, 1971; Vgl. auch: Stephan Egger/Andreas Pfeuffer/Franz Schultheis, Bildungsforschung Pierre Bourdieu, 1996, 320ff.
- 139 Vgl. Beate Kraus, Bildungsexplosion und soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland, 1996, 118ff.
- 140 Diesen allgemein gültigen Effekt der Bildungsexpansion beschreibt Ulrich Beck mit dem Fahrstuhleffekt: Alle sind ein Stockwerk höher gekommen, aber die Abstände der Chancen sind zwischen den Schichten größer geworden; Vgl. Beate Kraus,

- Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit, 1996, 143.
- 141 Während die Zahl der Maturanten ebenso wie die der Studierenden heute sogar weiblich dominiert ist, ist der Einstieg in ein akademisches Berufsleben weiterhin männlich dominiert. Da eine geschlechtsrollenstereotype Ausbildung weiter gefördert wird, verschlechtern sich die Chancen eines Einstiegs der Akademikerinnen auf eine ihrer Ausbildung angemessene Berufstätigkeit durch die Verschiebung der prosperierenden Berufsfelder in »typisch« männliche Berufe. Dem entspricht auch die Verschiebung der Studierendenzahl von den Geisteswissenschaften zu den technischen und wirtschaftlichen Fächern. Zwar steigt sowohl in der Privatwirtschaft, als auch im öffentlichen Dienst der Akademisierungsgrad, aber es verschlechtern sich auf diesen Arbeitsmärkten die Chancen für Akademiker und Akademikerinnen durch die Bildungsexpansion ebenso wie die Chancen der Nicht-Akademiker und Nicht-Akademikerinnen.
- 142 Vgl. Mario Erdheim, *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit*, 1984, 359ff.
- 143 Das Fundament der Werte des Bildungssystems ist die Beziehung, die sie mit den Werten der herrschenden Klasse verbindet. »So wie die Freiheit, die dem Lehrer gelassen wird, eine Methode ist, von ihm zu erreichen, dass er dem System dient, ist die Freiheit, die dem System gelassen ist, seine eigenen, der Logik seiner eigenen Spannung entsprechenden Werte zu erzeugen, vielleicht der beste Weg, dass es diesen Werten dient.« Pierre Bourdieu/Margareta Steinrücke, *Wie die Kultur zum Bauern kommt*, 2001, 73.
- 144 Vgl. Herbert Altrichter u.a., *Schulautonomie in Österreich*, 1992, 271.
- 145 Das Vertrauen wohlhabender Eltern in die Schule misst sich hierzulande mehr und mehr nach ökonomischen Perspektiven, was wiederum den Druck auf Output-effizienz der Schulen erhöht und die soziale Differenzierung beschleunigt. Ihnen kommt der neoliberale Effekt zugute, während Kinder von weniger begüterten Familien ihre Position dadurch noch weiter verschlechtern. Damit wird die innere Struktur von Bildungseinrichtungen auf unkontrollierte Weise umgeformt; Vgl. Thomas Bürsemeister, *Transintentionalität im Bildungssystem*, 2002, 241.
- 146 Zitat aus einem Gespräch mit Helmut Seel, em. Univ. Prof. für Pädagogik an der Universität Graz und Parlamentsabgeordneter a. D.
- 147 Pierre Bourdieu/Margareta Steinrücke, *Wie die Kultur zum Bauern kommt*, 2001, 83.
- 148 Vgl. Mario Erdheim, *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit*, 1984, 352.
- 149 In einer österreichischen Untersuchung zum Schulklima, in der 1000 AHS- und HS-Lehrer und -Lehrerinnen befragt wurden, haben 90% nach einigen Jahren ihren idealistischen Anspruch eines »demokratischen Führungsstils« aufgegeben. Danach nimmt nach 9 bis 13 Jahren die autoritäre Haltung zu. Ab dem 15. Dienstjahr steigt die Tendenz zur depressiven Verstimmung. 45% gaben an, dass sie völlig erschöpft sind; Vgl. *Pädagogische Zeitschrift* 2, 1990, 6. Das hohe Durchschnittsalter der Grazer Pflichtschullehrer und -lehrerinnen lässt demnach auf einen exorbitant hohen

- Prozentsatz an Unzufriedenen schließen. Österreichweit sind – bei altersbedingt steigendem Prozentsatz – mehr als zwei Drittel aller Lehrer und Lehrerinnen von Burnout Symptomen betroffen. Die Hauptursache für Burnout ist die mangelnde Anerkennung (gefolgt von Widerstand und Stören durch die Schüler); Vgl. LehrerIn, 1/2000, »Eine Studie des bm:bwk und der GÖD«.
- 150 Bourdieu erkennt hinter dem Schein von verbreiteter Finalität die paradoxe Wirkung einer Gegen-Finalität, die Anpassung an das Wirkliche, die zur Reproduktion der Bedingungen der Unterdrückung beiträgt; Vgl. Pierre Bourdieu u.a., Das Elend der Welt, 1997, 587ff.
- 151 Mit beinahe 900 Schülern und Schülerinnen ist diese durchgehende (1.- 8. Klasse) AHS die größte in Graz.
- 152 Dies muss vor dem Hintergrund der Vereinzelung verstanden werden, die mit dem Zerfall der traditionellen Identitätsmuster, mit denen er seine Laufbahn einmal begonnen hat, einhergeht. Die »Krise der Normalität« geht über die äußere Problematik (Schulkrise, Arbeitsmarktlage) hinaus und ist immer auch eine innere zugleich.
- 153 Das Diktum »Schule für alle« entspricht der Anerkennung zwischen gleichberechtigten Verschiedenen in der Schule, womit die Homogenität der traditionellen Schule aufgebrochen werden sollte. Tatsächlich muss sich auch dieses Diktum, wie es auch das Gespräch dokumentiert, einer wirtschaftlichen Konkurrenzierung unterordnen. In Wirklichkeit ändert sich an der sozialen Ungleichheit, deren Wesen eben darin besteht, dass sie keine Gleichberechtigung kennt, nichts.
- 154 Hier zeigt sich wiederum das Bemühen, eine »Schule für alle« zu sein, als »Mythos der Durchlässigkeit«, als Selektionsfalle traditionell wirksamer sozialer Ungleichheiten. Der Anteil der Arbeiterkinder (sie sind in den Fußballklassen am stärksten vertreten) in den Universitäten ist in Österreich, trotz solcher Bemühungen, innerhalb der letzten Jahrzehnte mit 12% gleich geblieben; Vgl. auch Michael Sertl, Mehr Chancengleichheit durch postmoderne Pädagogik?, 1998, 212.
- 155 Lehrer und Lehrerinnen von »kleinen« Nebenfächern, wie Kunsterziehung oder Religion, sind, bedingt durch die geringe Stundenauslastung, meist gezwungen, an verschiedenen Schulen zu unterrichten.
- 156 1996 gründete Pierre Bourdieu die Gruppe *Raisons d'agir*, die sich zum Ziel gesetzt hat, eine Art Netzwerk sozialer Bewegungen in Europa ins Leben zu rufen. Dabei geht es vor allem um neue Formen der Verbreitung sozialwissenschaftlicher Forschungen, die in den öffentlichen Debatten eine zugleich kritische und konstruktive Funktion ausüben können.
- 157 Die Disposition der Zensur in einem traditionell autoritären Feld aktiviert sich besonders bei jenen, die ihr in der beruflichen Unsicherheit ausgesetzt sind. Die symbolischen Machtverhältnisse, die in sozialen Gruppen entstehen, sind ausschlaggebend dafür, dass Menschen zur Sprachlosigkeit gezwungen werden und die Gesetze der Gruppenbildung, die als eine Art Vorzensur wirken, selbst mitproduzieren; Vgl. Pierre Bourdieu, Was heißt Sprechen?, 1990, 117.
- 158 Vgl. Ronald Hitzler, Sinnbasteln, 1994, 75ff.
- 159 Der Bezug auf den in Abwesenheit zum Tode verurteilten und später nach Amerika

- geflohenen Bauernbefreier Hans Kudlich (1823-1917) und dem Hainfelder Parteitag von 1888, an dem die sozialdemokratische Partei gegründet wurde, lokalisiert seine ideologische Heimat und wird sinnstiftend in die eigene Widerstandsgeschichte eingewoben.
- 160 Diese in den westlichen Industrienationen, vor allem Deutschland, Frankreich und England, bereits in den 60ern geführte Diskussion setzte in Österreich – parallel zur studentischen Revolution – erst in den 70ern ein, dauerte jedoch bis in die frühen 80er. Ausschlaggebend dafür war das politische Klima der Ära Kreisky (bis 1983).
- 161 Pasolini macht die kleinbürgerliche Sprachlosigkeit am »consumismo« der 50er und 60er Jahre fest, den er als neuen Faschismus bezeichnet; Vgl. Pier Paolo Pasolini, *Freibeuterschriften*, 1978, 46.
- 162 Vgl. Hans Mommsen, *Die Last der Vergangenheit*, 1979, 164ff.
- 163 Hier tritt der Konflikt zwischen Herrschenden und Beherrschten innerhalb des religiösen Apparates zu Tage, der homolog zu dem der beherrschten Klassen im sozialen Raum ist. Der Ausstieg aus dem Orden ist für Gerhard Fasser in der Spannung zwischen internen und externen Kräften zu verstehen, die zu dieser Zeit von der Möglichkeit der freien Entscheidung und der individuell gestaltbaren Religiosität bestimmt ist; Vgl. Pierre Bourdieu, *Das religiöse Feld*, 2000, 77ff.
- 164 Seit der Zeit der englischen Besatzung hält sich in diesem Teil Österreichs hartnäckig die Bezeichnung »Russe« für Kommunisten und damit die ideologische Differenzierung innerhalb der Arbeiterschaft.
- 165 Die Besetzung in der Hainburger-Au 1984, an der auch Gerhard Fasser teilgenommen hat, ist zweifellos eine späte Folge der politisch orientierten 68er-Studentenbewegung. Allerdings waren die Motive der wesentlich breiteren, sozial gestreuten 84er-Generation grundsätzlich andere – »die elitäre Kopfbewegung« wurde von einer »Gefühlsbewegung« abgelöst; Vgl. Elisabeth Welzig, *Die 68er*, 1985, 161.
- 166 Die Solidarisierung der rebellischen Studentenschaft mit den Arbeitern war hierzu-lande eine theoretische. Viele der heute in politischen Ämtern etablierten ehemaligen 68er sprechen von der »Erfindung des Arbeiters« durch die 68er.
- 167 Den Hierarchiegraden der Fächer entsprechen ihre kulturellen Wertpositionen, die mit der Gesamtheit sozialer Unterschiede systematisch verknüpft sind. Die »natürlichen« Unterschiede der Fächer produzieren soziale Unterschiede der Lehrenden. Lehrer und Lehrerinnen von Fächern, die der gesellschaftlichen Transformation in die rationale Logik der Wirtschaftlichkeit nicht entsprechen, fühlen sich in dieser Argumentationslogik zunehmend überflüssig, isoliert und sozial depriviert. Zu den sozialen Faktoren der schulischen Exzellenz vgl. Pierre Bourdieu/Margareta Steinrück, *Wie die Kultur zum Bauern kommt*, 2001, 56.
- 168 Graz zählt mit ca. 44 000 Studierenden und über 4100 Lehrenden zur zweitgrößten Universitätsstadt nach Wien; Vgl. Bm:vw (Hg.), *Hochschulbericht*, 1999, 72ff bzw. 145.
- 169 Mit dem Universitätsorganisationsgesetz UOG 75 wurden in Österreich so genannte »Kurien« für die verschiedenen »Statusgruppen« wie Professoren und Professorinnen, Assistenten und Assistentinnen, Studierende und das nichtwissenschaftliche

- Personal eingeführt, die über paritätisch besetzte Gremien Mitbestimmung ausüben.
- 170 Die Veränderungen des Wissenschaftssystems zeigt John Ziman anschaulich in seinem Buch »Prometheus Bound. Science in a dynamic steady state«, 1994, in dem er die Geschichte der Raum- und Zeitreise einer Wissenschaftlerin erzählt, die in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts zurückkehrt und ein Wissenschaftssystem vorfindet, das sich zu einem lose gekoppelten System unterschiedlichster Aktivitäten entwickelt hat, wo Transparenz zwischen Wissenschaft und Wirtschaft dominiert; Vgl. John Ziman, Prometheus Bound. Science in a dynamic steady state, 1994.
- 171 Vgl. Rosabeth Moss Kanter, Global denken – lokal handeln – Weltklasse erreichen, 2000, 1993.
- 172 Vgl. Pierre Bourdieu, Gegenfeuer, 1998, 114.
- 173 Dienstrechts-Novelle 2001: Die Neugestaltung des Hochschullehrerdienstrechts zielt auf die Schaffung eines vierstufigen Modells mit neu gestalteten vertraglichen Dienstverhältnissen und einem besonderen, befristeten, öffentlichen Rechtsverhältnis für die erste Phase der universitären Tätigkeit ab. Erste Phase ist ein vierjähriges Ausbildungsverhältnis als wissenschaftlicher Mitarbeiter/wissenschaftliche Mitarbeiterin, darauf folgt ein vier- bis sechsjähriges vertragliches Dienstverhältnis als Universitätsassistent/Universitätsassistentin; weitere Stufen sind die Funktion des Vertragsprofessors/der Vertragsprofessorin im befristeten und jene des Universitätsprofessors/der Universitätsprofessorin im unbefristeten Dienstverhältnis. Der Aufnahme in jede dieser Verwendungen hat jeweils eine neue Bewerbung voranzugehen.
- 174 So etwa beträgt der Frauenanteil an Vertragsassistentinnen und -assistenten und Vertragsdozentinnen und -dozenten der Universität Graz 52,8%, jener der Universitätsassistentinnen und -assistenten 35% und jener der Universitätsdozentinnen und -dozenten 14,2%; Vgl. Bm:vv (Hg.), Hochschulbericht, 1999, 76.
- 175 Vgl. Doris Ingrisch/Brigitte Lichtenberger-Fenz, Hinter den Fassaden des Wissens, 1999, 57.
- 176 Ähnlich argumentiert Pierre Bourdieu in Bezug auf »Zukunftsbetriebe«, die die Unsicherheit quasi als Prinzip institutionalisieren und damit die Lebensform der Einzelnen manipulieren; Vgl. Pierre Bourdieu, Neoliberalismus und neue Formen der Herrschaft, 2000, 14.
- 177 Pierre Bourdieu, Homo academicus, 1988, 45.
- 178 Die Dispositionen ihres Habitus reproduzieren nicht in erster Linie die gegebenen Herkunftspositionen, »sondern die Fluchtlinie der individuellen und kollektiven Laufbahn. Der kleinbürgerliche Habitus ist diese Linie der gesellschaftlichen (individuellen oder kollektiven) Laufbahn, verinnerlicht zum Hang, durch den der Aufstieg zu seiner Verfolgung und Vollendung strebt.« Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede, 1982, 527.
- 179 »[...] der Aufbau dauerhafter Autoritäts- und Abhängigkeitsverhältnisse [setzt] neben der *Erwartung* [...] auch die Kunst des *Wartenlassens* voraus, nämlich die Fertigkeit, immer wieder Hoffnungen zu wecken, aufrechtzuerhalten oder zu nähren [...].« Pierre Bourdieu, Homo academicus, 1988, 156.
- 180 Forderungen stellt nicht der, »der sich klein machen muss, um durch die enge Pforte

- zu passen.« Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, 1982, 531.
- 181 Vgl. Doris Ingrisch/Brigitte Lichtenberger-Fenz, *Hinter den Fassaden des Wissens*, 1999, 59.
- 182 Magdalenas Vorstellungen erinnern an Derridas Plädoyer für eine »unbedingte Universität«, eine Universität, die das Recht hat, »alles zu sagen, sei es auch im Zeichen der Fiktion und der Erprobung des Wissens und das Recht, es öffentlich zu sagen, es zu veröffentlichen.« Jacques Derrida, *Die unbedingte Universität*, 2001, 14.
- 183 Das Anhäufen von universitären Machtarten (Zitier- und Übersetzungsraten, Zugehörigkeit zu bestimmten Gremien, Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Vereinigungen, Veröffentlichungen bei bestimmten Verlagen) ist zwar notwendig, um im eigenen Feld anerkannt zu werden, außerhalb aber wird ihm wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Die einmal erworbene Spezialisierung kann außerhalb des Feldes kaum durchgesetzt werden.
- 184 Vgl. Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst*, 1999, 358.
- 185 Vgl. Katharina Scherke, »Ganz normale Arbeit«, 1994, 4.
- 186 Das Wirken symbolischer Güter beruht meist auf der Verdrängung des ökonomischen Interesses; Vgl. Thomas Rübke, *Kunst und Arbeit*, 2000, 160 ff. Die auf Kurzfristigkeit angelegte Logik des Profits kann als die strikte Negation von (Hoch-)Kultur, in der Kunst ein Teilbereich ist, gesehen werden, denn diese setzt Investitionen mit mehr als unsicheren Gewinnchancen und einem ungewissen, häufig sogar erst posthumen Rücklauf voraus; Vgl. Pierre Bourdieu, *Kultur in Gefahr*, in: <http://www.mip.at/de/dokumente/1628-content.html>. [8.11.2001].
- 187 Vgl. Katharina Scherke, »Ganz normale Arbeit«, 1994, 9f.
- 188 Vgl. Pierre Bourdieu/Hans Haacke, *Freier Austausch*, 1993, 93.
- 189 Nach Peter Bürger ist die »Avantgarde« (1974) dadurch gekennzeichnet, dass sie die Teilung zwischen Kunst und Leben durchbrechen möchte. Ihr kommt also Widerstandspotenzial zu, steht auf der Seite derjenigen, die mit Bestehendem zu Gunsten von Neuem brechen möchten. Eine Form der Darstellung, mit deren Hilfe diese Intention gelingen soll, ist die Aufgabe des Werkcharakters und der individuellen Produktion. Für Bourdieu ist die Avantgarde jene Richtung, die der Ökonomie konträr gegenübersteht und die Grenzen überschreitet; Vgl. Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst*, 1999, 343 bzw. 385.
- 190 Die Autonomie wird in Deutschland und Österreich auch aufgrund der negativen Erfahrungen in Zeiten des nationalsozialistischen Regimes vehement verteidigt; Vgl. Thomas Rübke, *Kunst und Arbeit*, 2000, 30.
- 191 Der Künstler wurde zum Außenseiter der Gesellschaft gemacht und als Genie euphemisiert; Vgl. Hans Peter Thurn, *Kunst als Beruf*, 1997.
- 192 Vgl. Ebda, 93.
- 193 »Alle Macht der Freien Universität Kopenhagen.« Das Komitee des 15. Juli 2001: Henriette Heise & Jakob Jakobsen (Künstlerischer Text).
- 194 Vgl. Martin Wassermair, *Kulturarbeit im sozialen Off*, in: <http://igkultur.at/igkultur/kulturpolitik/1015093628>. [29.03. 2002].
- 195 Der Vergleich mit der *documenta* in Kassel liegt nahe. Kassel ist eine mittelgroße,

- relativ peripher gelegene Stadt. Das Projekt *documenta* beschreibt Manfred Schneckenburger als »kompensatorisches Prestigeobjekt«; Vgl. Christine Resch, *Kunst als Skandal*, 1994, 157.
- 196 Diese Widersprüchlichkeit zeigt sich auch darin, dass in den Reihen der ÖVP sowohl die Initiatoren als auch die schärfsten Kritiker zu finden waren.
- 197 Kulturhauptstädte werden auf Initiative der Europäischen Kommission ernannt. Erfunden wurde das Konzept Mitte der 80er Jahre. Die EU trägt zur Finanzierung bei, allerdings einen eher bescheidenen Betrag. Der Sinn besteht darin, eine Art kulturelle europäische Identität zu schaffen, bei der lokale und/oder nationale kulturelle Identität im Vordergrund steht.
- 198 Vgl. IG Kultur Österreich Homepage, in: <http://igkultur.at/igkultur/kulturpolitik>. [18.02. 2002-29.03. 2002].
- 199 Vgl. Ebda; Vgl. auch: Colette M. Schmidt, Ein Jahr vor 2003 wird gespart, in: *Der Standard*, 25.01. 2002, 29.
- 200 »Das sind zumindest einige Gründe, die viel damit zu tun haben, dass Kunstschaffende lieber woanders sind als in Graz und nach Wien oder Linz abwandern.« Anton Lederer vom Kunstverein <rotor> im Gespräch mit der Autorin, am 04.02. 2002.
- 201 In einem vom Verein Frauenservice Graz organisierten Frauen-Stadspaziergang 2002, bei dem Grazer Künstlerinnen vorgestellt und diskutiert wurden, wird Veronika Dreier neben der Fotografin Inge Morath und der Komponistin Olga Neuwirth genannt.
- 202 Veronika Dreier, Reni Hofmüller, Erika Thümmel, Eva Ursprung, in: http://ursprung.mur.at/eva_co-Dateien/manifest.html. [14.01. 2002]
- 203 Anlass für das zukünftige Projekt war eine Studie, die Veronika 1990 für die damalige Frauenbeauftragte der Stadt Graz durchgeführt hatte. Nur vier von 193 Gedenktafeln, Denkmälern und Plastiken waren Frauen gewidmet; Vgl. Bettina Behr, Projekt »Woment!«, in: http://www.frauenservice.at/laufschritte/ls0401_behr.html. [14.01. 2002]
- 204 Unter anderem die Arbeit mit Obdachlosen, »Abseits vom Netz«, oder mit Migranten, »Baodo-Zurück zu den Wurzeln«.
- 205 Ateliers wurden Ende der 80er Jahre von der Stadt Graz als Starthilfe zur Verfügung gestellt. Es wurde weder eine Befristung vereinbart, noch wurden zusätzliche Räume für weitere Künstlerinnen und Künstler geschaffen. In meinen Gesprächen mit Kulturschaffenden zeigte sich der Unmut der jüngeren deutlich, keine Chance auf solche Räume zu bekommen. Diese Situation verweist auf die Verschärfung der Beziehungen zwischen konkurrenzierenden Gruppen, deren Ressourcen vom »Goodwill« der Kulturpolitik abhängen.
- 206 Die Frauen geben im Gegensatz zu vielen Männern ihrer Generation seltener den einmal eingeschlagenen Weg auf; Vgl. Elisabeth Welzig, *Die 68er*, 1974, 121.
- 207 »Durch die Verknüpfung der verschiedensten Disziplinen intendierte *Eva&Co* die Herbeiführung eines theoretischen Diskurses wie auch aktives Eingreifen in das gesellschaftliche Bewusstsein und in das Kunstgeschehen, um so Veränderungen herbeizuführen.« *Eva&Co*. Feministische Kulturzeitschrift: 1982-1992. Künst-

- lerInnengemeinschaft: 1986-1992, in: http://ursprung.mur.at/eva_co-Dateien/members.html. [14.01. 2002]
- 208 Gesundheitsstelle für Opfer von Gewalt und Menschenrechtsverletzungen.
- 209 NGO – Non Governmental Organisation – bezeichnet Vereine und Wohlfahrtsorganisationen, die von öffentlichen Geldern und Spenden finanziert werden und ihre Tätigkeit parteipolitisch unabhängig ausüben.
- 210 Heidi Schär-Sall, Überlebenskunst, 1999, 78.
- 211 Der »Ausländeranteil« im Stadtteil Gries ist mit 23% fast doppelt so hoch wie der Grazer Durchschnitt von 12% (Stand: 31.12. 2000; aus dem Jahresbericht 1999-2000 des Ausländerbeirates Graz). Im Kernbereich um den Griesplatz, von dem hier die Rede ist, ist dieser Anteil noch wesentlich höher, statistisch allerdings nicht erhebbar.
- 212 Vgl. die Fallgeschichte: Johann Verhovsek, Von oben gesteuert.
- 213 Urban Graz, Projekt Fibel, Graz, 1999, 3.
- 214 84% des Budgets stammen aus öffentlichen Geldern.
- 215 Vgl. Mario Erdheim, Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit, 1997, 284ff.
- 216 Davon zeugen die jährlichen Fachkonferenzen, die der Verein Omega im In- und Ausland veranstaltet. Ein kleiner Ausschnitt: »Repatriierung – Psychosoziale Unterstützung von Kindern und ihren Familien«, Graz 1996; »Psychosocial Support in Post War Communities«, Graz, 1997; »Reconciliation, Social Reconstruction and Conflict Prevention: The Role of Health Professionals«, Sarajevo, 1998; »Gesundheit und Migration«, Graz 1999, »Guidelines on Integrations and Empowerment Programs for Refugee Children and Adolescents« Graz, 2000.
- 217 Die EU setzte zuletzt ein neues Mindestmaß an Förderung von 290 000 €fest. In der Praxis werden dadurch kleine Vereine von Fördertöpfen ausgespart.
- 218 Die Interviews wurden im März/April 2001 geführt
- 219 »Zentrum für sozialmedizinische, rechtliche und kulturelle Betreuung von Ausländern und Ausländerinnen in Österreich«
- 220 Ein Leitbild, dessen soziale Wirksamkeit in den Mechanismen objektiver Machtverhältnisse verborgen ist und sich umso effizienter auswirkt, als es im beruflichen Alltag nicht widerspruchsfrei praktiziert werden kann. »Sind die offiziellen Darstellungen dessen, was der Mensch offiziell in einem bestimmten sozialen Raum ist, zum Habitus geworden, werden sie zum realen Prinzip der Praktiken. Nun geht es zweifellos in sozialen Universen, in denen die Interessenfreiheit die offizielle Norm ist, deshalb noch lange nicht durch und durch interessenfrei zu.« Pierre Bourdieu, Praktische Vernunft, 1998, 153.
- 221 Vgl. Harald Hanik/Claudia Hejl, Konzept für ein Multikulturelles Zentrum in Graz, 1997.
- 222 Es handelte sich um eine Initiative, die Mitte der 90er Jahre vom *Ausländerreferat*, *Friedensbüro*, *Afro-Asiatischen Institut*, von einigen NGOs und Ausländervereinen ins Leben gerufen wurde.
- 223 »Ein Hauptgrund für die Verzweiflung all dieser Menschen ist die Tatsache, dass der

- Staat sich aus einer Anzahl von Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, die ihm oblagen und für die er verantwortlich war, zurückgezogen hat oder im Begriff ist, dies zu tun.« Pierre Bourdieu, *Gegenfeuer*, 1998, 13.
- 224 »Die grundlegenden Rahmenbedingungen nicht-staatlicher Organisationen werden wesentlich von staatlich-institutioneller Politik festgelegt, sowohl hinsichtlich des Tätigkeitsbereichs als auch hinsichtlich der zur Verfügung stehenden Ressourcen.« Elisabeth Gensluckner, *Integrationspolitik. Initiativen und Aktivitäten in Österreich*, 167f.
- 225 Vgl. Wolfgang Gulis, *Integrating Immigrants and Ethnic Minorities*, 2000.
- 226 Andrea Ernst/Krista Federspiel/Kurt Langbein, *Sozialstaat Österreich – Bei Bedarf geschlossen*, 1987.
- 227 Um nur ein frappierendes Beispiel zu nennen, das an Pierre Bourdieus Bezeichnung »Die rechte und die linke Hand des Staates« erinnert, kritisierten die Autorinnen und der Autor die damalige regressive Verteilung der Ausgaben des Wohlfahrtsstaates und betitelten den betreffenden Absatz »Staatliche Verteilungspolitik: Von der linken Tasche in die rechte.« Ebda., 25.
- 228 Vgl. Egon Leitner, *Bourdieu und die helfenden Berufe*, 2000, 174ff.
- 229 Gregory Bateson entwickelte an seinen Untersuchungen über die Entwicklung der Schizophrenie eine Double-bind Hypothese, die den Beitrag gestörter familiärer Kommunikation und Beziehungen zur Entwicklung dieser Krankheit betont. Die im Double-bind, in einer Beziehungsfalle gefangene Person kann sich, egal was sie auch tut, nicht richtig verhalten. Diese Situation – so Bateson – führt zu schizophrenen Symptomen; Vgl. Gregory Bateson, *Ökologie des Geistes*, 1994, 270 ff.
- 230 Vgl. Pierre Bourdieu/Loïc Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, 1996, 95-246.
- 231 Damit manifestiert sich die Ungleichzeitigkeit in verschiedenen Bewusstseinslagen, womit die Person im Inneren gespalten ist und eine permanente Andersartigkeit ihrer Subjektivität erfährt; Vgl. Ebda., 237.
- 232 Eva Barlösius, »Das Elend der Welt«, 1999, 20 ff.
- 233 Eine Ära, gekennzeichnet durch Massenproduktion und Massenkonsum, hohe staatliche und sozialstaatliche Intervention, Anhebung der Lebensverhältnisse und Abbau der Klassenstrukturen.
- 234 Richard Sennett, *Der flexible Mensch*, 1998, 57ff.
- 235 Vgl. die Fallgeschichte: Johann Verhovsek, Ein gewisses Maß an Freiheit – oder die Illusion davon.
- 236 So nannte er seine Arbeitsgruppe, die ausschließlich aus Männern besteht. Obwohl der Kollektivvertrag im Reinigungsgewerbe keine geschlechtsspezifischen Unterschiede macht, ist es in der Realität doch so, dass in den mittelgroßen und großen Reinigungsfirmen die Arbeitsbereiche für Männer und Frauen deutlich getrennt werden. Die Männer machen Grundreinigungen, Fassadenreinigung, Fensterputzen und sonstige Außendienste, während die Frauen die »tägliche Reinigung« im Inneren der Gebäude übernehmen.
- 237 Die Bezeichnung »Objekt« zielt im Jargon der Reinigungsbranche auf das Gebäude, das zu reinigen ist.

- 238 So genannte »Berglerwirtschaften« (nicht zu verwechseln mit den Bergbauern des alpinen Raumes) entstanden seit dem 16. Jahrhundert im oststeirischen Hügelland überall dort, wo der Weinbau rückgängig war. Die kleinen Weingartenhäuser und angrenzenden Grundstücke bildeten deren Basis. Die Hofgrößen der Bergler überstiegen nur selten 5 Hektar. In der ausdifferenzierten dörflichen Gesellschaft dieses Gebietes wurde sehr klar zwischen den angesehenen und mächtigen Herrenbauern im Tal und den schon immer auf Nebenerwerb angewiesenen Berglern, die in der bäuerlichen Rangordnung als Menschen zweiter Klasse galten, getrennt. Herrenbauern und -bäuerinnen hatten Dienstboten, während Bergler als zeitlich begrenzte Tagelöhner der Bauern dienten und damit deren Arbeitsspitzen abdeckten; Vgl. Karl Kaser/Karl Stocker, *Bäuerliches Leben in der Oststeiermark*, 1988, 51ff.
- 239 Berglerfrauen hatten besonders gründlich auf die Reinlichkeit in ihren Häusern zu achten, um damit ihren besonderen Fleiß auszudrücken und sich darin von den Herrenbäuerinnen abzugrenzen; Vgl. Ebda, 98.
- 240 Als Anna 1978 ihre eigene Berufsausbildung mit Lehrabschluss beendete, waren in Gemeinden mit hoher Agrarquote 72% der weiblichen Erwerbstätigen mit Volks- oder Hauptschulabschluss als höchst abgeschlossene Schulbildung ausgestattet. Nur 9% konnten auf einen Lehrabschluss verweisen. Allgemeinbildende höhere Schulen hatten nur 1,2% absolviert. Österreichweit lag damals die Pflichtschulabschlagsquote bei den Frauen bei 53%, die Lehrabschlussquote unter den Erwerbstätigen bei 19%. Der AHS-Anteil belief sich auf 6,4%; Vgl. Österr. Statistisches Zentralamt, *Sozialstatistische Daten 1980, 1981*, 108ff.
- 241 Vgl. Hans Georg Zilian/Johann Verhovsek, *Das Anforderungsprofil von Hilfskräften*, 1998, 30ff.
- 242 Nicht selten kommen solche Diskussionen zum Schluss, dass die Arbeiterinnen und Arbeiter sich freiwillig ausbeuten lassen, sie quasi selber schuld an ihrer Lage wären. Zur besonderen Problematik des Sich-Hineinfühlens in die Wahrnehmungs- und Wertungsschemata der Arbeiterklasse erklärt Bourdieu, dass Intellektuelle, die sich »provisorisch und dezisionistisch in die Lage der Arbeiter« versetzen, aufgrund ihres Klassenhabitus nicht in der Lage sind, eine wahrheitsgemäße Vorstellung von der Logik der Praxis der Arbeiterinnen und Arbeiter zu produzieren. Die Beschreibungen schwanken daher meist zwischen »Elendsschilderung und prophetischer Emphase«, weil ihnen die innere Beziehung zur Klassenlage fehlt und es schwierig ist, »die Beziehung zur beschriebenen Lage treffend zu bezeichnen.« Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, 1983, 587.
- 243 Dieser Arbeitsvertrag bestand aus zwei Halbtagsstellen, eine davon für den Verein *ZEBRA*, die zweite für die *Caritas*.
- 244 Es handelt sich um eine öffentliche Versteigerung von Zeichnungen und Gemälden, die von prominenten österreichischen Künstlern, Künstlerinnen und Intellektuellen angefertigt und dem Verein gespendet wurden.
- 245 Vgl. Sabine Kemir, *Gramsci und die zivilgesellschaftlichen Potentiale im Maghreb*, 1993, 84f.
- 246 In diesem Sinne prägen patriarchale Strukturen nicht allein islamische

- Gesellschaften; Vgl. Pierre Bourdieu, *La domination masculine*, 1998.
- 247 Vgl. Pierre Bourdieu, *Familiensinn*, 1998, 126ff.
- 248 Nach der Unabhängigkeit Marokkos wurden hochgestellte spanische und französische Armeeangehörige und Beamte als Ausbildner der einheimischen Verwaltungselite vom marokkanischen Staat angestellt. Unter dem Deckmantel von Bildungszwecken bedeutet ihre Präsenz und kulturelle Einflussnahme die praktische und symbolische Fortsetzung kolonialer Machtverhältnisse in verschiedenen Sektoren des Verwaltungsfelds.
- 249 In diesem Zusammenhang schreibt Bourdieu: »Der Glaube, von dem ich spreche, ist kein expliziter Glaube, [...], sondern jene unmittelbare Zustimmung, jene doxische Unterwerfung unter die Befehle der Welt, zu der es kommt, wenn sich die mentalen Strukturen des Befehlsadressaten im Einklang mit den Strukturen befinden, die in den an ihn gerichteten Befehl eingegangen sind.« Pierre Bourdieu, *Praktische Vernunft*, 1998, 174.
- 250 »Die Familie ist der Uterus des gesellschaftlichen Werdegangs des Erben und seines Verhältnisses zu diesem Werdegang, also der Widersprüche und zweiseitigen Zwänge (Double-binds), die insbesondere aus Unstimmigkeiten zwischen den Dispositionen des Erben und dem Schicksal, das das Erbe für ihn bereithält, entstehen.« Pierre Bourdieu, *Widersprüche des Erbes*, 1997, 652.
- 251 Albert Memmi, *Der Kolonisator und der Kolonisierte*, 1994, 123.
- 252 In seinem Artikel »Deux ans après la mort de Hassan II. Le Maroc attend le grand changement« bezeichnet Ignace Dalle die Amtszeit des Königs – vom Anfang der 60er bis Ende der 80er Jahre – als »drei Jahrzehnte der Repression und Korruption.« *Le Monde Diplomatique*, Juin 2001, 15.
- 253 Lizenziat bzw. Spezialisierung im Verwaltungsrecht
- 254 Vgl. Pierre Bourdieu, *Das Tabu der Berechnung*, 1998, 176ff.
- 255 *Facancier* ist eine für Marokko typische Bezeichnung für jene Auswanderer, die nach längerer Zeit nach Hause zurückkommen, um hier ihren Urlaub zu verbringen. Ihr haftet ein ganz bestimmtes Bild an, dem *Malek* nicht entspricht. Durch die Betonung und besondere Aussprache dieses Wortes distanziert er sich selbst davon.
- 256 Frantz Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*, 1981.
- 257 »Aus religiöser Sicht stellt das Problem des Leidens paradoxerweise nicht die Frage, wie es zu vermeiden sei, sondern die, wie zu leiden sei [...], sozusagen zu etwas Leidlichem machen kann.« Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung*, 1987, 66.
- 258 Stuart Hall, *Kulturelle Identität und Globalisierung*, 1999, 393ff.
- 259 »Genauer gesagt trägt die Religion zur (verschleierte) Durchsetzung der Prinzipien der Strukturierung der Wahrnehmung und des Denkens der Welt, insbesondere der Sozialwelt in dem Maße bei, als sie ein System von Praktiken und Vorstellungen aufdrängt, dessen objektiv auf einem Prinzip der politischen Teilung beruhende Struktur als natürlich-übernatürliche Struktur des Kosmos daher kommt.« Pierre Bourdieu, *Das religiöse Feld*, 2000, 49.
- 260 Der Religionsunterricht ist in Pflichtschulen verbindlich. Zur Befreiung vom Religionsunterricht bedarf es eines schriftlichen Ansuchens beim Schuldirektor bin-

- nen der ersten zehn Tage nach Schulbeginn.
- 261 Diese Spuren sind in seinen Schlüsselworten, in seinem »Codewechsel«, in seinen Übersetzungen von Sprichwörtern und Metaphern, deren bildhafter Charakter Aufschluss über die Symbole und Bedeutungen seiner Referenzrahmen gibt, sowie in seiner lebhaften Gestik und ausdrucksvollen Mimik abzulesen.
- 262 »Maktub« bezeichnet für Moslems das vom göttlichen Willen vorgeschriebene Schicksal.
- 263 siehe Anm. 255.
- 264 An dieser Aussage wird deutlich, wie sehr Hilde das aufgezwungene väterliche Erbe ablehnt. Diese Ablehnung führt dazu, dass von den Nachkommen oft der Weg eingeschlagen wird, den Vater zu »übertreffen und in gewissem Sinne [zu] negieren«. Dies wiederum führt zu Problemen auf beiden Seiten. Einerseits fürchtet der Vater dieses »mörderische Übertroffenwerden«, andererseits droht es den Nachkommen, der sich mit einer Mission beauftragt fühlt, »zu zerreißen«; Vgl. Pierre Bourdieu, Widersprüche des Erbes, 1997, 651.
- 265 In dieser Anfangsphase der Modernisierung der Sozialstrukturen kommt es zu einer Öffnung des sozialen Raumes. Die Konfrontation zwischen restriktiven und offenen soziokulturellen Wertmustern war durch veränderte Wohlstandsniveaus, Öffnung der Bildungsinstitutionen und Öffnungen in den Bereichen der Sozial-, Rechts- und Außenpolitik eingeleitet worden. Vor allem die jüngeren, von der Bildungsexpansion und den existenziellen Verbesserungen profitierenden, Generationen ersannen Möglichkeiten veränderter Lebensentwürfe und konfrontierten die konventionellen Werte und Weltbilder ihrer Herkunftsmilieus mit neuen Verhaltenszumutungen.
- 266 Vgl. Elisabeth Welzig, Die 68er, 1974, 156f.
- 267 Dass diejenigen, die das Erbprojekt verfehlt haben, nicht nur innerfamiliär, sondern auch von der Gesellschaft als »Missratene« bezeichnet werden, weil es ihnen auch gesellschaftlich zgedacht war, darauf verweist auch Bourdieu. Aus dieser Perspektive wird klar, dass die unrühmliche Rückkehr (siehe unten) von Hilde in das Familienhaus in Graz, wo sie bekannt ist und nicht unbeobachtet bleiben kann, ein besonders schmerzhafter Schritt war; Vgl. Pierre Bourdieu, Widersprüche des Erbes, 1997, 653.
- 268 Um ein »revolutionäres Projekt« verfolgen zu können, ist es notwendig, ein Minimum an Gestaltungsmacht über die Gegenwart zu haben. Es ist die Grundvoraussetzung dafür, überhaupt die Idee in Betracht ziehen zu können, die Gegenwart in bezug auf eine erhoffte Zukunft umzugestalten. Arbeitslosen und Arbeitnehmern in prekärer Lage geht diese Fähigkeit oft verloren.
- 269 Das ATTAC-Netzwerk verbindet Menschen und Organisationen, die für soziale und ökologische Gerechtigkeit im Globalisierungsprozess streiten. Die Gründung geht unter anderem auf Pierre Bourdieu zurück.
- 270 Für diese Art der Produktion von schlechtem Gewissen durch pädagogische worst-case-Szenarien sind Frauen in ihrer mütterlichen Zuständigkeit immer noch stärker anfällig als Männer, zumal sie ja im Sinne einer »neoliberalen aktiven und engagierten Weiblichkeit« und aufgrund eines hohen Maßes an vorhandenem, einschlägigem

- Wissen angehalten sind, sich dieses auch anzueignen; Vgl. Katharina Pühl/Susanne Schultz, *Gouvernementalität und Geschlecht*, 2001, 114.
- 271 Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim/Ulrich Beck, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, 1990, 58.
- 272 Die strukturelle Dequalifizierung dieser Art von Ausbildung ist etwas, das die Kinder der unteren Mittelschicht besonders trifft, sind es doch gerade ihre Eltern, die auf Bildung als Einsatzkapital am Karrieremarkt gesetzt hatten.
- 273 Das Unvermögen sich festzulegen, von der älteren Generation häufig als charakterliches Defizit bewertet, ist eine Reaktion auf ein gesellschaftsbedingtes Double-bind zwischen dem noch vorhandenen Ideal einer linearen Berufslaufbahn und der Ungewissheit, in der Arbeitswelt Fuß fassen zu können; Vgl. Uwe Schimank, *Die »neoliberale Heimsuchung« des Wohlfahrtsstaates*, 2000, 188.
- 274 Das Land Steiermark gewährte bis zum Ende der Karenzgeldregelung (Ende Dezember 2001) eine eigene gestaffelte Familienbeihilfe, wenn das monatliche Pro-Kopf-Einkommen 8.310 Schilling (ca. 600 €) nicht überschritt. Mit Einführung des Kindergeldes sollte diese Beihilfe ersatzlos gestrichen werden. Nach heftigen Interventionen wurde eine Ersatzlösung getroffen.
- 275 Diese Vorstellung setzt immer einen Bruch voraus; Vgl. Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, 1999, 529.
- 276 Pierre Bourdieu beschreibt den Verfall jeglichen Verhältnisses zur Welt, zu Raum und Zeit als eine der Folgen der Prekarisierung; Vgl. Pierre Bourdieu, *Gegenfeuer*, 1998, 97.
- 277 Vgl. Beate Rössler, *Der Wert des Privaten*, 2001, 271.
- 278 Pierre Bourdieu, *Gegenfeuer*, 1998, 49.
- 279 Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim, *Die Kinderfrage*, 1997, 23.
- 280 Zygmunt Bauman, *Flaneure, Spieler und Touristen*, 1997, 133.
- 281 Vgl. Doris Hess-Diebäcker/Marlene Stein-Hilbers, *Das neue Leitbild der »Partnerschaft«*, 1993, 119.
- 282 Vgl. Angelika Diezinger/Maria Rerrich, *Die Modernisierung der Fürsorglichkeit*, 1998, 145; Vgl. auch: Christel Degen, *Human Resources*. 2000, 150; Sie verwendet den Begriff »Traditionsfalle«.
- 283 Vgl. Mechtild Oechsle/Birgit Geissler, *Die ungleiche Gleichheit*, 1998, 13ff.
- 284 Vgl. Mechtild Oechsle, *Ungelöste Widersprüche*, 1998, 195ff; Vgl. auch Florence Weiss, *Zur Kulturspezifik der Geschlechterdifferenz*, 1995, 63.
- 285 Vgl. Elisabeth von Thadden, *Was auf Erden möglich ist*, 2001.
- 286 Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim, *Die Kinderfrage*, 1997, 150.
- 287 Jüngstes Beispiel: Die aktuell diskutierte Pensionsreform, die – was alle Experten eindeutig belegen – wieder einmal zum Nachteil der Frauen ausfallen wird. (Vgl. etwa das Ungleichgewicht der Anrechnungswertigkeit der Präsenzdienstzeit gegenüber der Kinderbetreuungszeit; die Verlängerung der Durchrechnungszeiträume, die Frauen besonders treffen werden, etc.; Vgl. Pensionsreform verschärft Ungleichgewicht, in: *Der Standard*, 18.03. 2003, 15.)
- 288 Aktuellstes Beispiel für die oft fast nicht mehr zu schaffende finanzielle Belastung

- »Kind«: Immer mehr Eltern können sich den Schulanfang ihrer Kinder nicht mehr leisten; Vgl. Teurer Schulanfang, in: Kronen Zeitung, 10.09.2002, 14f.; Vgl. auch: Schultüten bleiben oft leer, in: Der Neue Grazer, 5.09.2002, 4f.
- 289 Vgl. Interview mit der Leiterin einer Beratungsstelle.
- 290 Vgl. Sabine Hess/Ramona Lenz, *Geschlecht und Globalisierung*, 2001.
- 291 Vgl. Rada Ivecovic, *Jugoslawischer Salat*, 1993, 10f.
- 292 Die Komplexität der Erwartungen und Teilidentitäten in den Nachfolgestaaten Jugoslawiens lassen dieses Unterfangen in einer weiteren Hinsicht zum Risiko werden. Nach der Implosion des alten Staatengefüges und der Infragestellung sämtlicher kultureller Zuordnungen wird Identität zunehmend nach dem Prinzip »Wie kann ich aus der Situation den größtmöglichen Nutzen ziehen?« definiert. Jurij H. folgt diesem Prinzip über weite Strecken, zugleich fühlt er sich »der Heimat« verbunden und möchte zu ihrer wirtschaftlichen Entwicklung beitragen. Die Balance zwischen diesen widersprüchlichen Identitäten zu halten, wird immer schwieriger.
- 293 Seine Gleichsetzung des Begriffes Familie mit seinen Geschwistern und Eltern auf der einen Seite und seiner Ehepartnerin und seinen Kindern auf der anderen kommt nicht von ungefähr. Der (Groß-)familie kommt in den slawischen Staaten nach wie vor eine enorme kulturelle Bedeutung zu, während in der Erfahrungswelt der Familie H. in Graz ein kleinbürgerlich-städtisches Familienbild herrscht. Die große Gemeinschaft, die der slowenische Klub in Graz darstellte, diente als Familienersatz.
- 294 Vgl. Johannes Moser u.a., *Blatten*, 1992, 46f bzw. 75.
- 295 Vgl. Vladimir Klemencic u. a., *Structures nationales des groupes ethniques et des minorités nationales dans l'eurorégion Alpe-Adria*, 1995, 177.
- 296 Die Schengen-Außengrenze ist nicht nur für jene, die die Grenze passieren, traumatisch, sondern auch für die dort arbeitenden Zöllner und Zöllnerinnen und die Militärs, die den Grenzraum überwachen. Die Praktiken bei der Abfertigung an der Schengen-Außengrenze mögen sich zwar von jenen an anderen Grenzen nicht wesentlich unterscheiden, die Angst der von der Grenze Betroffenen erwächst jedoch aus dem Festungscharakter des Schengener Raumes.
- 297 Vgl. Elisabeth Katschnig-Fasch, *Zwischen Begrenzung und Entgrenzung* [unveröffentlichter Aufsatz].
- 298 Vgl. Rainer Münz u.a., *Wanderungsmuster*, 1999, 284; Vgl. auch: *Statistik Austria*, 2001.
- 299 »Fremder ist, wer die österreichische Staatsbürgerschaft nicht besitzt.« § 1 des Fremdengesetzes von 1997.
- 300 Vgl. August Gächter, *Einstieg und Aufstieg*, 1999, 39.
- 301 Wird ihnen Asyl gewährt, sind sie Einheimischen als anerkannte Flüchtlinge im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention rechtlich größtenteils gleichgestellt.
- 302 Für die Aufnahme in die Bundesbetreuung gelten restriktive Bedingungen, darunter der Ausschluss bestimmter Staatsbürgerschaften.
- 303 Vgl. August Gächter, *Einstieg und Aufstieg*, 1999, 51.
- 304 Vgl. Patrik Volf/Rainer Bauböck, *Wege zur Integration*, 2001, 49.

- 305 1998 nur 58% des Durchschnittseinkommens österreichischer Haushalte. In diesen Durchschnittswert sind auch die Einkommen der wenigen hochqualifizierten, in Spitzenpositionen Beschäftigten aus EWR- und anderen westlichen Ländern inkludiert. Angehörige anderer Nationalitäten liegen tendenziell darunter, bei nur knapp 50%; Vgl. Patrik Volf/Rainer Bauböck, *Wege zur Integration*, 2001, 50.
- 306 Vgl. Kurt Flecker (Hg.), *Integration in der Steiermark*, 2002, 30; Vgl. auch: Rainer Bauböck, *Grenzziehungen*, 2001, 89.
- 307 Vgl. Karl-Heinz Snobe, *Möglichkeiten und Grenzen arbeitsmarktpolitischer Instrumentarien für MigrantInnen*, 1999, 99.
- 308 Vgl. Patrik Volf/Rainer Bauböck, *Wege zur Integration*, 2001, 52.
- 309 Vgl. Rainer Bauböck, *Grenzziehungen*, 2001, 89.
- 310 Bis 1949 wurden 12 Millionen Menschen, die deutschsprachigen Minderheiten angehörten, vertrieben, 430 000 suchten Zuflucht in Österreich; Vgl. Rainer Münz u.a., *Wanderungsmuster*, 1999, 266.
- 311 Vgl. den Beitrag: Gilles Reckinger, *Pendlerdasein*.
- 312 Vgl. Noam Chomsky, *Profit over people*, 2000, 35.
- 313 Vgl. Rainer Bauböck, *Grenzziehungen*, 2001, 77 bzw. 88ff.
- 314 Vgl. Rainer Münz, *Integration als einzige Alternative*, o. J., 37. Vgl. auch: Werner Fassmann/Rainer Münz, *Einwanderungsland Österreich?*, 1995.
- 315 Obwohl der Anteil von Afrikanern und Afrikanerinnen bei Suchtmitteldelikten eine Minderheit von 13% ausmacht, ist in offiziellen Polizeiaussendungen ebenso wie in medialen Berichten von »Schwarzafrikanern« als Tätergruppe und ihrer »besonderen Aggressivität« die Rede; Vgl. Presseaussendung der Bundespolizeidirektion Graz vom 11.12. 2002.
- 316 Vgl. Andreas Görg/Hans Pühretmayer, *Antirassistische Initiativen in Österreich*, 2000, 238.
- 317 Vgl. Pierre Bourdieu, *Ortseffekte*, 1997, 163ff.
- 318 Vernetzte, von der EU und Österreich finanzierte Einrichtungen in Graz, Salzburg und Wien. Sie beruhen auf der Zusammenarbeit unterschiedlichster Betreuungseinrichtungen: *Caritas, Afrika-Haus, ZEBRA, OMEGA* und *ISOP*.
- 319 Laut Innenministerium wurden 2002 mehr als 30 000 Asylanträge gestellt, rund 1000 davon von Kindern und Jugendlichen.
- 320 Die Rechte unbegleiteter, minderjähriger Flüchtlinge gehören seit kurzer Zeit zur Menschenrechtskonvention. Sie wurden 1989 in der Gesetzesvorlage zu den Kinderrechten beantragt, aber erst 2000 verabschiedet.
- 321 Vgl. Dorothee Ninck Gbeassor et al., *Überlebenskunst in Übergangswelten*, 1999.
- 322 »Von rund 3000 »Schwarzafrikanern« in Graz sind 5% als Drogendealer aktenkundig [...].« Helmut Wlasak, *Suchtgiftrichter am Landesgericht für Strafsachen in Graz*, *Journal Graz*, 1, 2002, 13. So sprechend diese Prozentangabe auch sein mag, sagt sie in keiner Weise aus, in welchem Verhältnis sie zur realen Gesamtzahl der Drogendeal-Delikte steht. Sie suggeriert lediglich, »Schwarzafrikaner« seien das Kernproblem der Grazer Drogenszene. »Die Medien sind heute integrierter Bestandteil der Wirklichkeit oder, wenn man so will, produzieren Wirklichkeitseffek-

- te, indem sie eine mediale Sichtweise der Realität kreieren, die zur Schaffung der Wirklichkeit, die zu beschreiben sie vorgibt, beiträgt.« Patrick Champagne, *Die Sicht der Medien*, 1997, 82.
- 323 Dies ergab sich aus dem Gruppengespräch, wo das Du alternierend mit dem You als übliche Anredeform zwischen Therapeutin und Betreuten verwendet wurde.
- 324 Es handelt sich um einen von NGOs durchgeführten Lehrgang, dessen Abschluss dem Niveau der 4. Klasse Mittelschule entspricht und den Einstieg in den »normalen« Bildungsweg ermöglichen soll.
- 325 Dieser Amtsweg dient der Überprüfung der angegebenen Fluchtgründe. Im Zweifelsfall bedarf es der Beschaffung zusätzlicher Informationen und Beweise, was die Verfahrensdauer entsprechend verlängert.
- 326 Heidi Schär-Sall, *Überlebenskunst in Übergangswelten*, 1999, 79.
- 327 Die Eindrücke und Erlebnisse der frühen Jahre verfallen in der Regel der Amnesie, bleiben im Unbewussten jedoch weiterhin wirksam; Vgl. Mario Erdheim, *Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur*, 1988, 216.
- 328 In diesem Zusammenhang spricht Heidi Schär-Sall von »Klientelisierung« der Asylsuchenden; Vgl. Heidi Schär-Sall, *Überlebenskunst in Übergangswelten*, 1999, 81.
- 329 Es ist die bloße Äußerlichkeit, die den Anknüpfungspunkt bietet, dem Fremden das Stigma anzuheften, indem man gefährliche Qualitäten bestätigt glaubt; Vgl. Peter Altwater, *Die Abwehr von Migrationsbewegungen und multikultureller Gesellschaft*, 2000, 295.
- 330 Wenn das Fremde als Kriminelles stigmatisiert wird, erfährt das Eigene eine seltsame Befreiung von devianten Phänomenen und wird zum dissonanzlos Guten; Vgl. Ebda, 295.
- 331 Vgl. Ina-Maria Greverus, *Die Anderen und Ich*, 1995; Vgl. auch: Dies., *L'identité et la notion de Heimat*, 1997, 479ff.
- 332 Diese Opferposition äußert sich sprachlich in seiner Verwendung passiver Verbalformen und der unbestimmten Fürwörter »man« und »sie«.
- 333 Vgl. Werner Brecht, *Selbstbestimmungsrecht und Flüchtlingsproblematik*, 1994, 35ff.
- 334 Vgl. Gerhard Hauck, *Gesellschaft und Staat in Afrika*, 2001. Vgl. auch: <http://www.amnesty.de/jb97/kamerun.htm> und die jeweiligen Jahresberichte bis zum Jahr 2001.
- 335 Vgl. Pierre Bourdieu, *Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum*, 1991, 31.
- 336 Am Beginn der Ausschreibung zu *Europas 2* waren Innovation, Ideenreichtum und Themenvielfalt maßgebende Säulen der insgesamt 71 europäischen Standorte, die sich als Planungsgebiete beworben hatten. Die Themenbereiche des Wettbewerbes waren alle auf eine Um- oder Neugestaltung städtischen Gebietes ausgerichtet.
- 337 Die typologischen Kategorien des Wettbewerbes waren: Sanierung gefährdeter Altbaugebiete, Umnutzung ehemaliger öffentlicher Gebäude, Revitalisierung von Industriebrachen, Nachverdichtung reiner Wohngebiete, Umstrukturierung nicht mehr genutzter innerstädtischer Verkehrsflächen und Umnutzung innerstädtischer

- Brachen.
- 338 Vgl. Europäische Wettbewerbe für neue Architektur. Ein Stück Stadt bewohnbar machen, o.O., o.J.
- 339 Gestaltungskonzept zum Wettbewerb *Europas 2* [unveröffentlicht].
- 340 Die Hälfte der ursprünglich geplanten Wohnungen wurde nun auf einem Viertel des Areals gebaut.
- 341 Pierre Bourdieu, Über das Fernsehen, 1998, 23.
- 342 Reinhold Tscherne, Rädelsführer gekündigt, in: *Kleine Zeitung*, 24.02. 2000.
- 343 Thomas Stanzer, Jugend-Terror ohne Ende, in: *Kleine Zeitung*, 20.07. 2000.
- 344 Thomas Stanzer, Vorerst keine Hilfe gewährt, in: *Kleine Zeitung*, 21.08. 2000.
- 345 Vgl. Jens Dangschat, Warum ziehen sich Gegensätze nicht an?, 1998, 34.
- 346 Vgl. Peter Noller, Globalisierung Stadträume und Lebensstile, 1999, 11.
- 347 Pierre Bourdieu, Ortseffekte, 1997, 159.
- 348 Schlagzeilen wie »Jugend-Terror ohne Ende« oder »13-jähriger Bub stahl Pkw: Von Polizei verfolgt« verweisen aber weniger auf die Wirklichkeit der dort lebenden Menschen, als vielmehr auf politische Ideologiemuster; Vgl. Über 1000 Wohnungen fertig, in: *Kleine Zeitung*, 17.12. 1997.
- 349 Der Dachverband der neuen unabhängigen Gewerkschaften *Solidarność* unter Führung von Lech Wałęsa wurde am 17.9. 1980 gegründet. Am 11.2. 1981 übernahm General Jaruzelski das Amt des Ministerpräsidenten. Am 13.12. 1981 wurde das Kriegerrecht über Polen verhängt: Streiks und sonstige Tätigkeiten von Gewerkschaften und gesellschaftlichen Organisationen wurden verboten. Tausende wurden interniert. Das Kriegerrecht wurde am 12.12. 1982 zwar ausgesetzt, ein halbes Jahr aufgehoben und fast alle Internierten freigelassen, doch blieben zahlreiche Beschränkungen (einschließlich des Verbots der *Solidarność*) aufrechterhalten; Vgl. Jakob Juchler, Osteuropa im Umbruch, 1994.
- 350 Vgl. Julia Kristeva, Fremde sind wir uns selbst, 1990, 209.
- 351 Vgl. Jens Dangschat, Warum ziehen sich Gegensätze nicht an?, 1998, 77.
- 352 Vgl. Ebda. 82.
- 353 Vgl. die Fallgeschichte: Manfred Omahna, »Wohnen am Abgrund?«
- 354 Vgl. Beate Rössler, Der Wert des Privaten, 2001, 27.
- 355 Vgl. Martina Löw, Raum ergreifen, 1994, 46.
- 356 Irmgard K. teilte dieses Grundmotiv zwei Studierenden mit, die sich im Rahmen eines Stadtforschungsseminars für die Entwicklung in der Griesgasse interessiert hatten. Angelika Paier und Gerald Winter stellten mir ihr transkribiertes Interview dankenswerterweise zur Verfügung.
- 357 In ihren zahlreichen Interviews mit weiblichen Arbeiterkindern haben Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp feststellen können, dass die Solidarität mit den arbeitenden Müttern bei den Töchtern häufig sehr stark ausgeprägt war. Der frühe Eintritt in den Arbeitsprozess und der damit verbundene Verzicht auf die Kinderfreiheiten erschien in diesen Darstellungen als natürlicher Prozess, dem sogar Positives abgewonnen wurde, weil sie dafür auch früher als andere von den Erwachsenen »für voll« genommen wurden; Vgl. Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli

- Knapp, Arbeiterkinder gestern – Arbeiterkinder heute, 1985, 14.
- 358 In der Diktion von Irmgard, die der ortsüblichen Bezeichnung der Prostituierten entspricht.
- 359 Vgl. Barbara Zibell, Raum und Zeit als Determinanten geschlechterspezifischer Arbeitsteilung, 2000, 36.
- 360 Die idealisierte Konzeption des »sicheren Zuhauses« beschreibt einen Ort individueller oder kollektiver Souveränität. Der Diskurs über das »sichere Heim« ist meist Ausgangspunkt der Darstellung des Fremden, der als Gefahrenträger und Feind dieses Ortes gesehen wird; Vgl. Zygmunt Bauman, Vereint in Verschiedenheit, 2000, 43.
- 361 Der Bezirk Gries wies 1998 die höchste Bevölkerungsfuktuation aller Grazer Bezirke auf. Innerhalb eines Jahres kam es durch den massiven Zuzug und Wegzug zu einem Bevölkerungsaustausch von mehr als 5%; Vgl. Amt f. Statistik, Wahlen und Einwohnerwesen Graz, Bevölkerung Graz, 1999.
- 362 Vgl. Isolde Steiner, »Das Aufhören ist schwer, das Anfangen ist viel leichter«, 2000, 61.
- 363 Damit werden bestehende gesellschaftliche Hierarchien und die Unterordnung derjenigen, die als »nicht zugehörig« angesehen werden, weitergeschrieben. Vgl. Erno Gotsbachner, Schimpfklatz und fremdenfeindliche Normalität, 2000, 71.
- 364 Magistrat Graz, Grobkonzept für die Neupositionierung des Griesplatzes und der Griesgasse als »interkulturelles Zentrum« von Graz, 1998, 5.
- 365 Vgl. Zygmunt Bauman, Vereint in Verschiedenheit, 2000, 40ff.
- 366 Vgl. Sharon Zukin, Städte und die Ökonomie der Symbole, 1998.
- 367 Ebda, 42.
- 368 Tatsächlich dürfte diese Geschichte mit einer Plakataktion der Grazer FPÖ und vor allem mit deren Gegenaktion zu tun haben, die im Herbst 2001 einiges Aufsehen erregt hat. Die FPÖ plakatierte damals den Slogan »Drogendealer sind Mörder«, um für eine Verschärfung der Gesetze gegen Drogendealerei zu werben. Daraufhin gab es eine Kontraplakataktion, die mit den Slogans »Trafikanten sind Mörder«, »Lebensmittelhändler sind Mörder« und auch »Gastwirte sind Mörder« auf die Relativität »mörderischer« – im Sinne gesundheitsbedrohender – Geschäftspraktiken hinwies. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Irmgard, konfrontiert mit diesem Plakatinhalt, eine gezielte Aktion der Ausländer gegen sie vermeinte.
- 369 Den von Max Weber formulierten »subjektiv gemeinten Sinn« erweitert Pierre Bourdieu um den »praktischen Sinn«, der sich erst an den tief liegenden Effekten der Strukturen erkennbar macht; Vgl. Pierre Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis, 1979, 179ff. Ders., Verstehen, 1997, 779ff.
- 370 Pierre Bourdieu, Verstehen, 1997, 782.
- 371 Ähnliche Positionen, Konditionen und Lebensbedingungen führen zu ähnlichen Dispositionen, Interessen und Leidenserfahrungen der Menschen, »folglich auch [zu] ähnliche[n] Praktiken und politisch ideologischen Positionen«. Das heißt, der Sinn, und sei er noch so subjektiv gemeint, ist immer objektiv hergestellt; Pierre Bourdieu, Sozialer Raum und »Klassen«, 1985, 12.

- 372 Vgl. Pierre Bourdieu/Loïc Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, 1996.
- 373 Franz Schultheis, *Deutsche Zustände im Spiegel französischer Verhältnisse*, 1997, 831.
- 374 Der Anspruch auf soziale Nähe in der Gesprächssituation hat in Bourdieus Untersuchung zu *Das Elend der Welt* unter anderem dazu geführt, dass die Gesprächspartnerinnen und -partner aus dem Bekanntenkreis der Befragenden kamen. Die begrenzte Anzahl an Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen hatte diese Auswahlstrategie in der von uns angestrebten Vielfalt an Interessenfeldern nicht durchgehend ermöglicht. Wir entschieden daher, auch solche Gesprächspartner und -partnerinnen auszuwählen, die nicht dem unmittelbaren Bekanntenkreis zuzurechnen sind.
- 375 Pierre Bourdieu meint die »intellektuelle Liebe«, die notwendig ist, um sich in die Situation eines anderen überhaupt hineinversetzen zu können. Er meint damit eine »Offenheit, die bewirkt, dass man die Probleme des Befragten zu seinen eigenen macht« und die Fähigkeit, den Befragten »zu nehmen und zu verstehen, wie er ist, mit seiner ganz besonderen Bedingtheit [...]«. Pierre Bourdieu, *Verstehen*, 1997, 788ff.
- 376 Ina-Maria Greverus, *Anthropologisch Reisen*, 2001, 11.
- 377 Die Erfahrung und Reflexion des Gegenübers führt zur Transformation des Eigenen; Vgl. Ina-Maria Greverus, *Anthropologisch Reisen*, 2002, 13.
- 378 Vgl. Florence Weiss, *Beziehung im Kontext der Datengewinnung*, 1994.
- 379 Ulf Hannerz, »Kultur« in einer vernetzten Welt. 1995.
- 380 Ulf Hannerz, *Cultural Complexity*, 1991.

Literatur

- Altwater, Elmar/Mahnkopf, Birgit: Globalisierung der Unsicherheit. Arbeit im Schatten, schmutziges Geld und informelle Politik, Münster 2002.
- Altwater, Peter: Die Abwehr von Migrationsbewegungen und multikultureller Gesellschaft – Deutungsmuster zwischen Ausgrenzungsverlangen und Zwang zur Assimilierung, in: Peter Altwater/Maren Stamer/Wilke Thomssen: Alltägliche Fremdenfeindlichkeit, Münster 2000, 288-308.
- Appadurai, Arjun: Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization, Mineapolis 1996.
- : Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization, in: Ulrich Beck: Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt/M. 1998, 55-86.
- Bachinger, Karl: »Ein paar Milliarden mehr Schulden sind weniger schlimm als ein paar hundert Arbeitslose«. Ökonomie und Beschäftigung, in: Stiftung Bruno Kreisky Archiv Historisches Museum der Stadt Wien (Hg.): Bruno Kreisky Seine Zeit und mehr; wissenschaftliche Begleitpublikation, Wien 1998 (Sonderausstellung des historischen Museums der Stadt Wien; 240), 71-86.
- Barlösius, Eva: »Das Elend der Welt«. Bourdieus Modell für die »Pluralität der Perspektiven« und seine Gegenwartsdiagnose über die »neoliberale Invasion«, in: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 12 (1999), H. 1, 3-27.
- : Die Armut der Gesellschaft, Opladen 2001.
- Bateson, Gregory: Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, 5. Aufl., Frankfurt/M. 1994.
- Bauböck, Rainer: Grenzziehungen – zur Konstruktion des Volks durch den österreichischen Nationalpopulismus, in: Erna Appelt (Hg.): Demokratie und das Fremde. Multikulturelle Gesellschaften als demokratische Herausforderung des 21. Jahrhunderts, Innsbruck/Wien/München 2001, 76-92.
- Bauman, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Frankfurt/M. 1995.
- : Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen, Hamburg 1997.
- : Vereint in Verschiedenheit, in: Josef Berghold/Elisabeth Menasse/Klaus Ottomeyer (Hg.): Trennlinien: Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen, Klagenfurt-Celovec 2000 (Publikationsreihe des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft u. Kultur zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit; 3), 35-46.
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986.
- : Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt/M. 1998.
- Beck, Ulrich/Vossenkuhl, Wilhelm/ Ziegler, Ulf Erdmann : Eigenes Leben: Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben, München 1995.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse, Frankfurt/M. 1996.

- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli: Arbeiterkinder gestern – Arbeiterkinder heute. Erziehungsansprüche und -probleme von Arbeiterinnen im intergenerativen Vergleich, Bonn 1985 (Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung; Arbeit; 15).
- Beck-Gernsheim, Elisabeth: Vom »Dasein für andere« zum Anspruch auf »ein Stück eigenes Leben« – Veränderungen im weiblichen Lebenszusammenhang, in: Soziale Welt 34 (1983), 307-340.
- : Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit, 3. Aufl., München 1997.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth/Beck, Ulrich: Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt/M. 1990.
- Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, Frankfurt/M. 1999.
- Berger, Peter/Vester, Michael (Hg): Alte Ungleichheiten – Neue Spaltungen, Opladen 1998.
- Böhm, Renate u. a.: Call-Centers in Salzburg. Telefonieren, bis die Ohren glühen! Eine handlungsorientierte Untersuchung, Salzburg 1999.
- Bohmann, Gerda: Sozialpolitik in der »Postmoderne«, in: Max Preglau/Rudolf Richter (Hg.): Postmodernes Österreich? Konturen des Wandels in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur, Wien 1998 (Schriftenreihe des Zentrums für angewandte Politikforschung; 15), 133-154.
- Borek, Johanna/Krondorfer, Birge/Mende, Julius (Hg.): Kulturen des Widerstandes. Texte zu Antonio Gramsci, Wien 1993 (Beiträge zu Kulturwissenschaft und Kulturpolitik; 3).
- Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt/M. 1979.
- : Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1982 (1983, 1999).
- : Sozialer Raum und »Klassen«. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/M. 1985.
- : Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/M. 1987 (1999).
- : Homo academicus, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1988.
- : Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches, Wien 1990.
- : Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum, in: Martin Wentz (Hg.): Stadträume, Frankfurt/M. 1991 (Die Zukunft des Städtischen; 2), 25-34.
- : Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/M. 1996 (1998).
- : Die verborgenen Mechanismen der Macht, 2. Aufl., Hamburg 1997.
- : Ortseffekte, in: Pierre Bourdieu et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, 159-167.
- : Widersprüche des Erbes, in: Pierre Bourdieu et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, 651-658.
- : Die Abdankung des Staates, 1997, in: Pierre Bourdieu et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, 207-215.

- : Verstehen, in: Pierre Bourdieu et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, 779-822.
 - : Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion, Konstanz 1998.
 - : Der Einzige und sein Eigenheim, Hamburg 1998 (Schriften zu Politik und Kultur; 3).
 - : La domination masculine, Saint-Amand-Montrond 1998.
 - : Über das Fernsehen, Frankfurt/M. 1998.
 - : Familiensinn, in: Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zu Theorie des Handelns, Frankfurt/M. 1998, 126-136.
 - : Das Tabu der Berechnung, in: Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt/M, 1998, 176-182.
 - : Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt/M. 1999.
 - : Das religiöse Feld. Texte und Ökonomie des Heilsgeschehens, Konstanz 2000 (édition discours; 11).
 - : Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft, Konstanz 2000 (édition discours; 25).
 - : Neoliberalismus und neue Formen der Herrschaft, in: Isotopia, Forum für gesellschaftspolitische Alternativen, Bd. 24 (2000), 12-23.
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude: Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart 1971.
- Bourdieu, Pierre/Haacke, Hans: Freier Austausch. Für die Unabhängigkeit der Phantasie und des Denkens, Frankfurt/M. 1993.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic: Reflexive Anthropologie, Frankfurt/M. 1996.
- Bourdieu, Pierre et al.: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997 (1998) (édition discours; Bd. 9).
- Bourdieu, Pierre/Steinrück, Margareta (Hg.): Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik, Hamburg 2001 (Schriften zu Politik & Kultur; 4).
- Brecht, Werner: Selbstbestimmungsrecht und Flüchtlingsproblematik, in: Stephan Klingebiel (Hg.): Migration. Flucht und Wanderungen am Ende des 20. Jahrhunderts, Berlin 1994 (WeltTrends; 5), 35-52.
- Breuer, Gerda (Hg.): Neue Stadträume. Zwischen Musealisierung, Medialisierung und Gestaltlosigkeit, Frankfurt/Basel 1998 (Wuppertaler Gespräche; 2).
- Bude, Heinz: Die Überflüssigen als transversale Kategorie, in: Peter A. Berger/Michael Vester (Hg.): Alte Ungleichheiten, Neue Spaltungen, Opladen 1998 (Sozialstrukturanalyse; 11), 363-382.
- Bürsemeister, Thomas: Transintentionalität im Bildungssystem. Bourdieus Gegenwartdiagnose zu LehrerInnen im Neoliberalismus, in: Matthias Wingers/Reinhold Sackmann (Hg.): Bildung und Beruf. Ausbildung und berufsstruktureller Wandel in der Wissenschaftsgesellschaft, Weinheim/München 2002, 241-254.
- Castel, Robert: Die Metamorphose der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz 2000.

- : Der Zerfall der Lohnarbeitsgesellschaft, in: Pierre Bourdieu (Hg.): Der Lohn der Angst: Flexibilisierung und Kriminalisierung in der »neuen Arbeitsgesellschaft«, Konstanz 2001 (Liber Jahrbuch; 3), 14-20.
- Chambers, Iain: Migration, Kultur, Identität, Tübingen 1996.
- Chomsky, Noam: Profit over people. Neoliberalismus und globale Weltordnung, 4. Aufl., Hamburg/Wien 2001.
- Dangschat, Jens: Warum ziehen sich Gegensätze nicht an?, in: Wilhelm Heitmeyer/Reiner Dollase/Otto Backes (Hg.): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben, Frankfurt/M. 1998, 21-98.
- (Hg.): Modernisierte Stadt – Gespaltene Gesellschaft. Ursachen von Armut und sozialer Ausgrenzung, Opladen 1999.
- De Certeau, Michel: Die Kunst des Handelns, Berlin 1988.
- Degen, Christel: Human Resources. Oder beim ersten Kind wird alles anders, in: Jan Engelmann/Michael Wiedemeyer (Hg.): Kursbuch Arbeit, Stuttgart/München 2000, 143-153.
- Derrida, Jacques: Die unbedingte Universität, Frankfurt/M. 2001.
- Diezinger, Angelika/Rerrich, Maria S.: Die Modernisierung der Fürsorglichkeit in der alltäglichen Lebensführung junger Frauen: Neuerfindung des Altbekannten?, in: Mechthild Oechlse/Birgit Geissler (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen 1998 (Geschlecht und Gesellschaft; 14), 165-183.
- Egger, Stephan/Pfeuffer, Andreas/Schultheis, Franz: Bildungsforschung in einer Soziologie der Praxis: Pierre Bourdieu, in: Axel Bolder u.a. (Hg.): Die Wiederentdeckung der Ungleichheit. Aktuelle Tendenzen in Bildung für Arbeit, Opladen 1996 (Jahrbuch Bildung und Arbeit; 96), 320-339.
- Elias, Norbert: Studien über die Deutschen, Frankfurt/M. 1989.
- Erdheim, Mario: Die Gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozess, Frankfurt/M. 1984 (1997).
- : Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur, Frankfurt/M. 1988.
- Ernst, Andrea/Federspiel, Krista/Langbein, Kurt: Sozialstaat Österreich – Bei Bedarf geschlossen, Wien 1987.
- Fanon, Frantz: Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt/M. 1981.
- Fassmann, Werner/Münz, Rainer: Einwanderungsland Österreich?, Wien 1995.
- Fehrmann, Eberhard: Turbo-Kapitalismus, in: Elmar Altvater u.a.: Turbokapitalismus. Gesellschaft im Übergang ins 21. Jahrhundert, Hamburg 1997, 7-15.
- Feinberg, Leslie: Träume in den erwachenden Morgen, 2. Aufl., Berlin 1998.
- Flecker, Kurt (Hg.): Die Integration von MigrantInnen in der Steiermark. Chancen und Hemmnisse. Bestandsaufnahme und Vorschläge, Graz 2002.
- Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt/M. 1971.
- Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta (Hg): Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse, Opladen 1993.
- Friedman, Milton/Friedman, Rose: Chancen, die ich meine. Ein persönliches Bekenntnis,

- Berlin/Wien 1980.
- Gächter, August: Einstieg und Aufstieg, in: ISOP (Hg.): Viel Arbeit. Perspektiven zur beruflichen Integration von MigrantInnen. Österreich im europäischen Kontext, Graz 1999, 35-54.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/M. 1983 (1987, 1995).
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechthild: Die Modernisierung weiblicher Lebenslagen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 2000, 11-17.
- Gensluckner, Elisabeth: Integrationspolitik. Initiativen und Aktivitäten in Österreich, in: Appelt, Erna (Hg.): Demokratie und das Fremde: multikulturelle Gesellschaften als demokratische Herausforderung des 21. Jahrhunderts, Innsbruck/Wien/München 2001, 167-192.
- Glißmann, Wilfried: Die neue Selbständigkeit in der Arbeit, in: Sebastian Herkommer (Hg.): Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus, Hamburg 1999, 150-170.
- Glötz, Peter: Die beschleunigte Gesellschaft: Kulturkämpfe im digitalen Kapitalismus, München 1999.
- Goffman, Erving: Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt/M. 1973.
- : Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt/M. 1986.
- : Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, 6. Aufl., München/Zürich 1997.
- Görg, Andreas/Pühretmayer, Hans: Antirassistische Initiativen in Österreich. Zur Diskussion ihrer Position und ihrer strategischen Potentiale, in: Josef Berghold/Elisabeth Menasse/Klaus Ottomeyer (Hg.): Trennlinien. Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen, Klagenfurt 2000, 237-257.
- Gorz, André: Das Goldene Zeitalter der Arbeitslosigkeit, in: André Gorz: Abschied vom Proletariat. Jenseits des Sozialismus, Frankfurt/M. 1980, 123-135.
- Gotsbachner, Erno: Schimpfklatz und fremdenfeindliche Normalität, in: Josef Berghold/Elisabeth Menasse/Klaus Ottomeyer (Hg.): Trennlinien. Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen, Klagenfurt-Celovec 2000 (Publikationsreihe des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit; 3), 47-76.
- Greverus, Ina-Maria: Neues Zeitalter oder Verkehrte Welt. Anthropologie als Kritik, Darmstadt 1990.
- : Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell, in: Ina-Maria Greverus u.a. (Hg.): Kulturtexte, Frankfurt/M. 1994, 87-111.
- : Die Anderen und Ich. Vom Sich Erkennen, Erkennt- und Anerkanntwerden. Kultur-anthropologische Texte, Darmstadt 1995.
- : L'identité et la notion de Heimat, in: Ethnologie française, Allemagne. L'interrogation, XXVII (1997), H. 4, 479-490.
- : Anthropologisch Reisen, Münster/Hamburg/London 2002.

- Gulis, Wolfgang: Integrating Immigrants and Ethnic Minorities. International Visitor Program. A Single Country Project for Austria, Graz 2000.
- Habermas, Jürgen: Die postnationale Konstellation. Politische Essays, Frankfurt/M. 1998.
- Hackl, Bernd: Aufbruch aus der Krise? »Schulautonomie« in Österreich zwischen Reformbedarf, Demokratisierung und Marktrhetorik, in: Die Deutsche Schule, 90 (1998), 1, 79-93.
- Hagen, Johann J.: Wieviel Staat braucht die Gesellschaft? Über politische Paradigmenwechsel, in: Josef Schmee/Erwin Weissel (Hg.): Die Armut des Habens. Wider den feigen Rückzug vor dem Neoliberalismus, Wien 1999, 12-26.
- Hall, Stuart: Kulturelle Identität und Globalisierung, in: Karl H. Hörning/Rainer Winter (Hg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung, Frankfurt/M. 1999, 393-441.
- Handschuh-Heiß, Stephanie: Von Muskelspielen und Titanenkämpfen. Körper, Kostüme und Klamauk, in: Hans A. Hartmann/Rolf Haubl (Hg.): Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz, 2. Aufl., Opladen/Wiesbaden 1998, 167-198.
- Hanisch, Ernst: 1890-1990: Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, Wien 1996.
- Hannerz, Ulf: Cultural Complexity. Studies in the Social Organization of Meaning, New York 1992.
- : »Kultur« in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffes, in: Wolfgang Kaschuba (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse, Perspektiven Europäischer Ethnologie, Berlin 1995, 64-84.
- Haubl, Rolf: »Welcome to the pleasure dome«. Einkaufen als Zeitvertreib, in: Hans A. Hartmann/Rolf Haubl (Hg.): Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz, 2. Aufl., Opladen/Wiesbaden 1998, 199-224.
- Hauck, Gerhard: Gesellschaft und Staat in Afrika, Frankfurt/M. 2001.
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft, Frankfurt/M. 1997.
- Herzfeld, Michael: Anthropology. Theoretical Practice in Culture and Society, Malden/Massachusetts 2001.
- Hess, Sabine: Kulturelle Globalisierung und Geschlecht, in: Sabine Hess/Ramona Lenz (Hg.): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume, Königstein/Taunus 2001, 10-33.
- Hess, Sabine/Lenz, Ramona (Hg.): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume, Königstein/Taunus 2001.
- Hess-Diebäcker, Doris/Stein-Hilbers, Marlene: Das neue Leitbild der innerfamilialen »Partnerschaft« in Kinderbetreuung und Haushalt, in: Ursula Müller/Hiltraud Schmidt-Waldherr (Hg.): FrauenSozialKunde. Wandel und Differenzierung von Lebensformen und Bewusstsein, 2. Aufl., Bielefeld 1993, 113-131.
- Hitzler, Ronald: Sinnbasteln. Zur subjektiven Aneignung von Lebensstilen, in: Ingo Mörth/Gerhard Fröhlich (Hg.): Das symbolische Kapital der Lebensstile,

- Frankfurt/New York 1994.
- Hochschild, Arlie Russell: Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle, Frankfurt/New York 1990.
- Honegger, Claudia/Rychner, Marianne: Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz, Zürich 1998.
- Honneth, Axel: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt/M. 1992.
- : Die zerrissene Welt des Sozialen. Sozialphilosophische Aufsätze. Frankfurt/M. 1990.
- Hörning, Karl H.: Kulturelle Kollisionen, in: Karl H. Hörning/Rainer Winter (Hg.): Widerspenstige Kulturen, Cultural Studies als Herausforderung, Frankfurt/M. 1999, 84-115.
- Hradil, Stefan: Soziale Ungleichheiten in Deutschland, 7. Aufl., Opladen 1997.
- Hübinger, Werner: Prekärer Wohlstand. Neue Befunde zu Armut und sozialer Ungleichheit, Freiburg 1996.
- Ingrisch, Doris/Lichtenberger-Fenz, Brigitte: Hinter den Fassaden des Wissens. Frauen, Feminismus und Wissenschaft – Eine aktuelle Debatte, Wien 1999.
- Iveković, Rada: Jugoslawischer Salat, Graz/Wien 1993.
- Jahoda, Marie/Lazarsfeld, Paul/Zeisel, Hans: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt/M., 1975.
- Juchler, Jakob: Osteuropa im Umbruch. Politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen 1989-1993, Zürich 1994.
- Kanter, Rosabeth Moss: Global denken – lokal handeln – Weltklasse erreichen. Wegweisende Konzepte für Entscheidungsträger in Wirtschaft und Politik, Wien/Frankfurt 2000.
- Kaschuba, Wolfgang: Kulturalismus: vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs, in: Wolfgang Kaschuba (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie, Berlin 1995 (Zeithorizonte; 1), 11-30.
- Kaser, Karl/Stocker, Karl: Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848; Bd. II: Die verspätete Revolution, Wien/Köln/Graz 1988.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile, Wien/Köln/Weimar 1998 (Kulturstudien; 24).
- : Zwischen Begrenzung und Entgrenzung, [unv. Aufsatz], Graz o. J.
- Kaufmann, Jean-Claude: Das verstehende Interview. Theorie und Praxis (édition discours; Bd. 14), Konstanz 1999.
- Kemir, Sabine: Gramsci und die zivilgesellschaftlichen Potentiale im Maghreb, in: Johanna Borek/Birge Krondorfer/Julius Mende (Hg.): Kulturen des Widerstandes. Texte zu Antonio Gramsci, Wien 1993 (Beiträge zu Kulturwissenschaft und Kulturpolitik; 3), 83-128.
- Klemencic, Vladimir/Klemencic, Matjaz: Structures nationales des groupes ethniques des minorités nationales dans l'Eurorégion Alpe-Adria, in: Henri Goetschy/André-Louis Sanguin (Hg.): Langues régionales et relations transfrontalières en Europe, Paris 1995, 173-185.
- Knecht, Michi (Hg.): Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin,

- Köln/Weimar/Wien 1999.
- Krais, Beate: Bildungsexplosion und soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland, in: Axel Bolder (Hg.): Die Wiederentdeckung der Ungleichheit. Aktuelle Tendenzen in Bildung für Arbeit, Opladen 1996 (Jahrbuch Bildung und Arbeit; 96), 118-146.
- Kreimer, Margareta: Frauenarbeit und Flexibilisierung, in: Hans Georg Zilian/Jörg Flecker (Hg.): Flexibilisierung – Problem oder Lösung?, Berlin 1998, 137-162.
- Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst, Frankfurt/M. 1990.
- Kuzmics, Helmut: Autorität und österreichischer »National«charakter. Kontinuität und Wandel von der Monarchie bis zur Gegenwart, in: Max Preglau/Rudolf Richter (Hg.): Postmodernes Österreich? Konturen des Wandels in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur, Wien 1998 (Schriftenreihe des Zentrums für angewandte Politikforschung; 15), 23-44.
- Lautmann, Rüdiger: Über homosexuelle Identität, in: Barbara Hey/Ronald Pallier/Roswith Roth (Hg.): Queerdenken. Weibliche/männliche Homosexualität & Wissenschaft, Innsbruck/Wien 1997, 131-141.
- Leitner, Egon Christian: Bourdieu und die helfenden Berufe, in: Isotopia – Forum für gesellschaftliche Alternativen (2000), H. 24, 174-182.
- : Bourdieus ergreifende Wissenschaft: Handhab(ung)en, Wien 2000.
- Lévi-Strauss, Claude: Strukturelle Anthropologie II, Frankfurt/M. 1975.
- Lindner, Rolf: Das Ethos der Region, in: Zeitschrift für Volkskunde 89, 1993, 169-190.
- : Was ist »Kultur der Armut«? Anmerkungen zu Oskar Lewis, in: Sebastian Herkommer (Hg.): Soziale Ausgrenzungen. Gesichter des neuen Kapitalismus, Hamburg 1999, 171-178.
- Löw, Martina: Raum ergreifen: alleinwohnende Frauen zwischen Arbeit, sozialen Beziehungen und der Kultur des Selbst, Bielefeld 1994 (Wissenschaftliche Reihe, 56, Materialien – Argumente).
- MacLachlan, Malcolm: Die Arbeit mit Psychotrauma. Persönliche, kulturelle und kontextuelle Probleme, in: Klaus Ottomeyer/Karl Peltzer (Hg.): Überleben am Abgrund. Psychotrauma und Menschenrechte, Klagenfurt 2002.
- Martin, Hans-Peter: Die Globalisierungsfalle, Reinbek 1996.
- Martin, Paul C.: Zu diesem Buch, in: Milton Friedman: Kapitalismus und Freiheit, München 1976, 9-12.
- Memmi, Albert: Der Kolonisator und der Kolonisierte. Zwei Portraits, Hamburg 1994.
- Mommsen, Hans: Die Last der Vergangenheit, in: Jürgen Habermas (Hg.): Stichworte zur »geistigen Situation der Zeit«. Frankfurt/M. 1979 (Nation und Republik, Bd.1), 164-184.
- Moser, Johannes: Jeder der will, kann arbeiten. Die kulturelle Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit, Wien/Zürich 1993.
- Moser, Johannes/Katschnig-Fasch, Elisabeth (Hg.): Blatten. Ein Dorf an der Grenze, Graz 1992 (Kuckuck, Sonderband 2).
- Münz, Rainer: Integration als einzige Alternative. Demographische Argumente für eine realitätsbezogene Zuwanderungspolitik, in: ISOP (Hg.): Flüchtlingslos, Graz o. J., 37.

- Münz, Rainer u.a.: Wanderungsmuster, Stellung von Einwanderern und Integrationspolitik in Deutschland und Österreich, in: Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer (Hg.): Gesellschaften im Vergleich: Forschungen aus Sozial- und Geschichtswissenschaften, Frankfurt/M. 1999, 261-340.
- Neckel, Sighard: Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit, Frankfurt/M. u.a. 1991.
- Negri, Antonio/Hardt, Michael: Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt/M. u.a. 2002.
- Ninck Gbeassor, Dorothee u.a.: Überlebenskunst in Übergangswelten. Ethnopsychologische Betreuung von Asylsuchenden, Berlin 1999.
- Noller, Peter: Globalisierung Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raums, Opladen 1999.
- Oechlse, Mechtild: Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung junger Frauen, in: Mechtild Oechlse/Birgit Geissler (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen 1998 (Geschlecht und Gesellschaft; 14), 185-200.
- Oechlse, Mechtild/Geissler, Birgit (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen 1998 (Geschlecht und Gesellschaft; 14).
- Offe, Claus: Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie, in: Claus Offe: Arbeitsgesellschaft. Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven, Frankfurt/M. 1984, 13-43.
- Osten, Marion von: Fashion is Work – Einige Gedanken zum vergeschlechtlichten Verhältnis von Produktion und Konsumtion vor dem Hintergrund internationaler Arbeitsteilung, in: Sabine Hess/Ramona Lenz (Hg.): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume, Königstein/Taunus 2001, 182-201.
- Papuschek, Ulrike/Pastner, Ulli: Über die Entwicklung der Bildung und Berufsausübung von Frauen in Österreich, Wien 1999 (Hochschulbericht 1999; 3).
- Pasolini, Pier Paolo: Freibeuterschriften. Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft, Berlin 1978.
- Pirker, Reinhard: Die Ökonomisierung des öffentlichen Diskurses oder Woher kommt die neoliberale Rhetorik?, in: Josef Schmees/Erwin Weissel (Hg.): Die Armut des Habens. Wider den feigen Rückzug vor dem Neoliberalismus, Wien 1999, 27-37.
- Posch, Waltraud: Körper machen Leute. Der Kult um die Schönheit, Frankfurt/M./New York 1999.
- Preglau, Max/Richter, Rudolf (Hg.): Postmodernes Österreich?, Wien 1998.
- Pühl, Katharina/Schultz, Susanne: Gouvernamentalität und Geschlecht. Über das Paradox der Festschreibung und Flexibilisierung der Geschlechterverhältnisse, in: Sabine Hess/Ramona Lenz (Hg.): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume, Königstein/Taunus 2001, 102-127.
- Pürer, Heinz: Presse in Österreich. Unter Mitarbeit von Benno Signitzer, Wien 1990.
- Reiners, Diana: Wenn Individualität zur Norm wird, in: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur, 17 (2002), H. 1, 18-21.
- Reinprecht, Waltraud: Die rechtliche und soziale Lage der häuslichen Dienstboten in Graz

- in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Graz 1989 ([unv.] Dipl.-Arb. Mag. phil.).
- Resch, Christine: Kunst als Skandal. Der steirische Herbst und die öffentliche Erregung, Wien 1994 (Beiträge zu Kulturwissenschaft und Kulturpolitik; 4).
- Rifkin, Jeremy: Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft, Frankfurt/M. 1995.
- Rosaldo, Renato: Culture and Truth. The Remaking of Social Analysis, Boston 1993.
- Röbke, Thomas: Kunst und Arbeit: Künstler zwischen Autonomie und sozialer Unsicherheit, Essen 2000 (Kultur in der Diskussion; 7).
- Rössler, Beate: Der Wert des Privaten, Frankfurt/M. 2001.
- Sassen, Saskia: Losing Control? Sovereignty in an Age of Globalization, New York 1996.
- Schär-Sall, Heidi: Überlebenskunst in Übergangswelten, in: Dorothee Ninck Gbeassor u.a.: Überlebenskunst in Übergangswelten, Frankfurt/M. 1999, 77-107.
- Scheipl, Josef/Seel, Helmut: Die Entwicklung des österreichischen Schulwesens in der Zweiten Republik 1945-1987, Graz 1988 (Studientexte für die pädagogische Ausbildung der Lehrer Höherer Schulen; 2).
- Scherke, Katharina: »Es is eigentlich a ganz normale Arbeit«. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen von bildenden Künstlerinnen in der Steiermark bzw. in Graz, Graz 1994.
- Scherpe, Klaus R. (Hg.): Die Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne, Reinbek 1988.
- Schimank, Uwe: Die »neoliberale Heimsuchung« des Wohlfahrtsstaats – Pierre Bourdieus Analyse gesellschaftlicher Exklusionstendenzen, in: Uwe Schimank/Ute Volkmann (Hg.): Soziologische Gegenwartsdiagnosen, 1. Bd., Opladen 2000, 183-198.
- Schindler, Norbert: Jenseits des Zwanges? Zur Ökonomie des Kulturellen innerhalb und außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, in: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 81, H. 1, 192-219.
- Schmiederer, Ernst: C'est la vie. Zur Lebenskultur österreichischer Journalisten, in: Hans-Heinz Fabris/Fritz Hausjell (Hg.): Die vierte Macht. Zu Geschichte und Kultur des Journalismus in Österreich seit 1945, Wien 1991 (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik; 53), 139-177.
- Schultheis, Franz: Deutsche Zustände im Spiegel französischer Verhältnisse, in: Pierre Bourdieu et al.: Das Elend der Welt, Konstanz 1997, 827-838.
- : Familie und Politik, Konstanz 1999.
- Sennett, Richard: Civitas. Großstadt und die Kultur des Unterschieds, Frankfurt/M. 1991.
- : Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation, Berlin 1995.
- : Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998.
- : Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, 11. Aufl., Frankfurt/M. 2000.
- Sertl, Michael: Mehr Chancengleichheit durch postmoderne Pädagogik?, in: Max Preglau/Rudolf Richter (Hg.): Postmodernes Österreich? Konturen des Wandels in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur, Wien 1998 (Schriftenreihe des Zentrums für angewandte Politikwissenschaft; 15), 199-218.
- Snobe, Karl-Heinz: Möglichkeiten und Grenzen arbeitsmarktpolitischer Instrumentarien für MigrantInnen, in: ISOP (Hg.): Viel Arbeit. Perspektiven zur beruflichen Integration von MigrantInnen. Österreich im europäischen Kontext, Graz 1999, 97-104.

- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet: Grounded Theory. Basics of qualitative Research, Weinheim 1996.
- Streeruwitz, Marlene: Alles was falsch ist, in: Isolde Charim/Doron Rabinovici (Hg.), Österreich. Berichte aus Quarantainen, Frankfurt 2000, 123-133.
- Talos, Emmerich: Arbeitslosigkeit und beschäftigungspolitische Steuerung: Problemwahrnehmung/Problemartikulation, Zielsetzungen, Strategien und Maßnahmen in Österreich seit Mitte der siebziger Jahre, in: Emmerich Talos/Margit Wiederschwinger (Hg.): Arbeitslosigkeit. Österreichs Vollbeschäftigungspolitik am Ende?, Wien 1987 (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik; 30), 91-166.
- Thadden, Elisabeth von: Was auf Erden möglich ist. Bemerkungen zum Stand des Paarlebens, Kinder nicht ausgeschlossen, in: Karl Michel/Ingrid Karsunke/Tilman Spengler (Hg.), Liebesordnungen, Berlin 2001 (Kursbuch 144), 41-52.
- Thompson, Edward P.: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Frankfurt/Berlin/Wien 1980.
- Thurn, Hans Peter: Kunst als Beruf, in: Jürgen Gerhards (Hg.): Soziologie der Kunst. Produzenten, Vermittler und Rezipienten, Opladen 1997.
- Todd, Emmanuel: Die neoliberale Illusion: über die Stagnation der entwickelten Gesellschaften, Zürich 1999.
- Trinczek, Rainer: Arbeitszeitflexibilisierung in der bundesdeutschen Metallindustrie, in: Hans Georg Zilian/Jörg Flecker (Hg.): Flexibilisierung – Problem oder Lösung?, Berlin 1998, 67-87.
- Unger, Brigitte: Politischer versus ökonomischer Handlungsspielraum, in: Josef Schmees/Erwin Weissel (Hg.): Die Armut des Habens. Wider den feigen Rückzug vor dem Neoliberalismus, Wien 1999, 52-65.
- Vester, Michael: Von der Integration zur sozialen Destabilisierung: Das Sozialmodell der Bundesrepublik und seine Krise, in: Journal für Konflikt und Gewaltforschung (2000), H. 1, 4-27.
- Vester, Michael u.a.: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Frankfurt 2001.
- Volf, Patrik/Bauböck, Rainer: Wege zur Integration. Was man gegen Diskriminierung und Fremdenfeindlichkeit tun kann, Klagenfurt 2001.
- Voß, Günter G./Pongratz, Hans J.: Entgrenzte Arbeitskraft – entgrenzte Qualifikation, in: Mathias Fechter/Margret Krannich (Hg.): Gesellschaftliche Perspektiven: Arbeit – Geschlecht – Natur – Neue Medien, Essen 2000 (Jahrbuch der Hessischen Gesellschaft für Demokratie und Ökologie; 2), 11-18.
- Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, 2. Aufl., Tübingen 1922.
- : Wirtschaft und Gesellschaft, 5. Aufl., Tübingen 1980.
- : Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus, Düsseldorf 1992.
- Weiss, Florence: Beziehung im Kontext der Datengewinnung. Ethnopschoanalytische Gesichtspunkte im Forschungsprozess, in: Gregor Spuhler (Hg.): Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, 23-47.
- : Zur Kulturspezifität der Geschlechterdifferenz und des Geschlechterverhältnisses. Die Iatmul in Papua-Neuguinea, in: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hg.):

- Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt/New York 1995, 47-84.
- Weissel, Erwin: Der Neoliberalismus als Opium fürs Volk, in: Josef Schmeel/Erwin Weissel (Hg.): Die Armut des Habens. Wider den feigen Rückzug vor dem Neoliberalismus, Wien 1999, 66-79.
- Welz, Gisela: Der Tod des Lokalen als Ekstase des Lokalismus, in: Peter Noller/Walter Prigge/Klaus Ronneberger (Hg.): Stadt-Welt. Über die Globalisierung städtischer Milieus, Frankfurt/New York 1994, 218-255.
- Welzig, Elisabeth: Die 68er. Karrieren einer rebellischen Generation, Wien/Köln/Graz 1974 (1985).
- Wilhelm, Karin: Verlischt die Stadt in der Peripherie? Einleitende Fragen zur Krise der Städte, in: Karin Wilhelm/Gregor Langenbrinck (Hg.): City-Lights. Zentren, Peripherien, Regionen, Wien/Köln/Weimar 2002, 15-32.
- Willis, Paul: Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1982.
- Zahradnik, Michael: Sozialgeschichte der Schule, in: Alois Ecker/Michael Zahradnik: Familie und Schule. Sozialgeschichtliche Aspekte, Wien 1986 (Materialien und Texte zur Politischen Bildung; 1), 125-243.
- Zibell, Barbara: Raum und Zeit als Determinanten geschlechterspezifischer Arbeitsteilung, in: Monika Imboden/Franziska Meister/Daniel Kurz (Hg.): Stadt, Geschlecht, Raum. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. u. 20. Jahrhundert, Zürich 2000, 29-44.
- Zilian, Hans Georg: Einleitung: Pathologien, Paradoxien, Eulenspiegelereien – Arbeitswelt zwischen Knappheit und Ideologie, in: Hans Georg Zilian/Jörg Flecker (Hg.): Pathologien und Paradoxien der Arbeitswelt, Wien 1997, 8-31.
- : Soziale Kompetenzen in betrieblichen Tätigkeitsbereichen. Studie im Auftrag des Instituts für experimentelle Qualifikations- und Arbeitsmarktforschung (IQUA) – Schulungszentrum Fohnsdorf, Graz 1999.
- : Arbeitslosigkeit und die Totalisierung der Arbeitswelt, in: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur, (2001), H. 2, 4-9.
- Zilian, Hans Georg/Malle, Bertram: Spreu und Weizen. Das Verhalten der Arbeitskräfte-nachfrage, Graz 1994.
- Zilian, Hans Georg/Verhovsek, Johann: Das Anforderungsprofil von Hilfskräften. Studie im Auftrag des IQUA – Schulungszentrum Fohnsdorf, Graz 1998.
- Ziman, John: Prometheus Bound. Science in a Dynamic Steady State, Cambridge 1994.
- Zoll, Rainer: Alltagssolidarität und Individualismus. Zum soziokulturellen Wandel, Frankfurt/M. 1993.
- Zukin, Sharon: Städte und die Ökonomie der Symbole, in: Volker Kirchberger/A. Göschel (Hg.): Kultur in der Stadt, Opladen 1998, 27-40.

Quellen

- Altrichter, Herbert u.a.: Schulautonomie in Österreich. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht u. Kunst, Klagenfurt 1992 (Bildungsforschung; 1). Amt für Statistik, Wahlen und Einwohnerwesen Graz (Hg.): Bevölkerung, Graz 1999.
- ARGE Schuldnerberatung (Hg.): 5 Jahre Privatkonkurs 1995 bis 1999, 2. Teil, in: ASB Informationen, August 2000, Nr. 3.
- Aus der Geschichte lernen – die Zukunft gestalten. Enquete zu Rassismus und Antisemitismus in Österreich 9.-11. Oktober 1996 (Informationsblatt des Vereins Zebra Nr. 4/1996).
- Bm:vw (Hg.): Hochschulbericht 1999, Band 2.
- Caritas Diözese Graz-Seckau: Leitbild, Stand 2002.
- Die Armutskonferenz (Hg.): »Und raus bist du ...!« Vierte Österreichische Armutskonferenz »Soziale und räumliche Ausgrenzung – inmitten einer reichen Gesellschaft«, Wien 2001.
- Europaparc: Europäische Wettbewerbe für neue Architektur. Ein Stück Stadt bewohnbar machen, o.O., o.J.
- Hanik, Harald/Hejl, Claudia: Konzept für ein Multikulturelles Zentrum in Graz. Erstellt im Auftrag des Magistrat Graz, Stadtplanungsamt, Graz 1997.
- Heise, Henriette/Jakobsen, Jakob: »Alle Macht der Freien Universität Kopenhagen«, 15. Juli 2001 (Künstlerischer Text).
- Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaften (Hg.): Massenmedien in Österreich. Medienbericht 4, Wien 1993.
- Jahresbericht 1999-2000 des Ausländerbeirates Graz.
- Kirisits, Marcel: Schein und Sein der neuen Arbeitswelt. Atypische Beschäftigung in der Steiermark, Graz 2002.
- Krivanec, Eva: Zwischen Autonomie und Ausgrenzung – Zur Lage externer LektorInnen und freier WissenschaftlerInnen in Österreich. Eine kurze Nachlese zur Enquete am 16.11. 2000 an der Universität Wien, in: Information. Projektzentrum Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Wien, 1 (2001), 25-26.
- Magistrat Graz (Hg.): Grobkonzept für die Neupositionierung des Griesplatzes und der Griesgasse als »interkulturelles Zentrum« von Graz, [unv. Manuskript] Graz 1998.
- Magistrat Graz: Kommunaler Wohnbau 1992 – 1997, Graz 1997.
- Österreichisches Statistisches Zentralamt: Sozialstatistische Daten 1980, Wien 1981 (Beiträge zur Österreichischen Statistik; 613).
- Statistisches Jahrbuch Graz 1988-1999, 31-40. Bd., Graz o. J.
- Verein ISOP (Hg.): FlüchtlingsLos. (Erwachsenenbildung – Steirische EB Informationen; 92), Graz 1992.

Medien

- Dalle, Ignace: Deux ans après la mort de Hassan II. Le Maroc attend le grand changement, in: Le Monde Diplomatique, Juin 2001, 15.
- Der Neue Grazer, 05. 09. 2002, »Schultüten bleiben oft leer«, 4-5.
- Der Standard, 09./10. 03. 2002, »Die schönen Erfolge sind etwas geschönt. Arbeitsservice peppt Vermittlungsstatistik auf«.
- Der Standard, 28. 03. 2002, »Kulturhauptstadt als Katalysator«.
- Der Standard, 18. 03. 2003, »Pensionsreform verschärft Ungleichgewicht«, 15.
- Gaisch, Hannes: Von Trauer und dem Beginn einer »neuen Zeit«, in: Kleine Zeitung 29. 04. 2001.
- Kleine Zeitung, 17.12. 1997, »Über 1000 Wohnungen fertig«, 18.
- Kronen Zeitung, 10. 09. 2002, »Teurer Schulanfang«, 14-15.
- Negt, Oskar: Die Krise der Arbeitsgesellschaft. Machtpolitischer Kampfplatz zweier »Ökonomien«, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, (07. 04. 1995), B 15, 3-9.
- Pädagogische Zeitschrift 2, 1990, 6.
- Schmidt, Colette M.: Ein Jahr vor 2003 wird gespart, in: Der Standard, 25. 01. 2002, 29.
- Stanzer, Thomas: Jugend-Terror ohne Ende, in: Kleine Zeitung, 20.07. 2000, 15.
- : Vorerst keine Hilfe gewährt, in: Kleine Zeitung, 21.08. 2000.
- Tscherne, Reinhold: Rädelsführer gekündigt, in: Kleine Zeitung, 24.02. 2000.
- Wlasak, Helmut: Suchtgiftrichter am Landesgericht für Strafsachen in Graz, in: Journal Graz, 1, 2002, 13.

Online

- Amnesty International: Jahresberichte-Archiv: Kamerun, Online: <http://www.amnesty.de/jb97/kamerun.htm> [02.12. 2001].
- Behr, Bettina: Projekt »Woment!«, Online: http://www.frauenservice.at/laufschr/ls0401_behr.html [14.01. 2002].
- Bourdieu, Pierre: Kultur in Gefahr, Online: <http://www.mip.at/de/dokumente/1628-content.html>. [08.11. 2001].
- Habermas, Jürgen: Der europäische Nationalstaat unter dem Druck der Globalisierung, http://www.blaetter.de/kommenta/habe_0499.htm. [30.7.2003]
- IG Kultur Österreich Homepage, Online: <http://igkultur.at/igkultur/kulturpolitik>. [18.02. 2002–29.03. 2002].

Autorinnen und Autoren

Carmen Höfler, studiert Kulturanthropologie und Kulturmanagement in Graz.

Cécile Huber, Sprachwissenschaftlerin und Soziolinguistin; Lektorin an der Universität Graz; Forschungsschwerpunkte: Sprache und Identität, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit.

Elisabeth Katschnig-Fasch, Professorin am Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie der Universität Graz; Forschungsschwerpunkte: Spätmoderner kultureller Wandel in den Alltagskulturen (Wohnen, Lebensstile), Urban Anthropology.

Gerlinde Malli, Studium der Soziologie und Kulturanthropologie in Graz. Dissertationsprojekt über die Paradoxien der Körperlichkeit.

Bettina Messner, Studium der Kunstgeschichte und Europäischen Ethnologie in Graz und Kiel; Lehrbeauftragte am Institut für Kunstgeschichte in Graz; Dissertation: »Kunst-Strategien in der postkommunistischen Ära.«

Anita Niegelhell, Studium der Europäischen Ethnologie/Volkskunde in Graz; Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterbeziehungen, Liebe/Partnerschaft; Dissertation zum Thema »Das Erbe«.

Manfred Omahna, Studium der Volkskunde/Kulturanthropologie und Architektur; Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Gebäudelehre und Wohnbau der Technischen Universität Graz; Dissertation: »Der plurale Raum. Globalisierung städtischer Räume und die Instrumentalisierung gesellschaftlicher Vielheit.«

Gilles Reckinger, Pendler zwischen Luxemburg und Österreich; Kulturanthropologie- und Soziologiestudium in Graz und Bonn; Arbeitet derzeit gemeinsam mit Diana Reiners an einer Dissertation zum Thema »Angst als Ausdruck und Instrument gegenwärtiger kultureller und sozialer Umbrüche.«

Diana Reiners, geb. in Tübingen; Studium der Kunstgeschichte und Kulturanthropologie sowie Architektur in Graz; Arbeitet gemeinsam mit Gilles Reckinger an einer Dissertation zum Thema »Angst als Ausdruck und Instrument gegenwärtiger kultureller und sozialer Umbrüche.«

Gabriele Skledar, Schauspielstudium; freie Journalistin; studiert Kulturanthropologie in Graz.

Johann Verhovsek, Studium der Volkskunde/Ethnologia Europaea und einer Fächerkombination aus Geschichte, Soziologie und Völkerkunde. Seit 1991 Lektor am Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie in Graz; freier Mitarbeiter im Büro für Sozialforschungen von Hans Georg Zilian.

Florence Weiss, Ethnopschoanalytikerin; Dozentin am Ethnologischen Seminar der Universität Basel; Veröffentlichungen: 1984 gemeinsam mit Fitz Morgenthaler »Gespräche am sterbenden Fluss. Ethnopschoanalyse bei den Iatmul in Papua-Neuguinea«, »Die dreisten Frauen. Eine Begegnung in Papua-Neuguinea.«, 1991.

Gerald Winter, studiert Geschichte und Volkskunde/Kulturanthropologie in Graz; Studienschwerpunkte: Migration, Stadträume und Institutionen.

Bernhard Wolf, freier Journalist und Künstler; Ausstellungen und Projekte in Österreich, Russland, Slowenien, Kroatien, Deutschland, USA; Mitglied des FOND, Graz und der Freien Akademie, Moskau.

